DAS WESTLAND: MAGAZIN ZUR KUNDE AMERIKANISCHER...

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Westland.

Magazin

zur

Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Dritter Band.

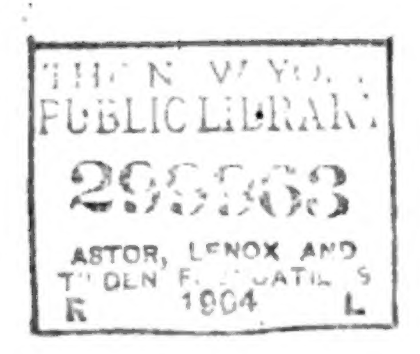
Bremen 1852.

C. Schünemann's Verlagshandlung.

Neu-York: G. & B. Westermann Brothers,
290 Broadway, corner of Reade-St.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google



Digitized by Google

299963

Das Westland.

Magazin

zur

Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Dritten Bandes, erstes Heft.

Inhalt.

Castelnau's Reise von Cuzco, auf dem Urubamba und Ucayale bis zum Amazonenstrom.
Waldleben und Waldabenteuer in Maine.
Das Klima und die Produkte des Pflanzenreiches auf der Landenge von Tehuantepec.
Neu-Mexico und die Apasches-Indianer.
Reisebriefe über nordamerikanisches Leben und Treiben.
Californien.
Die Deutschen in Amerika.
Ein deutsch-amerikanisches Urtheil über die deutsche Revolution.
Eine deutsche Zeitung in Neuyork.
Einwanderung und Bevölkerung der Vereinigten Staaten.
Eisenbahnen in den Verein. Staaten.
Aus einer Rede Websters.
Die Expedition nach Japan.
Die Einnahme von Buenos-Ayres durch General Urquiza.

Bremen, 1852.
C. Schünemann's Verlagshandlung.
Neu-York: G. & B. Westermann-Brothers,
290 Broadway, corner of Reade-St.

Druck von C. Schünemann.

Digitized by Google

Inhalt.

Dritter Band.

Erstes Heft.

Seite

Castelnau's Reise von Cuzco, auf dem Urubamba und Ucayale bis zum Amazonenstrom ... 1
Waldleben und Waldabenteuer in Maine ... 18
Das Klima und die Producte des Pflanzenreiches auf der Landenge von Tehuantepec ... 37
Neu-Mexico, die Apaches- und Pueblos-Indianer ... 51
Reisebriefe über nordamerikanisches Leben und Treiben ... 58
Californien ... 65
Die Deutschen in Amerika ... 67
Ein deutsch-amerikanisches Urtheil über die deutsche Revolution ... 68
Eine deutsche Zeitung in Neuyork ... 70
Einwanderung und Bevölkerung der Vereinigten Staaten ... 73
Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten ... 75
Aus einer Rede Websters ... 76
Die Expedition nach Japan ... 77
Die Einnahme von Buenos-Ayres durch General Urquiza ... 78

Zweites Heft.

Carawanenzug eines deutschen Goldjägers nach Californien ... 81
Ein Carawanenzug im Innern Brasiliens ... 112
Das Neuyorker Staatsgefängniß in Sing-Sing ... 115
Zur Sittengeschichte:
Die Sycologisten ... 119
Ein Tumult in St. Louis ... 121
Californische Begebenheiten ... 123
Aus Texas ... 125
Aus Neuorleans ... 125
Aus Kentucky ... 126
Zur Statistik der Vereinigten Staaten ... 1?6
Noch einmal die Mormonen im Utahgebiete ... 139

Digitized by Google

Seite
Dampfschifffahrt auf dem obern Mississippi 150
Wisconsins Bleireichthum 150
Die Ipecacuanha in Matto-Grosso................. 152
Faustin Solouque's Kaiserkrönung auf Haiti................................ 155
Notizen.. 159

Drittes Heft.

Diamanten in Brasilien.. 161
Ein Goldjäger in Californien.. 174
Das Gebiet Nebraska.. .. 182
Der Staat Pennsylvanien 186
Perlenfischerei im californischen Meerbusen................................ 193
Volksmenge in den bedeutendsten Städten der nordamerikanischen Union im Jahre 1850 194
Breiten- und Längenbestimmungen von zwei und sechszig Punkten in Amerika.... 196
Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 198
Die Vulkane in Mittel-Amerika 206
Die menschenfressenden Apiacas-Indianer.................................. 222
Die Tschiroki-Indianer in Nordamerika..................................... 223
Zeichensprache der Indianer auf den nordamerikanischen Prairien.............. 228
Deutsche Auswanderung nach Brasilien............................... 233
Die „Skinner" der Polizeihöfe in Neuyork 235

Castelnau's Reise von Cuzco, auf dem Urubamba und Ucayale bis zum Amazonenstrom.

Jener Theil von Peru, welcher sich von der am meisten nach Osten liegenden Kette der Cordilleren nach Morgen und Mitternacht erstreckt, und in diesen Richtungen von Brasilien und Ecuador begrenzt wird, ist noch wenig bekannt. Kaum ist je ein europäischer Reisender in diese Einöden gedrungen, welche auf den Charten als Pampas del Sacramento verzeichnet sind. Ihr Hauptstrom ist der Ucayale, einer der Hauptarme des Amazonenstroms.

Tschudi hat diese Gegenden nicht besucht; er bezeichnet den südlichen Theil der Pampa del Sacramento als die terra incognita von Peru; dieser Ausdruck paßt aber auch in gleichem Maße auf den nördlichen Theil. Erst vor wenigen Jahren hat ein französischer Reisender das kühne Wagstück unternommen, diese Gegenden zu besuchen. Bevor wir indessen einen Bericht über Castelnau's abenteuerliche Fahrt abstatten, wollen wir einige Mittheilungen nach Tschudi's bekanntem Werke über Peru vorausschicken. Wir setzen voraus, daß der Leser eine gute Charte zur Hand hat.

Der bei weitem größte Theil jener Ebenen wird von heidnischen, in keiner Art den Peruanern unterwürfigen Stämmen bewohnt, sogenannten Indios Bravos; so namentlich das Flußgebiet des Chanchamayo und Pirene. Von da wo sich der Pirene mit dem Apurimac zum Capanegua, der später den Namen Yana yanitiri und dann Ucayali oder Ucayale annimmt, vereinigt, bis zum Zusammenflusse dieses letztern mit dem Marañon, wohnt eine Anzahl von Stämmen, die großentheils nur den Namen nach bekannt sind; dasselbe gilt auch von denen, welche die zwischen dem Ucayale und Huallaga ausgedehnte Pampa del Sacramento bevölkern und sich größtentheils längs dem Ufer des Rio Pachitea aufhalten. Unter diesen wilden Stämmen nennt Tschudi die Casibos, welche gleich den Antes und Chunchos noch Menschenfresser sind. Sie machen ihre kriegerischen Expeditionen, um Gefangene zum Essen zu erobern. „Wenn nach der Regenzeit die Simirinches, Amahuacas und Consbos in die westlichen Wälder auf die Jagd ziehen, so fallen sie gewöhnlich in die Hände der Casibos, welche mit der täuschendsten Aehnlichkeit die Stimmen der Waldthiere nachahmen, so den Jägern der benachbarten Stämme hinterlistig Fallen legen, und sie dann im Triumphe als Schlachtopfer nach Hause führen. Werden sie selbst besiegt und müssen sie den andern Nationen als Sklaven dienen, so bleiben sie doch wegen ihrer Falschheit und ihres Blutdurstes höchst gefährliche Feinde, und der

Digitized by Google

Herr ist nie sicher gelegentlich von seinem Diener aufgefressen zu werden. In der Mission von Sarayacu hatte, wie Beltran erzählt, der Pater Plaza einen Casibo von zehn Jahren, den er mit seiner gewohnten Freundlichkeit behandelte; eines Tages aber verfolgte dieser, seiner thierischen Natur folgend, einen kleinen Knaben um ihn zu tödten. Und als der Pater ihm darüber Vorwürfe machte, entschuldigte er sich: er habe Hunger und wollte deshalb den Jungen auffressen. Bei den Casibos ist noch die fürchterliche Gewohnheit, daß sie Männer des eigenen Stammes todtschlagen und verzehren. Die nächsten Verwandten werden zum Mahle eingeladen, und erhalten die wohlschmeckendsten Theile, nämlich Ohren, Nasen, Hände und Füße. Es ist zu bemerken, daß sie nie Weiber fressen. Man könnte leicht geneigt sein, diese Schonung einer zarten Rücksicht für das schöne Geschlecht zuzuschreiben, sie hat aber einen weniger menschlichen Grund. Denn alle Indianer von Süd-Amerika, die noch unter dem dämonischen Einflusse der Zauberer und Aerzte stehen, welche eine fast übermenschliche physische und moralische Gewalt über sie ausüben, verabscheuen das Weib als etwas Unreines und Schädliches. Bei den weniger rohen Nationen zeigt sich dieser Abscheu im häuslichen Leben in einer gewissen unbesiegbaren Abneigung gegen die Frau; bei den Menschenfressern erstreckt er sich auch auf das Fleisch, das sie für giftig halten.“ (S. unten Seite 14.)

Wenden wir uns nun von dem Naturforscher aus St. Gallen zu dem französischen Reisenden. Herr von Castelnau verließ am 10. Mai 1846 die peruanische Hauptstadt Lima und begab sich nach der 192 spanische Meilen entfernten Stadt der Incas, nach Cuzco, das nach Pentlands Messungen 11,350 englische Fuß über der Meeresfläche liegt. Die peruanische Regierung hatte sich sehr willfährig gezeigt ihn nach Kräften zu unterstützen. Ein Offizier erhielt die Weisung ihn mit einer Abtheilung Soldaten zu begleiten. Er hatte aber unter dem Fremdenhasse, welcher die Peruaner auszeichnet, viel zu leiden, und seine Begleiter nützten ihm nicht nur nichts, sondern hinderten ihn auch auf alle Weise, bereiteten ihm Verlegenheiten, brachten ihn um einen großen Theil seiner wissenschaftlichen Instrumente und seines Gepäcks. Er verlor indessen den Muth nicht, und beharrte auf seinem Vorsatze von Cuzco aus den Urubamba und dann auf dem Ucayale bis zu dessen Mündung in den Amazonenstrom hinabzuschiffen. Nachdem er so viel Erkundigungen als irgend möglich eingezogen hatte, beschloß er in dem kleinen Dorfe Echarate, im Santa Annathale, einen Nachen zu besteigen. In Cuzco gab es Niemanden, der bis zum Ucayale vorgedrungen wäre; doch erfuhr er, daß in der Mission Cocabambilla zwei Franciscanermönche Auskunft geben könnten; sie ständen mit den Chuntaquiros-Indianern in Verbindung, welche an jenem Strome wohnen, und zuweilen die genannte Mission besuchen.

Am 21. Juli reisete Castelnau mit seinen Gefährten Osery und Deville, einem malayischen Diener Florentino und einem jungen Indianer Catama von Cuzco ab, nach dem nahe gelegenen Urubamba, d. h. Ebene der Spinnen.

Digitized by Google

Der Ort liegt an dem gleichnamigen Flusse, der als Hauptquellfluß des Ucayale betrachtet wird. Er führt auf den Charten viele verschiedene Namen, und ist derselbe mit dem Vilcanota, Yucay, Vilcomayo ꝛc. Am 22. erreichte er das nur vier Wegstunden entfernte Olliantay Tambo, wo sich merkwürdige Ruinen aus der alten peruanischen Zeit befinden. Der Sage zufolge war Olliantay ein Fürst aus dem kaiserlichen Geblüte der Incas. Von heftiger Leidenschaft zu einer Vestalin ergriffen, drang er in den Palast der Sonnenjungfrauen. Wegen seines hohen Ranges wurde er mit der Todesstrafe verschont, aber auf den öffentlichen Plätzen Cuzco's körperlich gezüchtigt. Seitdem kochte er Rache gegen den Inca, und erklärte sich für unabhängig. Das Kriegsglück war ihm günstig, bis einer seiner Feldherren durch Verrath dem Feinde die Thore der für unüberwindlich gehaltenen Festung öffnete. Olliantay wurde getödtet. Noch jetzt sieht man auf den Hügeln neben dem Orte Trümmer der alten Festung, namentlich Mauern von ungeheurer Dicke. Osery fand auf einem Gipfel ein merkwürdiges „astronomisches Denkmal,“ nämlich ein viereckiges Gebäude, das auf jeder Seite drei Fenster hatte, zusammen zwölf, welche den Monaten des Jahres entsprachen. Castelnau und Deville fanden einen Altar, zu welchem steile Stufen hinaufführten; wenn er wirklich zu Menschenopfern gedient hat, so muß er über die Incazeit hinausreichen. Weit und breit auf den benachbarten Bergen lagen mächtige Trümmer, und selbst auf einem spitzen Felsen alte Festungswerke. Von dieser Höhe ließ, der Sage zufolge, Olliantay die Kriegsgefangenen hinabstürzen. Diese Alterthümer verdienten eine sorgfältige Erforschung, welche ihnen noch nicht zu Theil geworden ist.

Am 25. erreichten die Reisenden das durch den Anbau der Coca berühmte Thal von Santa Anna. Je weiter sie von den Höhen in wärmere Gegenden hinabstiegen, um so bewohnter erschien das Land; auf allen Seiten erblickten sie Pflanzungen von Coca, Manioc, Zuckerrohr, Cocospalmen und Cacao. Dieses Thal bildet eine der schönsten Gegenden in Peru. Deutsche Reisende, insbesondere Pöppig und Tschudi, haben ausführlich über die Coca geredet. Die Blätter dieses Strauches, Erythroxylon Coca, bilden einen wichtigen Handelsartikel. Der Indianer vermischt die Coca mit ein wenig Kalk, ähnlich wie der Malaye den Betel, und trägt immer davon bei sich; denn er nimmt täglich fünf bis sechs Mal seine Coca, die ihm nicht nur den Taback sondern im gewissen Sinne auch das Brot ersetzt. Zu den Zeiten der Incas galt die Coca für heilig, der Priester konnte keine heiligen Handlungen verrichten, wenn er nicht eine aus Cocablättern bereitete Kugel (Acullico) im Munde hielt. Die beste Coca wächst in den Yungas de la Paz; nächstdem folgen an Güte die von Corabaya und Paucartambo, nachher die von Marcapata und Santa Anna. Es mag in Peru etwa anderthalbhundert große Cocapflanzungen geben.

Schon im Thale von Santa Anna ging das Leiden der Reisenden an; die ihnen zur Bedeckung mitgegebenen Soldaten rissen aus, und als sie eine Strecke weit auf dem Strome gefahren waren, sahen sie sich am Ende ohne

eigentliche militärische Begleitung. Von der Mission Cocabambilla schloß sich ein achtzigjähriger ehrwürdiger Franziskaner ihnen an. In der Nähe schossen sie einen peruanischen Felsenhahn (Pipra peruviana) der nur auf den unzugänglichsten Bergklippen wohnt; man findet ihn häufig in allen Thälern nördlich und östlich von Cuzco, und er kommt auch in den Yungas von la Paz vor. Die Eingeborenen nennen ihn Tunqui. Er sitzt gewöhnlich auf hohen Bäumen, namentlich auf den Cinchonaarten, von deren Früchten er sich nährt. Bei Tage, so lange die Hitze dauert, hält er sich still, aber gegen Abend und früh Morgens fliegt er sehr rasch, und schreiet so laut und sehr rauh, wie viele andere prächtig befiederte Vögel.

Unweit von Cocabambilla, am Ufer der Urubamba, liegt der Weiler Echarate, in dessen Umgegend viel Quinquina eingesammelt wird. Dort zimmerte man Flösse und Nachen, und die Flußreise begann. Am 14. August wurde die Expedition von einem ehrwürdigen Greise, Fray Ramon Bousquet, aus Cocabambilla, eingesegnet. Sie hatten vier Nachen (Pirogen) und zwei Flösse. Der peruanische Officier Carrasco zeigte schon hier bösen Willen; er ließ viele Lebensmittel zurück, hatte anderes zur Reise Gehörige verkauft; die Nachen waren schlecht und hielten kaum das Wasser. Gleich unterhalb Echarate beginnen die Wasserfälle und Stromschnellen des Urubamba, deren die Reisenden nicht weniger als ein und vierzig zurückzulegen hatten, ehe sie in das schiffbare Fahrwasser des Ucayale kamen. Manche dieser Stromschnellen bildeten eine ganze Reihenfolge von Cascaden. Das Land ist noch völlig unbesiedelt.

Am 18. August, also nach vier Tagen, machte sich schon Mangel an Lebensmitteln fühlbar. „Wir hatten nur noch Vorräthe auf etwa drei Tage, und wußten doch, daß wir im allerglücklichsten Falle unter einem Monat keine christliche Behausung erreichen konnten. Das Land in welches wir nun eindrangen, war völlig unbekannt. Wir hatten bereits die Gefahren der Cascaden des Urubamba kennen gelernt, und wußten, daß im untern Laufe des Flusses noch ganz andere Beschwerden uns bevorstanden. Dazu kam daß die wilden Stämme dieses Landes für grausam, verrätherisch und blutgierig gelten; schon der bloße Name der Pampa del Sacramento flößt einem Peruaner Furcht und Schrecken ein. Wir wollten und sollten alle diese Schwierigkeiten überwinden, und waren nur eine Handvoll unter sich uneiniger, und nur mangelhaft bewaffneter Leute. So betrachtete ich meinen Tod als unvermeidlich. Aber ich hatte mich einmal auf diese Expedition eingelassen und war entschlossen meinen Vorsatz auszuführen, wenn ich auch dabei zu Grunde gehen mußte."

Es würde unsere Leser ermüden, wenn wir die Ereignisse der Stromfahrt mit allen ihren Einzelnheiten darstellen wollten. Castelnau hatte durch den bösen Willen des peruanischen Officiers Carrasco und Entbehrungen aller Art schwer zu leiden, und nur wie durch Wunder überwand er alle Gefahren. Gleich in den ersten Tagen schlug einer der Nachen um, und der letzte Sack

Reis ging verloren; so blieben nur noch zwanzig Pfund Chocolade als Nahrungsmittel übrig; auch vom Schiffszwieback war kein Vorrath mehr da, und man mußte sich mit grüner Yuca behelfen. Die Nächte waren kalt und regenig, die Tageshitze war fast unerträglich. Die Expedition bestand jetzt aus vierzehn Köpfen. Die Reisenden mußten am Ufer noch einen Theil ihres Gepäcks zurücklassen, da noch ein Nachen unbrauchbar geworden war. Von Instrumenten konnten sie nur einen Barometer, Thermometer und Hygrometer mitnehmen und einige Kleidungsstücke. Am wichtigsten für sie waren einige Kisten mit Messern, Beilen, Spiegeln und anderen Kleinigkeiten, weil diese zum Tauschhandel mit den Wilden bestimmt waren. Nur für diese konnten sie hoffen Lebensmittel und Ruderer zu erhalten. Das Geld war so unnütz geworden, daß sie lange im Zweifel waren, ob sie nicht auch einige mit Piastern gefüllte Beutel wegwerfen sollten. Denn zu was sollten diese ihnen am Ucayale nützen, wo der Indianer gar nicht weiß, was eine Münze bedeutet? Sie behielten indeß die Piaster für den Fall, daß sie doch so glücklich sein würden, den Amazonenstrom zu erreichen.

Der Expedition hatten sich einige wilde Antis-Indianer angeschlossen. »Unter denselben fiel mir einer auf, weil er bei uns blieb, auch nachdem seine Landsleute fortgezogen waren. Ich erfuhr etwas von seiner Lebensgeschichte. Auf einem Zuge in die höher gelegenen Theile des Landes hatte er sich in ein Mädchen seines Stammes verliebt, dasselbe vom Vater gekauft, und zwar für ein Beil. Als er aber vor der Hütte erschien, um seine Verlobte abzuholen, wurde er fortgejagt. Er bekam weder das Mädchen, noch erhielt er sein Beil zurück. Voll von Wuth und Rachegefühl über diesen Betrug lauerte er im Walde dem Vater des Mädchens auf, fand ihn unter einem Baume schlafend und erschlug ihn. Darauf drang er in die Hütte, und ermordete in derselben zwei Männer, drei kleine Kinder und vier Weiber; unter diesen auch die Verlobte. Mit demselben Beile, mit welchem er zehn Menschen erschlagen, kam er zu uns, und er war unter allen unsern Begleitern der zuverlässigste!«

Die Reisenden waren bald erkrankt, und es bemächtigte sich ihrer eine trübe, düstere Stimmung. Der alte treffliche Franciscaner sprach ihnen Muth ein, und so fuhren sie getrost weiter, von einer Stromschnelle und Kaskade zur andern. An einem Tage schlugen zwei Nachen um; auch die Chocolade ging verloren. Je weiter sie stromabwärts kamen, um so mehr nahm der Pflanzenwuchs einen tropischen Charakter an; sie waren nun in der Region der Palmen. Wenn sie Abends am Ufer sich lagerten, kamen gewöhnlich Indianer aus den Wäldern und stahlen was irgend zu nehmen war. »Die Antis an der Mündung des Quitini und Cusirini rauchen den Taback auf eine ganz eigenthümliche Weise. Die Pfeife besteht aus einem Rohre, das aus zwei in rechtem Winkel mit einander verbundenen Knochen zusammengesetzt ist; in das Rohr stopfen sie grünen Taback, den sie beinahe zu Staub zerrieben haben, und in Muscheln bei sich führen. Ist derselbe angezündet, so steckt der eine Indianer das eine

Ende des Rohres in ein Nasenloch, während der andere das andere Ende des Rohres in den Mund nimmt, und jenem aus aller Kraft den Tabacksdampf in die Nasenlöcher bläst. Dabei ist der letztere in einem Zustande von Seligkeit, er kennt keinen höhern Genuß, als auf solche Weise Taback zu rauchen." Wir wissen aus Humboldt's Reisebericht, daß die Otomaken am Orinoco gleichfalls mit den Nasenlöchern rauchen.

Am 23. August überzeugten sich die Reisenden, daß ein großer Theil der zum Tausch mit den Indianern bestimmten Waaren durch Feuchtigkeit verdorben war, namentlich die Spiegel und Messer; auch das in Blechbüchsen aufbewahrte Pulver war naß geworden, und die zum Ausstopfen der Thierbälge bestimmte Baumwolle war unbrauchbar, weil die Körner derselben gekeimt hatten. Sie hatten keinen Bissen mehr zu essen, und sahen sich auf etwas schlechte Chocolade und den Ertrag der Jagd angewiesen. Ringsum wuchsen Cacaosträuche und Coca, aber die Früchte der einen und die Blätter der andern waren noch nicht reif. In den Wäldern trieben sich Brüllaffen (Mycetes seriCulus) umher. Castelnau hatte unterwegs von Indianern mehrere gezähmte Thiere gekauft, namentlich auch einen Coïtaaffen (Ateles paniscus), den man wegen des Mißverhältnisses seiner Glieder auch wohl den Spinnenaffen nennt. Er war gegen jeden kalten Luftzug sehr empfindlich, und lag gern dicht am Feuer. Die Luft galt für frisch, wenn der Thermometer auf 23 Grad stand.

Am 26. August Morgens lagerte man an der Mündung des kleinen Flusses Samayato; während der Nacht war eine der Pirogen vom Strom fortgerissen worden und verloren gegangen. Man brauchte anderthalb Stunden, um eine Cascade zu umgehen, die aus zwei starken Stromschnellen bestand. Gleich nachher waren zwei andere Wasserfälle zu passiren. Castelnau kam glücklich hinüber; ein anderer Nachen gerieth in eine falsche Strombahn; die Peruaner und Indianer sprangen ins Wasser, um sich zu retten. Nur der achtzigjährige Franciskaner konnte das Fahrzeug nicht verlassen, das pfeilschnell dem Abgrunde zuschoß. Er sang Psalmen; dann wurde seine Stimme vom Geräusch des Wasserfalles übertäubt, in welchem er verschwand. Man fand ihn nicht wieder. Nachdem die Expedition noch eine lange Reihenfolge von Stromschnellen passirt hatte, fuhr sie in einen Nebenarm; wo dieser mündet, wird der Strom breiter und bildet die letzte Cascade, welche von den Indianern Tonquine genannt wird. Von nun an findet die Schifffahrt keine Schwierigkeiten mehr, und man hat die ungeheueren bewaldeten Flächen vor sich, welche unter dem Namen der Pampas del Sacramento bekannt sind. Jener Punkt liegt sechszig spanische Meilen von Echarate; der Barometer zeigte einen Unterschied von 21 Millimetres, was für die angegebene Strecke ein Gefäll von $279_{,84}$ Metres, oder etwa $4_{,650}$ M. für die spanische Meile ergiebt. Das Thal von Echarate liegt $667_{,2}$ Metres über der Meeresfläche; der Wasserspiegel am Fuße der letzten Stromschnelle $387_{,68}$ M. Wenn einst der Ucayale von Schiffen regelmäßig befahren wird, so kann es nicht fehlen daß an jener Stelle eine Hafen-

stadt erbauet wird, von welcher man dann eine Landstraße bis zum St. Annathale herrichten muß. Der Strom ist dort breit und ruhig, die Entaïpavas, d. h. raschen Strömungen, an einzelnen Stellen sind weder bedeutend noch gefahrbringend.

Die Expedition war ohne Lebensmittel; Alle litten durch Hunger. Die Indianer warfen Counonwurzel in den Fluß; dadurch wurden die Fische betäubt, die man fing und kochte. Hin und wieder erhielt man auch einige Bananen, und einigemale auch einen Lamentin, den die Spanier Vaca marina, Seekuh, nennen. In jener Gegend hausen Chuntaquiros-Indianer unter Hütten aus Palmzweigen und Blättern; dort mündet auch der Camizea, ein ansehnlicher Fluß, so breit wie der Urubamba; aber Castelnau konnte nichts Näheres über seine Quelle und seinen obern Lauf erfahren. In den Wäldern fand man viele Hokkos; Peccaris (Schweine) wurden von Jaguars verfolgt, am Ufer hielt sich Ardea helias auf, der sogenannte Sonnenvogel, dessen feines Pfeifen man aus weiter Ferne hört. Hier erschienen auch rothe und blaue Aras, man begegnete auf dem Strome einen Nachen, in welchem Chuntaquiros saßen. Sie trugen lange schwarze Gewänder und hatten sich das Gesicht schwarz bemalt; die Familie bestand aus zwei Männern, zwei Weibern und zwei Kindern. Die eine Frau war erst acht Jahre alt. Am 31. August Mittags zeigte der Thermometer 29° 9′ im Schatten, in der Sonne 41° 1′ zur Mittagszeit; aber um 1 Uhr im Schatten 34°; die Temperatur des Flusses war 29° 1′; um 2¼ Uhr hatte die Luft im Schatten 33° 5′, in der Sonne 42° 6′. Nicht ohne Ueberraschung hörten die Reisenden, daß die Kinder der Chuntaquiros Vater und Mutter mit Papa und Mama anredeten. Das ist übrigens bei allen wilden Völkern am obern Amazonenstrome der Fall; auch in der Quichuasprache bedeutet der Naturlaut Mama die Mutter, worauf schon La Condamine hingewiesen hat.

Am 3. September befanden sich die Reisenden an der Mündung des kleinen Flusses Sipoa. Dort stand eine verlassene Hütte; neben derselben war eine kleine Pflanzung von Bohnen. Als sie davon genossen, wurden sie krank, denn diese Bohnenart ist giftig. Die Indianer nennen sie Poe, und essen nur die gekochte Wurzel, nachdem sie dieselbe zweimal in siedendem Wasser abgesotten haben. Bald nachher gelangten sie nach Cipa oder Sipa, einer Ortschaft die aus zwei großen Hütten bestand. Ringsum waren Pflanzungen von Bananen und Taback. Sie erfuhren dort daß die Chuntaquiros in Feindschaft mit den Impeteneres leben, einem Stamme der auf der rechten Seite des Urubamba im Innern lebt. Er kommt alljährlich einmal an den Strom um Steine zu holen, aus welchen Beile und Messer bereitet werden. Denn in ihrem Lande giebt es keine Steine, auch kennen sie den Gebrauch des Eisens nicht. Wenn sie nun kommen um Steine zu holen, werden sie von den Chuntaquiros überfallen.

Am 5. September gewahrte man am linken Ufer schönbewaldete Hügel. Die Indianer sagten, hinter denselben fließe der Rio Tambo; so nennen sie

den Apurimac. Eine Strecke vor dem Zusammenflusse dieses letztern und dem Urubamba (beide zusammen bilden dann den Ucayale), ging eine Indianerin ans Land um einen Pfeil im Walde zu verstecken. Castelnau konnte nicht in Erfahrung bringen, was diese geheimnißvolle Handlung bedeuten sollte. Bald darauf erreichte man zwei kleine Arme des Rio Tambo, welche in der Regenzeit sich vereinigen. Ihr Wasser war klar, jenes des Urubamba dagegen trübe. Nach etwa einer Viertelstunde war die Hauptmündung erreicht.

Jetzt war man also auf dem eigentlichen Ucayale, an welchem, 3 Meilen vom Zusammenflusse des Urubamba und Apurimac, das kleine von nur 52 Menschen bewohnte Indianerdorf Santa Rosa lag. Es besteht aus acht Hütten aus Palmzweigen; die Bewohner, Chuntaquiros, zeigten sich gastfrei; einer von ihnen, Antonio, sprach auch Quichua; Fische und Manioc wurden reichlich aufgetragen. Aber das Volk gilt für treulos; Castelnau konnte nur auf sich selbst, seinen Gefährten Deville (Osery war von Echarate mit einem Auftrage nach Lima zurückgegangen) und seinen malayischen Diener rechnen. „Wir wußten daß dieses Volk manche Missionäre ermordet hatte, welche in die Pampas del Sacramento vorgedrungen waren; und daß vor einiger Zeit acht peruanische Soldaten, welche den Apurimac hinabschifften, spurlos verschwanden. Wir hielten also Wacht. Die Indianer kamen während der Nacht mehrmals und betrachteten uns. Erst zu Saracayu erfuhr ich vom Pater Plaza daß jene acht peruanische Ausreißer bis zum Dorfe Santa Rosa gekommen und bei Nachtzeit von demselben Antonio ermordet worden waren, in dessen Hütte wir uns eben jetzt befanden. Ich glaube, wir selbst kamen nur mit dem Leben davon, weil Antonio wußte, daß unsere zurückgebliebenen Gefährten am andern Tage im Dorfe eintreffen mußten. Am andern Morgen unterhandelte ich mit den Indianern um von ihnen Begleiter bis Sarayacu zu erhalten; jeder derselben sollte ein Beil, einen Säbel, vier Messer, drei Taschentücher, zwei Scheeren und einige Angelhaken, Nadeln und Glasperlen erhalten. Santa Rosa, wie gesagt unfern von der Mündung des Apurimac, liegt 240 Metres über dem Ocean, und 147,60 Metres unter den großen Cascaden." — Bei der Abreise von Santa Rosa hatte Castelnau seinen Barometer vergessen, wie er denn überhaupt in mancher Beziehung sorglos erscheint, so kühn und tüchtig er auch in mancher andern Hinsicht sich zeigt. Am linken Ufer des Ucayale lag eine waldige Gebirgskette, welche die Indianer Unini nannten. (Auf den Charten ist in jener Gegend ein Fluß Unini verzeichnet). Am 11. September erreichten sie Cybiya, ein Dorf der Conibos, das gleichfalls nur aus zwei sehr großen Hütten besteht. Solcher Wohnorte liegen noch viele andere dem Strom entlang. Am 12. September erblickten sie das Gebirge hinter welchem, im Westen, der Rio Pachitea fließt. Einer der peruanischen Begleiter kaufte einen jungen Indianer als Sklaven für ein Messer.

„Bald nachher begegneten uns zwei Pirogen mit Conibos. Sie suchten Wachs. Sobald unsere Indianer Leuten von ihrer Farbe begegneten, schwatzten

sie stundenlang mit ihnen und aßen dabei unaufhörlich. Ich habe nicht selten gesehen, daß sie dabei nach einander vier bis fünf Mal den Inhalt ihres überfüllten Magens ausleerten. Die Wilden am Urubamba und Ucayale haben unsere Geduld häufig auf eine harte Probe gestellt. Sobald wir zu irgend einem Dorfe gelangten, stellten unsere Indianer sich in einen Kreis, einer von ihnen hielt an die Bewohner eine lange eintönige Rede. Sobald er damit fertig war, nahm der Aelteste unter den Angeredeten das Wort und wiederholte mit äußerster Genauigkeit Alles, was der Andere gesagt hatte. Beging er einen Irrthum, so fiel man ihm sogleich ins Wort, berichtigte ihn, und er mußte nun wieder von vorne anfangen. So verging oft über eine Stunde Zeit. Wir erfuhren, daß sie einander Alles, was uns betraf, mit der ausführlichsten Genauigkeit erzählten. Auf solche Weise pflanzen sich bei ihnen Ueberlieferungen fort.“

„Als wir uns gelagert hatten, brach ein Sturmgewitter los, und es regnete wie in Strömen volle zwei Stunden lang. Nun verließen wir die armselige Hütte, welche wir den Peruanern überließen, und gingen an's Ufer, wo wir hinter einem dicken umgestürzten Baume Schutz suchten. Es gelang uns, ein Feuer zu machen, in welches wir einige Maniocwurzeln warfen; das sollte unser Nachtessen sein. Bald schien es, als ob eine menschliche Gestalt sich nähere, und bald nachher kam wirklich ein nackter, vor Frost bebender Conibos-Indianer heran und setzte sich an das Feuer. Gleich nachher erschien ein zweiter in demselben jammervollen Zustande. Als sie sahen, daß wir ihnen nichts zu Leide thun wollten, kamen auch einige Frauen, die Kinder an der Hand hatten. Sie blieben hinter dem umgestürzten Baume stehen, traten nach und nach schüchtern heran und setzten sich zwischen uns nieder. Bald waren etwa zwanzig Wilde bei uns, und da sie sich vollkommen friedlich benahmen, so theilten wir mit ihnen unsere allerdings dürftige Abendmahlzeit. Jeder von ihnen erhielt nur wenig, nahm es aber dankbar an, und bald herrschte gegenseitig das beste Einvernehmen. Sie betrachteten uns sehr aufmerksam und brachen oft in lautes Lachen aus. Wir erschienen ihnen wohl als sehr lächerliche Personen. Der ganze Auftritt hatte doch etwas sehr Interessantes. Ringsum lag Alles im tiefsten Dunkel; eine zahlreiche Menschengruppe saß zusammengekauert neben einem umgestürzten Baumriesen um ein flackerndes Feuer. Jene dunkelgefärbten Wesen schienen kaum unserer Menschengattung anzugehören; ihre braune Farbe, ihr dicker, namentlich bei den Kindern fast kugelrunder Bauch, ihre mageren Arme und Beine und die sonderbare Gestaltung ihres Kopfes ließen sie als Wesen einer ganz andern Art erscheinen, als Figuren, wie wohl der Traum sie dem Fieberkranken vorschwirrt. Doch schliefen wir Ermüdeten am Ende ein. Ich hatte noch nicht lange geruht, als ein Indianer mich weckte; er legte mir die Hand auf die Schulter und führte mich abseiten zu einem Kinde, über dessen Haupte er ein Zeichen des Kreuzes machte. Ich betrachtete den Indianer nicht ohne Erstaunen. Er ging und holte Wasser in einer Kürbisschale, und sprengte einige

Tropfen auf das Haupt seines Kindes. Nun begriff ich, daß er seinen Sohn durch mich taufen lassen wollte. Ich wagte indessen nicht, seinen Wunsch zu erfüllen und bedeutete ihm, mit mir zu den Missionären von Sarayacu zu gehen. Das schien ihm nicht recht zu sein, und er ging wieder zum Feuer."

Am andern Tage gab es einmal Speise in Fülle. Die Indianer fanden unter dem Sande eine Menge Eier von Schildkröten; auch viele von diesen letzteren wurden gefangen. Man fand Eier zu vielen Hunderten, und zwar von zwei verschiedenen Arten, runde und längliche. Viele der letzteren enthielten schon vollständig ausgebildete Jungen, welche von den Indianern im Feuer geröstet und mit Gier verschlungen wurden. Es sah merkwürdig aus, wie diese Thierchen sogleich zu gehen anfingen, nachdem ihre Hülle zerbrochen war. Allemal nahmen sie mit wunderbarem Instincte die Richtung nach dem Flusse hin und thaten es auch dann, wenn man sie ganz in die Nähe einer Wasserpfütze brachte. Pfannkuchen aus Schildkröteneiern mit Manioc in Schildkrötenfett gebraten, war in der That eine leckere Mahlzeit für die Ausgehungerten.

Die Reisenden hatten von den Indianern einige Tukans (Pfefferfresser) eingehandelt, sehr gefräßige Vögel, die oft eine ganze Banane verschlangen, diese wieder von sich gaben, und dann aufs Neue zu fressen anfingen. Der Schrei dieses Vogels ist sehr stark, und lautet Krik-kri-kui; die letzte Sylbe stößt er besonders scharf hervor. Er trinkt auf eigenthümliche Art; er hält den vordern Theil seines mächtigen Schnabels ins Wasser, das er mit einem tiefgeholten Luftzuge einschlürft, und wirft dann mit einem starken Ruck seinen Kopf hintenüber.

Am 16. September wurde die Mündung des Rio Pachitea erreicht; in ihrer Nähe haben die Missionäre bei einem großen Dorfe ein Kreuz aufgepflanzt. Castelnau begrüßte dieses Zeichen als einen Vorläufer und Vorboten der christlichen Civilisation. In jenem Dorfe wohnen etwa dreihundert Conibos, die fast alle abgeplattete gedrückte Köpfe haben. Die Pachitea ist an der Mündung etwa so breit wie die Seine unterhalb Paris; unterhalb derselben hat der Ucayale die Breite der Themse bei London. In jenen Gegenden ist die prächtige Harpyie, Falco cristatus, sehr häufig. Stromabwärts beginnt das Land der Sepibos. In einer ihrer Hütten kauften die Reisenden einige Hühner, und gaben eins davon den sie begleitenden Chuntaquiros. Diese rauften dem Thiere die Federn aus, und steckten es lebendig ans Feuer! Die Sepibos waren freundlich und halfen gern mit Bananen und Manioc aus; überhaupt sind sie civilisirter als die übrigen Völker am Ucayale; ihre Hauptwaffe ist ein langes Blaserohr, aus welchem sie kleine vergiftete Pfeile schießen; sie führen aber auch Bogen und Keule. Der Lamentin giebt ihnen ein Hauptnahrungsmittel; sie fischen ihn mit Harpunen. Alle Völker am Ucayale haben eine gleichförmige Kleidung; sie besteht aus einem langen offenen Gewande. Nur mit Mühe kann man die einzelnen Stämme von einander unterscheiden. Doch bemalen sich die Antis gewöhnlich roth, die Chuntaquiros dagegen weiß;

die Conibos erkennt man an ihren plattgedrückten Köpfen; jene tragen eine Art spitziger Kappen, diese dagegen hohe spitzige Strohhüte, um den Kopf gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen zu schützen. Die Conibos lieben Glasperlen und verfertigen recht hübsches mit rautenförmigen Figuren verziertes Töpfergeschirr von dunkelrother Farbe.

Am 27. September befanden sie sich endlich in der Nähe der Mission Sarayacu, die in einiger Entfernung vom Flusse liegt. „Herr Deville und ich waren so abgemattet, und unsere Beine waren dermaßen angeschwollen, daß wir uns kaum noch auf den Beinen zu halten vermochten.“ Carrasco ging mit seinen Freunden und unserm Malayen voraus. Wir saßen betrübt am Stromufer als wir, etwa um 9 Uhr Abends, aus dem Walde Gesang herüber schallen hörten. Bald nachher kam unser Malaye Florentino freudig auf uns zu; bei ihm waren zwölf Indianer mit Fackeln und ein europäisch gekleideter Mann. Dieser sagte uns in englischer Sprache, er heiße Hacquett, sei um Handel zu treiben ins Land gekommen und wohne seit etwa einem Jahre in der Mission. Der berühmte Pater Plaza, Vorsteher derselben, habe ihn beauftragt uns willkommen zu heißen, da ihn selbst die Last seiner Jahre verhindere, uns persönlich entgegen zu gehen. Die Indianer brachten uns Hühner, Eier und eine Flasche Wein. Herr Hacquett blieb bis Mitternacht bei uns. Von ihm erfuhren wir daß die Mission Sarayacu zwei spanische Meilen weit landeinwärts lag; am andern Morgen würden Indianer kommen um uns dorthin zu tragen. Die peruanische Regierung hatte ihr Versprechen gehalten und den Missionen von unserer Reise Nachricht gegeben; der Bischof von Maynas hatte sogar einen besonderen Boten zu diesem Zwecke umhergeschickt. Doch hielt Pater Plaza die Reise von Cuzco nach Sarayacu auf dem von uns eingeschlagenen Wege für eine Sache der Unmöglichkeit; er hat uns todt geglaubt und schon Seelenmessen für uns gelesen!“

„Am andern Morgen erschienen vier und zwanzig Indianer mit einem kleinen Nachen, in welchem sie uns auf ihren Schultern bis zur Mission tragen sollten. Sie gehörten zum Stamme der Panis, trugen Beinkleider und ein kurzes Hemd. Je weiter wir uns vom Ufer des Ucayale entfernten, um so dichter und üppiger erschien der Pflanzenwuchs, die Bambus bildeten einen undurchdringlichen Wald, prächtige Schmetterlinge schimmerten im Sonnenglanze, und in den Zweigen der Bäume wiegten sich buntfarbige Tukans. Den kleinen Saracayufluß aufwärts gehend, gelangten wir nach zwei Stunden zur Mission, wo Pater Plaza uns mit offenen Armen empfing. Dieser ehrwürdige Greis war damals an achtzig Jahre alt, aber noch frisch und rüstig, und wohlbeleibt. Er war umgeben von einer großen Menge Indianer; einige spielten Flöte, andere rührten Trommeln und Cymbeln, noch andere trompeteten, viele tanzten und sprangen, und etwa vierzig mit Musketen Bewaffnete gaben uns zum Gruß eine Salve. Nun setzte sich der Zug in Bewegung, der Pater nahm mich am Arme, um mich beim Gehen zu unterstützen. Voran gingen die Spiel-

leute, dann folgten die nicht christlichen Chunchos, welche mich nach Sarayacu geleitet hatten und die man mit großer Zuvorkommenheit behandelte; hinter ihnen gingen die Bewaffneten, Flintenträger wie Bogenschützen; nach ihnen das übrige muntere Volk der Mission. So ging es durch das Dorf zur Kirche, in welcher der alte Priester ein Dankgebet sprach. Von dort begaben wir uns in das sogenannte Kloster in welchem die Missionäre wohnen. In dem großen Saale trug man Schildkröten, Fische, Bananen und Syrup zum Frühstück auf; Maniocwurzeln ersetzten die Stelle des Brotes. Die Indianer machten draußen Tafelmusik und zogen dann im Umgang durch den Saal. Es mochten sich in demselben wohl an fünfhundert Personen zusammengefunden haben. Abends geleitete uns der Pater in unsere Gemächer und gab uns seinen Segen."

„Während unseres Aufenthalts zu Sarayacu erzeigte man uns die wohlwollendste Gastfreundschaft. Das gilt nicht nur vom Pater Plaza, sondern auch von den beiden anderen Mönchen, welche kurz vor uns aus dem Kloster Ocopa nach der Mission gekommen waren. Sie hatten eine lange und gefahrvolle Reise den Pachitea hinab gemacht. Wir trafen es sehr günstig, daß eben das Fest des Schutzpatrons von Sarayacu, des heiligen Franciscus, gefeiert wurde. Seit vierzehn Tagen hatten die Indianer dazu Vorbereitungen getroffen und es an reichlichem Genusse der Chica nicht fehlen lassen. Am Morgen des Festes wurde schon vor Tagesanbruch gepufft und geknallt; um sieben Uhr wurde Messe gelesen; die Indianer beobachteten dabei die anständigste Haltung. Die Männer trugen Beinkleider und ein Hemd von weißer Baumwolle; die Frauen ein braunes Gewand; an der Kirchenthür standen Bewaffnete. Nach der Messe kam eine Schaar Tänzer, den Kopf mit Federn, die Beine mit Schellen verziert, und eine Art Federbusch in der Hand haltend, in die Kirche. Sie führten seltsame Stellungen auf, begleiteten nachher die durch das ganze Dorf ziehende Procession und kehrten mit derselben ins Kloster zurück. Während wir frühstückten, wurde unaufhörlich getanzt und musicirt. Nachher setzten wir uns vor die Thür. Aus einer großen Hütte drang Wehklage. In derselben saßen die Aeltesten mit dem Dorfschulzen (Alcalde) zu Gericht. Eben hatten sie über zwei Ehebrecher Strafe erkannt; der Mann hatte siebenundvierzig, die Frau fünfundzwanzig Hiebe verwirkt, die mit einer aus Lamentinhaut verfertigten mächtig großen Peitsche ausgetheilt wurden. Der Geistliche erkennt keine Züchtigungen zu, er behält sich nur das Recht vor, die Strafe zu mildern, bei deren Vollzug meist die gesammte Bevölkerung zugegen ist. Hat der Verurtheilte sie empfangen, so giebt der Alcalde ihm den Friedenskuß und, was ihm ohne Zweifel erquicklicher vorkommt, ein Glas Branntwein. An jenem Tage brachten die Indianer dem Pater eine Menge von Gegenständen, z. B. Schildkrötenfleisch auf einer Schüssel, Palmkohl, Manioc, Bananen, Syrup, Fische, Hühner, Kuchen aus Reis und Mais, Zuckerbranntwein und noch viele andere Dinge. Der Greis mußte wenigstens zum Schein von Allem kosten, und dankte jedesmal freundlich für die dargebotene Gabe. Man ißt in Sarayacu mit den

Fingern; uns zu Liebe wollte der Pater mit Löffel und Gabel speisen; es kam ihm jedoch schwer an."

"Pater Plaza war nun seit vierzig Jahren in Sarayacu, und in dieser langen Zeit hatte er keinen andern Europäer gesehen als die englischen Offiziere Smyth und Lowe, und uns. Die Bevölkerung der Mission mag sich auf eintausend bis zwölfhundert Köpfe belaufen. Die Panis bilden den Grundstock; neben ihnen findet man aber Leute aus den meisten andern Stämmen des Ucayalelandes. Denn der Pater kauft den Indianern Sklaven ab, läßt sie mit den Kindern auf der Mission erziehen, und macht zwischen allen keinen Unterschied; sie werden sämmtlich gleich gut behandelt. Mir fiel es auf, daß viele kleine Kinder helles Haar hatten; dasselbe wird aber allemal dunkel, sobald sie älter werden."

Der Name Sarayacu bedeutet Wespenfluß, und rührt daher, daß man bei Anlage des Dorfes einen hohlen Baum, den man umhieb, mit Wespen angefüllt fand. In dem Wasser giebt es eine große Menge von Gymnoten, elektrischen Aalen. Die Indianer glauben daher, daß in dem Flusse ein böser Geist hause. Nicht selten sind Badende von den elektrischen Schlägen dieser Thiere getödtet worden.

Ueber die Indianer am Ucayale, von welchen wir bisher nur wenig wußten, erhielt Castelnau von den Missionären einige Nachrichten. Die Antis oder Campos bewohnen die am weitesten von der Mission entfernten Strecken; dann folgen die Chuntaquiros, die man in der Mission nur unter dem Namen Piros kennt, und dann die Conibos. Die Amuacas oder Amajuacas leben drei Tagereisen östlich vom Ucayale am Rio Tawaja, der eine Verbindung zwischen dem Ucayale und Javari bildet. An diesem letztern Flusse sollen Neger hausen, wahrscheinlich aus Brasilien geflüchtete Sklaven. Außer dem letztgenannten Stamme leben etwa zwanzig Meilen östlich vom Ucayale noch die Jawabus, Pitsobus, Remos und Sensis. Alle diese Stämme sind feindlich und gehen nackt, mit Ausnahme der Sensis, von welchen Pater Plaza viele getauft hat. Im Norden von Sarayacu, an den Quellen des Rio Chana-ao oder Oquanacha hausen die Capanawas, ein wildes Volk, das keine Kleider trägt. Darauf folgen die Mayorunas, die vom Ucayale bis zum Javari reichen, und zuweilen auch am Amazonenstrom erscheinen. Alle diese Stämme gehören dem östlichen rechten Ufer an. Am linken Ufer wohnen gleichfalls Antis, welche die ganze heiße Region bis zu den Distrikten Tarma und Jauja einnehmen; sie reichen bis zu den Quellen der Pachitea, des Pichis und der Palcasa, welche beide letzteren Zuflüsse der Pachitea sind. Die Missionäre schätzen die Zahl dieser Indianer auf dreißig Tausend. Sie waren früher getauft, haben aber die Priester ermordet.

Weiter nach Norden findet man die Cachibos, ein Menschenfresservolk, das bis zum Rio Aguaytia reicht, und bekannter ist unter dem Namen Carapachos. Sie haben keine Nachen und schiffen auf der Pachitea auf Balsas,

Flössen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht darin, daß sie, des Fleisches wegen, auf andere Indianer Jagd machen. An sie gränzen die Sepibos, von den Missionären Chipibos genannt; man findet sie in nicht unbeträchtlicher Anzahl am Rio Pisqui und bis zur Cordillere des Huallaga. Die Maparis bewohnen das Quell-Land des Cuchiabatay; sie sind sehr wild und verstehen Festungswerke aufzuwerfen. Die Panis am Sarayacu gehören zum Stamme der Setebos. Noch müssen wir eines Volkes erwähnen, von welchem man bis jetzt erst sehr wenige Individuen kennen gelernt hat, die Pinacos oder Puynaguas; der Name bedeutet Dreckmenschen (Indiens d'excréments). Sie bewohnen eine Insel, welche der Ucayale in seinem untern Laufe bildet, haben keine Waffen, sind sehr furchtsam und ergreifen die Flucht, sobald sich Feinde ihnen nähern. Sie bemalen sich auch den Körper nicht, tragen ein enges aus Baumrinde verfertigtes Kleid und sollen auch Erde essen. Die Conibos und noch mehrere andere Völker am Ucayale beschneiden die Mädchen. Sobald diese neun oder zehn Jahre alt sind, wird ein großes Fest gefeiert, zu welchem alle Freunde weit und breit her eingeladen werden. Diese putzen sich nach besten Kräften. Das junge Mädchen wird mit Glasperlen behängt und trägt Federschmuck auf dem Haupte. Sieben Tage lang dauert die Lustbarkeit, das Tanzen und Tamburinschlagen und das Chichatrinken. Wenn die Sonne zum achten Male sich erhebt, muß das Mädchen sich betrinken, und zwei alte Frauen vollziehen an der Sinnlosen die Operation; nach derselben wird das Opfer in eine Art Hangematte gelegt, unter Tanz und Gesang von Hütte zu Hütte getragen, und wird von nun an unter die Frauen gerechnet.

Die Cachibos leben, wie schon gesagt, mit allen übrigen Völkern in steter Fehde, um sich Menschenfleisch zu verschaffen; man behauptet auch, daß sie sogar ihre eigenen Landsleute auffressen. Die Greise werden von ihren eigenen Kindern getödtet. Haben diese letzteren sich geeinigt, so wird der Vater benachrichtigt, der sich denn auch hocherfreut stellt, daß er nun zu seinen Vätern versammelt werden soll. Drei Tage später wird er bei einem Zechgelag mit einem Keulenschlag abgethan und dann sogleich bis auf einige Ueberbleibsel verzehrt. Diese letzteren werden zu Pulver verbrannt, mit welchem man gelegentlich andere Speisen bestreut. Oberst Thompson erzählte Herrn von Castelnau zu Santa Cruz de la Sierra Folgendes über einige Chiriguanosstämme am Pilcomayo. Wenn bei ihnen ein Mensch dem Tode nahe ist, so haut sein nächster Verwandter ihm den Rückenwirbel mit einer Axt entzwei; denn der natürliche Tod wird bei ihnen für das größte Unglück angesehen, das einem Menschen begegnen kann. Die Cachibos reden übrigens dieselbe Sprache wie die Panis; sie scheint in jenen Gegenden sehr verbreitet zu sein. Als einst Pater Plaza am Rio Pachitea (d. h. ruhiges Wasser) eine Zusammenkunft mit den Cachibos hatte, erklärten sie: nur mit Leuten welche Menschenfleisch äßen, möchten sie in Frieden leben. Sie boten den christlichen Indianern auch Menschenfleisch dar,

das mit Abscheu zurückgewiesen wurde. Nun regnete auf die letzteren ein wahrer Hagel von Pfeilen herein, der mit Musketenfeuer erwidert wurde. „Ich kenne außer den Cachibos kein anderes Volk, das Menschenfleisch als eine gewöhnliche Speise genießt. Pater Ludovica, ein Kapuziner, der lange Jahre unter den Botocudos in der Provinz Bahia lebte, hat mir erzählt, daß er einst sah, wie eine Frau vom Camacanstamme ihr todtes Kind aufaß. Sie sprach: dasselbe sei aus ihrem Leibe gekommen und müsse wieder in ihren Bauch hinein; es sei zu viel werth, als daß man es den Würmern überlassen dürfe. Er sagte mir auch, daß die Botocudos, wenn eine passende Gelegenheit sich darböte, ein Stück Fleisch von einem erlegten Feinde verzehren; sie glauben, daß dann die Pfeile ihrer Gegner sie nicht treffen könnten.“

Die Piros haben einen bösen Geist, den sie Camateghi nennen; sie befragen ihn, bevor sie einen Kriegszug antreten. Dann bahnen ihre Zauberer einen Pfad im dichtesten Walde, besteigen einen Baum und strecken die Hand nach Osten aus. Wird die Hand kalt, so billigt der Geist das Unternehmen. Wie bei den meisten wilden Völkern, sind auch bei den Piros die Zauberer zugleich Aerzte. Die Krankheiten leiten sie von Insekten her, deren sie immer einige in die Excremente des Kranken werfen. Stirbt der letztere, so sagen sie, das Thier habe in den Knochen gesessen. Die Piros beerdigen ihre Todten in zusammengekauerter Stellung und besuchen vier Wochen lang das Grab früh Morgens und am Abend. Bei den Conibos, Setebos und Sepibos wird aller Hausrath, welcher dem Verstorbenen gehörte, ins Feuer geworfen und die Hütte vernichtet. Da, wo sie stand, befindet sich dann eine dicke Lage von Asche welche die Spuren der Seele zeigt, falls diese etwa bei nächtlicher Zeit umher irrt. Die Zauberer wissen es einzurichten, daß manchmal solche Spuren vorhanden sind. Dann werden Speise und Trank in Fülle herbeigeschafft, die Nachbarn finden sich ein, die Zauberer nehmen eine ernste Miene an, rauchen eine Zeitlang, während Alle schweigen, dann bginnt einer von ihnen zu reden, spricht erst ganz eintönig, wechselt nachher plötzlich den Ton und behauptet daß die Seele ihm antworte. Sie macht ihm Vorwürfe, daß sie nichts zu essen erhalten habe. Dann verzehren die Zauberer was vorhanden ist und erklären, daß die Seele nun Ruhe habe und zufrieden gestellt sei. Alle diese Völker glauben an die Unsterblichkeit der Seele, und daß dieselbe sich zum Himmel erhebe, nachdem sie aus dem Körper entwichen sei. Den Sensis und Remos zufolge verbrennen die Seelen der Bösen in einem unterirdischen Feuer, die der Guten wohnen im Monde; die meisten Völker glauben übrigens daß alle Menschen selig werden, die Weißen allein ausgenommen.

Nach den von Castelnau eingezogenen Erkundigungen reden folgende Stämme eine Sprache, welche mit jener der Panos verwandt ist: die Conibos, Cachibos, Sepibos, Amuacas, Sensis, Remos, Tapanauas, Pischobus und Jawabus. Alle sind Republikaner (wenn überhaupt von einer Staatsform bei ihnen die

Rede sein kann); den größten Einfluß haben die Aeltesten, die von den Missionären ernannten Häuptlinge gelten nichts. Fast alle Indianer von Sarayacu bemalen sich den Körper.

Der Boden ist sehr fruchtbar; er liefert in Menge Bananen, Reis, Mais, Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle und Taback. Das Zuckerrohr wird alle acht Monate geschnitten und dauert drei Jahre; Mais giebt die Aussaat fünfzigfältig zurück; Kaffee wird alljährlich im Februar und März geerndtet; er liefert erst nach dem vierten Jahre eine volle Erndte. Die Baumwolle, welche auf den Inseln des Ucayale wächst, ist ganz vorzüglich. Die Indianer sammeln auch die Bimba, eine Art Pflanzenseide, welche ein Baum aus der Familie Bombax liefert; sie bedienen sich derselben, um das eine Ende der vergifteten Pfeile hineinzuwickeln, welche sie aus ihren Blasröhren (pucuna) schießen. Pater Plaza hatte bei Nauta Sassaparille angepflanzt, ließ sie aber wieder eingehen, weil die Indianer während der langen Abwesenheit beim Einsammeln leicht wieder verwilderten.

Castelnau kaufte von den Indianern verschiedene Thiere. Seine Menagerie zu Sarayacu bestand an Affen aus zwei Saimiris, vier schwarzen Ateles, drei Lagotrichen, zwei Sajous und einem Brüllaffen. Die Saimiris waren äußerst sanft und zahm, setzten sich auf den Rücken der Menschen und warfen sich ihnen Abends in die Arme. Sie können keine Kälte ertragen; ihre großen Augen, ihr hübsches fleischfarbenes Gesicht, ihre kleinen rosenrothen Hände gewähren einen hübschen Anblick; die Thiere sind äußerst niedlich. Nach Europa brachten die Reisenden nur einen Saimir mit gelben Händen, der nicht so hübsch ist wie der rothhändige. Die Ateles waren gezähmt und sehr lebhaft; sie bewegen sich nur dann langsam, wenn sie krank sind. Gern wickeln sie gegenseitig ihre Schwänze in einander; ihr Blick ist ausdrucksvoll; oft scheint es, als ob sie sprechen wollten; sie recken dann die Lippen vor und lassen eine Art Schrei hören. Castelnau sah diese Thiere zum ersten Mal am Urubamba; er glaubt, daß man sie nicht über den vierzehnten Grad südlicher Breite hinaus findet; auf dem Wege von Rio nach Lima fand er wenigstens keine Spur von ihnen, während am Ucayale und Amazonenstrom und im Innern der Provinz Bahia mehrere Arten von ihnen angetroffen werden. Die Indianer ziehen sie gern auf, und halten sie für die verständigsten unter den Affen. Der Atele ist immer dünn und schlank, und wahrscheinlich unter den amerikanischen Affen der größte; er steht auch oft aufrecht. Die Lagotrichen gehören einer neuen Art an; sie heißen bei den Brasilianern am Amazonenstrom Barrigudos (Bäuchige) weil sie einen äußerst starken Unterleib haben; sie werden leicht zahm und sind sehr zuthunlich, dabei aber diebisch und gefräßig. Dieses Thier hat große Aehnlichkeit mit Humboldts Caparo und ist durch Isidor Geoffroy St. Hilaire und Deville unter dem Namen Lagotrix Castelnaui ausführlich beschrieben worden. Bindet man diesem Affen die Hände auf dem Rücken zusammen, so geht er

stundenlang mit großer Leichtigkeit allein auf den Hinterfüßen; er ist sehr intelligent. Eines Tages hatten die Indianer eine große Schlange getödtet und nach Sarayacu gebracht. Als die Affen das Ungethüm sahen, liefen sie unter lautem Geschrei fort. Die Barrigudos sahen aber gleich, daß der Feind nicht mehr am Leben war und machten sich an ihn. Im Süden der Pachitea, zwischen dem achten und neunten Grade soll dieser Affe nicht angetroffen werden; dagegen ist er im spanischen Gebiet am obern Amazonenstrom sehr häufig, und giebt den Indianern einen beträchtlichen Zuschuß zu ihrer Nahrung; sie essen ihn gern. Die beiden Sajous waren wild und schrieen heftig, sobald man ihnen nur nahe kam. Der Brüllaffe wird niemals zahm; dieses wilde Thier beißt nach Allem, was ihm nahe kommt. Auch ein Tamarin oder Uestitiaffe und ein Faulthier befanden sich in der Menagerie, die auch an Vögeln nicht arm war.

Außer dem schon oben erwähnten Adler besaß Castelnau Tukans, Hokkos, Penelopen 2c., und die Indianer lieferten reiche Ausbeute für die Sammlungen. Häufig brachten sie eine Papageienart; die Knochen waren allemal blau. »Einige Zeit nachher bemerkte ich, daß bei den Hühnern, welche in der Nähe der Indigopflanzungen lebten, sich dieselbe Erscheinung zeigte. Von nun an widmete ich jenem Papagei eine besondere Aufmerksamkeit und fand, daß er sich fast immer auf Indigopflanzen umhertrieb. In der Umgegend von Cuzco hatte ich bemerkt, daß dort die Hühner häufig nicht bloß schwarze Knochen, sondern auch schwarzes Fleisch hatten; wahrscheinlich hat diese Erscheinung eine ähnliche Ursache.«

Die Conibos-Indianer drücken den neugeborenen Kindern vermittelst zweier Bretter den Kopf platt. Das eine befestigen sie vor der Stirn, das andere am Nacken. Diese Vorkehrung bleibt sechs Monate; wenn sie weggenommen wird, feiert man ein Fest.

Sarayacu hat ein zimlich gesundes Klima, nur kommen Wechselfieber vor, die dagegen an der Pachitea unbekannt sind; auch erscheinen Rheumatismen und Dyssenterie nicht eben selten, und diese letztere Krankheit, welche meist nur Unmäßige heimsucht, nimmt in der Regel einen tödtlichen Verlauf. Auch Hautkrankheiten kommen vor. In jener ganzen Region sind Individuen vorhanden, welche Erde essen; ihre Gesichtsfarbe wird glänzend gelblich, der Bauch schwillt auf und nach zwei oder drei Jahren sind sie todt. Die Missionäre glauben, daß man diese Kranken heilen kann, wenn man ihnen Caimanfett eingiebt.

Am 30. Oktober verließ Castelnau die Mission, auf welcher er so gastfreie Aufnahme gefunden hatte, schiffte den Ucayale hinab, schwamm schon am 6. November auf den Fluthen des mächtigen Amazonenstroms, und erreichte noch an demselben Tage Nauta.

Waldleben und Waldabenteuer in Maine.

Wer kennt nicht die sogenannten Hinterwälder? Ihre Ansiedelungen in den unabsehbaren Forsten der Allrghannies, im „blutigen Grunde“ Kentucky, am Ohio und Wabasch, im westlichen Pennsylvanien, Virginien und Tennessee, ihre Fehden mit den Indianern sind hundertmal geschildert worden, und setzen Jung und Alt in Erstaunen. Die Hinterwälder sind Gestalten, welche in der Geschichte der Vereinigten Staaten für alle Zeiten berühmt bleiben werden, obwohl nun ihre Zeit vorüber ist, denn der Waldmann hat dem Landmann Platz gemacht. Nicht minder bekannt ist der Fallensteller, der Trapper, der einerseits bis hoch nach Norden hinauf, andererseits weit nach Westen hin, bis in die Felsengebirge und bis zum Gestade des großen Weltmeeres jahrein jahraus die Einöde durchstreift um Pelzthiere zu erjagen. Er spielt in der Geschichte der geographischen Entdeckungen eine nicht unbedeutende Rolle, und auch sein abenteuerliches Leben und Treiben hat tüchtige Darsteller gefunden.

Aber wie viele wissen etwas von einem kaum minder eigenthümlichen, jedenfalls derben und urkräftigen Menschenschlage, der im Nordosten der Vereinigten Staaten die Wälder lichtet, dessen Axt am Kennebec, am Androscoggin, am Penobscot, am St. Croixflusse erschallt, der jährlich viele Hunderttausende von Stämmen auf jenen Strömen hinabflößt, um sie nach den Sägemühlen zu bringen, und der jährlich für mehre Millionen Dollars Holz in den Handel liefert? Der Holzschläger, der „Lumbermann,“ wie die Amerikaner ihn nennen, hat gleich dem Hinterwälder und Fallensteller ein hartes, an abenteuerlichen Wechselfällen reiches Leben; nur war es bisher weniger allgemein bekannt, weil kein Cooper und kein Washington Irwing seine Abenteuer zu schildern unternahmen. Wir sind erst ganz kürzlich in den Stand gesetzt worden, dasselbe bis in die kleinsten Einzelnheiten zu verfolgen und zu übersehen. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, Herr J. S. Springer, welcher den Wald der dumpfen Studirstube vorzog und mehrere Jahre mit den Holzfällern im Staate Maine lebte und arbeitete, macht es uns möglich einen Blick in das Treiben der Lumbermen zu thun. Sein vor einigen Monaten in Neuyork erschienenes Buch führt den Titel: Forest life and forest trees; comprising winter camp-life among the loggers, and wild-wood adventure. With descriptions of lumbering operations on the various rivers of Maine and New Brunsvic. 259 Seiten.

Wir wollen, indem wir eine Menge von Einzelheiten aus dem interessanten Werke herausheben und zusammenstellen, unsere Leser mit den Abenteuern und dem Waldleben der Holzschläger näher bekannt machen.

Während die Urwälder der mittleren und südlichen Staaten aus laubtragenden Bäumen bestehen, herrscht in Maine, Neubraunschweig und überhaupt

am untern Sanct Lorenz der Nadelbaum vor. Dort sind die Tanne und die Fichte „Monarchen des Waldes,“ namentlich die Weißtanne, die Pechtanne und die Rothtanne. Besonders die letztere zeichnet sich durch ihren sehr schlanken Wuchs aus, und nicht selten hat sie die ersten Zweige in einer Höhe von achtzig Fuß über dem Erdboden. Springer fällte eine Rothtanne am Mattawamkeag, einem Nebenflusse des Penobscot, an welcher wohlgemessen die ersten Zweige zwei und achtzig Fuß über der Wurzel sich befanden. Die Pechtanne wird nicht ganz so hoch und erreicht nicht über neunzig Fuß; sie giebt vortreffliches Brennholz und zur Erzeugung des Dampfes zieht man sie in Massachusetts allen anderen Holzarten vor. Am meisten wird jedoch die Weißtanne gesucht; sie erreicht im nördlichen Neuengland sehr häufig eine Höhe von einhundert und fünfzig Fuß, und es ist noch nicht lange her daß man im westlichen Neuyork Weißtannen von 240 Fuß Höhe fällte. Die Lambertstanne im nordwestlichen Amerika wird auch reichlich zwei hundert dreißig bis vierzig Fuß hoch und die Douglastanne, gleichfalls im Oregon, die Columbiathale erreicht eine Höhe bis zu dreihundert Fuß.

Ich habe, schreibt Springer, mehrere Jahre in den Wäldern Weißtannen zu Hunderten gefällt; die größte welche mir zu Gesicht kam stand an einem Bache, welcher sich in den Jackson-See ergoß, unweit des Baskaheganflusses, im östlichen Theil von Maine. Es war eine sogenannte Pumpkin Pine, ihr Stamm so grade und schlank wie eine gegossene Kerze; er maß vier Fuß über der Erde und sechs Fuß im Durchmesser (ohne Wurzelwerk), und hatte 144 Fuß Länge; davon waren 65 ohne all und jeden Ast. Ich brauchte volle fünf Viertelstunden um den Baum zu fällen. Es war an einem schönen Nachmittage; alles ringsum lag in tiefer Ruhe. Nachdem ich wohl eine Stunde lang an ihm herumgehauen hatte, begann der mächtige Riese des Waldes zu beben; er hatte gewiß Jahrhunderte lang an diesem Platze gestanden, hatte allen Sturmwinden und Wettern getrotzt, ragte majestätisch über alle andern Bäume hinaus, und jetzt nahm ein so winziges Geschöpf wie der Mensch ihm sein Leben. Mein Herz schlug stärker wenn ich meinen Blick zu seinem thurmhohen Gipfel hinan richtete, um zu sehen ob derselbe auf nahen Umsturz deute. Endlich sank der Gewaltige mit einem ungeheuren Krachen und einem Getöse, das weit hin durch den Urforst drang und an den fernen Hügeln wiederhallte. Der Stamm hatte in der Mitte eine hohle Stelle von dem Umfang eines Oxhoftes, und auf dem Stumpf hätte gut und gern ein Joch Ochsen stehen können. Ich zertheilte den Stamm in fünf Blöcke (Logs) und belud damit dreimal ein Gespann von sechs Ochsen. Der erste dickste Block war so groß, daß das Wasser im Frühling, trotzdem es hoch angeschwollen war, ihn nicht fortzuschwemmen vermochte, und ich mußte ihn zu meinem größten Bedauern liegen lassen. Er war gewiß seine fünfzig Dollars werth. Welch ein wichtiger Erwerbszweig das Holzfällen namentlich im Staate Maine und in Neubraunschweig ist, ergiebt sich daraus, daß allein am Penobscot wohl zehntausend Menschen damit beschäftigt sind.

Die Tannen stehen in den weiten Wäldern gruppen- und familienweise beisammen. Jetzt findet man nur noch wenige solcher Gruppen, von denen eine allein den Holzfällern während ihres etwa drei Monate dauernden Winterfeldzugs Beschäftigung geben könnte. Vor fünf und zwanzig und dreißig Jahren war das noch anders. Damals standen ausgedehnte Gruppen Weißtannen in der Nähe der Seen und Flüsse; man brauchte nicht lange nach ihnen zu suchen, denn man fand bald was man nöthig hatte. Aber die Axt des Holzfällers und noch mehr die Waldbrände, welche ungeheure Verwüstungen angerichtet haben, räumten auf, und man muß nun in weiter Ferne, weit hinten in der Wildniß suchen, was man einst näher hatte. Diese Tanne scheint in Folge der Habsucht der Menschen dazu verurtheilt zu sein, allmälig ganz aus angebaueten Gegenden zu verschwinden. Sie theilt ein und dasselbe Schicksal mit den Indianern.

So muß denn der Holzfäller, bevor sein Winterfeldzug beginnen kann, durchaus erst Entdeckungsreisende oder Späher voraussenden, welche ihre Expedition gewöhnlich im Frühherbst antreten, und manchmal dieselbe noch im Winter fortsetzen, während die übrige Mannschaft sich schon längst im Lager befindet. Dann dringen sie auf Schneeschuhen durch die Wälder, diese „Holzjäger“, und ihr Tagewerk ist wahrlich kein leichtes. Ziehen sie im Herbst aus, was gewöhnlich zu Zweien oder Dreien geschieht, so nehmen sie Schiffszwieback mit sich, gesalzenes Schweinfleisch, Thee und Zucker oder Syrup. Ihr Kochgeschirr besteht in einem Kaffeetopfe oder einer Theekanne, einem Schöpfgefäße aus Zinn und manchmal auch einer Bratpfanne; außerdem hat jeder eine wollene Decke, zuweilen wohl auch zwei, eine Axt, Flinte und Schießbedarf. Das Alles wird auf ein kleines Fahrzeug, ein „Skiff“, geladen, wenn die Entdeckungsreise dem Lande am St. Croix gilt, oder auf ein „Bateau“, wenn man den Penobscot aufwärts fahren will. Das geschieht vermittelst langer Stangen; in ruhigem Wasser wird gerudert. So ausgerüstet brechen die „Holzjäger“, die man besser Holzsucher nennen könnte, frischen Muthes auf, und steuern auf dem Hauptstrome und auf Nebenflüssen manchmal zweihundert englische Meilen weit landeinwärts, nach Einöden, die vor ihnen vielleicht keines weißen Mannes Fuß betreten hat. Den Lagerplatz für die Nacht suchen sie aus bevor es dunkelt; am liebsten wählen sie ihn in der Nähe eines kleinen Baches. Dort schlagen sie ihr Zelt auf, das heißt sie stecken einige Stangen in die Erde, bedecken dieselben mit Zweigen und lassen nur die Vorderseite offen, vor welcher sie ein Wachtfeuer anzünden und die ganze Nacht hindurch unterhalten. Solch ein Zelt gewährt im dunkln, nächtigen Walde einen hübschen Anblick. Manchmal hängt man wohl auch Decken um die Zeltstangen, und kann man mit Sicherheit Regen erwarten, so stülpt man das kleine Schiff um, das denn auch Schutz gegen die Nässe gewährt. Neuerdings sind kleine tragbare Zelte in Gebrauch gekommen.

Ist das Lager fertig, so geht der Holzjäger daran sein Abendmahl zu bereiten. Er kocht seinen Thee, den er gern stark trinkt, schneidet eine Scheibe Schweinefleisch ab, steckt ein Hölzchen hindurch und röstet jenes im Feuer. Dann und wann zieht er das Fleisch von der Kohle weg, und läßt das Fett auf den Schiffszwieback träufeln. Ist keine Zeit zum Feueranmachen und doch der Hunger stark, so wird wohl das Fleisch roh genommen, in Syrup getaucht, und mundet vortrefflich. Nachher wird eine Pfeife Taback geraucht.

Nicht selten wird der Holzjäger, wenn er eben eingeschlummert ist, durch schrillenden Eulenruf aus seiner Ruhe aufgeschreckt. In jenen waldigen Einöden hausen Eulen in Menge, und allnächtlich hört man ihr Wu-ho-ho-wa-wu, manchmal so stark, daß eine ganze Garnison Soldaten davor erschrecken würde. An sich ist das Eulengekrächz freilich ganz harmlos; wer aber dadurch im einsamen Urwalde aus dem Schlafe aufgeschreckt wird, findet solch mitternächtige Musik nichts weniger als harmonisch.

„Ich ruhte einst in meinem Zelte am Ufer eines Baches, der in den Penobscot fällt, und fand Gelegenheit die Stärke meiner Nerven zu prüfen. Es war Mitternacht und Alles um mich her war ruhig; kein Lüftchen ging; überall Schweigen. Bevor ich mich niederlegte, hatte ich in einem Geschichtswerke über die amerikanische Revolution gelesen, wie einst eine Abtheilung weißer Truppen von Indianern überfallen worden war. Mit dem Gedanken an diesen Vorfall schlief ich ein, und träumte. Ich hörte den leise über das gefallene Laub hinrauschenden Tritt des rothen Mannes, und plötzlich erschreckte mich ein gellender Schrei. Im Nu war ich vom Lager aufgesprungen, hatte mein Gewehr zur Hand, und blickte empor nach dem Baume, von welchem her das markdurchdringende Geräusch gekommen war. Vor dem Zelte brannte noch das Feuer, — von den Zweigen herunter leuchteten ein Paar Augen. Ich zielte danach, und sogleich stürzte eine große Eule herab.“

Die Holzjäger, wenn sie einen Landstrich finden auf welchem sie Ausbeute erwarten dürfen, ziehen ihr Schifflein ans Ufer und stülpen es um. Sie theilen ihr Gepäck auseinander, machen aus den Decken eine Art von Tornister und schlagen sich so in den dichtesten Wald, in welchem sie dann und wann einem stattlichen Musethiere (amerikanischem Elenn), einem schwarzen Bären, einem flüchtigen Hirsche oder anderm Wild begegnen, das sie vom Lager aufscheuchen. Da das Land meist nicht flach und der Wald insgemein sehr dicht ist, so hat man immer nur einen beschränkten Gesichtskreis. Will man sich umsehen, so erklettert man einen hohen Baum an einem Abhange, oder steigt auf einen „Pferdsrücken“, d. h. eine Bodenerhebung, die aus Sand und Grand besteht und, einem Eisenbahndamm vergleichbar, von dreißig bis zu neunzig Fuß emporsteigt. Es giebt solcher Landrücken im westlichen Theile von Maine mehrere; die Oberfläche ist allemal ganz eben und so breit daß zwei Wagen neben einander fahren könnten. Die „Pferdsrücken“ waren einst mit Ahorn, Birken und Fichten bestanden, während zu beiden Seiten im Tieflande Cedern wachsen. Ein

Alterthumsforscher könnte leicht in Versuchung gerathen, sie für Werke von Menschenhänden zu halten, sie sind aber diluviale Gebilde; aus einer nähern Untersuchung hat sich das ganz unstreitbar herausgestellt. Der Späher besteigt gewöhnlich eine Sprossentanne, deren unterste Zweige doch meist zwischen zwanzig und vierzig Fuß über dem Boden sich befinden. Wie da hinauf kommen? Man fällt einen kleinern Baum der viele Zweige hat, die gleichsam als Leiter dienen, legt ihn gegen den größern Stamm und erreicht so ohne große Beschwerden seinen Zweck, denn das Hochklettern macht weiter keine Mühe. Dann blickt der Späher, gleich dem Matrosen vom Mastkorbe nach Walfischen, nach Tannen umher und die Weißtanne ist gewissermaßen der Walfisch des Waldes. Er sucht „Klumpen“ und „Adern“ von Tannen; er ist so eifrig und aufmerksam in seiner luftigen Höhe wie nur ein Goldsucher sein kann. Hat er entdeckt was er suchte, so giebt er seinen untenstehenden Gefährten ein Zeichen, indem er nach der Richtung hin wo die Tannen stehen, Zweige hinab wirft. Ein unten stehender Mann paßt genau auf und merkt sich mit Hülfe eines Kompas das Nöthige. Bei hellem Wetter giebt freilich die Sonne den Führer ab, bei bedecktem Himmel richtet man sich nach dem Moos an der Nordseite der Bäume; das nennt man den „Indianerkompas“, der aber nicht immer ausreicht, sondern manchmal geradezu irre leitet.

Der Holzjäger untersucht dann die Beschaffenheit der Bäume, namentlich ob sie gesund sind, und darin hat er einen raschen und sichern Blick. Er überschlägt wie weit die Strecke ist zwischen dem Standort und dem nächsten Wasserlaufe, auf dem man die Blöcke hinabflössen kann, zeichnet die Richtung auf, welche die für den Transport der Stämme oder Blöcke zu bahnende Straße nehmen soll, geht dann nach der Stelle zurück, wo er sein Boot zurückgelassen hat und rudert wieder stromab, um den Erfolg seiner Bemühungen den Gefährten mitzutheilen.

Nun kommt es darauf an vom Staate oder vom Privateigenthümer der ausgewählten Landstrecke die Erlaubniß zum Fällen der Bäume auszuwirken, natürlich gegen eine Entschädigung. Ist die Genehmigung erfolgt, so geht es rasch an die Arbeit. Vor allen Dingen wird Heu gemacht. An den Stellen wo die Ströme durch ebene Landstrecken fließen, liegen zumeist weite Wiesengründe, die sich bis zu den bewaldeten Anhöhen, dem „Upland“, erstrecken und manchmal viele tausend Morgen umfassen. Sie liefern Gras und Heu in Fülle für die Zugthiere und man geht rüstig daran beim Geschrill der Eule, beim fernher schallenden Geheul des Wolfes, beim Pfeifen herbstlichen Windes das wallende Gras zu mähen, zu trocknen und auf Gerüste, sogenannte Stadel, „Staddles“ zu bansen; denn im Spätherbst stehen die Wiesen gewöhnlich unter Wasser und man holt das Heu entweder in Booten ab, wenn das Wasser noch nicht gefroren ist, oder später mit Eisschlitten. Das Heumachen hat übrigens auch seine große Plage, da Millionen lästiger Insekten auf den Wiesen schwärmen und Menschen und Vieh peinigen. Nur wenn es regnet oder ein scharfer

Wind wehet, hat man Ruhe vor ihnen. Doch ist das „Wiesenleben" nicht ohne Anmuth. Hin und wieder wird ein Hirsch geschossen, eine prächtige Forelle, ein Lachs oder anderer Fisch gefangen und man hat auch wohl ein anmuthiges Abenteuer mit einem schwarzen Bären. Meister Brun ist zwar kein Raufbold der Streit anfängt, aber er mengt sich gern in anderer Leute Sachen, ist zudringlich, diebisch und ein frecher Communist. Man hat oftmals mit ihm seine liebe Noth. Einst fuhren zwei Männer, die von der Wiese kamen über einen kleinen See, und sahen wie ein Bär von einer Landzunge nach dem gegenüber liegenden Ufer schwamm. Sie machten Jagd auf ihn und waren ihm bald nahe. Als er sah daß an ein Entweichen nicht zu denken war, schwamm er geradeswegs auf seine Verfolger zu, deren einer ihm einen Schlag mit der Axt auf den Kopf gab. Bevor aber ein zweiter Schlag gegen ihn geführt werden konnte, war er schon auf den Rand des Bootes geklettert und hatte seine Zähne in das Dickbein seines Beleidigers gehauen. Dann sprang er ins Boot, setzte sich auf die Hinterbeine und schüttelte den Mann wie etwa ein Jagdhund ein Feldhuhn schüttelt. Der andere Schiffer war ganz erstaunt und wußte sich im Augenblick nicht zu fassen; zum Glück besann er sich bald und versetzte dem unwillkommenen Gaste einen sehr derben Schlag auf die Nase. Der Bär ließ nun sein Opfer im Boote los, sprang über Bord und schwamm ans Ufer.

Manchmal erlebt der Heumacher gewaltige Herbststürme, welche in den Wäldern großen Schaden anrichten. Man sieht häufig Windbrüche, die viele tausend Bäume umlegen.

Die erste Expedition besteht also aus Holzjägern, die zweite aus Heumachern; die dritte, und zwar auch stromaufwärts, wird unternommen um das Winterlager einzurichten und die Straße zu bahnen. Noch vor wenigen Jahren wurde der ganze Weg ins Innere zu Wasser zurückgelegt, und er war in mancher Hinsicht sehr beschwerlich. Wo Wasserfälle das Weiterkommen hindern muß Nachen oder Boot zu Lande bis an fahrbares Wasser geschafft werden; häufig bildet das Wasser eine lange Reihe von so steilen Stromschnellen, daß sie gar nicht zu passiren sind. Jetzt hat man an diesen schwierigen Stellen Straßen gebahnt, auf denen man auch mit Pferden fortkommt, und der Holzfäller hat bei weitem nicht mehr so viele Beschwerlichkeiten und Mühen an jenen Punkten als ehemals. Aber unter allen Umständen bleibt das Hinaufschiffen von Vorräthen und Lebensmitteln eine Arbeit, welche große Kraft und Ausdauer erfordert; das Umgehen der Wasserfälle, das Weiterschaffen des Gepäcks und Schiffes von See zu See über einen Tragplatz strengt an. Fässer mit Mehl und Fleisch z. B. sind zu schwer als daß ein Mann allein sie fortschaffen könnte; so müssen denn mehrere zugreifen und die Waare über umgefallene Bäume, über rauhe, zackige Felsen, über schlüpfrige Wurzeln, durch Schlammlöcher, Moräste und Dickicht schaffen. Wer solche Stromschifffahrt nicht aus eigener Anschauung kennt, macht sich gewiß nur eine mangelhafte Vorstellung von dem Geschick, der Umsicht und der Körperkraft, welche der Schiffer

nöthig hat, um sein Fahrzeug, das allemal schwer beladen ist, flußauf über die Stromschnellen zu bringen. Wer oben am Ufer steht und sieht, wie diese gebrechlichen Kähne, bis zum Rande belastet, durch das wilde Wasser zu Berg geschoben werden, wird das Unternehmen der Schiffer für beinahe unmöglich, in jedem Fall aber für ungemein schwierig halten. Aber der „Flußmensch" kommt hindurch, mit einer staunenerregenden Sicherheit, auch an Stellen wo das geringste Versehen für Menschenleben und Waarenladungen verderblich sein müßte. Wenn das Wasser über einen scharfabfallenden Abhang strömt, der aber ein glattes Kiesbett hat, dann muß der Bootsmann alle seine Kräfte anstrengen um stromauf zu kommen. Er muß sein Schiff oder Flachboot mit Stangen weiter schieben, während er auf der Reise zu Thal viel leichtere Arbeit findet; er kann dann rudern und kommt rasch damit vorwärts.

Endlich ist die Gesellschaft, welche während der Wintermonate Holz fällen will, an Ort und Stelle und kann lustig daran gehen, ihr Lager aufzuschlagen. Man klärt den Platz, wo die Hütte stehen soll und schafft namentlich alle Blätter und jeden Rasen in der Nähe fort, weil sonst leicht Gefahr einer Feuersbrunst vorhanden ist; das trockene Gras fängt nämlich jeden Funken auf. Während einige in dieser Weise beschäftigt sind, hauen andere die Bäume auf der Stelle um und zerschlagen sie in Stücke von vorgeschriebener Länge. Sobald Vorrath solcher Balken da ist, also schon am ersten oder zweiten Tage, legt man die größeren Blöcke ins Gevierte, indem dieselben an beiden Enden eingehauen und gekerbt werden; eine Lage kommt über die andre, bis diese Wand oder Holzmauer die erforderliche Höhe erreicht; dann legt man kleinere und dünnere Blöcke auf, um das Ganze zu verbinden.

So steigt die Vorderseite der Hütte wohl nicht bis mehr als 9 Fuß auf, denn so hoch ist die gerade Wand; nach hinten zu dacht sie sich ab, bis drei Fuß über der Erde. An diese eine Blockhütte bauet man eine zweite dicht an und bringt in der Mitte den Feuerheerd an. Am liebsten wählt man für den Bau dieser Häuser die Sprossentanne, weil sie zugleich stark, leicht und trocken ist. Das Dach besteht aus vier Fuß langen Schindeln, die man mit der Art selbst spaltet und nicht etwa aufnagelt, sondern vermittelst mehrerer querübergelegter dicker Balken befestigt. Zuletzt bedeckt man Alles mit Zweigen von Tannenfichten und des Cederbaums, und wenn dann Schnee fällt, so ist diese Lagerhütte recht erquicklich warm; denn die Spalten zwischen den einzelnen Baumstämmen werden natürlich mit Moos ganz dicht ausgefüllt.

Die innere Ausstattung ist sehr einfach. Eine Abtheilung gilt als Speisezimmer, eine andere bildet den Schlafraum, und eine dritte wird als Küche benutzt. Sie sind nicht durch Wände von einander geschieden, sondern durch Stangen auf dem Fußboden. Auch die Bettstelle ist sehr dürftig; sie besteht nämlich aus der Mutter Erde, die mit einer dichten Lage von Zweigeu der Schierlingstanne, der Ceder oder der Fichte bedeckt wird. Die Kleider legt man nur ab, wenn man an der Reihe ist, nicht Wacht halten zu müssen. Aber der

Waldmann beneidet Keinen um ein weiches Dunenlager, denn er erfreut sich eines sehr gesunden und erkräftigenden Schlafes. Tische und Stühle sind dem Uebrigen angemessen; man haut sie aus Tannenholz zusammen; auf jeden Fall sind diese Klötze sehr dauerhaft.

Und welchen Appetit hat der Waldmann wenn er ans Essen geht und die Bratpfanne dampft! Um diese setzt man sich herum, taucht Brot, Kartoffeln, gesalzene Fische in das brodelnde Schweinsfett. Man backt Brot in einem eigenen Ofen, der weiter nichts ist als ein Loch in der Erde, in das man glühende Kohlen und heiße Asche wirft. Das Lagerfeuer brennt an der Erde nahe bei der vordern Wand des Hauses, wenn es sein kann zwischen großen Steinen, und Holz wird dabei wahrlich nicht gespart. Da die Waldleute nicht immer vorsichtig genug sind, so ist es schon vorgekommen, daß die Lagerhütte abbrannte und Leute verunglückten.

Es schläft sich vortrefflich im tiefen einsamen Walde nach des Tages Mühen und nach traulichen Gesprächen an den langen Winterabenden. Auch an Musik fehlt es nicht, wenn der Sturm durch den dichten Forst heult. Man erzählt einander die Abenteuer welche man erlebt hat, und auch Gesang ertönt zuweilen; denn die Waldleute sind nicht ohne Poesie und haben sich Gesänge gedichtet die unter den „Lumbermen“ sehr beliebt wurden.

Den Stall für die Ochsen zimmert man auf, sobald das Wohngebäude vollendet ist. In diesem letztern bildet die nackte Erde den Fußboden, dem Vieh dagegen bereitet man einen solchen aus dicht nebeneinander gelegten, glatt behauenen Latten, zwischen denen man die Lücken mit Erde und Dünger sorgfältig ausfüllt. Ueberhaupt wird den Ochsen große Sorgfalt zugewandt, wenigstens soviel wie ein guter Pferdeknecht den ihm anvertrauten Rassepferden angedeihen läßt. Der „Teamster“, d. h. der Fuhrmann, sieht spät Abends, ehe er sich schlafen legt, noch einmal mit der Laterne nach seinen Thieren, und früh Morgens füttert er schon, wenn die übrigen Lumbermen noch schlafen. Er hat den allerschwersten Dienst und muß seine Augen immer offen haben; jeder Huf, jeder Nagel, jeder Riemen, jede Kette muß stets von ihm beobachtet werden, denn eine Nachlässigkeit kann sehr verhängnißvoll werden.

Sind nun Wohnhaus und Stallgebäude in gehöriger Ordnung, so geht man daran, eine Hauptstraße und einige Nebenwege herzustellen Wie die Adern im Körper des Menschen im Herzen ihren Mittelpunkt für den Blutumlauf haben, so führen alle diese Wege nach dem „Klump“ Tannenbäume, in welchem man Holz fällen will. Der Hauptweg windet sich in malerischen Krümmungen durch den Wald, und wird durch die Schleifen und das auf ihm geschleppte Holz glatt, denn der Schnee liegt sehr bald hoch, und die Bahn ist in kurzer Zeit steinhart. Diese Fahrbahn muß man als eine prächtige Straße bewundern; keine Stadt kann sich einer solchen rühmen, denn der Weg führt durch den herrlichsten Forst, welcher ihn zu beiden Seiten einfaßt. Aber es kostet nicht geringe Mühe ihn zu bahnen. Vor allen Dingen muß die beste

Richtung ermittelt, nachher alles Gestrüpp weggehauen und zur Seite geschafft werden; sodann haut man alle im Wege stehenden Bäume glatt über der Erde ab, so daß ein mindestens zwölf Fuß breiter Raum gewonnen wird. Löcher und Unebenheiten werden mit Stangen und Zweigen ausgefüllt, und über Pfützen und Teiche legt man Brücken, die aus an einander befestigten Stangen und Aesten bestehen.

Für den Waldmann hat das wilde Leben im Forste etwas Bezauberndes, im Herbst wie im Winter, der bald genug sich ankündigt. Es wird schon kalt, wenn eben alle jene Vorkehrungen getroffen worden sind; während der Nacht gefriert das Wasser, auch kommen leichte Schneegestöber. Die Holzleute sind bereit, an's Werk zu gehen und harren nur noch des Fuhrmanns mit einer Spannung wie der Seereisende nach langer Fahrt des Einlaufens in den Hafen. Der Teamster kommt nämlich ganz zuletzt an Ort und Stelle; er bringt den übrigen Mitgliedern der Ansiedelung im Walde Zeitungen und Briefe von den Angehörigen mit.

Manchmal verspätet sich eine Partie, welche eine zweite Abtheilung Proviant zu bringen hat. Dann gehen die Flüsse wohl schon mit Eis, und das Hinaufschieben des Fahrzeuges die Stromschnellen aufwärts ist unendlich mühsam. Die Handschuhe frieren an den Schiebestangen fest, die Finger werden so steif und kalt, daß sie kaum noch die Stange halten können. Der Matrose auf dem Seeschiffe kann sich auch im heftigsten Wintersturme wohl einmal so viel Zeit abmüssigen, um die Arme heftig über einander zu schlagen und sich so einigermaßen zu erwärmen. Der „Lumberman“ darf es auf keinen Fall während seiner Bergfahrt über Stromschnellen; er braucht alle Augenblicke jeden seiner Finger, und läßt er sich das geringste Versehen zu Schulden kommen, so sind Leben, Schiff und Ladung aufs Aeußerste gefährdet.

Wo die Beschaffenheit des Weges es erlaubt, jocht man die Ochsen vor eine lange, nur leicht beladene Schleife, die über schlammigen oder unebenen Boden gezogen wird. Fehlt es an einem Boote, so wird rasch ein Floß gezimmert. Ueber breite Ströme schwimmen die Ochsen mit Leichtigkeit, wenn das Wasser noch nicht mit Eis geht; ist aber dieses der Fall, so sperren sie sich Anfangs wohl ein wenig, folgen aber am Ende doch dem freundlichen Zureden des Treibers.

Ein Gespann — Team — besteht aus vier, sechs oder auch wohl acht Ochsen. Im Monat November und December, wenn Erde und Sümpfe gefroren sind und der Frühschnee gefallen ist, wird das Gespann vor die Langschleife gejocht und zieht waldein. Springer erzählt Folgendes:

Wir waren schon etwa hundert Meilen weit vorwärts gekommen und dann bis zum Baschahegan-See gefahren, über den wir hinüber mußten, weil sich unser Lager auf der andern Seite desselben befand. Wir erreichten das Ufer spät am Nachmittage. Das Eis war noch nicht so dick als wir vermuthet hatten, und es blieb sehr zweifelhaft, ob wir mit unserer Last ungefährdet hin-

überkommen würden. Doch lag uns aus mehr als einem Grunde sehr daran, noch am Abend zum Lagerplatze zu gelangen. Der Ufersaum war so schlammig und morastig, daß wir die Fahrt um den See herum gern vermeiden wollten, und es wurde daher beschlossen, die Fahrt über das Eis zu wagen. Wir hatten zwölf Ochsen; das leichteste Joch schickten wir voran, um die Stärke des Eises zu prüfen, und es zum Herausziehen der andern Joche zu benutzen, falls diese einbrechen würden. Sie bildeten gleichsam unsere Reserve. Auf sie folgte eine mit Heu und dergleichen beladene Schleife; darauf kam ein Viergespann und nachher, versteht sich gleichfalls in angemessener Entfernung, noch ein Viergespann. So kam nicht allzuviel Schwergewicht auf ein und denselben Raum. Dann setzten wir den Zug in Bewegung; das Eis knarrte und krachte unter uns, wir erreichten glücklich eine Landspitze als eben die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Wipfel der hohen Tannen vergoldete. Der Abend war bitter kalt, der Wind pfiff scharf über die eisige Fläche des Sees. Aber wir machten uns frischen Muthes daran, auch die noch vor uns sich ausdehnende Strecke zurückzulegen. Dort war freilich das Eis nicht so dick als in der Bucht welche wir bereits hinter uns hatten; kaum hatten wir etwa ¾ Meilen zurückgelegt, als das letzte Viergespann mit Schleife und Allem durchbrach. Sogleich wurde für die ganze Linie das Lärmzeichen gegeben und die übrigen Gespanne hielten an. Und als wir beschäftigt waren, jenes zu retten, sank auch das andere Viergespann ein, und endlich lagen sie alle im Wasser, die Reserve allein ausgenommen. Wären sie sämmtlich in Bewegung geblieben, so geschah wohl das Unglück nicht; durch das Anhalten und längern Druck auf ein und dieselbe Stelle brach aber die Decke. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, welche Mühe es kostete die Thiere wieder auf das Eis zu ziehen; auch war nicht geringe Gefahr dabei. Die armen Thiere zitterten wie Espenlaub; wir schafften sie ans Ufer, rieben sie ab und gaben ihnen zu fressen. Es war nun spät Abends geworden, wir zündeten ein mächtiges Feuer an, und ein Theil unserer Leute machte sich auf den Weg um den Lagerplatz zu suchen, an welchem sich unsere am Tage vorausgegangenen Gefährten befanden. Diese mußten uns durchaus behülflich sein, wenn wir die eingesunkenen Schleifen wieder aus dem Wasser ziehen wollten. So war also an keinen Aufschub zu denken, und wir machten uns auf den Weg. Als wir uns mitten auf dem See befanden, wurde das Schneegestöber immer dichter, und wir wußten gar nicht mehr welche Richtung zu nehmen war. Indessen wir trafen es glücklich, und nach einigen Stunden sehr angestrengten und anstrengenden Marsches erreichten wir endlich das Ufer, unweit von der Straße welche zum Lagerplatz führte. Dieser befand sich etwa eine halbe Meile landeinwärts. Aber nun fragte es sich: lag er zur Rechten oder zur Linken. Nach Yankeeart „vermutheten“ wir, wo er etwa sein müsse, und wir hatten es getroffen. Unsere Gefährten lagen im süßen Schlafe; Mitternacht war schon vorüber. Bald aber summte der Theekessel, und nachdem wir uns durch Trank und Speise erquickt hatten, ruheten wir vortrefflich bis

Tagesanbruch, um dann mit den Uebrigen den Zurückgelassenen Hülfe zu bringen. Sie hatten allerdings eine sehr unangenehme Nacht verlebt. —

Es verursacht viele Mühe, alljährlich im Herbst die Zugthiere so weit ins Innere, oft manchmal 200 Meilen weit!, zu schaffen. Oft vermeidet man das, indem man sie im Frühjahr in der Wildniß, auf den Wiesen, zurückläßt, wo sie bis zum Herbst sich selbst überlassen werden. Sie gedeihen dort ganz vortrefflich, sind aber sehr wild wenn man sie im Herbst wieder einfängt, was nicht ohne Schwierigkeit abgeht. Doch gewöhnen sie sich rasch wieder in das Joch, und man sieht ihnen ordentlich die Freude darüber an, daß sie ihren Fuhrmann wieder haben. Manchmal freilich wird von solchen Thieren nichts wieder gehört oder gesehen; das eine ist im Schlamme versunken, das andere hat sich verlaufen, das dritte ist von Wölfen oder Bären zerrissen worden; denn diese wagen sich manchmal auch an den stärksten Ochsen. Ich war einst Zeuge, daß ein solcher gefunden wurde, dem bei Nacht ein Bär ein großes Stück Fleisch aus den Keulen herausgefressen hatte. Wir erlegten den Räuber.

Nachdem die Waldleute sich einige Tage Ruhe gegönnt haben und Schnee gefallen ist, beginnen sie damit, die Blöcke an den geeigneten Platz zu schleppen. Alles ist beschäftigt; die Arbeit aber ist regelmäßig unter verschiedene Klassen von Waldleuten getheilt. Jeder von ihnen hat seine besonderen Obliegenheiten.

Das Ganze wird angeordnet und geleitet vom „Boß“ *), die „Choppers“ oder Hauer suchen die Stämme aus, hauen sie ab und theilen sie in Blöcke; einer von ihnen ist Master-Chopper. Die „Swampers“ bahnen und ebenen die Straße bis zu der Stelle, wo die Bäume gefällt werden. Der „Barker“ und der „Loader“ schälen die Rinde vom Stamme ab, was an dem Theile des letztern geschieht, der auf dem Schnee schleifen und daher möglichst glatt sein muß; sie helfen auch dem „Teamster“ oder Fuhrmann beim Aufladen. Der „Hauptmann vom Stachelstocke“, nämlich eben der Fuhrmann, ist Herrscher über das Gespann; endlich erscheint der Koch als eine keineswegs unwichtige Person, die freilich nicht allemal vorhanden ist, so daß die übrigen sich reihum dazu verstehen müssen, die Speisen für den Tisch herzurichten.

Beim Fällen des Stammes kommt es vor Allem darauf an, so zu verfahren, daß er nach der gewünschten Richtung hin niederstürzt. Dabei muß man in Obacht nehmen, nach welcher Seite hin der Baum sich neigt und wie stark und von woher der Wind weht. Auf alles das verstehen sich die Chopper vortrefflich; steht aber der Baum am steilen Abhang einer Höhe, so schlägt ihre Berechnung manchmal fehl. Der Boden erdröhnt, wenn solch ein Riese des Waldes niederstürzt, und manchmal hört man das Getöse stundenweit. Ehe man ihn zum Umsturz bringt, fällt man kleinere ringsum stehende Bäume, die ihm zum „Bett“ dienen, denn er darf nicht zu tief in den Schnee stürzen und

---

*) Bedeutet wohl so viel wie das niedersächsische und niederländische Baas; so giebt es an der Weser beim Schiffsbau auf jedem Werft einen Zimmerbaas, ꝛc.

läßt sich dann auch mit geringerer Mühe aufladen. Man haut die Zweige ab, die Barkers laufen auf dem dunkeln Stamme umher, wie die Matrosen auf dem Rücken eines Wallfisches, und wenn Alles zum Fortschaffen bereit ist, kommt der Fuhrmann mit seiner „Bob-Schleife", welche wahrscheinlich so heißt, weil sie gestoßen und gerüttelt wird, wenn man damit über unebenen Boden fährt. Sie ist allemal sehr stark und fest gearbeitet, weil sie eine äußerst schwere Last zu tragen hat. Das Sechsgespann zieht an, sobald der Fuhrmann ruft, und nun seufzt die Schleife unter der ungeheuren Wucht durch den Tannenforst.

Man schafft gern, wenn irgend möglich und thunlich, den ganzen Stamm auf einmal bis zum Landeplatze, das heißt der Stelle, wo im Frühjahr das Holz ins Wasser geworfen wird. Dort zersägt man ihn in Blöcke von vierzehn bis dreißig Fuß Länge, weil er so besser den Fluß hinabschwimmt. Springer hat einmal einen Stamm in nicht weniger als fünf Blöcke zersägt, wovon der kürzeste eine Länge von vierzehn Fuß hatte. Manchmal werden Stämme von achtzig Fuß Länge und beträchtlicher Dicke fortgeschleppt, was freilich auch in deutschen Forsten mit den sogenannten Achtzigerbalken der Fall ist. So hauet der Waldmann fort und fort, bis der eine „Klump" Bäume erschöpft ist; dann kommt ein anderer an die Reihe.

Noch vor einem Menschenalter wuchsen die prächtigsten Weißtannen dicht am Ufer der Flüsse und Seen; man fällte sie zu vielen Tausenden und brauchte sie bloß ins Wasser zu rollen, so daß die saure Arbeit des Aufladens und Schleifens nicht nöthig war. Aber diese Zeit ist vorbei und man muß nun das meiste Holz aus einer nicht unbeträchtlichen Entfernung herschaffen. Doch ist trotz dieses ungeregelten Ausbeutens der Wälder und ungeachtet der hunderte von Millionen Stämme, welche durch Waldbrände zerstört wurden, immer noch Holz in ungeheurer Menge vorhanden. Aber ein großer Theil dieser Tannen ist inwendig angegangen. Sehr viele Bäume unterliegen, nachdem sie völlig ausgewachsen sind, einem innern Zerstörungsprocesse, einer krebsartigen Krankheit, welche die Waldleute Conk oder Konkus nennen. Man erkennt diese Krankheit schon an der Außenseite des Baumes an einem kleinen braunen Flecke, der sich einige Fuß über dem dicken Ende zeigt; er gleicht manchmal einem Stück Pfefferkuchen und ist bald klein, wie etwa ein Viergroschenstück, bald so groß wie ein Hutdeckel. In manchen Klumpen erkennt man die Krankheit nur an einem kleinen gelben Flecken Pech, das herabträufelt. Wer sich auf die Krankheit nicht versteht, ahnt gar nicht, daß manche hoch, kräftig und stattlich aufgewachsene Tanne vom Konkus ergriffen ist. Aber der Waldmann weiß bescheid. Haut er einen solchen Baum um, so findet er ihn im Innern röthlich und schwammig; die faserigen Theile des Holzes sind freilich noch straff, aber der markige Theil und die Lagen zwischen den Fasern sind trocken und milchweiß. Und von dieser Krankheit sind oft weite Waldstrecken ergriffen, wo denn unter dreißig Stämmen manchmal nur ein halbes Dutzend gesund erfunden werden. Hin und wieder wird der Holzkäufer betrogen, weil die Waldleute sich

darauf verstehen, einen Knorren oder ein Stück von demselben Baume in den Konkus zu treiben und diesen zu verdecken; er gleicht dann einem gesunden Astknoten und erst in der Sägemühle zeigt sich, daß der Stamm nichts taugt. Vieles von diesem Holze ist auch am dicken Ende hohl und ein solcher Stamm dient dann den Bären zur Winterhöhle. Springer fand einst in einer mächtigen unten hohlen Tanne eine alte Bärin mit vier Jungen; sie waren so fett wie Schildkröten, die Alte wog über drei Centner.

Die Waldleute arbeiten vier volle Wintermonate hindurch im Forste, und man darf es schon glauben, daß ihre Beschäftigung kein Spielwerk ist. Manchmal bauen sie an Bergabhängen sogenannte trockene Schleusen, die vom obern Rande bis unten in die Tiefe reichen. Sie legen nämlich lange ganz glatte und schlanke Stämme so neben einander der Länge nach, daß der Stamm, welchen man hinabgleiten lassen will, nicht nach links oder rechts abbiegen kann, sondern blitzesschnell hinunterschießt und sich unten im Schnee begräbt; unterwegs dampft er in Folge der Reibung, als ob er in Feuer stände. Ueberhaupt hat man mehr als eine sinnreiche Art und Weise erdacht, um schöne Stämme unbeschädigt von unzugänglichen Stellen in die Thalebene hinabzuschaffen.

Eine arge Belästigung für die Waldleute ist der raubgierige und gefräßige Wolf, der nicht selten das Gespann Tagelang viele Meilen weit heulend und zudringlich verfolgt. Manchmal springt er wohl sogar auf den Block, wagt sich selbst bis ganz in die Nähe der Ochsen und läßt sich vom Fuhrmann einen Schlag versetzen. Es ist im höchsten Grade auffallend, daß die Waldleute, ganz verschieden von den Hinterwäldlern im Westen, so wenig mit dem Feuergewehr die Bestien des Waldes verfolgen; sie müßten sich doch mit der Flinte leicht der Wölfe erwehren können. Einst ging ein Holzfäller auf dem Eise des Flusses Mattawamkeag. Aus der Ferne vernahm er fürchterliches Heulen, das er mit dem Geächz und Kreischen von vierzig Paar alten Karrenrädern verglich. Es kam von Wölfen, die aus dem Walde nach dem Eise zurannten und einen Hirsch verfolgten. Er stand still und beobachtete sie. Die Wölfe liefen in einer Reihe hintereinander, bis sie der Beute ganz nahe waren, dann theilten sie sich, wie wenn sie sich verabredet hätten, in zwei Linien, deren eine sich gerade vor dem Hirsch aufstellte und dann gemeinschaftlich mit der andern den Hirsch umzingelte. Dann sprangen sie auf ihr Opfer ein, rissen dasselbe auf das Eis nieder und verschlangen dasselbe in unglaublich kurzer Zeit, so daß nur die Knochen übrig blieben. Dann galloppirten sie wieder in den Wald zurück. An demselben Flusse fand sich einst ein Rudel Wölfe allnächtlich vor dem Blockhause eines Ansiedlers ein, der zufällig Gift besaß und dasselbe auf Fleisch streuete. Am andern Morgen lagen in der Umgegend sechs todte Wölfe umher.

Man kann sich leicht denken, daß es bei einer so gefährlichen Arbeit wie sie den Waldleuten obliegt, ohne schwere Körperbeschädigungen nicht abgeht. Wie soll man sich helfen, da doch kein Wundarzt in der Nähe ist? Einst erhielt ein Holzfäller von einem Nebenmanne einen Schlag mit der Axt in's

Dickbein. Es war eine weitklaffende Wunde, die man mit Taschentüchern verband, so gut es eben gehen wollte. Dann trug man den Beschädigten auf Tannenzweigen nach dem Lagerhause, legte ihn auf den Tisch, und nähete die Wunde mit einer ganz gewöhnlichen Stopfnadel. Nach einigen Wochen konnte der Kranke wieder an die Arbeit gehen. Manchmal wird man durch herabstürzende Baumstämme geschädigt, und muß überhaupt sehr auf der Hut sein.

Der „Sabbath“ ist ein sehr willkommener Tag, im „Logging Swamp“; dann kann der Waldmann eine Stunde länger schlafen, er braucht nicht, wenn er aufsteht, sogleich in die frostige Luft hinaus, sondern wärmt sich ruhig und gemächlich am Feuer; nur der Koch muß Speisen herrichten, und der Fuhrmann das Vieh füttern. Zum Zeitvertreib sucht man in der Nähe frische Zweige für das „Bett“, nachher wird das Zeug gewaschen und geflickt, so gut es eben die harten Hände und Finger zulassen, man schreibt Briefe, liest auch wohl ein wenig, und ist in der Nähe, d. h. nur einige Meilen entfernt, ein Lagerplatz, so stattet man den Nachbarn einen Besuch ab oder erhält Besuch von ihnen. Der eine oder andere stellt auch wohl Marderfallen, doch gilt im Allgemeinen der Satz, daß der Waldmann sein eigentliches Vergnügen, und seinen größten Genuß in der Arbeit findet, denn wenn er beschäftigt ist, empfindet er es weniger, daß er auf so lange Zeit aller weiblichen Gesellschaft entbehren muß.

Der Waldmann ist nur ausnahmsweise Jäger; er betrachtet das Waidwerk nur als Nebensache; doch versteht es sich von selbst, daß die leckeren Bissen, welche der Bär und das Moosethier manchmal liefern, von ihm, der zumeist von gesalzenem Fleisch sich nähert, als eine sehr willkommene Gabe betrachtet werden. Ein junger, etwa ein Jahr alter, recht fetter Bär sieht zwar, wenn man ihm das Fell abzieht, beinahe wie ein menschlicher Leichnam aus, aber sein Fleisch ist delikat. Das Moosethier ist oft so groß, wie ein Pferd von vierzehn Faust; man kommt ihm am besten im Frühjahr bei, wenn der Schnee tief liegt, die Mittagssonne die Eiskruste auf demselben wegschmelzt, und der Nachtfrost wieder eine dünne Decke darüber härtet. Dann sinkt das Thier beim Laufen ein, und kann in Schußweite erreicht werden. Das Männchen oder wie man im Walde sagt „der Bulle“ ist zur Brunstzeit äußerst gefährlich; er verfolgt dann die Menschen, wo er sie sieht. Springer kannte einen Mann, den solch ein Bulle angegriffen hatte. Er war mit gesenktem Kopfe, etwa so wie ein Stier, gegen ihn eingerannt, um ihn auf sein Geweih zu nehmen. Aber, so lautet die Jagdgeschichte weiter, der Mann sprang ihm plötzlich zwischen das Geweih, packte dasselbe, saß ihm auf dem Nacken, und klammerte die Füße um den Hals, wie ein Faulthier. „Rasend vor Wuth rannte der Bulle in's Weite, und bot Alles auf um mich abzuwerfen, aber da ich wohl wußte, was auf dem Spiele stand, und da es sich um Leben und Tod handelte, so hielt ich mich aus Leibeskräften fest. Endlich sah er wohl, daß er mich nicht los wurde; er streckte also seine Schnauze in die Höhe, und warf das Geweih hinten über; das war sehr gut, denn er gewährte mir dadurch Schutz. Er

rannte fort mit rasender Schnelle; ich saß ihm immer auf dem Halse. Bald war er im dicken Gehölz, sprang über hohe umgefallene Baumstämme, tief durch Morast und Schlamm, und sank endlich erschöpft nieder, nachdem er wohl drei Meilen weit mit mir gerannt war. Diese Gelegenheit nahm ich wahr, zog mein Jagdmesser aus der Scheide, rannte es ihm in den Nacken, schnitt die große Halsader durch, und mein war der Bulle.« Es ist kaum in Zweifel zu ziehen, daß solche Geschichten im Style des seligen Freiherrn von Münchhausen auch gläubige Zuhörer finden.

Der Bär spielt im Leben der Waldleute begreiflicherweise eine große Rolle. Er ist auch in den Wäldern von Maine ein kräftiges Thier, weiß mit ungemeiner Geschicklichkeit den Schlägen, welche man gegen ihn führt, auszuweichen, ringt oft seinem Gegner die Waffen aus der Hand, hat ein zähes Leben und ist ein Feind, den man in keinem Falle verachten darf. Außerdem ist er abgefeimter und dabei unverschämter Dieb. Als wir, erzählt Springer, einstmals stromauf zogen, folgte uns Meister Brun mehrere Tage hintereinander. Wir machten zuerst seine Bekanntschaft, als wir an der Mündung eines Baches unser Lager aufschlugen, das dort nur vorübergehend stand. Wir ließen daher unsere Sachen im Walde stehen und brachten sie nicht unter Dach und Fach. Nachts kam der Bär heimlich angeschnüffelt und wählte sich einen Packen aus, welcher den Winteranzug eines unserer Gefährten enthielt, namentlich auch große Stiefeln, Rasirzeug und dergleichen mehr. Der Dieb schleppte seine Beute eine Strecke weit fort, ehe er sich die Mühe nahm, den Inhalt zu durchsuchen. Das geschah aber mit einer Genauigkeit, der auch der strengste Zollbeamte seine Anerkennung nicht versagt haben würde. Am andern Morgen fanden wir alle Kleidungsstücke zerrissen, die Stiefel waren zerkauet und selbst der Stiel des Scheermessers war angenagt; an die Klinge hatte der Bär sich weislich nicht gewagt.«

»Einige Tage später, auf einem andern Lagerplatze, war ein Faß, dessen Inhalt in etwa zehn Gallonen Syrup bestand, draußen gelassen worden. Wir vernahmen ein Geräusch, waren auf unserer Hut und konnten uns schon denken, wer einen Besuch abstattete. Jeder von uns ergriff einen Feuerbrand, wir stürzten hinaus und fanden, daß uns jenes Gefäß mit Syrup fehlte. Wir verfolgten die Spur und fanden das Syrupfaß, aber halb ausgelaufen. Offenbar hatte der zottige Herr sich eine rechte Güte thun wollen, war aber durch unser Schreien und die Feuerbrände gestört worden, ohne jedoch abgeschreckt zu sein. Denn nach etwa zwei Stunden war er schon wieder da und wir konnten sehen, wie er sich benahm. Wir besaßen ein Gewehr, hatten aber den Schießbedarf an einer etwa hundert Ruthen entfernten Stelle; wir nahmen daher die Laterne, gingen hinaus und holten Pulver und Blei. Wir luden zwei Kugeln und warteten zu. Etwa um Mitternacht kam der Bär zum dritten Male, gerade so als ob gar nichts vorgefallen wäre und stand kaum dreißig Schritte von unserer Lagerhütte entfernt. Wir jagten ihm die Kugeln auf den Pelz; er

lief fort und wir folgten, abermals mit Feuerbränden, den Blutspuren; auch hatten wir Aexte mitgenommen und das Gewehr wieder geladen. So rannten wir ihm nach durch den Wald bis zu einem Sumpfe, wohin er sich geflüchtet hatte, und kamen ihm immer näher. Bald hörten wir ihn laut schnaufen und keuchen. Plötzlich sprang er vor uns auf, erklomm mit vieler Anstrengung eine Anhöhe, die mit Canoebirken bestanden war, und sank dort erschöpft zusammen. Wir standen um ihn herum. Bald war die leicht entzündliche Birkenrinde in Brand gesteckt; die Beleuchtung war prächtig, die ganze Scene trug ein wildes Waldgepräge; wir jauchzten und sprangen wie im Kriegstanze um den erschossenen Räuber herum. Endlich machten wir ihm den Garaus, streiften ihn ab und nahmen vorerst ein Viertel des fetten Thieres mit nach dem Lager. Gegen den Bären ist aber der Säbel eine bessere Waffe als die Axt, welche er wie gesagt dem Gegner manchmal aus der Hand windet, während er am Säbel sich die Tatzen zerschneidet.

Dergleichen Erzählungen dienen Abends zur Ergötzlichkeit, wenn die Leute am Feuer sitzen; der Eine schnitzt einen Stiel für seine Axt, der Andere feilt eine Säge, der Dritte lies't, der Vierte raucht seine Pfeife und legt die Hände in den Schooß; der Koch mit aufgekrämpten Hemdsärmeln knetet Mehl, um Brot zu backen; Alle aber sind zufrieden. Manchmal wird auch Karte gespielt; die Partie sitzt dann um einige hellleuchtende Fichtenspäne. Weil aber bei diesem Spiel so häufig Zank und Streit sich erhoben, so hat man dasselbe möglichst verbannt, gleich dem Rum und Branntwein.

Noch vor zwanzig Jahren galten die Waldleute für arge Trinker und Unterthanen des tyrannischen Königs Alcohol; sie tranken Rum als wäre er Wasser, und begreiflicherweise waren Streit und Schlägereien etwas ganz gewöhnliches. Am St. Croix consumirte 1832 eine Bevölkerung, die zwischen vierhundert bis fünfhundert Köpfe zählte, nicht weniger als 3500 Gallonen Rum. Die Leute waren damals in dem thörigen Wahn befangen, daß sie ohne etwas „Starkes" gar nicht arbeiten könnten. Es kostete daher große Anstrengungen, auch nur einige wenige zur Enthaltsamkeit zu vermögen. Aber es gelang am Ende und als Leute, die zwanzig Jahre an's Rumtrinken gewöhnt waren, zum ersten Male einen „Winterfeldzug" ohne Branntwein überstanden hatten und sich wohler als je zuvor fühlten, war schon viel gewonnen. Das gute Beispiel fand Nachahmung. Mit dem Branntweintrinken sind auch viele alte Rohheiten in Abgang gekommen und jetzt sind die Waldleute eine achtbare Menschenklasse.

Nach der Spätherbst- und Winterzeit sehnen sie sich das ganze übrige Jahr hindurch; als ihre eigentliche Heimath betrachten sie den Forst. Wenn sie von ihren Wohnorten aufbrechen, die meist in der Gegend der Meeresküste liegen, so finden sie während der ersten Tage noch leidlich eingerichtete Herbergen. Sobald sie aber die Seitenpfade durch die Forsten betreten, hört das auf, denn nur in weiten Zwischenräumen liegen sogenannte Log-Shanties zerstreut, welche eigentlich mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Fuhrleute eingerichtet wurden,

die dort für sich und ihr Zugvieh für die Nacht Unterkommen finden, und die während der Sommermonate leer stehen, weil dann kein Mensch jene Einöden besucht.

Diese aus Baumstämmen roh zusammengeschlagenen Gasthäuser sind auch im Innern äußerst einfach hergerichtet und haben nur zwei Gemächer. Das eine dient als Küche, Speise-, Schenk- und Wohnzimmer; hier sitzen oft in nicht geringer Anzahl die Teamsters und lassen sich die aufgetragenen Speisen vortrefflich munden. Das andere Gemach ist ein Schlafzimmer; die übereinander gestellten Betten sind so angebracht, daß der Schlafende seine Füße dem Feuer zukehrt.

Ist nun im Walde so viel Holz gefällt, daß man eine gute Erndte gemacht zu haben glaubt, so nahet das Frühjahr, welches eine ganz andere Art von Beschäftigung mit sich bringt. Dann handelt es sich darum, die Blöcke, welche der Teamster aus dem Forste zu dem „Landungsplatze“ geschafft hat, bei Aufgang des Wassers hinabzuflößen; man hat dann mit dem „Breaking up“ und dem „River driving“ alle Hände voll zu thun. Sobald warmer Regen und mit demselben Thauwetter einfällt, muß der Teamster seine Arbeit einstellen. Man erwartet den Aufbruch des Eises mit Ungeduld; der Waldmann ist ja dann vier volle Monat vom Hause, von Familie und Freunden entfernt gewesen; kein Wunder also, daß er sich einmal heim sehnt. Er denkt daran, wie er im Wohnorte seinen festlichen Einzug halten will; denn allemal erscheint er wie eine Art Triumphator.

Auf der Schleife werden hohe Stangen befestigt, von welchen Fahnen herabwehen, auch die Ochsen werden mit bunten Tüchern geschmückt, denn die treuen, arbeitsamen Thiere, die Gefährten so beschwerlicher und gefahrvoller Arbeit, sollen auch Theil an der Ehre haben. Natürlich darf dem Waldmann auch ein buntes Band auf dem Hute nicht fehlen, ein rother Gürtel um den Leib gilt für einen stattlichen Putz, und ein mächtiger Bart für eine nicht geringe Zier. So zieht die Karawane in den Ort ein; manchmal zählt sie vierzig bis sechszig Ochsen beisammen, und eben so viel Menschen. Alles läuft vor die Thüren und begrüßt die Neuankommenden; jedes Joch wird gemustert und beurtheilt; der Teamster hält also möglichst darauf, daß man es gut bei Fleische finde. Vor zwanzig Jahren noch ging es beim Einzuge dieser Triumphatoren wild her; Rum wurde in Menge getrunken; jetzt ist das, wie schon bemerkt, Alles anders.

Das Hinabflößen der Blöcke ist nicht so angenehm wie die übrigen Arbeiten des Waldmannes sind. Es beginnt im April und erscheint äußerst beschwerlich. An vielen Stellen pflegt sich die gewaltige Holzmasse zu stauen, und manchmal haben sich Tausende von Blöcken fest in einander geschoben, sie bilden eine „Zusammenklemmung“, Jam, und es erfordert zuweilen Wochen, solchen Jam wegzuräumen, während es dagegen manchmal genügt ein paar Blöcke wegzuziehen und die Masse in Bewegung zu bringen. Es kommt also darauf

an, die geeignete Stelle aufzufinden, wo sich der Hebel am besten ansetzen läßt. Der Jam stauet sich meist im Stromengen zwischen hohen Ufern auf. Dann schlingt ein Mann sich ein Tau um den Leib, und seine Gefährten lassen ihn an die Stelle hinab, wo eine Breche*) gemacht werden soll, was allemal am untern Ende des Staues geschehen muß. Liegt der Letztere sehr fest, so bindet der Mann ein Tau um einen Block, und die am Ufer stehende Mannschaft beginnt anzuziehen. Setzt sich nun der Jam ganz oder theilweise in Bewegung, oder ist nur ein Anzeichen vorhanden, daß dieses bald geschehen werde, so wird der Mann ans Ufer gehißt. Manchmal genügen aber schon einige Schläge mit der Axt, um das gewünschte Ergebniß zu erreichen, und dann brauset die Masse stromab, wenn der Waghals welcher sie in Bewegung brachte nur erst wenige Fuß emporgezogen worden ist. Das Geräusch ist betäubend; die mächtigen Blöcke reiben sich an einander und wirbeln umher als wären sie leichte Strohhalme; die Leute am Ufer aber jubeln, daß ihr Werk ihnen so vortrefflich gelungen ist.

Ein „Driver“ erzählte Folgendes: „Uns lag auf dem Mattawamkeag wohl an dreizehntausend Blöcke, die unserer zwei und dreißig Mann binnen vier Monaten gefällt und dorthin geschafft hatten. Am 25. März begannen wir mit dem „Treiben“ während der Fluß mit Eis ging, das Wetter kalt war und noch dichter Schnee fiel. Wir kamen zu den Stugundy-Fällen, wo sich das Wasser durch eine nur funfzig Fuß breite Stromenge hindurchdrängt. Dort bildete sich ein Jam, und wir sahen gar nicht ab, wie wir denselben hinwegräumen konnten. Und doch mußte es geschehen. Aber es handelte sich dabei um Leben und Tod, und wir gingen ans Werk, das endlich nach fünftägiger Arbeit gelang. Etwas weiter unterhalb, bei den Gordon-Wasserfällen, die zu beiden Seiten von hohen Ufern eingeschlossen sind, wiederholte sich dasselbe. Alles kam glücklich hinüber, bis auf ein Boot in welchem sich zwei Brüder befanden; dasselbe schlug um. Beide sprangen rasch auf das Boot, das unterst zu oberst schwamm, und glitten rasch stromab, bis dasselbe gegen einen Felsen geschleudert wurde. Der vorne Sitzende fiel ins Wasser, schwamm aber und hielt sich eine Zeitlang oben; nach vier Tagen fanden wir weit unterhalb seine Leiche. Am Fuße der Wasserfälle reichte ein kleiner Jam mit manchen Blöcken in das Fahrwasser; auf denselben sprangen mehrere unser Leute um den andern zu retten, der vom Boote herabgeglitten war. Er trieb hart neben dem äußersten Ende des Jam, wo man ihn bei den Haaren packte und herauszog. Nachdem flößten wir unsere Blöcke bis an den Bestimmungsort in vierzehn Tagen, aber im Ganzen hatte es gerade neunzig Tage erfordert, um mit ihnen eine Strecke von einhundertdreißig Meilen zurückzulegen.“

---

*) Ich schreibe Breche, wie die Deutschen vor noch 200 Jahren; seitdem ist mißbräuchlich die französische Form Bresche angenommen worden, die ganz dasselbe bedeutet.

Die Fahrzeuge, welche die Waldleute benutzen, um damit stromab zu fahren, und die Blöcke an den „Boom" zu bringen, heißen **Wanguns**, nach einem indianischen Worte das Lockspeise der Erfrischung bedeutet, und für ein mit Lebensmitteln und Vorräthen benutztes Boot gebraucht wird. Mit »Running the Wangun« bezeichnet man das Hinabschaffen dieser „Bateaux" auf dem Strome von Haltort zu Haltort, namentlich in schnellströmendem Wasser. Dazu ist ein sehr erfahrener „Wassermann" nöthig, der sich auf das „Swampen" des Wangun wohl versteht. Manchmal geht das Schiff mit Mann und Maus zu Grunde.

Endlich, nach allen diesen Mühen, Fährlichkeiten und Beschwerden gelangen die Blöcke an ihren Bestimmungsort, das ist den „Boom" oder sogenannten Hafenbaum; wir wollen denselben als Aufnahmebecken bezeichnen. Am Penobscot nimmt dasselbe eine beträchtliche Strecke zwischen sehr günstig gelegenen Inseln ein, wo von einem Eilande zum andern allerlei zweckmäßige Wasserbauten angebracht worden sind, welche quer über den Strom reichen. So geht kein einziger Block verloren. Aehnliche Vorkehrungen sind auch am St. Croix getroffen worden. Am Penobscot reicht der Boom zwei Meilen aufwärts; am obern Ende ist ein quer und schräg übergelegter Baum angebracht, damit die herabschwimmenden Blöcke gehörig an Ort und Stelle kommen.

Die Boom-Corporation am Penobscot hat ihre Verordnungen von der Staatsgesetzgebung erhalten und steht unter amtlicher Ueberwachung. Das ihr bewilligte Gebiet umfaßt eine sechs Meilen lange Abtheilung des Stroms. Der Beauftragte muß auf alle ankommenden Blöcke Acht geben und die Compagnie ist verantwortlich. Der Boom-Meister flößt mit seinen Leuten die Blöcke, welche einem besondern Individuum oder einer Gesellschaft gehören, in besonderen Abtheilungen; er erkennt sie an den verschiedenen Zeichen, welche in die einzelnen Blöcke als Marken gehauen sind. Jeder Block der ohne Zeichen ankommt wird Eigenthum des Boom-Meisters.

So viel von den Waldmännern in Maine und ihren Beschäftigungen.

Für den Staat Maine ist der Holzhandel von großer Bedeutung; er hauptsächlich beschäftigt die Rhederei der dreizehn Hafenplätze, welche alljährlich eine ungeheure Menge von Brettern und Blöcken ausführen. Am Penobscot ist **Bangor** der wichtigste Platz. Wie erheblich für denselben der Handel mit Holz ist, ergiebt sich aus folgenden Zahlen. Im Jahre 1849 wurden dort 160,418,808 Fuß gemessen; allein nach Californien gingen in jenem Jahre 38 Schiffe mit 5,043,819 Fuß Bauholz ab. So zimmert man am Gestade des großen Weltmeeres Häuser aus Tannenholz, das tief im Inlande in den Forsten von Maine wächst!

Das Klima und die Produkte des Pflanzenreichs auf der Landenge von Tehuantepec.

Unter den drei Landengen des mittelamerikanischen Kontinentes hat jene von Tehuantepec bei weitem die vortheilhafteste Lage für die Nordamerikaner in Betreff des Verkehrs mit Californien und Oregon. Die Fahrt von Neuyork nach San Francisco beträgt um das Cap Horn 14,194 Seemeilen, auf dem Wege über Panama 4992, über Nicaragua 4531, über die Landenge von Tehuantepec nur 3804 Seemeilen. Von Neuorleans nach San Francisco hat man zu reisen: um das Cap Horn 14,310 Seemeilen, über Panama 4505, über Nicaragua 3767, über Tehuantepec nur 2704 Seemeilen. Daß also ein Weg, welcher den Verkehr zwischen den großen atlantischen Häfen und dem großen Emporium an der Westküste um zwei Drittel oder nahezu drei Viertel abkürzt, vom höchsten Belang ist, liegt auf der flachen Hand. Unsere Tage sehen eine neue Völkerwanderung aus dem Osten nach dem Westen Amerikas, die von Jahr zu Jahr stärker wird und allem Anschein nach auf lange Zeit hinaus im Anwachsen bleiben wird. Daß ein regelmäßiger Hin- und Herzug von Waaren wie von Menschen zwischen dem atlantischen Ocean und dem stillen Weltmeere für immer gesichert ist, bedarf keines weitern Nachweises. Wir sind eben jetzt Zeugen, wie der Welthandel sich neue Bahnen bricht, und in das bisherige Güterleben eine eben so vollständige Umwandlung bringt, wie es vor vierthalbhundert Jahren durch die Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung und die Entdeckung Amerikas geschehen ist.

Der lange Weg um das Cap Horn ist zu weit und zu beschwerlich; er genügt dem riesenhaft angewachsenen Verkehr längst nicht mehr, und dieser sucht sich daher andere, nähere und bequemere Bahnen zu eröffnen, und Zeit wie Geld zu sparen. Daher die vielen Entwürfe zur Verbindung der Ostküste mit dem westlichen Gestade. Die gegenüber den Nordamerikanern ungünstig gestellten und von diesen an Unternehmungsgeist überflügelten Engländer möchten eine Eisenbahn von den canadischen Seen bis zum Puget Sunde bauen; Asa Whitney schlägt für seinen Schienenweg nach Californien und Oregon einen Ausgangspunkt am Mississippi oder Michigan-See vor. Doch sind beides noch Projekte, die in weitem Felde stehen.

Dagegen bieten sich in Mexico und Mittelamerika drei oder vier günstig gelegene Oertlichkeiten zur Verbindung beider Oceane dar, welche jede ihre eigenthümlichen Vorzüge besitzt. Die Landenge von Panamá bildet die schmalste Strecke des ganzen westlichen Continents; man hat also dort zuerst Schienen gelegt; noch im Laufe dieses Jahres soll die Bahn von Chagres oder besser von Aspinwall nach Panamá eröffnet werden. Diese Eisenstraße wird einen großen Theil des Verkehrs Europas und der Ostküste Nordamerikas nach der Westküste

von Südamerika, hin und zurück, sich zu sichern wissen. Den zweiten Punkt von Erheblichkeit bildet der Isthmus von Nicaragua. Auf ihm kann man zu Wasser weit tiefer ins innere Land eindringen, als auf irgend einem andern Punkte Mittelamerikas möglich wäre. Der San Juanstrom bildet eine Verbindungsstraße zwischen der Ostküste und dem Nicaragua-See, dessen westliche Ufer nur durch eine Landenge von wenigen Meilen vom Stillen Ocean getrennt sind. Der Strom ist ohne erhebliche Kosten für Seeschiffe von mittlerer Trächtigkeit fahrbar zu machen. Daher der Plan, die ganze Landenge von Nicaragua zu kanalisiren. Aber wie es scheint, ist derselbe nur theilweise ausführbar; ein Kanal vom Nicaragua-See bis zum Stillen Meere würde ungeheure Schwierigkeiten verursachen und nach einigen Berechnungen einen Aufwand von mehr als dreihundert Millionen Thalern erfordern. Man wird sich also wohl darauf beschränken, den San Juan fahrbar zu machen und vom See bis zum Weltmeere eine zweckmäßige Straße bis Realejo anlegen. Auch diese Nicaragua-Route wird eine hohe Bedeutung gewinnen, einmal weil sie ein schönes fruchtbares Land zugängig macht, das bisher gleichsam todt dagelegen hat, sodann weil sie in jedem Falle die Verbindung mit der Westküste nach Norden wie nach Süden hin ungemein erleichtern muß.

Beides gilt aber in noch höherm Maße von einer Eisenbahn über die Landenge von Tehuantepec, an welcher zwei Staaten des mexicanischen Bundes, Vera Cruz und Oaxaca, Antheil haben. Auch hier wäre ein Kanal möglich; aber eine Eisenbahn, deren Herstellung weit weniger Schwierigkeiten und Kosten verursacht als eine Wasserstraße, welche man über die Cordillere führen müßte, wird dieselben Vortheile gewähren. Schon Ferdinand Cortez erkannte die hohe Bedeutung dieser Landenge, und begann über dieselbe eine Straße zu bahnen. Aber sie verfiel und auch jene, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf Betrieb der spanischen Kolonialregierung angelegt wurde, war im Grunde nicht viel mehr als ein Saumpfad für Maulthiere. Der Isthmus von Tehuantepec hat von Meer zu Meer in gerader Linie eine Breite von nur 135 englischen Meilen oder etwa zwischen 36 und 40 deutschen Meilen. Von der Mündung des Coatzacoalcos am atlantischen Ocean dehnt sich bis Mesa de Tarifa, einem Flußhafen auf dem gleichnamigen Tafellande der hier tief abfallenden Andes eine weite Ebene. Das Tafelland selbst hat nur eine Höhe von 650 Fuß über dem Meeresspiegel, ist nur etwa fünf englische Meilen breit und dacht sich dann zum Stillen Ocean ab. Vom Coatzacoalcos ist eine Strecke von 30 englischen Meilen für die größten Seeschiffe, 15 Meilen weiter hinauf für nicht so tief gehende Seeschiffe fahrbar, so daß ein Schienenweg zum Stillen Weltmeere, der ohne alle erhebliche Schwierigkeiten hergestellt werden kann, nur 115 englische Meilen lang sein würde.

Die Vortheile einer solchen Lage konnte man selbst in Mexico nicht verkennen. Man ertheilte also 1842 dem Don Jose de Garay die Genehmigung einen Verbindungsweg über den Isthmus von Tehuantepec herzustellen und

begünstigte ihn mit vielen Privilegien, welche er 1846 und 1847 rechtsgültig an eine englische Gesellschaft abtrat, die ihrerseits die Privilegien auf eine amerikanische Compagnie übertrug. Zwischen der mexicanischen und amerikanischen Regierung wurde dann in einem besondern Vertrage festgesetzt, daß jene Compagnie das Recht haben sollte, ihre Vermessungen vorzunehmen und den Bau zu beginnen. Im April 1850 begann unter Förderung der mexicanischen Behörden die Compagnie ihre Vermessungen, wurde aber, nachdem sie etwa ein Jahr gearbeitet hatte, plötzlich in ihren Vermessungen unterbrochen. Die mexicanische Regierung will, unter durchaus rechtswidrigen und nichtigen Vorwänden, sich den eingegangenen Verpflichtungen entziehen. Die nordameikanische Regierung hat aber offenbar den Willen ihre Staatsangehörigen in ihrem guten Rechte zu schützen, und trotz aller Ausflüchte wird am Ende die Tehuantepec-Eisenbahn gebaut werden.

Denn ein Blick auf die Charte zeigt, daß sie eine wesentlich nordamerikanische sein wird; ihr Anfangspunkt liegt nicht, wie bei der Straße von Nicaragua und Panama, im caraibischen Meere, sondern im mexicanischen Golf, und sie ist dadurch zu allen Zeiten, auch im Kriege, im nahen Bereiche der Nordamerikaner. Sodann zeichnet sich der Isthmus durch ein ausnahmsweise günstiges Klima und durch eine wunderbare Productenfülle aus.

Der letzte Dampfer aus Neuyork brachte uns über diese bisher nur wenig bekannte Gegend ein inhaltreiches Werk, dem wir auszugsweise die nachfolgenden Bemerkungen entnehmen. *)

Das mexicanische Tafelland, welches sich nach Nordosten hin bis zum 42sten Grade fortsetzt, beginnt auf dem Isthmus von Tehuantepec. An seiner Südgränze ist es nur schmal, aber da wo es am höchsten ist, unter dem Parallele der Hauptstadt Mexico etwa, gewinnt es eine Breite von ungefähr 150 Stunden. Im Süden gränzt das Tafelland an die Hochebene von Guatemala, die sich weit höher über die Meeresfläche erhebt, einige Pässe abgerechnet. Diese Hochlande endigen in parallel laufenden Gebirgsketten, dem Cerro Peladro, die von Ost nach West etwa unter dem 94sten Meridian laufen, den halben Isthmus ausfüllen und das mexicanische Tafelland mit jenen von Guatemala verbinden. Die Cordillera de la Huacamaya, Prieto, Musahuita und andere, deren Ostgränze unter 18° westlich von Washington liegt, zieht sich convex gegen Tehuantepec hin und nähert sich bis auf zwölf oder vierzehn Stunden dem Stillen Weltmeere, während die Kette, welche östlich von jener liegt, weiter vom Ocean entfernt ist und sich in südöstlicher Richtung erstreckt. Diese beiden Ketten bilden das „Thal“ auf dem Isthmus; der Abfall gegen den atlantischen Ocean, d. h.

*) The Isthmus of Tehuantepec: being the results of a survey for a railroad to connect the Atlantic and Pacific Oceans, made by the scientific Commission under the direction of Major J. G. Barnard, U. S. Engineer; with a resume of the geology, climate, local geography, productive industry, fauna and flora of that region, by J. J. Williams, New York 1852.

gegen den mexicanischen Meerbusen, ist aber viermal ausgedehnter als der zum Stillen Meere. Das Thal hat seine Richtung nach Nordosten; in demselben strömt vielgewunden der Coatzacoalcos, indem er ein Aufnahmebecken für viele kleinere Gewässer bildet. Auf der schmalen Westküste giebt es keine Flüsse von Erheblichkeit; sie fallen zum Theil in Strandlagunen; nur der Tehuantepec mündet, bei Ventosa, ins offene Meer.

Das Land fällt von der Cordillera de Prieto, von einer Höhe von etwa 800 Fuß nach beiden Küsten ab; 28 Meilen nach dem stillen Ocean, 110 Meilen bis zum Golf. Diese letztere Abdachung ist sehr allmälig; der stärkste Abfall geht vom Almoloquoflusse zum Jaltepecflusse, der 75 Fuß über der Meeresfläche liegt; dieser Abfall ist 75 Meilen lang, so daß auf die Meile etwa ein Fuß Abfall kommt.

In Folge dieser Bodengestaltung hat die Landenge den vollen Genuß der Küstenwinde und des Regens aus dem Norden; beide bestreichen volle drei Viertheile des Landes. Denn dieses liegt im Gürtel der Nordostwinde, und diese nördliche Winde herrschen von der Mitte Decembers bis Ende März vor; sie wehen meist sehr scharf, sind kühl und bringen Regen mit, besonders an den Bergen. Zu Chivela, das dem Hauptgebirgspasse gegenüber liegt, wehet fast das ganze Jahr hindurch ein strenger Nordwind. Diese Winde kommen vom Golf her und ziehen mit dem warmen Wasserstrom, der westwärts durch das caraibische Meer strömt, nordwärts um die Antillen, und in den atlantischen Ocean geht. Die ihn begleitenden Winde erreichen die Küste des Golfs am Isthmus, wenn sie mit wässerigen Dünsten gesättigt sind; ihre Temperatur ist niedriger als jene des Oceans, da sie auf ihrem Hinstreichen über das westliche Tafelland sich abkühlen, wo sie als Regen niederfallen. Aber auf die dem stillen Ocean zugekehrte Seite des Isthmus gelangen diese Winde nicht. Dort ist das Land gegen Süden hin offen, wird von den Sonnenstrahlen stärker erwärmt, als am nördlichen Abhange, und zwingt die schon abgekühlten nördlichen Winde sich auszudehnen und höher in die Luft empor zu steigen. Sodann ist die Brise, welche an der atlantischen Küste weht, warm; wenn sie mit den Nordwinden, welche durch die Päſſe und über die Hügel wehen, zusammentrifft, so erwärmt sie diese letzteren plötzlich, und verwandelt die Nebel in unsichtbare Dünste. Man kann daher häufig beobachten, wie die Regenwolken sich plötzlich zersetzen und verschwinden, sobald sie nach Süden hin über die Hügel wehen. Der kühlere Nordwind hat, wegen seiner größern Dichtigkeit zu allen Zeiten Neigung, die niedrigeren Luftschichten einzunehmen, er dringt also nach Süden hin durch die Gebirgspässe, durch welche er mit Heftigkeit streicht, so daß immer starker Luftzug vorhanden ist. Auch an der Küste des stillen Meeres wehen die Nordwinde scharf; sie führen dort aber Wolken von Staub und feinem Sande mit sich. Da sie auf der Höhe der Küste, d. h. eine Strecke weit vom Gestade ab wehen, so können Schiffe auch bei Sturm sicher im Hafen liegen. So findet denn durch den ganzen Isthmus

ein freier Luftzug statt, der durch das Thal von Chicapa streicht und die kälteren Strömungen von Norden her nach der Seite des stillen Oceans bringt.

Die wissenschaftliche Commission stellte auf der Nordseite des Isthmus an 104 Tagen Wetterbeobachtungen an. Sie ergaben Nordwind an 19 Tagen, N.-O. und N.-N.-O. 36, N.-W. 14, Süd 12, S.-O. 13, S.-W. 6, West 4; also nördliche Winde 69 Tage, südliche 31, östliche 49, westliche 24, so daß sich das Ueberwiegen der nördlichen Winde deutlich herausstellt. Zwischen den Wendekreisen folgt die Regenzeit dem Sonnenlaufe; ist die Sonne im Norden des Gleichers, so waltet dort auch der Regen vor. So beginnt an der Küste des Golfes die Regenzeit um den ersten Juli und endet etwa um den ersten November. In dem Landstriche, welcher auf dem Isthmus zwischen den Flüssen Jaltepec und Sarabia liegt, beginnt die Regenzeit schon Anfang Juni und dauert bis in den December; bei El Barrio dauert sie vom ersten Juli bis in den Oktober. Die so bezeichnete Regenzeit begreift nur die eigentlichen Regenmonate; aber diesen geht vorher und folgt auch noch ein Monat, in welchen gleichfalls, zumeist in der Nacht, auch Regen fällt. In einigen höheren Strichen regnet es in allen Monaten, und dies gilt insbesondere vom Nordabhang der Cordillere, wo der warmfeuchte vom Golf herauf wehende Wind zuerst auf die kühlere Gebirgsatmosphäre trifft.

Die Luft im nördlichen Theile der Landenge südlich bis Boco del Monte ist feucht, aber südwärts von da mindert sich die Feuchtigkeit, und El Barria und Chivela sind schon ganz trocken, und an den Gestaden des großen Weltmeers regnet es überhaupt nur sehr selten. Im Ganzen ist doch die Regenmenge auf dem Isthmus beträchtlich, namentlich in der centralen Abtheilung vom Jaltepec bis zur Cordillere de la Huacamaya. Aber nie ist der Regen so stark, daß er das Arbeiten in freier Luft verhindert. Die jährliche Regenmenge zu Vera Cruz beträgt 66 Zoll, gerade halb so viel wie in Jamaica oder St. Domingo und weit weniger als in Neuorleans oder in Florida, und auch weniger als in Panama.

Aus Beobachtungen, welche von der wissenschaftlichen Commission 1850 und 1851, und zwei Jahre früher von Offizieren der Verein. Staaten-Marine angestellt wurden (Dampfer Stromboli und Schooner Bonita), ergiebt sich, daß die höchste Temperatur auf den 24. Mai 1847 und den 21. Mai 1848 fällt; sie erreichte 98° F.; die niedrigste am 31. December 1850 erreichte 62° F. Hier eine Tabelle über die mittlere Temperatur.

In einem Theile des Mai	1847	90	Grad.
In der ersten Hälfte Juni	1847	88	"
Im größten Theil des April	1848	83	"
Im ganzen Monat Mai	1848	88	"
In der ersten Hälfte Juni	1848	85	"
In Theilen von December und Januar	1850 1851	74	"

Das häufige Vorkommen von Myrthen und Lorbeerarten zeigt, daß die Temperatur nicht eine tropische, sondern eine subtropische ist, und das Vorkommen von Pinus abies, von Dicotyledonen und Farrenbäumen deuten auf ein gemildertes Klima, welches auch durch die Nähe der stets in Wolken gehüllten Sierra Madre beeinflußt wird. In den Ebenen am Stillen Ocean und bei Tehuantepec steigt der Thermometer jedoch bis 92° F., die Hitze wird aber durch die Berg- und Seewinde weniger drückend. Wenn der Thermometer in jenen Gegenden auf 85° F. steht, zeigt er bei Chivela und Tarifa nur 56° F. Uebrigens übt auch die Höhe des Tafellandes von Guatemala und Mexico einen stärkern Einfluß auf das Klima des Isthmus, als man nach der bloßen Breite oder seiner eigenen Höhe anzunehmen geneigt sein möchte.

Die nördliche Abtheilung der Landenge ist feucht, nicht so heiß wie die südliche, aber darum noch nicht nothwendig ungesund. Wenn die Nordwinde auf den höheren Strecken im Osten vorherrschen, z. B. bei Chimalapas, dann ist die Luft schwer und feucht; der Wind bringt feinen Nebel, aber das Land ist gesund; man kennt von Krankheiten nur Katarrhe und Rheumatismen und im Oktober Fieber. Durchschnittsalter der ältesten Einwohner 60 Jahre. In der nordöstlichen Abtheilung des Isthmus, wo die Regenzeit von Mitte Juni bis November dauert, ist es sehr gesund; man findet häufig Menschen, die 70 bis 80 Jahre alt sind. Der am wenigsten gesunde Landstrich ist ohne Zweifel jener am untern Coatzacoalcos, wo von Juli bis September an der Mündung allerlei bösartige Fieber herrschen; die Bewohner dort sind auch arm und die Insekten eine arge Plage. Vielleicht mag in Zukunft die Lichtung der Wälder, der Anbau des Landes, und die Entsumpfung Einiges verbessern.

In allen heißen Klimaten sind Leber, Milz und Haut in erhöheter Thätigkeit. Mäßiges Leben, insbesondere aber Enthaltsamkeit von geistigen Getränken schützt sehr vor Leber- und Milzkrankheiten, während Trunksucht allemal und oft schon binnen kurzer Zeit unvermeidlich den Tod nach sich zieht. Nordländer sollten sich der Lebensweise der Eingeborenen anbequemen und mehr von Pflanzenkost als Fleischspeisen genießen. Gelbes Fieber ist auf dem Isthmus durchaus unbekannt; die Cholera, welche überhaupt keinerlei Klima respectirt, war im Oktober 1850 in der südlichen und mittlern Abtheilung.

Ein Bericht des Dr. Kowalewski, welcher die amerikanische Vermessungsexpedition als Arzt begleitet hat, erläutert die vorstehenden allgemeinen Angaben. Die Reisenden landeten am 18. Juli 1850 zu Minatitlan, einem von etwa 400 Menschen bewohnten Orte am linken Ufer des Coatzacoalcos, 20 Meilen von der Mündung. Der Strom sammt den Nebenflüssen durchzieht eine weite Ebene, die alljährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Das Dorf selbst liegt auf einer Anhöhe und hat gutes Trinkwasser. — Gelbes Fieber ist, wie schon bemerkt, dort so wenig als in der Ebene jemals vorgekommen; gegen die Wechselfieber wenden die Eingeborenen Rinde des Palo Mulato an. Dr. Kowalewski erwähnt, daß bei seiner Anwesenheit ein Erdeesser starb. Das

Thonessen ist unter den Indianern auf dem Isthmus weit verbreitet; der eßbare Thon bildet einen Handelsartikel, den man mit anderen Landeserzeugnissen bezahlt; es sterben viele Kinder am Genusse dieser Erdart, und auch unter den Erwachsenen werden viele dadurch hinweggerafft. Franzosen, welche seit zwanzig Jahren an Ort und Stelle lebten, versicherten sie seien stets gesund gewesen. Die Expedition verließ am 30. Juli Minatitlan und fuhr während der Regenzeit in drei offenen Booten vierzehn Tage lang stromaufwärts bis Paso de la Puerta, wo sie fünfzehn Tage lang bleiben mußten, weil der Sarabiafluß zu hoch angeschwollen war. Alle lebten von Reis und schlechten Bohnen, ohne Salz und Fleisch, und unreifem Pisang, den sie mit rothem Pfeffer schmackhaft machten. Bald stellte sich das Fieber ein, das er aber mit schweißtreibenden Mitteln beseitigte.

Bei Paso de la Puerta endigt die Stromebene. Zwischen diesem Platze und Minatitlan liegt nur eine einzige Ortschaft, Hidalgo-titlan, auch Pueblo de los Almagres genannt. Diese steht am rechten Ufer des Coatzacoalcos, etwa 20 Meilen von Minatitlan, auf einer Anhöhe, und zählt 400 Bewohner, alle vom Stamme der Azteken und ganz gesunde Leute. Auch hier leben einige Franzosen, welche über Krankheit nicht klagten. Oberhalb Paso de la Puerta beginnt das Hügelland, das einen von der Coatzacoalcos-Ebene ganz verschiedenen Charakter hat; dem Gebirge entlang erstreckt sich schönes Weideland, mit vielen Baumgruppen an den Flüssen und Bächen. In den Thälern liegen Gehöfte, Ranchos, zerstreut, im Gebirge selbst Indianerstädte, z. B. San Juan Guichicovi, das eine ackerbautreibende Bevölkerung von etwa fünftausend Köpfen zählt; es sind Mixes-Indianer. Der Ort ist auf allen Seiten von dem gleichnamigen Gebirge umgeben und erfreut sich eines köstlichen Klimas. Von dort ab bot der Weg durch die Cordillere nach dem jenseits liegenden Tehuantepec überall prächtige Landschaften dar, und die ganze Gegend ist so gesund wie nur irgend eine in der Welt; man kommt aus weiter Ferne, z. B. aus Oaxaca her, um die Gesundheit wieder herzustellen. Hier ist auch die mittlere Temperatur am niedrigsten, und es giebt auch keine Stechfliegen, wohl aber herrliches Trinkwasser und schöne Früchte. Die Bewohner sind Zapotecos-Indianer, ein friedlicher Stamm.

Dagegen erscheint die Ebene von Tehuantepec zwischen der Cordillere und dem Stillen Ocean als ganz tropisch. Der Boden ist hier zumeist leicht und sandig; in den Dörfern wohnen gleichfalls Zapotecos. Die Stadt Tehuantepec mag zwischen zwölf- bis funfzehntausend Einwohner zählen. Das Klima ist dort in der Ebene zwar durchaus nicht so angenehm wie im Gebirge aber nicht ungesunder, die Luft rein und trocken und niemals so drückend wie zu Neuorleans im Sommer. Die Eingebornen klagen indessen über Unterleibsbeschwerden; in einigen Theilen der Ebene, z. B. in der Umgegend von San Francisco und von Boca Barra herrschen namentlich gleich nach der Regenzeit Wechselfieber vor; sonst aber hört man von keiner Epidemie, namentlich nie

vom gelben Fieber. In Tehuantepec kamen vierzig Amerikaner aus Californien an, welche drei Wochen hindurch reichlich von allen Früchten genossen; nicht ein einziger von ihnen erkrankte und alle kamen auch gesund über den Isthmus.

Die Eingeborenen in der Ebene von Tehuantepec, namentlich die Indianer, sind ein sehr hübscher, wohlgebauter und gesunder Menschenschlag, bekennnen sich alle zum Christenthum, treiben Ackerbau, zeigen sich freundlich und gastfrei gegen den Fremden und sind gutmüthig, so lange man sie gut behandelt.

Die Landenge von Tehuantepec bildet somit eine gesunde klimatische Insel zwischen lauter ungesunden Umgebungen, nämlich Vera Cruz und Tabasco am Golf und Acapulco, Huatulco und der Küste von Guatemala am Stillen Weltmeer. Diese eigenthümliche Ausnahme erklärt sich aus der Configuration des Landes, das gleichsam ein zu beiden Seiten von hohen Gebirgswänden eingefaßtes Durchgangsthor bildet, welches den Luftströmen das ganze Jahr hindurch Zugang gestattet.

Die Vertheilung der Pflanzen auf der Landenge von Tehuantepec weicht insofern von jener im übrigen Mexico ab, als die Vegetation der höheren Tafelländer weniger bestimmt sich markirt. Am Gestade des Golfes wie des Stillen Oceans findet man jene Pflanzen, welche überhaupt im Gestadelande zwischen den Wendekreisen und deren Nähe vorkommen. In der Mitte auf dem Isthmus wachsen die Pflanzenfamilien, welche man überhaupt in tropischen Ländern unter 5000 Fuß Meereshöhe antrifft, und zwar weil das viel niedrigere Niveau der Landenge, das eigentlich der Breite nach eine höhere Mitteltemperatur aufweisen müßte, aus den oben geschilderten Ursachen weniger heiß ist. Die verschiedenen Pflanzenfamilien sind daher weit umher zerstreut und man findet im Gebirge mit wenigen Ausnahmen auch dieselben Pflanzen, welche in der Ebene wachsen. Auch kommt es gar nicht selten vor, daß Pinus-Arten auf den hohen und kühlsten Bergen von Orchideen eingefaßt sind oder mit Scitamineen der Ebenen.

Die mittlere Jahrestemperatur an der Küste des Golfs wie des westlichen Oceans ist 81° F., die Isothere oder Curve der mittlern Sommertemperatur von 80° ist dieselbe wie jene der Länder im Süden des mittelländischen Meeres, z. B. Algier, Tunis, Barka und Aegypten unter 30° n. Br., in Asien zieht sie durch das mittlere Persien, China und ins chinesische Meer, nördlich von Formosa. Die Isochimere oder Curve der mittlern Wintertemperatur beträgt auf dem Isthmus von Tehuantepec 70° F.; sie geht durch die nördlichen Theile von Oaxaca und Tabasco, und den südlichen Theil von Vera Cruz unter 18° n. Br.; in Afrika zieht dieselbe durch die Sahara und das südliche Nubien, in Asien durch das glückliche Arabien, Indien unter 52° n. Br. und Tonkin; sie geht in den Ocean unter 17° n. Br. So stellt sich heraus, daß der Isthmus eine Sommerwärme hat, wie sie in Afrika und dem westlichen Asien um 12 Breitengrade nördlicher vorkommt, während die Winterwärme der geographischen Lage entspricht. Also der Isthmus hat kühlere Sommer und

gemäßigtere Winter, im ganzen Jahre ein sich fast gleichbleibendes Klima, das von wesentlichem Einfluß auf die wunderbare Ueppigkeit des Pflanzenwuchses ist.

Die Curve der mittlern Jahrestemperatur oder Isotherme von 75° geht durch den Isthmus, durch das südliche Aegypten und Arabien in 25° n. Br. und Persien in 28° n. Br.; so liegt also dieselbe mittlere Jahrestemperatur in Asien volle zwölf Grad nördlicher. Jede Isothermenzone hat bekanntlich ihre eigenthümliche Vegetation, welche ihr einen besondern Charakter aufprägt. Die Landenge von Tehuantepec gehört in die fünfzehnte Region unter den 25 Zonen, welche Schouw in seiner Pflanzengeographie aufgestellt hat, d. h. in jene der Cactus- und Pfefferfamilien. Die mittlere Temperatur dieser botanischen Zone, variirt von 68° bis 84° und schließt unter anderen cultivirten Pflanzen namentlich in sich: Zea mais, sorghum, iatropha, dioscorea, convolvulus, arracacha, marauta, musa, mangofera, amoma, psidium, cocos, carica, persica, bromelia, anacardium, tamarindus, citrus, passiflora, theobroma, vanilla, coffea, saccharum, lycopersicum, capsicum, cajanus, arachis, opuntia, nicotiana, gossypium.

Von der Nordküste bis zum Fuße des Gebirges werden, wie wir schon bemerkten, die Ebenen zur Regenzeit überschwemmt, und das Wasser lagert Jahr für Jahr die in ihm enthaltenen vegetabilischen und animalischen Stoffe ab; die Luft und der Boden sind heißfeucht; in ihm gedeihen und wachsen z. B. Cascalote, Castarica, Encina (Lebenseiche), Guanacaste, Guayabo, Huacillo, Javicue, Jobo, Macaya, Palo-baria, Drachenblut, Crescentia cujete &c. An allen Flüssen sieht man Prachtexemplare dieser Pflanzen, und mitten unter ihnen verschiedene Arten von Palmen, diese wunderbar nützlichen Bäume, von denen die einen Brot geben, andere Zucker, Wein, Oel, Essig, Milch, Wachs, Harz, Arzenei, Holz, Waffen, Stricke, Papier, Kleidung, Wohnung und Hausgeräth.

Dort, wohin die Ueberschwemmung nicht reicht, gedeihen Gewächse mit feinerm Zellgewebe und Bäume von großem Werthe, z. B. Mahagoni, Cedrela odorata, einige Varietäten der Eiche, Guapaque (Ostrya mexicana), Lignum vitae, Chico zapote, Quiebra hacha. Hier ist auf Menschenalter hinaus ein ungemeiner Reichthum an diesen Bäumen, und namentlich Mahagoni und Cedern werden einst, wenn man sie fällt und in den Handel bringt, großen Nutzen abwerfen. Sie haben manchmal einen Durchmesser von fünf bis sechs Fuß und sind in unzählbarer Menge vorhanden. Hin und wieder wurde wohl etwas davon verschifft, doch will das nichts bedeuten; es giebt aber auch noch viele andere Holzarten von großer specifischer Schwere.

Von Wichtigkeit ist ferner Siphonia elastica oder Gummi-elasticum (India rubber) Baum, der in unübersehbarer Menge in den Wäldern an den Nebenflüssen des Coatzacoalcos wächst. Man weiß seinen Werth aber so wenig zu würdigen, daß man ihn nur wenig benutzt. Das Gummi wird durch Abzapfen des Baumes gewonnen, nicht wie anderwärts durch Ringeln. Man

macht zwei Einschnitte in die Rinde, einen über dem andern. Aus dem untern fließt eine Fülle milchigen Saftes, der aufgefangen wird und schnell verhärtet, sobald man den Saft einer Art Weinbeere hinzusetzt, den die Zapotecos Bejuco de Joamole nennen; sie wächst allemal in der Nähe des Gummibaumes. Auf diese Weise wird das weiße Gummi gewonnen; denn läßt man den Saft bloß an der Sonne sich verhärten, so wird es dunkel. Die unter dem Namen Kautschukin bekannte Flüssigkeit, deren specifische Schwere in flüssigem Zustande so äußerst gering, deren Abdunstung aber so schwer ist, daß man sie wie Wasser aus einem Gefäße in das andere schöpfen kann, wird aus dem Safte dieses Baums in den Laboratorien bereitet, und löst das Gummi vortrefflich auf. Es ist keine Uebertreibung, wenn man die Menge der auf dem Isthmus wachsenden Gummibäume auf mindestens zwei Millionen schätzt. Viele derselben können jährlich vier bis fünf Pfund Gummi geben. Mit Leichtigkeit wäre mindestens eine Million Pfund zu gewinnen.

Erwähnung verdient auch die Bromelia pita oder Jrtle; sie ist von der Agave americana Europas verschieden, eben so von dem Maguey Mexicos und der Agave sisalana von Campeche. Von jener Pflanze giebt es zahlreiche Varietäten, welche alle Fasern haben, von der Dicke starken Hanfes bis zum feinsten Flachs. Es ist ein Vorzug derselben, daß sie sich wenig an Boden, Klima oder Jahreszeit kehrt, sehr leicht anzubauen ist und daß ihre Fasern ohne viele Mühe und Arbeit gewonnen werden. Man bereitet aus ihr Seile, Taue, Matten, Säcke, Kleider und Betten, nämlich jene Hangematten, in welchen der Indianer geboren wird, schläft und stirbt. Man benutzt die Fasern der Pita auch zur Papierbereitung, ihren Saft zum Heilen von Wunden und ihre Stacheln werden von den Indianern als Nadeln und Nägel benutzt. Sie wird am liebsten im dichten Walde angepflanzt, nachdem man das kleinere Unterholz abgehauen oder weggebrannt hat. Die junge Pita besitzt eine feine und weiche Faser, die länger und gröber wird mit dem Alter der Pflanze. Man kann somit die Fasern nach Belieben haben wie man sie eben nöthig hat. Die wilde Pita ist sehr reich an Stacheln, diese vermindern sich aber durch Cultivirung an Zahl und Größe. Ein Mann kann täglich vier bis fünf Pfund Fasern gewinnen. Bei San Miguel Chimalapa und San Juan Guichicovi wird die Jrtle in beträchtlicher Menge gebaut.

Wir betrachten den Isthmus als eine Urheimath des Mais; auf dem periodischen Ueberschwemmungen unterworfenen Boden wächst Milpas. Man macht jährlich zwei Erndten, von je etwa 60 Buschels auf den Acker und hat weiter keine Arbeit als das Pflanzen und Erndten. Oft sind Säemann und Schnitter auf ein und demselben Stück Felde beschäftigt. Nördlich vom Jaltepec wählt man zum Anbau des Milpas am liebsten das mit Palmen bestandene Land, weil es sich am leichtesten klären läßt; man gürtelt nämlich die Bäume und verbrennt das Gestrüpp. Das Auspflanzen wird von den Weibern und Kindern besorgt, die mit einem Stecken ein Loch in den Boden machen, das

Saatkorn hineinwerfen und mit dem Fuße Erde aufschaufeln. Am Uspanapa werden in günstigen Jahren auf Aeckern, die nicht niedrig liegen, drei Erndten, jede von siebenzig Buschels gewonnen. Die Fruchtbarkeit der mexicanischen Varietät des Mais ist erstaunlich; in fruchtbarem Boden giebt er das Korn drei- und vierhundertfach zurück, in sterilem Erdreich sechszig bis achtzigfach; im Allgemeinen kann man einen Ertrag von 150 annehmen.

Das Zuckerrohr wird jetzt nur erst auf zwei Pflanzungen angebaut; es erscheint prächtig groß und stark, und ein Rohrstamm von achtundzwanzig Schüssen und einer Dicke von zwei bis drei Zoll im Durchmesser gehört nicht etwa zu den Seltenheiten. Es wächst auch wild in den Thalgründen und Potreros und nach den Angaben des Tadeo Ortiz wäre es vorzüglicher als jenes von den Antillen. Umsichtige sachverständige Pflanzer würden bald einen äußerst ergiebigen Zuckerbau herrichten und ein gewinnreiches Geschäft machen können. Denn der Transport des Zuckers nach den Häfen am Stillen Ocean hat gar keine Schwierigkeit, ist vielmehr mit leichtester Mühe zu bewerkstelligen und das nahe Californien bildet einen erwünschten Absatzmarkt. In Santa Cruz ist eine Zuckermühle, welche 1850 mehr als 160,000 Pfund lieferte. Die übrigen vereinzelten Mühlen liefern noch schlechte Waare. Das Zuckerrohr gedeiht bis zu 3000 Fuß Meereshöhe und in einzelnen günstigen Lagen reicht es wohl auch noch fünfhundert Fuß höher.

Es ist weiter oben gesagt worden, daß die Pflanzen, welche auf dem Isthmus wachsen, dort wegen der klimatischen Eigenthümlichkeiten nicht streng an Localitäten gebunden, sondern allgemein verbreitet sind. Aber die Theobroma cacao macht eine Ausnahme, denn der Cacao wächst nicht im Süden des Gebirges, welches die Wasserscheide zwischen beiden Meeren bildet. In der centralen Abtheilung zu San Miguel Chimalapa, bei El Barrio und Boca del Monte wird allerdings einige Sorgfalt auf den Anbau verwandt, aber den meisten Cacao liefern die Gegenden im Norden des Jaltepec und im Osten des Coatzacoalcos, an den Grenzen von Tabasco. Von dieser Pflanze giebt es zwei Varietäten. Die eine wächst wild und wird nicht geschätzt; die andere heißt Petaste und wird in großer Menge am Huimangillo gezogen und hat einen vortrefflichen aromatischen Geschmack. Man gewinnt sie aus Saamen, den man allemal im Schatten des Madre ausstreut, damit der giftige Einfluß dieses Baumes Vögel und Insekten abhalte. Vier Jahre später haut man den Madrebaum um; der Kakaobaum bedarf nun dieses Schutzes nicht mehr, ist im fünften Jahre in vollem Wuchs und giebt schon reichen Ertrag. Der Cacao des Isthmus von Tehuantepec steht jenem von Guayaquil und Maracaibo an Güte nicht nach.

Die Tabackspflanzungen sind sehr zahlreich und bedeutend, namentlich in der nördlichen und mittlern Abtheilung. Das bei Chimalapas und überhaupt im Oberlande gezogene Blatt ist als Tabaco del Monte bekannt. Diese Varietät ist sehr stark narkotisch, grob, wird sehr groß; die Blätter wer-

den bis zu drei und dreißig Zoll lang und fünfzehn Zoll breit. Eine andere, in den Ebenen gezogene Sorte heißt Corral; sie ist kleiner, und soll an Geruch und überhaupt an Qualität noch besser sein, als das beste Gewächs der Vuelta de Abajo von Cuba. Auf den Pflanzungen um Jaltipan wird eine große Menge davon gebaut, und die Eingeborenen verstehen sich sehr gut auf diese Cultur, zu welcher der Boden überall so vortrefflich geeignet ist, daß dieses so wichtige Handelsgewächs in allen Theilen gebaut werden kann.

Das Land im Osten des Coatzacoalcos und am Golf zeichnet sich durch eine große Menge von Myrtus pimenta aus. Nach den Berichten des Herrn Ortiz ließen sich davon bis zu 50,000 Dollars Früchte jährlich gewinnen; aber die Cultur wird völlig vernachlässigt. Bei Ventosa, in den Ebenen am Stillen Weltmeere kommt der Cassiabaum, Cassia fistula, Linné, häufig vor, wird aber nur als Bauholz verwandt.

Am Coatzacoalcos wächst auch in großer Menge und in verwildertem Zustande der Kaffebaum. Die Bohne ist gut, aber es fehlt an jeder Pflege; die Eingeborenen trinken lieber Cakao. Nur auf der Insel Tacamichapa, der Ortschaft Almagres gegenüber, ist eine der Rede werthe Pflanzung. Auch Reis, der in großer Menge gewonnen werden könnte, findet nicht die ihm gebührende Beachtung, ausgenommen in den Potreros zwischen dem Coatzacoalcos und dem Tomala; bei San Juan Guichicovi wird Gebirgsreis gebaut. Reis wächst eben so wenig wie Kakao in den Ebenen am Stillen Meere.

Zum Baumwollenbau sind Boden und Klima wie geschaffen, aber die Pflanzungen sind kaum der Erwähnung werth. Von den zwei Varietäten ist die eine, welche in der Nähe von Minatitlan wächst, an Weiße, Textur und Länge des Stapels der feinsten nordamerikanischen Upland-Baumwolle gleich. Nur bei Acayucan giebt es eine Entkörnungsmaschine. Bei Santa Maria Chimalapa gewinnt man jährlich ein halbes Dutzend Ballen Baumwolle; für deren Anbau auch die Ebenen im Süden geeignet sind. Die zweite Varietät wird Coyote genannt; diese ist weniger weiß, schimmert manchmal etwas ins Gelbliche und ist überhaupt nicht so werthvoll. Die schädlichen Insekten, welche anderwärts der Baumwollenstaude so viel Schaden zufügen, sind auf dem Isthmus unbekannt.

Dieser ist ungemein reich an vegetabilischen Farbenpflanzen, von denen hier nur einige erwähnt werden mögen. Der Indigo ist hier einheimisch, und zwar giebt es zwei Varietäten von Indigofera. Die eine wächst in wilder Ueppigkeit und Fülle in den südlichen Theilen, und heißt Añil cimarron; es ist Indigo citisoydes Lindley's; die andere ist Linné's Indigofera tinctoria, dieselbe welche auch in Guatemala wächst. Sie wird stark angebaut, aber die Art, den Farbestoff zu gewinnen, ist noch ganz roh. Die Weiber schütten die Zweige in eine große, mit heißem oder lauwarmem Wasser angefüllte Bütte, rühren Alles mit einem Stock um und gießen die Flüssigkeit in Näpfe; die Farbe schlägt sich nieder und wird, nachdem man das Wasser abgegossen hat, in die Sonne gestellt, wo sie hart wird.

Auch die Achote, Bixa orellana, ist sehr häufig. Die Indianer gewinnen ihr nur mit großer Mühe die Farbe ab. Sie zerreiben nämlich den Samen mit den Händen, die sie vorher mit Oel bestrichen haben. So lösen sie die schleimige Masse ab, welche die Körner umgiebt und den Farbstoff enthält. Auch sie wird in der Sonne getrocknet. Der Isthmus könnte so viel von diesem Orleans (Arnotto) liefern, daß die Ausfuhr ein vortheilhaftes Geschäft wäre. Chimalapa bauet viel Achote.

Brasilholz (Caesalpinia crista) und Campecheholz (Haematoxylon campechianum) ist in allen Theilen des Isthmus ungemein häufig; eben so der Palo Morro (Morus tinctoria, Linn.), welcher gewöhnlich Moral genannt wird, u d der Palo Amarillo, der eine den Färbern als altes Gelbholz, (old fustic) bekannte gelbe Farbe giebt. Die Indianer zerreiben das Holz und kochen die Fasern in Wasser über einem gelinden Feuer. Wenn man einen Einschnitt in die Rinde macht, so schwitzt eine rahmfarbige Flüssigkeit aus, welche Heilkräfte besitzen soll. Das Holz ist auch als Baustoff werthvoll und dauerhaft.

Außerdem ist die Zahl anderer Färb- und Gerbstoff gebenden Hölzer noch außerordentlich groß. Dahin gehören z. B. Cascalote, Uale und Guisachi. Das Ebano-verde (Chloroxylum) in den Ebenen am Stillen Ocean giebt eine glänzende grüne Farbe, und aus einer in allen Wäldern wachsenden Varietät der Vanille gewinnt man eine braunfärbende Masse. Gerbstoff geben der Guyabobaum (Psidium pyriferum), der Mangle Blanco (Avicennia nitida), der Guamuchi, und eine Weinrebe, Bejuco-amarilla genannt.

Auch die Gummiarten und Balsame sind für den Handel wichtig. In den südlichen und mittleren Theilen findet man Myrospermum peruiferum, aus welchem man den peruvianischen Balsam gewinnt und dessen Rinde in ähnlicher Weise verwandt wird wie das Quinin, in wirklich erstaunlicher Menge; ferner wächst Styrax officinale, Linn., und in den atlantischen Ebenen die Palo-baria, welche einen Leim giebt, wie die Acazie in ihren mannichfachen Varietäten Gummi arabicum Aus der Cuapinol (Cathartocorpus) quillt ein wohlriechendes Gummi, das als Räucherwerk in den Kirchen benutzt wird und dem das Volk viele Heilkräfte zuschreibt.

Der Sapindus saponaria wächst in der südlichen Abtheilung überall und liefert ein Ersatzmittel für die Seife, während die Fasern der Pflanze, von den Zapotecos Bequipe-Bendi genannt, wenn man sie ins Wasser wirft, die Fische betäuben. Unter den Schlingpfanzen erwähnen wir der sogenannten Bejucos de agua, die viel kühles Wasser enthalten, an welchem sich der Indianer zur heißen Mittagszeit gern labt. Die Mondongo oder Tacalate-jaba trifft man in allen Theilen des Isthmus in hoher wie in tiefer Lage; sie hat oft mehr als einen Fuß im Durchmesser und windet sich wie eine gewaltige Riesenschlange um die Bäume. Diese Varietät hat ein kleines Blatt und hell-

rothe Blumen. Eine andere Art, Tachicon, kleiner als die vorige, wächst beinahe gerade empor, ist hart und dauerhaft und hat eine kleine weiße, prächtig duftende Blume. Eine dritte noch kleinere Art heißt Parra; sie wächst ganz gerade, hat ein helles, ovales, gezacktes Blatt und hat eine weiße Blume, ähnlich jener der Mondongo. Eine vierte Varietät heißt Chato, ist platt, giebt eine schwarze Frucht, die in Büscheln wie Beeren wächst und von Oktober bis December reif wird.

Von den Pflanzen, welche Heilkräfte besitzen, sind viele den Botanikern noch unbekannt; sie werden auf der Landenge von Tehuantepec noch viel Neues finden. Häufig ist das auch in Columbien und anderen Gegenden des tropischen Amerikas bekannte Guaco; es hat sehr adstringirende Eigenschaften und ist ein wirksames Mittel gegen den Schlangenbiß; ferner die Süßholzwurzel, Sassaparille und Vanille, Laurus sassafras, Cubeba canina. Sassaparille und Vanille werden einst einen wichtigen Handelsartikel bilden; schon jetzt bauen die Indianer sie an, aber nur in geringer Menge; die Wälder strotzen gleichsam von diesen Pflanzen.

Unter den eßbare Früchte tragenden Gewächsen sind, zum Theil wegen der Nahrhaftigkeit, unter anderen ausgezeichnet die Cico-Zapote, Chayote, Mamey, Chiraymoya, sodann Orangen, Citronen, Ananas, Kokosnüsse, Melonen, Bananen, Mango, Guava und Granatapfel. Bei Tehuantepec wächst eine einheimische Yam, die zwar sehr wässerig aber süß und nahrhaft ist; auch findet man dort eine nicht besonders wohlschmeckende Art von süßen Kartoffeln. Auf dem Isthmus von Panama gedeiht eine vortreffliche große Yamart, die manchmal vierzig bis fünfzig Pfund schwer wird; sie ließe sich hierher verpflanzen, wie auch die eßbaren Gewächse von Cuba ohne Zweifel auf der Landenge zusagendes Erdreich und Klima finden würden. Es gehört die ganze Trägheit der Bewohner dazu, daß diese nicht wohlhabend sind und manchmal sogar am Rande einer Hungersnoth stehen in einem solchen Lande der Fülle. Schon allein die Bananen müßten die ganze kaum 70,000 Seelen zählende Einwohnermenge reichlich ernähren können. Für den Anbau dieser Pflanze sind die heißfeuchten Niederungen an der Küste des Golfes wie geschaffen; dort erreicht die Frucht oft acht Zoll im Umfange und wird bis zehn und zwölf Zoll lang. Wenn eine gleich große Strecke Landes mit Weizen bestellt oder mit Bananen bepflanzt wird, so reicht die Weizenerndte zur Ernährung von zwei, die Bananenerndte zur Ernährung von funfzig Menschen aus.

Der Farnbaum hat seinen ihm am meisten zusagenden Standort in einer Höhe von etwa 5000 Fuß, da wo die mittlere Temperatur 66° ist; man findet ihn ziemlich häufig zwischen dem Jaltepec und Sarabia; sein Stamm gewinnt einen Durchmesser von fünf bis sechs Zoll. Diese baumartigen Farrn sind eine höchst ansprechende Erscheinung, mit ihren tief grünen Blättern, und in Amerika auf einen schmalen Gürtel im Norden und Süden des Gleichers beschränkt.

Es muß noch bemerkt werden, was sich freilich von selbst versteht, daß es

der Landenge von Tehuantepec auch nicht an Schattenseiten gebricht, welche wir in allen tropischen Ländern finden. Aber in sofern diese Uebelstände ihre Ursachen in der Temperatur, der Feuchtigkeit und der Belästigung durch die Insekten haben, werden sie zum nicht geringen Theil aufgewogen durch das Vorwalten solcher Bäume, welche dadurch nicht beeinträchtigt werden. Bauholz ist in Menge vorhanden, z. B. das Guapaque. In der Pfarrkirche, Parroquia, zu Tehuantepec, welche Cocijopi, der letzte Kazike der Azteken, 1530 bauete, ist die Treppe aus Guapaque gemacht und zeigt noch gar keine Spur von Verfall. Beim Bau der Eisenbahn von Vera Cruz legte man Schwellen von diesem Holze; auch Mahagony- und Cedernholz sind dauerhaft; die daraus gezimmerten Nachen dauern über vierzig Jahre. Außerdem sind Tannen, Cypressen, Eichen vorhanden. Von großem Werthe ist das Castarica, besonders auch deshalb, weil kein Insekt dasselbe zerstören kann, und das Macaya eignet sich besonders zu Wasserbauten; auch der Javicue oder Jabi ist ganz besonders dauerhaft, und kein Wasser kann ihm etwas anhaben.

Wir wollen hierbei noch bemerken, daß die Eingeborenen Holz allemal nur bei abnehmendem Monde fällen.

Neu-Mexico, die Apasches- und Pueblos-Indianer.

So wie die Dinge gegenwärtig in Neu-Mexico und auf den Prairien sind, können sie unmöglich lange bleiben. Die Auswanderer, welche zu Lande nach Californien gehen, sind schon wegen der großen Menschenzahl, aus welchen die Züge bestehen, vor den Ueberfällen der Indianer gesichert und in dieser Hinsicht nur selten einer Gefährde ausgesetzt. Ganz anders verhalten sich aber die Dinge auf der südwestlichen Straße von Independence in Missouri nach Santa Fé in Neu-Mexico. Dieses neuerworbene Gebiet ist als Agriculturdistrikt von keiner Bedeutung, wohl aber kann diese „Schweiz am Rio grande“ mit den vielen grünen Matten für die Viehzucht von großer Erheblichkeit werden, und außerdem zieht es eben jetzt wieder die Aufmerksamkeit der Glücksritter durch seinen Reichthum an edlen Metallen auf sich. Ueberall im Lande sind Spuren früher bearbeiter Bergwerke vorhanden, auch weiß man, daß die Indianer noch viele Lagerstätten verschütteten Metallreichthums kennen, diese aber vor den Weißen mißtrauisch verheimlichen, um nicht wieder, wie in der altspanischen Zeit, zum Frohndienst in den Schachten gezwungen zu werden.

Wir ersehen aus einem längern, uns freundlich mitgetheilten Briefe aus St. Louis vom 6. April, daß dort die reichen Kupfer- und Goldgruben, welche man neuerdings am Rio Gila entdeckt hat, große Aufmerksamkeit erregt und manche Auswanderer bewogen hatten, nicht, wie es Anfangs ihre Absicht war, nach Californien, sondern nach Neu-Mexico zu gehen, um dort ihr Glück

zu versuchen, wo noch „Pioniergeschäfte“ zu machen sind. So wird sich in jenem Lande, wenn auch in kleinerm Maßstabe, möglicherweise Aehnliches ereignen, wie in Californien. Nur unterscheidet sich das letztere Land wesentlich dadurch, daß es eine weit schwächere und anders zusammengesetzte Bevölkerung hatte, der man mit leichter Mühe Herr wurde, und die gleichsam für nichts zählt. Neu-Mexico zählt eine größere Menge spanischer Creolen, noch weit mehr ackerbautreibender, in Dörfern beisammenlebender Indianer, die sogenannten Pueblos, und höchstens 10,000 Amerikaner. Die Gesammtbevölkerung des Gebiets mag sich zwischen 60,000 bis 70,000 Köpfe belaufen, wobei die „wilden Indianer“ nicht eingerechnet sind.

Gerade mit diesen hat man seine Noth; sie schwärmen fast das ganze Jahr durch umher und rauben und plündern; zwischen ihnen einerseits den zahmen Indianern und Creolen andererseits besteht eine ererbte Feindschaft, eine unaufhörliche Fehde, und auch die amerikanischen Reisenden werden dergestalt von ihnen heimgesucht, daß kaum eine Woche vergeht, in der nicht von Mord und Raub in den Blättern berichtet würde. Es muß dabei freilich nicht außer Acht gelassen werden, daß zuweilen die Schuld der Fehden und Todtschläge auf Seiten der Weißen ist, welche den Wilden, namentlich den Apasches, Branntwein verkaufen, und dann die Berauschten im Handelsverkehr auf das Gewissenloseste übervortheilen.

In der vorigen Nummer des Westlandes haben wir eine Schilderung der Kamantsches in Texas gegeben; hier wollen wir eine Darstellung vom Leben und Treiben der Apasches, ihrer nicht minder kecken und nomadischen Nachbarn, mittheilen, weil gerade gegen dieses Volk die Regierung der Vereinigten Staaten Truppen ausgeschickt hat und weil überhaupt die Indianervölker auf der Prairie und im Südwesten noch einmal eine Rolle spielen werden, bevor sie ihrem unabwendbaren Verhängniß verfallen.

Die belgische Regierung hat, wie man lies't, mit der mexicanischen einen Vertrag abgeschlossen, demgemäß 50,000 europäische Einwanderer in den sogenannten inneren Provinzen Mexicos angesiedelt werden sollen, also gerade in denjenigen Landestheilen, welche durch die Indianer vollkommen zur Wüstenei gemacht, ausgeplündert und ausgemordet worden sind. Es ist ohne Zweifel bei jenem Vertrage vorzugsweise auf deutsche Auswanderer abgesehen, und gerade dieser Umstand veranlaßt uns, einige Beiträge zur Kunde der wahren Lage der Dinge zu liefern.

Ein einsichtsvoller Reisender, Georg Ruxton, bemerkt in seinen Adventures in Mexico and the Rocky Mountains, London 1847, Theil I. S. 100 ff. Folgendes:

Die Stadt Durango kann als die Ultima Thule des civilisirten Theiles von Mexico angesehen werden. Jenseits nach Norden und Nordwesten hin dehnen sich die weiten, unbebauten und unbewohnten Ebenen von Cihuahua, des Bolson de Mapimi und die dürren Einöden am Rio Gila aus. Dort

haben, in den bewässerten Oasen, feindliche Indianerstämme ihre Wohnplätze, aus denen sie unablässig gegen die Ansiedelungen und Haciendas herausbrechen, Pferde und Maulthiere forttreiben und die Bauern ermorden. Dieser Krieg, — wenn von einem Kriege die Rede sein kann, wo der eine Theil plündert und mordet, der andere sich aber vollkommen leidend verhält, — dauert seit langer Zeit, und man muß sich nur wundern, daß nicht schon längst das ganze Land von den so schwer heimgesuchten Bewohnern völlig verlassen worden ist; die Raubzüge kommen nämlich alle Jahre vor. Die Apasches, deren Land an das Gebiet des Staates von Durango gränzt, sind geradezu unermüdlich in ihrer Feindseligkeit gegen die Weißen und können ihre Einfälle um so rascher bewerkstelligen, da sie eben Nachbarn sind. Sie sind zum Theil feig und alle verrätherisch, und greifen selbst so feige Menschen wie die Mexicaner nur aus dem Hinterhalt oder bei Ueberfällen an. Wenn sie eine ihnen genügend scheinende Menge von Pferden und Maulthieren in Sicherheit gebracht haben, so schicken sie Gesandte an die Statthalter von Durango und Chihuahua und suchen um Frieden nach, der ihnen auch allemal gewährt wird. Dann kommen sie in die Städte um zu handeln und sich zu vergnügen. Für die in Durango und Chihuahua gestohlenen Pferde 2c. finden sie in Sonora und Neumexico willige Käufer!

Noch gefürchteter sind auch auf dieser Seite die Kamantsches, welche zu gewissen Zeiten aus ihrem fernen Prairielande zwischen dem Rio del Norte und dem Rio Pecos aufbrechen, und in jedem Jahre regelmäßige Streifzüge in die Staaten Chihuahua und Durango unternehmen, nicht nur um Pferde und Maulthiere, sondern auch um Sklaven zu rauben. Die erwachsenen Gefangenen werden nämlich an Ort und Stelle ermordet, dagegen Knaben und Mädchen mit fortgeschleppt. Im Kalender der Kamantsches heißt der September Mexicanischer Mond, weil um diese Zeit der alljährige Plünderungszug beginnt; der Korn-Mond, der Bärenmond, der Büffelmond sind dann vorüber. Sie überfallen das Land nicht in einem großen Heerhaufen, sondern theilen sich in mehrere Züge, deren jeder von funfzig bis zu einigen hundert Kriegern zählt. Alljährlich wagen sie sich weiter ins Innere vor; ich bin Tage lang auf dem Bolson de Mapimi gewesen, und fand weit und breit im Lande zerstörte Dörfer und ausgemordete Höfe. Hin und wieder senden die Mexicaner Truppen gegen die Räuber aus, die aber, wenn die Zahl beider Theile gleich ist, fast allemal von den Kamantsches geschlagen werden, und deshalb ihnen gern aus dem Wege gehen; auch wissen die Indianer mit welchen Schwächlingen sie zu thun haben, und greifen daher meist mit Glück auch überwiegend stärkere Truppenmassen an. Das Volk selbst wehrt sich nicht, denn die Regierung hat es der Waffen entwöhnt; es fällt auf die Knie und bittet, natürlich vergebens, um Gnade. In den Jahren 1845 und 1846 waren die Indianer wilder und kecker als je zuvor. Im September hatten sie in Durango und Chihuahua alle Verbindungen abgeschnitten, und die gegen sie ausgeschickten regulären Truppen zweimal aufs Haupt geschlagen. Als Ruxton sich in jener Gegend befand,

waren von ihm schon mehr als zehntausend Häupter Vieh weggetrieben worden; kaum ein einziges Gehöft war von ihnen geschont geblieben. —

Vor uns liegt eine Nummer des zu St. Louis erscheinenden Missouri Republican mit einer Menge von Berichten, aus welchen allen wir ersehen, wie bunt es auch noch in Neumexico hergeht und daß dieses Gebiet der Vereinigten Staaten in vielem Wesentlichen geradezu halb wild ist. Die Indianer liefern sich nach Belieben Schlachten im Lande, ganz als ob sie Herren in demselben wären. Binnen drei Wochen trafen die Kyowäs und die Yutahs zweimal aufeinander, das erstemal ungefähr zwanzig Stunden südöstlich von Taos, das anderemal neun Stunden westlich von dieser Ortschaft. Die Kamantsches zogen durch das Land, um die an Vieh und wollenen Decken reichen Navajos zu plündern, nahmen aber unterwegs ohne alle Umstände von den Weißen, was sie an Lebensmitteln bedurften. Wo freilich ein Mexicaner einem „Wilden“ etwas abnehmen kann, da unterläßt er es gewiß nicht.

In dem auf Kosten des Congresses zu Washington gedruckten von H. R. Schoolcraft herausgegebenen Prachtwerke: Historical and statistical information, respecting the history, condition and prospects of the Indian tribes of the United States, of Philadelphia, 1851, finden wir einige Angaben über die Indianer Neu-Mexicos, welche Gouverneur Karl Bent 1846 sammelte, derselbe welcher später in Taos von den Indianern ermordet wurde. Wir wollen, da diese rothen Stämme jetzt so viel von sich reden machen, dem Berichte einige Angaben entlehnen, zuvor aber bemerken, daß die Apaches sich in zwei Hauptstämme theilen, die in viele kleinere Horden zerfallen. Der weniger zahlreiche Stamm ist jener der Apaches Mezcaleros, im Osten des Rio del Norte; er heißt bei den Mexicanern so, weil die Mezcal, d. h. die Wurzel der Maguey (amerikanischen Agave) einer ihrer Hauptnahrungsmittel bildet. Der zahlreichere, im Westen des genannten Flusses lebende Stamm ist jener der Apaches Coyoteros, welche das Fleisch des Coyote oder Prairieschakals genießen.

Die Jicorillas, eine Apacheshorde von 500 Köpfen und mit 100 Zelthütten, haben gar keine bestimmten Wohnsitze, sondern streifen im nördlichen Neu-Mexico umher; sie sind träge, feig, leben nur vom Raube, da es in ihren Gegenden an Wild mangelt, und sie sich aus Furcht vor anderen Indianern nicht in die Ebenen wagen, wo die Büffel grasen. Ihr einziger Handelsartikel sind irdene Töpfe, welche sie recht gut zu verfertigen wissen.

Die eigentlichen Apaches im südlichen Theile des Gebiets und westlich bis zum Gila sind kriegerisch, haben ungefähr 900 Zelthütten und zählen etwa 6000 Köpfe. Auch sie wissen nichts vom Ackerbau und leben lediglich vom Plündern. Die Masse Vieh, welche sie binnen einem Jahrzehnt zusammengeraubt haben, ist geradezu unglaublich. Einige dieser Apacheshorden haben von den Behörden des Staates Chihuahna einen jährlichen Tribut bezogen, um das Plüdern zu unterlassen. Sie nahmen den Tribut und plünderten do ch

Dagegen sind die Navajós ein fleißiger, intelligenter, friedliebender aber zugleich wenn es sein muß, streitbarer Stamm; sie treiben auch einigen Ackerbau, besonders aber Viehzucht. Sie besitzen etwa 30,000 Stück Hornvieh, wohl eine halbe Million Schafe, 10,000 Pferde, Maulthiere und Esel. Es kommt nicht selten vor, daß ein Individuum 10,000 Schafe hat, und etliche hundert Stück andern Viehs, von dem allerdings auch ein Theil den Mexicanern abgenommen ist. Ihre wollenen Decken, die sie in meisterhafter Qualität zu verfertigen wissen, sind berühmt. Ihre Wohnplätze liegen in der Gegend zwischen dem San Juan im Norden und dem Gila im Süden, auf einer Strecke von etwa 150 englischen Meilen. Diese Region ist ein Tafelland, schwer zugängig und daher vor feindlichen Ueberfällen ziemlich gesichert, und wasserarm. Die Zahl der Navajós wird zwischen 7000 bis 15,000 Köpfe geschätzt. Gouverneur Bent bemerkt, so viel er wisse, seien sie das einzige Indianervolk, das seit seinem Verkehr mit den Weißen an Zahl nicht abgenommen habe. Unter ihnen befinden sich manche geraubte Weiße als Sklaven.

Die Mokis sind Nachbarn der Navajós, in festen Dörfern angesiedelt, bauen Getreide und Obst und treiben auch Viehzucht. Sie waren in früheren Zeiten zahlreicher; gegenwärtig mag sich ihre Gesammtheit auf etwa 2450 Köpfe belaufen.

Die Yutahs bewohnen das Land nördlich von den Navajós, und westlich von den nördlichsten Ansiedelungen Neu-Mecicos von 35 bis 40° n. Br. Sie mögen innerhalb des Gebietes 800 Zelthütten mit 4000 bis 5000 Köpfen zählen. Ihr Land ist gebirgig, vielfach gebrochen und reich an Wild; deshalb sind diese Yutahs auch vorzugsweise ein Jägervolk; einzelne Banden führten hin und wieder Fehde gegen die Neu-Mexicaner, sie sind aber jetzt beruhigt worden.

Die Shayennes und Arrapahós streifen am obern Arkansas umher; diese mit 400 Zelthütten und 2000 Seelen; jene mit 300 Zelthütten und 1500 Seelen. Beide leben vorzugsweise vom Büffel und verkaufen viele „Buffalo Robes“ an die Amerikaner.

Der Kamantsches ist schon erwähnt worden. Ihnen an Lebensart ähnlich sind die benachbarten Kayugas, die aber für noch tapferer gelten; 2000 Köpfe in etwa 400 Zelthütten.

Die Gesammtzahl aller dieser wilden Indianer in Neu-Mexico und an dessen Gränze beläuft sich auf etwa 37,000 Köpfe.

Gegenwärtig hat mit diesen Stämmen im Auftrage der Washingtoner Regierung Herr Greiner zu verkehren; er ist indianischer Agent in Neu-Mexico, ein sehr kluger und energischer Mann und wohnt in Taos. Man hat uns aus St. Louis seinen neuesten amtlichen Bericht mitgetheilt. Demzufolge sprechen die Jicorillas-Mescaleros, die man auch als White Mountains Apaches bezeichnet, eine und dieselbe Sprache mit den Navajos, stehen mit den Yutahs (Eutaws) im Bezirke Taos in gutem Einvernehmen,

und beide Völker heirathen in einander. Die Yutahs sind die furchtbarsten Indianer Neu-Mexicos, stolz, furchtlos, und achtbar im Verkehr; brechen die mit ihnen abgeschlossenen Verträge niemals, überwintern in den Bergen nördlich von Taos und ziehen im Sommer auf die Büffeljagd in die Prairie. Im Jahre 1844 hatte der neu-mexicanische Gouverneur, General Martinez, die Yutahs nach Santa Fé eingeladen, um in seinem Palaste mit ihnen zu unterhandeln. Bald entstand ein Wortwechsel, der Häuptling Paneschilla faßte den Gouverneur in den Bart, und es kam im Palaste selbst zu einem Gefechte, in welchem sechs Yutahs getödtet wurden. Seitdem gab dieses Volk den Neu-Mexicanern keinen Pardon. Diese letztern zogen im nächsten Jahre mit 900 Mann ins Feld, um die Yutahs zu vertreiben. Als sie aber deren etwa 300 am Trincherasflusse gelagert fanden, zogen sie sich — zurück, und suchten ihren Heerd wieder auf. Gegenwärtig ist Paneschillas Sohn, Chico Velasquez, der angesehenste Krieger seines Stammes. Als Schmuck und Verzierung auf seinen Lederhosen trägt er die Nägel und Fingerspitzen der von ihm Erschlagenen. Neuerdings hat Herr Greiner ihm zu Gemüthe geführt, daß das eigentlich von keinem guten Geschmacke zeuge. Seine Horde betrachtet die unter dem Namen Los Conejos bekannte Gegend, welche etwa 50 englische Meilen nördlich von Taos liegt, an der Westseite des Rio del Norte, als ihre wahre Heimath; in diesem schönbewaldeten und gut bewässerten Lande ruhen die Gebeine ihrer Väter und sie wollen es deshalb nicht verlassen. Als sich dort die Mexicaner ansiedeln wollten, wurden sie von den Yutahs vertrieben. Mit den Prairie-Indianern, namentlich mit den Kiowás und Arrapahas, leben die Yutahs in steter Fehde.

Nun noch einige Worte über die ansässigen, ackerbautreibenden Indianer, die sogenannten Pueblos von Taos. Das Pueblo de Taos im Thale Fernandez de Taos liegt zu beiden Seiten eines aus dem Gebirge kommenden kleinen Flusses. Es besteht aus zwei mächtig großen Gebäuden aus getrockneten Lehmsteinen; jedes derselben ist vierhundert Fuß lang und einhundert fünfzig Fuß breit und sieben Stockwerk hoch. Um das Gebäude herum laufen Plattformen; die oberen Geschosse sind verjüngter als die unteren und bilden Terrassen. Aus diesen beiden Häusern, einigen kleineren Häusern und der Kirche besteht das ganze Dorf. In die Häuser steigt man vom Dache herein und zwar vermittelst der auf den Plattformen angebrachten Leitern, die heraufgezogen werden, wenn Gefahr droht und dann auch als eine Art von Brustwehr benutzt werden.

Dieses Pueblo ist, Herrn Greiner zufolge, vor etwa 150 Jahren gebaut worden und gilt ihm für eines der ältesten im Gebiete. „Die Indianer haben eine Ueberlieferung, dergemäß Montezuma von Norden herkam und an diesem Orte ihre Väter ansiedelte, dann nach Süden ging und andere Pueblos bauete, bis er Alt-Mexico erreichte. Sie verehren nicht etwa Montezuma, wie man all-

gemein glaubt, sondern blicken auf ihn, wie auf einen Vater, etwa so wie die Amerikaner auf Washington." *)

Die spanische Regierung erkannte den wilden Stämmen niemals irgend ein Anrecht auf Land zu; dagegen wurden die Besitztitel der halbcivilisirten, überdies zum Christenthum bekehrten Pueblos als gültig anerkannt. Wenigstens gestatteten die Spanier jedem Pueblo zwei Quadratleguas Grund und Boden, doch nur unter der Bedingung, daß ohne gemeinsame Einwilligung des ganzen Pueblo nichts davon verkauft oder übertragen werden durfte. Die Aecker von Taos sind gut bestellt und geben reichen Ertrag an Weizen und Mais, wenn die Dürre nicht zu groß ist. Viele Bohnen, Erbsen und eßbare Kürbisse werden gezogen. Auch die Viehzucht ist in gutem Schwunge, wie denn Alles in und bei Taos sich in gutem, regelmäßigem Zustande befindet, Alles arbeitet fleißig, Männer sowohl wie Weiber und Kinder. Diese Indianer sind alle gute Christen, und nichts wäre ihnen empfindlicher, als wenn man sie mit den "Heiden", nämlich den Yutahs und Apasches in eine Linie stellen wollte. Jedes Pueblo hat seinen Lehrer, dessen Hauptaufgabe darin besteht, sie mit den Gebeten bekannt zu machen. Für den Priester ist ein besonderes Stück Land vorbehalten, das die Gemeinde ihm bestellt; auch versorgt sie ihn mit Brennholz, wogegen er ohne irgend eine Gebühr trauet und tauft. Unter der spanischen Regierung sowohl wie unter der mexicanischen hatten die Pueblos gleiche politische Rechte mit den Kreolen und sie begreifen nicht, weshalb die amerikanische Regierung sie nicht mit den Amerikanern gleichstellte. Ein alter Häuptling, Namens Kiowä, sagte in einer Versammlung zu Herrn Greiner: "Wir leben hier seit unserer Geburt; wir sind Christen wie unsere Väter es waren; wir haben mit den Mexicanern gegen die Spanier gefochten, wurden durch einen Vertrag mit Iturbide volle Bürger, und nun behandelt man uns wie die Wilden. Wir möchten uns zu den Amerikanern gerade so gestellt sehen wie einst zu den Mexicanern; wir hatten das Stimmrecht so gut wie sie; sie respectirten unsere Rechte, unser Land und unser Eigenthum; wir fochten mit ihnen; sie befehligten und wir gehorchten; ihre Feinde waren unsere Feinde. Wir sind keine Wilde, wir sind Christen und wollen als solche leben und sterben."

Diese Pueblos bilden gleichsam eine eigene Republik unter dem Schutz und Schirm der Vereinigten Staaten. Der erste Beamte des Ortes ist der Alcalde, dem man vier gewählte Räthe beigiebt. Der erste dieser Räthe heißt Cacique; jede Wahl ist auf ein Jahr gültig, doch kann jeder Beamte immer wieder ge-

---

*) Ich glaube nicht an alle diese Montezuma-Sagen der Pueblos, von welchen amerikanische Reisende allerlei erzählen. Es ist nämlich ganz unbestreitbar, daß zwischen den Azteken und den Indianern des sogenannten Neu-Mexico niemals irgend eine Art von Zusammenhang stattfand. Wahrscheinlich wußten beide von einander nicht einmal so viel, daß sie in der Welt waren. A.

wählt werden. Für jedes Amt schlagen die Räthe zwei Candidaten vor, aus welchen die Gemeinde mit Majorität wählt. Der Alcalde erhält keine Besoldung, sein Amt ist ein Ehrenamt; Verbrecher werden mit Gefängniß, mit Geldstrafen oder Auspeitschen bestraft. Die Pueblos verheirathen sich manchmal mit Mexicanern, aber nie mit wilden Indianern.

Reisebriefe über nordamerikanisches Leben und Treiben.

Vorbemerkung.

Der Verfasser dieser Reisebriefe, von denen wir hier den ersten mittheilen, befindet sich seit dem Frühjahre 1846 in den Vereinigten Staaten. Er landete in Neuorleans, ging nach St. Louis, von wo er die Staaten Missouri, Illinois, Jowa und das südlich von Missouri liegende Arkansas bereiste. Im Jahre 1849 lebte er längere Zeit im Staate Kentucky, begab sich dann nach Indiana, wohnte darauf längere Zeit zu Cincinnati in Ohio, durchwanderte diesen Staat nach allen Richtungen hin und befindet sich seit anderthalb Jahren in Neuyork. Er ist Chemiker und Mineralog, und kennt die Ackerbauverhältnisse der Vereinigten Staaten gründlich aus eigener Anschauung. Er schreibt uns:

„Ich habe diese Vereinigten Staaten zu einem nicht geringen Theil genauer kennen zu lernen die Gelegenheit gehabt, wie viele Andere. Ich hoffe mit meinen Briefen den an Amerika's Verhältnissen direkten Antheil nehmenden Landsleuten und namentlich den zur Auswanderung geneigten oder gezwungenen Deutschen einen nicht unwesentlichen Dienst zu leisten. Ich möchte in diesen Briefen ehrlichen und besonnenen Rath ertheilen, von der Art wie man ihn in Dudens, Brommes, Karsten's ꝛc. Berichten vermißt. Ich stelle mich mitten in den Strom des amerikanischen Lebens und beobachte die mich umgebende Scenerie; ich schildere die Geschicke der Auswanderer und stelle die Art und Weise dar, wie der Ankömmling allmälig ins amerikanische Leben hineinwächst, sich nach und nach heimisch fühlt, und der anfänglich auf ihn einstürmenden Täuschungen, Nothstände, Krankheiten und Nahrungssorgen Herr wird.“

Der erste Brief ist an eine Frau in Deutschland gerichtet; daher die Form. Die späteren Mittheilungen werden eine concretere Gestalt haben.

1. Von St. Louis in Missouri nach Louisville in Kentucky.

Die Tage von St. Louis sind vorüber! Ich stehe auf dem Sturmdeck des Dampfers „Paris“ und lasse die erquickende Mailuft durch meine vom Fieber gelichteten Locken streichen. Gleich heftigen Schattenbildern jagen noch einmal die Erlebnisse der letzten Jahre, wie sie Dir bereits bekannt sind, an meiner

Erinnerung vorüber, und wenn am Ausgange dieses Labyrinthes von Täuschungen, Schmerzen und Entbehrungen auf diesem meinem freien, luftigen Standpunkte angelangt, fühle ich, als ob ich einem Kerker entronnen sei. Es war eine herbe Schule, die Dein junger Auswanderer durchlaufen; es war ein schweres Lehrgeld, das er für seine „Amerikanisirung" bezahlen mußte. Möchte sie nicht noch einmal wiederkehren diese Prüfungszeit — ich könnte zu schwach befunden werden sie zu bestehen. Der willensstarke Mann trägt schwere Schläge des Geschickes, doch die kleinen täglichen Chicanen ungünstiger Verhältnisse reiben ihn auf.... Doch fort mit diesen Gedanken! es ist Maientag. Mutter Natur prangt in ihrem Brautgewande, und duftende Blüthen regnets von den Bäumen; sie sind alle weiß, sie tragen die Farbe der Hoffnung und fliegen über dem tosenden Strome einher, als suchten sie ihre Auserkorenen. Werden auch zu meinen Füßen einige dieser Hoffnungsblüthen niederfallen? Kein freundlicher Geist weilet in meiner Nähe und flüstert mir die Gewährung zu, und ich muß schon wieder in die eigene Brust greifen und von dorther Ruhe, Muth und Zuversicht mir holen. Ja, lasse zu meinem eignen Geiste mich beten; wenn er den Schleier der Zukunft mir nicht lüften kann, so bin ich seiner Treue doch gewiß. Fort, fort! ihr spukenden Geister einer trüben Ahnung — ich ziehe nicht mit euch!

Soll ich Dir noch einmal ausmalen das Bild, welches sich vor mir ausbreitet? Doch Du erläßt mir das. Wir haben Schöneres gesehen, und Schöneres noch, an dessen Reizen und Eindrücken ich Dich Theil nehmen lassen werde, wird mir begegnen auf meinen allem Anscheine nach noch lange nicht beendeten Kreuz- und Querfahrten durch dieses wunderbare, gesegnete Land.

Deine Freundin ist fast froher noch als ich, der langen Haft in St. Louis endlich entkommen zu sein, und unsere kleine „Nativistin"*) trippelt munter nebenher; auch ich suchte mich mit Anstrengung den immer und immer wieder eindringenden Rückerinnerungen zu entreißen und den Blick auf das lustige Treiben in dem zu meinen Füßen sich ausbreitenden Hafen zu lenken, als ein mir unerklärlicher Eindruck mich befällt — es weht mich an wie Leichenduft.

Ich stand eben im Begriff nach dem Hintertheile des Dampfers meine Schritte zu lenken, um im Anblicke der tanzenden Wellen, der spielenden Fische, der grünen Wälder und fliegenden Blüthen auf erquicklichere Gedanken zu kommen, da fesselte ein nie gesehener Auftritt mich zur Stelle.

Unser Boot hatte die Taue gelöst, um zwischen einem Walde haushoher Rauchfänge hindurch das freie Fahrwasser zu gewinnen, als plötzlich die Glocke verstummte, und die Bewegungen der Bootsleute stockten. Ich konnte nichts gewahren, außer daß der Dampfer „Nordamerika" in auffallender Hast den

---

*) Unter „native" versteht man nicht sowohl den im Lande Geborenen, als vielmehr den mit allen Vorurtheilen und dem ganzen Nationaldünkel behafteten Abkömmling der anglosächsischen Rasse, der mit mehr oder weniger Geringschätzung auf andere Nationen herabsieht.

Landungsplätzen entlang stürmte, und bei uns angekommen, sich so gewaltsam des schon frei gewordenen Wasserstreifens bemächtigte, daß unserm Boote und der gegenüberliegenden „Cambria“ die Rippen krachten. Wie auf einen Zauberschlag verstummte das geschäftige Treiben in unserer unmittelbaren Nähe, und statt des unbeschreiblichen Getöses einer amerikanischen Hafenstadt verbreitete sich von unserer Station aus immer weiter und weiter eine wahre Grabesstille. Ein ängstliches Gemurmel durchlief die Menge, welche ich von oben und unten nach der Stelle eilen sah, an der die „Nordamerika“ eben anzulegen versuchte. Auf dem Sturmdeck dieses Bootes thürmten sich hoch auf: Wagen, Pflüge, Bettstellen, Goldwaschapparate, Handmühlen und andere, die Reise nach dem neuentdeckten „Eldorado“ andeutende Geräthschaften; der Stern des Bootes war mit unzähligen Kisten und Kasten beladen, während in den, den Cajüten entlang laufenden, Gallerien, Hunderte von Fässern, die Mehl und Schiffszwieback enthielten, aufgespeichert waren. Nur eins mußte auffallen: die auf dem Boote befindlichen Goldjäger hatten keine sternbesäete Banner aufgepflanzt, sie standen nicht wie gewöhnlich auf dem Decke, ihre Sombrero's schwenkend und betäubende Hurrah's in die Lüfte schickend; sie sprangen im Gegentheil in stürmischer Hast auf die zur Rechten und Linken die „Nordamerika“ berührenden Boote, noch ehe die erstere ihre Taue am Ufer befestigt hatte. Das Deck unseres von Neuem eingeklemmten „Paris“ wimmelte bald von California-Auswanderern, von denen die einen hochaufathmeten und Stoßgebete murmelten, andere sich bekreuzten und noch andere mit dem beliebten „God damn“ ihrer sichtbaren Beklemmung Luft machten. Der befremdende Auftritt und Anblick sollte sich mir bald aufklären. Ein schwarzgekleidetes, gebücktes, graues Männlein, mir nur zu wohl bekannt, bewegte sich von der Locuststraße nach dem Ufer, und ihm folgte eine ganze Truppe gleichfalls die Amtsmiene tragender Herren. Diese achtbare Gesellschaft verkündete T o d; es war der Coroner mit seiner Jury. Ich war mit einem Sprunge auf dem bereits still und verlassen vor uns liegenden Boote, und eilte in den Maschinenraum. Stumm und ängstlich bewegten sich die den Coroner als Jury begleitenden Bürger, nebst wenigen beherzten Neugierigen, zu denen auch ich gehörte, nach dem Hintertheile des Dampfers, wo in zwei Reihen dreißig Opfer der unerbittlichen Seuche mit den vom Todeskrampfe verzerrten Zügen uns entgegenstarrten. Es war ein fürchterlicher Anblick, mit dessen genauerer Beschreibung ich Dich verschonen will. Eine düstere Ahnung über das der Stadt St. Louis bevorstehende Geschick stieg in mir auf. Ich stürzte nach meinem Boote zurück, und fühlte mich erst wieder erleichtert von dem erschütternden Eindrucke des gehabten Anblickes, als ich den kräftigen Ruderschlag der Räder vernahm und unser Dampfroß im Fluge aus dem Hafen und stromabwärts jagen sah.

Da schwammen wir wieder denselben Strom hinab, dessen tückische, lehmfarbene Wellen uns vor drei Jahren nahezu verschlungen hätten. Werden wir dieses Mal ebenso glücklich den stets mit einer amerikanischen Stromfahrt ver-

bundenen Gefahren entrinnen? Nun, unser Kapitän sieht nicht aus wie ein Rasender oder »Racer«*), und das Boot, obgleich ziemlich alt, scheint noch kerngesund; es ist sonach zu hoffen, daß wir die 600 Meilen mit heiler Haut zurücklegen.

Die Landschaften, welche der Mississippi darbietet, habe ich Dir schon geschildert, weshalb ich Dich vom Decke herab, das nun einmal bei See- und Flußreisen mein bevorzugter Posten ist, ein wenig in das Innere der uns umgrenzenden Staaten Illinois und Missouri führen will. Weiß ich doch, daß Du zu jener ächten, gesunden Sorte emancipirter Frauen gehörst, deren Widerstand gegen das eitle und ehrsüchtige Männergeschlecht sich blos auf die Gelehrtenaristokratie und das Wissensmonopol erstreckt, die von uns Männern noch immer und mit so übel kleidender Arroganz in Anspruch genommen werden. Dir ist es sicher nicht darum zu thuen, die zarten Formen durch die „Unaussprechlichen“ zu verunglimpfen, den Glanz der schönen Augen durch eine häßliche Brille zu schwächen, die reizende Fülle der Locken unter einem Turban zu verstecken, oder gar die Cigarre, den Spazierstock, die Reitpeitsche und sonstige Windbeuteleien von den Männern, als Deines Geschlechtes würdige Attribute, zu entlehnen! Doch das Reich des Wissens willst Du demokratisch gestaltet sehen; gegen die Usurpation der Kunst und Literatur lehnest Du Dich auf und wider den steifen Zopf der privilegirten Gelehrsamkeit predigst Du Revolution. Du sagst, der Catheder und das Krankenbett gebühre Euch so gut als dem Manne; an der Staffelei und im Atelier würdet Ihr Euch so wohl ausnehmen wie auf der Bühne und im Redoutensaal. Ja, Du gehst sogar noch weiter und beschuldigst die Superintendenten und den alten Mann in Rom, daß dieselben die Frauen zwar zu Nonnen und barmherzigen Schwestern und nicht consequenterweise auch zu Beichtmüttern und Predigerinnen erheben, da doch die dem schönern und bessern Geschlechte unbestrittene Neugierde es so vorzüglich zu den erstern, und die Vorliebe zum Textlesen nicht minder zu dem letztern qualificiren; Du stützest Dich auf den weitern Widerspruch, der darin liegt, daß man Einer Deines Geschlechts erlaubt hat die dreifache Krone zu tragen, während man Euch noch heute die niedern Kirchenwürden vorenthält. So sagst Du Freundin, und ich kann Dir nicht gegenreden; denn gar leicht möchte es sein, daß die christliche Kirche sich nicht so weit vom Christenthum entfernt hätte, wenn, wie bei den heidnischen Römern, Priesterinnen statt der Priester den Kirchendienst versähen. — Wir schwimmen zwischen den Grenzen zweier Staaten, welche, wenn gleich schon ziemlich bevölkert, für den Einwanderer noch immer ein großes Interesse haben. Gestatte mir hier bei den landwirthschaftlichen und

*) „Racer“ bedeutet einen jener tollköpfigen und verbrecherischen Kapitäns, welche die höchste Ehre darin suchen, die des gleichen Weges ziehenden Boote zu überbieten; unbekümmert um die auf dem Spiele stehenden Menschenleben und Güter, lassen diese Mörder oft ganze Fässer Harz unter die Kessel werfen, um schnell die größt mögliche Menge von Dampf zu erzeugen.

industriellen Verhältnissen dieser beiden Staaten nochmals für ein Kurzes zu verweilen. Von den ersten Ansiedlern Missouris, den Spaniern, ist fast keine Spur mehr vorhanden; auch die ihnen folgenden Franzosen sind großentheils verdrängt. Der rastlos spekulirende Yankee, der ausdauernde Deutsche, haben blühende, volkreiche Städte an den Stellen hervorgezaubert, wo früher der Spanier in seinem »dolce far niente« eine Cigarre schmauchend sich ausgestreckt, oder der Franzos »pour passer le temps« in geschäftigem Nichtsthun sich umgetrieben. Wenn von den Ansiedlungen der Spanier keine Spur mehr übrig geblieben, so haben dagegen die Franzosen doch einige ihrer „Musterkolonien“ auf die spätere Zeit gebracht, die sich freilich sonderbar neben den Ansiedlungen der Amerikaner und Deutschen ausnehmen. Vor uns breitet sich grade das französische Städtchen Carondolet (Vide-poche), aus; unterhalb gegenüber liegt das gleichfalls französische Cahokia; wie armselig und ärmlich blicken sie drein; wie schön und vortheilhaft sind sie außerdem gelegen und was muß nicht aus den schmutzigen Nestern werden, wenn, wie es schon zum Theil der Fall ist, das germanische und angelsächsische Element in ihnen sich erst tüchtig rühret? Die Hauptbeschäftigung der Bewohner der genannten Plätze besteht noch immer in der Zusammenraffung kleiner Ladungen Holz, welche sie auf einem elenden Wagen mit einer noch elendern Mähre davor nach dem 12 bis 15 Meilen entfernten St. Louis führen und dort für 50 und 75 Cents bis zu 1½ Doll. verkaufen. Beim Nachhausekommen wird der Erlös bei schlechtem Taback, Cider und Kartenspiel von dem so leicht zu befriedigenden Völkchen verjubelt.

In den ziemlich rein Französisch gebliebenen Städtchen, Dörfern und Ansiedelungen sieht es nach 50 Jahren noch eben so hinterwäldlich und uncultivirt aus, als in einer deutschen oder Yankee-Kolonie in den ersten drei bis fünf Jahren. Die Alten liegen im Schatten und plaudern und schmauchen, während die hoffnungsvollen Jungen so ziemlich in puris naturalibus sich sorglos umhertreiben, den Indianern die Hautfarbe und den unentbehrlichen Schweinelein die Badestellen streitig machend. Die Hofräume sind entweder ziemlich leer, oder wenn mit Geräthen und Utensilien gefüllt, liegen diese in einem unbeschreibbaren Chaos untereinander. In den Wohnungen sieht es nicht besser aus, und während der amerikanische Handelstrieb die Erzeugnisse der Manufakturen und Gewerbe bis zu den fernsten Ansiedelungen zu bringen weiß, und eine mit Wiegenstühlen, Bureaus, kolossalen Himmelbetten und Teppichen ausstaffirte Wohnung im fernen Westen gar nichts Seltenes ist, vertreten bei diesem Völkchen Lumpen und Papier noch häufig die Stelle des so billigen Fensterglases, und ein rußiges Kamin, in das man ganze Baumstämme schiebt, die natürlich zur Zimmerthüre hinausragen, ein sehr einfach zusammengefügter Tisch, eine Bank und ein paar lahme Stühle vervollständigen die Hauseinrichtung; in vielen solcher Wohnungen ist das „Himmelbette“ der einzige Luxusartikel, wenn er überhaupt vorhanden ist. An den Wänden eines solchen Raumes fehlen da-

gegen niemals die Jagdgeräthe (Angelruthen und Netze einschließlich) und andere Waffen, ferner Bohr- und Schneidewerkzeuge verschiedener Art, insbesondere die Axt, das Hatchet und die Säge, drei Instrumente, mit denen nebst dem »Pocketknife« der Hinterwäldler, wenn nöthig, Alles macht. Hier hast Du ein Beispiel wie wenig der genügsame Mensch zum Leben bedarf. Oder wärest Du vielleicht geneigt, diese Leutchen zu beklagen? Zweifelst Du daran, daß sie glücklich und zufrieden leben, oder möchtest sie vergleichen mit den bloß vom Instinkt geleiteten Geschöpfen? Thue das nicht; denn trotz ihrer Arbeitsscheu nehmen diese Menschen an den Angelegenheiten ihres Landes, an den Völker- und Weltgeschicken einen regern Antheil, als Du Dir vorstellen magst. Ein solcher Hinterwäldler kennt bloß zwei ihm unentbehrliche Dinge — das Pulver und eine Zeitung; er geht eher halb nackt einher, bevor er diese entbehrt. Und sollte er, was unter den canadischen Franzosen und zum Theil unter Amerikanern selbst nicht selten vorkommt, des Lesens unkundig sein, so läßt er sich ein- oder mehreremal die Woche den oft meilenweiten Weg zu einem Nachbar nicht verdrießen, der eine Zeitung hält und jeder Zeit bereit ist sie vorzulesen, denn diese Funktion verschafft ihm Achtung und Einfluß in seinem Distrikte, und seine souveränen Nachbarn können ihm Amt und Würden verleihen. Doch das Leben, welches die Leute führen, wird Dir karg kümmerlich bei ihrer Unlust zur Arbeit erscheinen? Auch dieses nicht, meine Freundin. Die Wälder sind noch reich an leckerem Geflügel und zartem Wild; die Flüsse und Bäche wimmeln von Fischen jeder Art; Krebse und Schildkröten giebt es fast überall. Der Eigenthümer eines Waldes aber hat an das, was da kriecht und fliegt, nicht mehr Recht und Anspruch als sein besitzloser Nachbar, und die fischreichen Gewässer sind weder auf Lehen noch in Pacht gegeben, sondern stehen einem Jeden zur Benutzung und Ausbeute frei. In den Wäldern wachsen süße Reben, Nüsse der verschiedensten Art, Papasfrüchte, köstliche Beeren, Zuckerahorn und viele andere nutzbare und genießbare Dinge. Ein Stück Feld ist mit Welschkorn, ein anderes mit Weizen und Kartoffeln leicht bepflanzt — und wenn der hinter der Hütte befindliche Garten nicht selten auch von Unkraut strotzet, so ist hinwieder der Boden ergiebig genug, um bei wenig Arbeit das erforderliche Gemüse hervorzubringen. Die Pfirsich-, Apfel- und Birnbäume tragen so früh und sind die Setzlinge so billig und leicht zu haben, daß es selbst diesem arbeitscheuen Völkchen nicht an gutem Obst gebricht. Hühner in Menge, Welschhühner, Enten, Schweine, Kühe und ein Joch Ochsen oder ein Pferd kann auch der Aermste sich verschaffen. Du wirst aus dieser zusammengedrängten Skizze entnehmen können, daß diese Franzosen bei all ihrer Indolenz noch keine Noth leiden und daß der Verkauf der oben angeführten Holzladungen, von den Deutschen auch „Studentenklafter“ genannt, hauptsächlich zur Herbeischaffung der Feiertagsgelder und der wenigen Kleidungsstücke dient, deren sie bedürfen. Wollte Gott daß der Ueberfluß dieser wahrhaft aus dem Füllhorn der Schöpfung schöpfenden und vom Segen der Natur lebenden

Menschen jenen Theilen der alten Heimath zufließen könnte, deren Bewohner unter der Last des Mißgeschicks zusammenbrechen und von Hunger, Kummer und Krankheit aufgerieben werden.

Je weniger mich selbst in diesem Lande des Segens und der Fülle ein günstiges Geschick getroffen, insofern das Freisein von Krankheit und Lebenssorgen zu einem solchen wesentlich sind, um so eher haben meine erfahrungsmäßigen Aussprüche den Anspruch auf Glaubwürdigkeit. An meiner Urtheilsfähigkeit dagegen wirst Du nicht zweifeln, die Du weißt, daß das Studium der Erde und seiner Bewohner vor allem andern Wissenswerthen meine Zeit und Kräfte in Anspruch genommen hat. Glaube mir darum, meine Liebe! es ist ein großes, ein gesegnetes, ein glückliches Land, dieses Amerika; nur kleinliche, einseitige Makelsucht oder Unverstand können ihm vor allen civilisirten Ländern die Palme absprechen wollen. Noch hat zwar dieses gigantische Land seine rauhen und unfreundlichen Seiten, doch die fortschreitende Cultur und Entwickelung werden auch sie bald abgeschliffen haben — dann hat es seinesgleichen nicht mehr auf der Erde! — Der südliche Theil von Missouri, dem wir jetzt näher kommen, zeichnet sich weniger durch einen vortrefflichen Ackerbauboden, als durch seine überaus reichen Blei- und Eisenlager aus; die Bleiminen wurden zwar schon im Jahre 1720 bearbeitet, doch ein eigentlich hüttenmäßiger Betrieb datirt erst von der Zeit her, daß geschickte deutsche Bergleute der Spekulationslust und dem Unternehmungsgeiste der Amerikaner helfend unter die Arme griffen. Südlich des etwa 25 Meilen unterhalb St. Louis sich in den Mississippi ergießenden Merrimacflusses, dessen Du Dich aus früheren Briefen erinnerst, beginnt die Mineralregion, welche außer Blei und Eisen auch Wismuth und Kupfer bietet; das Letztere findet sich in einer solchen Combination vor, daß der Reingewinn bislang scheiterte, weil keine der gebräuchlichen Abtreibungsmethoden zu passen schien. Der Bleireichthum von Missouri kommt fast dem des weltberühmten Galena gleich, wogegen die südwestlich von St. Genevieve gelegenen Eisenberge (Iron Knob's) eine Naturerscheinung darbieten, welche sich meines Wissens auf der Erdoberfläche nicht noch einmal vorfindet. Es erhebt sich dort eine Gruppe von isolirten Kegeln bis zu einer Höhe von 800 Fuß über der Oberfläche, welche sämmtlich aus Eisenerz, ohne Beimischung eines fremden Gesteins, vom Sockel bis zur Spitze bestehen. Die Missouri-Eisenberge wären allein im Stande, die Vereinigten Staaten auf Jahrhunderte hinaus mit diesem viel gebrauchten Metall zu versehen. Die Bleiminen Missouris, welche ziemlich nahe dem Ufer des Mississippi liegend die Versendung des in Blöcke gegossenen reinen Metalls erleichtern, befinden sich bereits in ziemlich ausgedehntem Betriebe, während die Eisenberge kaum noch angegriffen sind und die ganze an Mineralien so reiche Region überhaupt nur oberflächlich erforscht ist. Tüchtige Hüttenmänner und gutunterrichtete Mineralogen können dort einen lohnenden Wirkungskreis finden, wenn sie, was in den Verein. Staaten stets die Schwierigkeit und die „conditio sine qua non“ ist, das Glück haben,

mit den rechten Leuten zusammenzutreffen. Ich mag hier erwähnen, daß mehrere vom Harz nach Missouri berufene Bergleute in der Abtreibung der dortigen Kupferstufen kein gutes Glück gehabt haben. Die Männer waren eben blos Bergleute und keine Chemiker. Der mechanisch Eingeschulte genügt nicht in Stellungen, in welchen die Enträthselung der Geheimnisse amerikanischer Naturprodukte der Anwendung praktischer Fertigkeiten vorausgehen muß. Die nicht seltenen Enttäuschungen solcher mit sanguinischen Erwartungen und noch größeren Ansprüchen nach den Verein. Staaten kommenden Männer schreibt man dann gemeinlich auf Rechnung der amerikanischen Zustände, von denen vorausgesetzt wird, daß sie sich den kurzsichtigen Berechnungen der Prätendenten ohne Weiteres anbequemen sollen. Es erfordert hier die schaffend und bildend eingreifende Hand, den überlegenen und erfinderischen Geist, oder die Vereinigung glücklicher, unvorhergesehener Umstände, um zu reussiren. Die prahlende Mittelmäßigkeit findet sich gemeinlich nach einigen mißglückten Versuchen außer Thätigkeit gesetzt und unbeachtet; sie fällt in die Klasse der Taglöhner zurück, aus der sie großprahlerisch und anspruchsvoll sich erheben wollte. Nur wahrhaft tüchtige Männer sollten in dieser Richtung Ansprüche an das amerikanische Füllhorn machen; denn einseitig Gebildete weiset das einheimische Element zur Genüge auf und haben diese vor dem Einwanderer dann immer noch den Vorzug des dem Amerikaner angeborenen mechanischen Talentes und der Erfindungsgabe.

Californien.

Im Februar wurde zu Washington eine Convention von Bürgern Californiens gehalten, die ein Memorial abfaßte, worin dem Congresse auf klare und überzeugende Weise die Ansprüche Californiens an die Generalregierung vorgelegt werden.

Dieses Memorial verlangt schleunige Vermessung der Agrikulturländereien Californiens und Begünstigung der Ansiedler auf denselben mit den Vortheilen der Landgesetze, welche für andere Unionsstaaten gelten. Es fordert Landgeschenke zu Erziehungszwecken, so wie Wegerecht und Geldunterstützung für den Bau einer National-Heerstraße zwischen dem atlantischen und stillen Ocean.

Von dem Reichthume Californiens an Mineralien, besonders Gold, Quecksilber, Silber 2c. entwirft es eine sehr glühende Schilderung. Der Goldstaubertrag wird sich mit jedem Jahre steigern, während der Goldgewinn aus Quartz unerschöpflich ist. Die gesammte Goldproduktion aus goldhaltigem Quartz wird während der letzten 3 Jahre auf 225,000,000 Doll. geschätzt. (!!) Man führt Beispiele von der Reichhaltigkeit des Goldquartzes an. Die nach London ge-

schickten Proben lieferten durchschnittlich 500 Dollars pr. Tonne; ausgesuchte Proben kamen 35,000 Doll. pr. Tonne gleich. Ein in der Münze untersuchtes goldhaltiges Quarzstück, das ursprünglich 188 Unzen wog, lieferte 1731 Doll. Gold, oder 9 bis 20 Doll. pr. Unze.

Der Goldertrag während der nächsten 3 Jahre wird auf 150,000,000 Doll. veranschlagt.

Die Californier verlangen, daß der Congreß über die Minerallädereien Californiens keine Verfügung treffe, und sie stimmen der Empfehlung des Präsidenten bei, daß diese Ländereien das gemeinsame Eigenthum des amerikanischen Volkes bleiben sollten.

Auch die Agrikultur-Hülfsquellen und die vegetabilische Produktions-Fähigkeit, so wie der sich steigernde Handel Californiens sind in einem — allzu — erfreulichen Bilde dargestellt. Man glaubt, daß der Verkehr und Handel auf dem stillen Oceane in 10 bis 15 Jahren jenem des atlantischen vollkommen gleich stehen werde. (?) Ferner heißt es:

„Wenn wir außer unserer jetzigen großen Flotte von Segelfahrzeugen Dampfverbindung mit dem östlichen Asien haben werden; wenn unser Handel mit dem östlichen Archipel und anderen Inseln der pacifischen und indischen Oceane fester errichtet und verfolgt sein wird; wenn man ihn mit Mexiko, Central- und Südamerika ausgedehnter betreibt, — dann werden wir zu fühlen beginnen, daß wir den Grund zu Handelsunternehmungen gelegt haben, die uns über den Verkehr und die Schifffahrt dieser Theile des Erdkreises fast die Controlle geben. Wir können in der That sagen, daß dieser Handel, der zu einer so ungeheuren Ausdehnung bestimmt ist und in seiner Entwicklung so sittigend und menschenveredelnd sein wird, einen wunderbaren Einfluß auf das moralische und politische Geschick der Bewohner des Ostens sowohl wie derer, die auf den Inseln des stillen Meeres wohnen, ausüben muß.

„Ihre Memorialisten stellen dem Congresse vor, daß es zweckmäßig sei, alle in seiner Macht liegende Hülfe und Unterstützung dem ausführbarsten Projecte zur Verbindung der Häfen der Westküste der Ver. Staaten mit den Haupthäfen Chinas durch Dampf zu geben. Kein Project kann für uns als Volk mehr Interesse haben, oder für den Verkehr, die Schifffahrt und den Handel der Ver. Staaten von größerer Wichtigkeit sein.“

Der Congreß kann die Errichtung einer großen Steamerlinie zwischen Californien und China vermitteln, ohne für den Bau der Steamers einen einzigen Dollar vorzuschießen. Die Compagnie, welche sich zu diesem Zwecke unter der Leitung des Hrn. Moore gebildet hat, verlangt bloß einen Contract, die Posten unter billigen Bedingungen zu befördern, und Erlaubniß, in Oregon eine gewisse Quantität Land zum Regierungspreise an sich bringen zu dürfen.

Die Memorialisten heben die Nothwendigkeit des Baues der großen pacifischen und atlantischen Eisenbahn nachdrücklich hervor. Sie sei selbst für die Regierung ein dringendes Bedürfniß.

Die Deutschen in Amerika.

Deutscher Fleiß, deutsche Sitte und deutsche Ausdauer gewinnen immer mehr Geltung, selbst in Gegenden, wo man deutsche Erfolge am wenigsten erwarten sollte. Was wäre Cincinnati ohne Deutsche! Wo wären die schönen Farmen, Gärten, Weinberge, Gemüsegärten ꝛc., die jetzt jene freundliche Königin des Westens in weiten Bögen umkränzen, wenn nicht unsere fleißigen Deutschen Hand an's Werk gelegt hätten?

Der in Charleston, Süd-Carolina, erscheinende Teutone widmet in einem „Frühjahrsfreuden“ betitelten Artikel sowohl dem sonnigen Klima des Südens, als besonders dem Kunstfleiße unserer Landsleute hohes Lob, aus dem wir nicht umhin können, Einiges mitzutheilen. Wer in früheren Jahren Charleston gesehen hat, wird wissen, daß die Umgebung dieser südatlantischen Hauptstadt einer todten Wüste glich, von Schling- und Sumpfpflanzen und wildem Gras überwuchert.

„Aber siehe da, es stellten sich einige deutsche Bauern ein und enthüllten die Lieblichkeit einer reinen, hübsch angelegten und wohlbeackerten Farm; die wohlhabenden Stadtbewohner fanden bald Vergnügen an der Nachahmung und — es ward Mode, eine Bauerei zu haben. Nun wurde frisch darauf los gehackt, gepflügt, gepflanzt und geerndtet; hübsche Landhäuser erhoben sich; bunte Hecken erblühten; unsere Umgegend gewann das Ansehen eines großen Gartens. In's Land! in's Land!! Frühjahrsfreuden! geht es jetzt von Mund zu Munde! Ja, während der kalte Norden noch unter dem weißen Pelze des Winters schlummert, duften dahier die Rosen und Veilchen, schlingt sich hoch auf und tröpfelt süßen Seim der Honigkelch und hauchet Balsamathem der Jasmin. Die wilde Rose durchrankt mit der schneeweißen Blume und Knospe alle Gehege und zartere und bescheidenere „Perlen der Natur“ schmücken den grünen Rasen. Der Mensch erkennt es am lebhaftesten in des Jahres Kindheit, wie schön das Werk des Schöpfers und „wie groß des Allmächtigen Güte ist.“ Geh' einmal hinaus, du kalter Geldmann; reiß' dich ab von Dollars und Cents, Buschel, Yardstock, von Pflastersteinen und starren Mauern! Siehst du die frohlockenden Kinder auf dem Wiesenplan? Siehst du den frischen, frohen Gang des lieblichen Mädchens, das die reine Landluft bereits in ihren Adern fühlt und nun doppelt rosig ist? Beneide sie nicht! Geh' hin; kannst du genießen? Auch dir sind sie beschieden, diese Frühlingsfreuden!“

Sogar das gemüthliche deutsche Lagerbier hat sich in Charleston angesiedelt. Selbst der stockamerikanische Charleston Merkur macht in folgenden Worten seiner Begeisterung Luft:

„Und wann wir dann aus der drückenden Luft der Stadt eilen, um die frische Seebriese zu genießen, wird uns eine hübsche offne Laube von üppigem Grün und blühenden Blumen zur Ruhe unter ihrem süß duftendem Dome einladen und zum Genusse eines vergnügten Trankes „deutschen Biers.“

Ein deutsch-amerikanisches Urtheil über die deutsche Revolution.

Wir haben vor einiger Zeit darauf hingewiesen, daß von einem nicht geringem Theile der deutsch-amerikanischen Presse die Einmischung der neuangekommenen deutschen Flüchtlinge eine sehr scharfe Kritik findet. Man kann auch nicht in Abrede stellen, daß die meisten derselben in anmaßender Weise gleich als Lehrer auftraten, während es doch auf der flachen Hand lag, daß sie vor allen Dingen erst hätten lernen sollen, um mitsprechen zu können. Das gilt insbesondere von Vielen, die sich literarisch vernehmen ließen, und insbesondere von Herrn Heinzen. Ganz amerikanisch äußert sich z. B. die Newyorker Staatszeitung, ein entschieden demokratisches, allen socialistischen Utopien abgeneigtes Blatt, in folgender Weise:

„Es ist in der That grausam zu sehen, wie die Liebe und Anhänglichkeit, welche den amerikanischen Deutschen für ihr altes Vaterland blieb, von unberufenen Revolutionsaposteln allmälig zu Tode gequält wird; wie ein unsinniger Vorschlag nach dem andern die Theilnahme abhetzt und die Taschen der Theilnehmenden auszubeuten sucht. Wie im gewöhnlichen Leben das reichliche Gabenspenden nur Bettler macht, so scheinen neuerdings die Deutschen der Verein. Staaten, auf welche in vormärzlicher Zeit die jetzt gefallenen Heroen der deutschen Revolution nur mit einem mitleidigen oder verächtlichen Blicke als verlorne, treulose Söhne des Vaterlandes blickten, verurtheilt zu werden, ihre Bestimmung ausschließlich darin zu finden, alle Eier auszubrüten, die jeder Revolutions-Kuckuck in ihre Nester zu legen beliebt.

Da man natürlich in dem umnachteten Amerika noch keine Ahnung von der Alles erleuchtenden demokratisch-republikanischen Weisheit Europas haben kann, so werden wir von ausgedienten Revolutionären herablassend in die Schule genommen, um uns unsere Pflicht als Deutsche zu lehren. Der Unterricht beginnt mit dem Gesange von der deutschen Einigkeit und endet mit Herumreichen des Tellers. Wir sollten meinen, daß uns die Chimäre von der deutschen Einigkeit unter andern durch das Beispiel der deutschen Emigration hinreichend illustrirt ist und daß alle Versuche, sie noch deutlicher zu erproben, überflüssig sind. Alle Schattirungen, vom ultraradikalen Rothen bis zum Kaiserthümler, die sich wie Hund und Katze hassen und die selbst das gemeinsame Unglück nicht einig machen konnte, wenden sich an die Deutschen Amerikas, verlangen von ihnen die Genehmigung und Ausführung ihrer Hirngespinnste, — vor Allem aber Geld! Geld! Geld!

Der „Amerikanische Revolutionsbund für Europa“ hat sich die „reelle Befreiung des europäischen Continents, Sturz der Monarchie und Herstellung der Republik, Aufhebung der stehenden Heere und Unantastbarkeit der Volksbewaffnung und Vereinigung aller Personen, Vereine, Parteien und Völker

zur Vernichtung der Völkerunterdrücker" zur bescheidenen Aufgabe gemacht. Für ein solches Unternehmen sollen sich die Deutschen Amerikas organisiren und ihre Mittel hergeben! Wir erlauben uns den Philadelphia-Congreßmännern anzuzeigen, daß Amerika kein Tollhaus ist.

Wir wollen diesmal nicht auf die Einwürfe zurückkommen, welchen eine solche Organisation auf amerikanischem Boden vom amerikanischen Standpunkt aus mit Recht blosgestellt bleibt; auch nicht auf die Widersprüche, in welche sich der Deutsche als Verein. Staaten-Bürger, als Familienvater, als Geschäftsmann und selbst als Politiker verwickeln müßte, wenn er an den Nutzen und die Ausführbarkeit eines solchen Bundes glauben könnte und sich ihm anschlösse; aber wir sprechen freimüthig einige Ansichten aus, die jeder solchen Organisation in anderer Beziehung den Stab brechen.

Zunächst ist es für uns Grundsatz, daß jede Nation, die frei zu werden wünscht, sich selbst frei machen muß; denn dadurch allein kann sie ihren Wunsch aussprechen und dadurch allein ist sie der Freiheit würdig und für sie reif. Amerika hat kein Recht, Europa zur Freiheit zu zwingen, — wer Knecht sein will, dem muß das Recht zustehen, es sein zu können. Es scheint nun zwar nicht im Plane des „Amerikanischen Revolutionsbundes" zu liegen, die bewaffnete revolutionäre Initiative in Europa zu ergreifen, obgleich die beabsichtigte „reelle Befreiung des europäischen Continents" auf so etwas direkt hinweist; allein selbst das nach Kräften mögliche Hinwirken auf den Ausbruch einer Revolution in Europa von der Ferne her möchte unter den obwaltenden Umständen mehr Unheil als Nutzen stiften. Treibt es Einzelne zur Empörung (und nur auf Einzelne könnte eingewirkt werden), so würde dies wahrscheinlich wieder zu beklagenswerthen Resultaten führen; denn es ist keinerlei Bürgschaft gegeben, daß es nur Einzelner bedürfe, um alle zur That zu bewegen. Die neueste Tagesgeschichte liefert sehr gegentheilige Beweise. Zwar wird immer jede große Revolution mit Einzelthaten beginnen, aber diese Einzelthaten müssen gleichsam im stillschweigenden Auftrage Aller, oder wenigstens der Mehrzahl geschehen. Man müßte in die bekannte Selbsttäuschung politischer Flüchtlinge über die Stimmung ihres Vaterlandes gefallen sein und sich absichtlich die Ohren verstopfen und die Augen verbinden, wenn man nicht hören und sehen sollte, daß gegenwärtig z. B. in Deutschland, ja selbst Frankreich keine Volksmehrheit die Revolution will. Gefühl der Unterdrückung, Mißstimmung, Cravallust mag es genug geben, aber darauf einen Plan zur radikalen Umwälzung des Continents zu bauen, wäre noch einfältiger als es das Verlangen der Kurhessen war, daß ihre „deutschen Brüder" aus Baiern und Oestreich sie wegen ihres „gesetzlichen Widerstandes" nicht mißhandeln oder todtschießen sollten.

Ist Deutschland für die Revolution reif, so wird sie früher oder später ausbrechen; ist es dafür nicht reif, so werden es auch die aus Amerika möglichen Agitationsmittel nicht dazu machen. Niemand verkennt die Wichtigkei

der freien Presse; wo sie aber so überwacht wird wie jetzt in Deutschland, da kann sie die Reihen der Freiheitsfreunde nur lichten, statt sie vermehren. Wir halten auch in dieser Beziehung an der Kossuth'schen Nichtintervention fest.

Beging derjenige, welcher sein Geburtsland verließ, weil es ihm keinen entsprechenden Wirkungskreis bot, durch dieses Verlassen ein so schweres Verbrechen, daß er es nur mit Hingabe seiner physischen und pecuniären Kräfte sühnen kann, so bleibt es immer noch eine wichtige Frage, wer das Recht habe, diese Sühne abzufordern. Die Persönlichkeiten der früheren revolutionären Bewegungen Deutschlands würden wohl thun, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß ihre Rolle ausgespielt ist, — sie stehen auf der Invalidenliste und die künftige Revolution wird und muß sich ihre eigenen Männer gebären, denen die Mißgriffe ihrer Vorgänger zur Lehre, ihr Rath aber nicht zur Befolgung dienen darf.

Reges Mitgefühl für die unterdrückten Völker, namentlich die Stammgenossen zu unterhalten, dieses Mitgefühl im geeigneten Augenblicke nach Kräften werkthätig zu machen, sich eine unparteiische Uebersicht von der wahren Sachlage zu verschaffen, um diese Werkthätigkeit zweckmäßig anzuwenden und nicht das Opfer revolutionärer Quacksalber zu werden, das halten wir für eine Pflicht des deutschen Verein. Staaten-Bürgers. Sich militärisch zum Umsturze der Tyrannen zu organisiren, Fonds anzulegen, um hier und in Europa im Sinne verunglückter europäischer Revolutionäre zu agitiren, halten wir für keine seiner Pflichten, ja für einen Gegensatz zu denselben.“

Eine deutsche Zeitung in Neuyork.

Es scheint als ob unter den gebildeten Deutschen der Union die deutsche Tagespresse, wie sie sich in den Vereinigten Staaten gebildet hat, nicht genügend erfunden werde, und daß man eine große Zeitung, die mehr als amerikanisches Parteiblatt ist, für nöthig halte. Uns ist folgende Mittheilung aus Neuyork zugegangen, die wir den Lesern nicht vorenthalten wollen.

— — „Wir lassen es dahingestellt, ob es überhaupt möglich ist, daß europäische und insbesondere die deutschen Staatsverhältnisse in ihrer Entpuppung aus dem Feudalwesen an dieser Seite des Oceans richtig aufgefaßt werden, — wie für uns das Verständniß des hiesigen gesellschaftlichen und politischen Lebens ohne langjährige Beobachtung und Theilnahme fast unmöglich scheinen könnte — aber soviel ist daneben gewiß, daß dem Amerikaner kaum irgend eine Gelegenheit entgegenkommt, ihn mit deutschen Zuständen und Interessen bekannt zu machen. Das Medium, durch das er seine spärlichen Nachrichten erhält, sind englische Zeitungen, welche, schlau ihren Einfluß au-

Norddeutschland im Auge, den interessirten Haß gegen den östert. Kaiserstaat viel öfterer schweigen als reden lassen und welche, wenn sie sprechen, daraus den Ausfuhrartikel pharisäischer sittlicher Entrüstung gegen Unrecht und Knechtschaft fabriciren, die z. B. glühte für ungarische und italiänische Freiheit, deren Werth wir jedoch in der Stellung englischer Blätter zu dem Kampfe der Herzogthümer Schleswig-Holstein richtig zu schätzen gelehrt sind. Manches deutsche berechtigte und unberechtigte Gefühl wird durch solchen englischen Einfluß zum Vorurtheil führt und Vorurtheile sind es besonders, die uns an weiteren Einsichten verhindern.

Durch deutsche Auswanderer würden die Amerikaner, falls sie Interesse nähmen, von unsern Staatsverhältnissen wohl nur sehr wenig erfahren können. Wir wissen ja von uns am besten, daß politische Bildung in einem Volke erst die Wirkung politischen Lebens ist. Von beiden aber sind wir leider so weit, daß der Amerikaner, wenn er mit Dorfverhältnissen vertraute Bauern, in Städten bekannte Handwerker, Kaufleute mit der politischen Kenntniß ihrer Contogeographie und Gelehrte mit weltpolitischen Ideen sieht, wohl nur wenige national denkende Deutsche unter den Einwandernden antreffen möchte.

Und doch muß uns viel daran gelegen sein, daß nicht bloß die Deutschen hier unter der Wirkung eines großen sie ergreifenden Parteilebens zu richtiger politischer Bildung auch in unsern nationalen Interessen wenigstens Gelegenheit haben, sondern auch, daß den Amerikanern unsere Interessen vom nationalen Gesichtspunkt gesehen vor die Augen kommen, daß er merkt, wohin wir wollen und wo in der Welt unsere Interessen mit seinen zusammentreffen.

Die politische Selbstgenügsamkeit des hiesigen Volkes in Folge seiner abgeschlossenen Lage und der glücklichen Landesverhältnisse wird durch den wachsenden Verkehr mit Europa und vielleicht durch seine Staatsentwicklung immer mehr weichen (wenn nationaler Stolz dabei auch noch schärfer auftreten mag) in jedem Falle aber darf sie uns nicht hindern, sondern nur spornen uns ihnen gegenüber zu stellen. — Hätten wir doch Ursache ein wenig so national selbstgenügsam zu sein, wie wir es ohne Ursache so häufig im geselligen Leben sind! — Zunächst müssen wir den Fremden zeigen, daß wir deutsch sind, daß unsere politische Einheit nach außen unser Ziel und Ausgangspunkt ist, und wie unsere auswärtigen Interessen liegen. Das sollte vor Allem Sache der Presse sein. Aber die hiesige deutsche Tagespresse weiß von einer solchen Aufgabe als einer praktischen nicht. Ein Beweis gegen sie liegt darin, daß die „gebildete“ deutsche Kaufmannschaft in den Seeplätzen sehr wenig sich an ihr betheiligt, und daß vielmehr denselben der socialistische Republikanismus in seiner unerquicklichen Wichtigthuerei, wie solcher hell oder dunkel in den mit deutschen Angelegenheiten beschäftigten Blättern sich breit macht, allgemein widerlich ist.

In Deutschland selbst kommen die Zeitungen mehr und mehr aus den Händen von Philosophen und Dichtern in die politischer wenn auch nicht immer deutscher Talente; wir denken, in Amerika entsteht über nicht gar lang

wenigstens eine, in welcher weniger Weltverstand und mehr nationale Kenntniß zu finden ist, als in den jetzt erscheinenden. Wir wollen nicht über den Nutzen eines solchen Blattes sprechen, denn der ist da, sobald es einem wirklichen Bedürfniß entspricht, sondern nur Zweck, Mittel und Schwierigkeiten, wie wir sie bedenken, kurz angeben.

Der Zweck wäre, durch eine Vertretung der Interessen des deutschen Bürgerstandes, besonders der auswärtigen, einen Theil der hiesigen deutschen Bevölkerung in den großen vaterländischen Interessen bekannt zu machen oder zu erhalten (nach unserer Auffassung stehen diese in keinem Conflicte mit den amerikanischen), die Vielen, welche an eine Rückkehr denken und sie später ausführen, durch politisches Bewußtsein der Unterschiede der hiesigen und der deutschen nationalen Bedingungen anzuleiten, den Gewinn ihrer amerikanischen Kenntnisse unter deutschen Verhältnissen zu realisiren. Er wäre ferner, innerhalb der Eindrücke des hiesigen Lebens durch scharfe Beobachtung politischer Aenderungen in Deutschland und der Darlegung ihrer Beziehungen zur deutschen nationalen Einheit und Größe die hiesigen Deutschen der nationalen praktischen Partei zu erhalten oder zu gewinnen — unsere Regierungen überall, wo sie zu jenen Zielen förderlich sind, anzuerkennen, und wo sie hindern, ihre und die mit ihnen verwachsenen Interessen zu zeigen. Das Urtheil wäre lediglich im Verständniß der Verhältnisse zu suchen und darum dieses nächster Zweck.

Die Ausführung sähen wir in einer deutschgedruckten Zeitung, welche in Neuyork erschiene. Ueber diesen Platz werden wir schweigen dürfen. Die Anlagekosten würden, wenn tüchtige Leute an die Spitze träten, bei einer Actienunternehmung wohl theilweise hier zu decken sein, denn wenn wir nicht irren, nimmt man hier entschieden viel Interesse am Vaterlande, besonders thun es die jüngeren Deutschen. Uns aber scheint es wünschenswerth, wo möglich ein solches Unternehmen von Deutschland aus zu begründen und besonders Bremen eine Stadt zu sein, um sich daran zu betheiligen.

Ist sie doch die einzige deutsche bis dahin, welche mit Amerika in Dampfschiffverbindung steht. Dazu ist der tüchtige deutsche Sinn ihrer Bürger nicht erst seit den 100,000 Thalern, welche man dort binnen kurzer Zeit für die nationalste Sache zusammenbrachte, bekannt, und ihr Name an der Spitze würde hüben und drüben dem Unternehmen den Charakter eines deutschen und reellen zugleich leihen. Damit verbinden wir nicht den Gedanken, dem Blatte einen besondern norddeutschen Charakter zu geben, vielmehr wünschten wir, daß tüchtige nach Südosten gewandte politische Kräfte herangezogen werden könnten. In beiden Lagern fühlt ja das Volk immer mehr, daß die deutschen Interessen einheitliche sind. Und wenn es auch mit jedem Tage weniger wahr bleibt, „daß 1000 Meilen fast dieselbe Wirkung haben als 1000 Jahre", wie Franklin sagt, so ist doch gewiß, „daß die Stimme jener Leidenschaften (Eifersucht und Neid) nicht so weit kriechen kann, weder im Raume noch in der Zeit" — und daß somit auch die kleinliche Gehässigkeit, welche so häufig unter uns, keinen Platz finden würde in einer hiesigen Zeitung für den angeführten Zweck.

Nach unserer Ansicht liegen die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens in einer guten Organisation, das Material von Deutschland geliefert zu bekommen, in Heranziehung praktisch politischer Köpfe sowohl in Deutschland als in den Vereinigten Staaten, besonders in der Bildung einer tüchtigen des Zweckes bewußten Redaktion, welche schon des Stoffes wegen die Vereinigung Mehrerer verlangte, und in der Entscheidung der Frage, wie dieses Blatt sich zu den Tagesereignissen der Union zu stellen habe, womit zusammenfallen würde, ob es täglich oder wie oft zu erscheinen habe. In Bezug auf letzten Punkt weisen wir darauf, daß unwillkührlich schon in diesem Blatte die nordamerikanischen Verhältnisse, in Mitten deren die Leitung gedacht wird, besonders zur Sprache kommen würden, daß bei täglichem Erscheinen der Nutzen von Inseraten gewonnen werden und daß es vielleicht auf einen kleinen Kreis amerikanischer Fragen sich beschränken könnte.

Daß nicht gleich die Amerikaner von seiner solchen Zeitung starke Notiz nehmen würden, ist zweifellos, aber wer mit Verstand etwas Reellem, Großem nachstrebt, wird doch allmählig Beachtung finden. Die Deutschen würden in ihr ein nationales Bindemittel finden und durch sie würde das hiesige Volk mehr von unseren Zuständen hören.

Dann kommt hoffentlich auch die Zeit, wo uns Fragen erspart werden über unsere Heimath, die den Befragten und nicht den Fragenden hier erröthen, wie zum Beispiel inmitten eines wissenschaftlichen Gespräches von einem Manne, der England und Ostindien aus Anschauung kannte, die Frage, ob Bremen zu Deutschland gehöre; und wo man einsieht, daß die zeitweise mit den Regierungen kämpfenden Aristokratien des Mittelalters einer aufkommenden Bürgerherrschaft im Ganzen weit mehr im Wege stehen als jene. Wenigstens werden die Amerikaner, wenn sie unsern Kampf sehen, uns achten — wir aber müssen dafür uns regen."

Einwanderung und Bevölkerung der Vereinigten Staaten.

Folgende Angaben sind einem officiellen Bericht des Hrn. J. C. G. Kennedy, Vorstand des statistischen Büreau's der Vereinigten Staaten entlehnt. Erst seit 1820 werden zuverlässige Register über die Einwanderung geführt. Von 1790 bis 1820 wird die Zahl der Eingewanderten auf 234,000 Köpfe geschätzt, in den zehn Jahren von 1820 bis 1830 betrug sie 135,986 Köpfe, von 1830 bis 1840 schon 579,370 und von 1840 bis 1850 bereits 1,542,850 Ankömmlinge. Am 1. Juni 1850 zählte die Union mit Ausschluß von Utah 23,246,301 Einwohner, nämlich 19,619,366 Weiße, 3,198,298 Schwarze und 248,637 freie Farbige. Seit 1840 haben sich die Schwarzen nur um 711,085 Köpfe oder um $28,^{58}$, die Farbigen um 42,392 Köpfe oder um $10,^{95}$ Procent vermehrt, während die Vermehrung der gesammten Bevölkerung $35,^{17}$ Procent

betrug, so daß die Weißen über die Neger und Farbigen unter diesem Durchschnittsmesser sich vermehrten. Der Zahlenabstand zwischen Schwarzen und Weißen wird immer größer; wenn er sich 1790 noch wie 1 : 4,[2] verhielt, so war das Verhältniß 1850 nur noch wie 1 : 5,[26]. Höchst merkwürdig über die relative Fortpflanzung der Racen in den letzten sechzig Jahren ist folgende Tabelle, wo die Procente der Vermehrung angegeben sind:

Racen:	1790 bis 1800	1800 bis 1810	1810 bis 1820
Weiße	35.7	36.2	34.19
Freie Farbige	82.2	72.2	25.25
Schwarze (Sklaven)	27.9	33.4	29.1
Sämmtliche Farbige	32.2	37.6	28.58
Gesammtbevölkerung	35.1	36.45	33.12

Racen:	1820 bis 1830	1830 bis 1840	1840 bis 1850
Weiße	33.95	34.7	38.28
Freie Farbige	36.85	20.9	10.9
Schwarze (Sklaven)	30.61	23.8	28.58
Sämmtliche Farbige	31.44	23.4	26.22
Gesammtbevölkerung	33.48	32.67	36.25

Endlich giebt die nachfolgende Tabelle eine Uebersicht über den Zuwachs der weißen Bevölkerung in der Union von 1790 bis 1850.

Zahl der von 1790 bis 1810 Eingewanderten	120,000	
Natürliche Vermehrung derselben in diesem Zeitraum um	47,560	
Zahl der von 1810 bis 1820 Eingewanderten	114,000	
Natürliche Vermehrung derselben in diesem Jahrzehnt um	19,000	
Natürliche Vermehrung der von 1790 bis 1810 Eingewanderten und deren Nachkommen in diesem Jahrzehnt	58,450	
Gesammtzahl der seit 1790 Eingewanderten und deren Abkömmlinge in 1820		359,010
Zahl der von 1820 bis 1830 Eingewanderten	203,979	
Natürliche Vermehrung derselben in diesem Jahrzehnt um	35,728	
Natürliche Vermehrung der von 1790 bis 1820 Eingewanderten und der Abkömmlinge in diesem Jahrzehnt um	134,130	
Gesammtzahl der seit 1790 Eingewanderten und deren Nachkommen in 1830		732,847
Zahl der von 1830 bis 1840 Eingewanderten	778,500	
Natürliche Vermehrung derselben in diesem Jahrzehnt um	135,150	
Natürliche Vermehrung der von 1790 bis 1830 Eingewanderten und deren Nachkommen in diesem Jahrzehent um	254,445	
Gesammtzahl der seit 1790 Eingewanderten und deren Nachkommen in 1840		1,900,942

Zahl der von 1840 bis 1850 Eingewanderten	1,542,850	
Vermehrung derselben um 12 Proc.	185,142	
Natürliche Vermehrung der seit 1790 Eingewanderten und deren Nachkommen in diesem Jahrzehnt um . .	722,000	
Gesammtzahl der von 1790 bis 1850 in die Union Eingewanderten und deren Nachkommen	4,350,934	4,350,934

Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten.

Bis zum 1. Januar d. J. waren in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 10,814½ Meilen Schienenweg für den Verkehr eröffnet. Vom 1. Januar 1848 bis zu obigem Datum waren 5,224, und im Jahre 1851 allein 2153 vollendet worden. Die Baulust ist noch immer im Steigen, so daß man wohl voraussagen kann, daß das Gebiet der Vereinigten Staaten im Jahre 1860 von 30,000 Meilen Schienenweg durchfurcht sein wird. Eine genaue Schätzung der Baukosten anzustellen, ist sehr schwierig, weil sie nach dem Terrain und anderen Verhältnissen mehr selbst als in Europa verschieden sind. In Neu-England kommt die Meile auf 15,000 Dollars, in Neuyork, Pensylvanien und Maryland auf 40,000 Doll. zu stehen. Aber je weiter die Bahnen sich ins Innere des Landes hinein erstrecken, und je näher sie sich der Meeresküste entlang hinziehen, desto schwieriger und kostspieliger wird der Bau. In den südlichen Staaten und im Mississippithale kömmt die Meile nicht höher als 20,000 Doll., weil hier gewöhnlich der Boden den Privatbesitzern nicht erst abgekauft werden muß, deren Grund durch die Anlegung der Bahnen im Werthe gehoben wird. In manchen der westlichen Staaten ist das Verhältniß den Bauunternehmern noch viel günstiger. Dort kömmt die Meile auf nicht mehr denn 1000 Doll., da man das nöthige Bauholz um die bloßen Fällungs- und Transportkosten zur Verfügung hat. Die Centralbahn von Illinois ist bis jetzt die bedeutendste und längste von Amerika. Der Staat selbst hat gegenwärtig 55,405 Q.-M. bei einer Bevölkerung von 851,470 Seelen, nach dem Census von 1851. Seine Centralbahn erstreckt sich vom südwestlichen Endpunkt, vom Zusammenfluß des Mississippi und Ohio bis an die äußerste Nordgrenze. Das sind — die Hauptzweigbahnen eingerechnet — 680 Meilen, von denen jede auf 20,000 Doll., somit der ganze Bau auf 13,600,000 Doll. zu stehen kam, Maschinen und sonstige Ausrüstung abgerechnet. Der in letzter Zeit viel besprochene Plan Whitney's eine 2000 Meilen lange Eisenbahn von St. Louis nach San Francisco oder bis Oregon zu führen, wird von Manchen gebilligt, von Anderen dagegen vor der Hand als unausführbar erklärt. Der

Grundstein zum gegenwärtigen Eisenbahnnetz wurde im Jahre 1830 gelegt, um Eis aus einem kleinen See in Massachusets zu transportiren; die längste jetzt continuirlich fortlaufende Linie ist die vom Hudsonfluß bis zum Eriesee. Sie zählt 469 Meilen. Sie hat Brücken von 184 Fuß Höhe, mit einer Bogenspannung von 275 Fuß, Viaducte von 100 Fuß Höhe und 1200 Fuß Länge. Die Meile kam durchschnittlich auf 43,333, das ganze Werk auf 23,580,000 Doll. zu stehen und wurde in 7 Jahren vollendet. Bis jetzt gewährte der Staat den Eisenbahnunternehmungen große Vergünstigungen; ob dies auch weiter der Fall sein wird, ist noch sehr die Frage. Die Totalkosten aller amerikanischen Bahnen zusammengenommen lassen sich annäherungsweise auf 348,000,000 Doll. veranschlagen. Sie werden, unabhängig von der Regierung, durch die Präsidenten und Secretäre der einzelnen Gesellschaften verwaltet. Die Schnelligkeit kommt der auf englischen Bahnen nicht gleich. Gewöhnliche Passagierzüge machen 20—30 Meilen per Stunde, Expreßzüge 45 Meilen; nur zwischen Neuyork und Albany ist die gewöhnliche Schnelligkeit 40 Meilen. Auch die Fahrpreise sind verschieden. In Neu-England durchschnittlich weniger als 2 Cents per Meile; von Neuyork nach Boston 2$^1/_{10}$ Cents; von Neuyork nach Philadelphia 3$^1/_{10}$; von da nach Baltimore 3$^1/_{10}$ Cents.

Aus einer Rede Webster's.

In den letzten Februartagen war zu Neuyork Niblo's Theater gedrängt voll, und Tausende mußten getäuscht weggehen, da sie es unmöglich fanden, Platz zu bekommen. Das zahlreiche Auditorium war durch die Aussicht herbeigelockt, Daniel Webster's Rede vor der historischen Gesellschaft Neuyorks hören zu können. Auf der Plattform befanden sich die Beamten der Gesellschaft, darunter Georg Bancroft, Washington Irving und andere Notabilitäten amerikanischer Literatur. Das Erscheinen Webster's war das Signal zu enthusiastischem Beifallsruf. Nachdem sich das Getöse gelegt, begann er seine Anrede.

Hr. Webster sprach eindringlich über die Würde und Wichtigkeit der Geschichtsforschung. Im Laufe seiner Rede verglich er die Republiken Griechenlands mit dem ihre Bürger beseelenden Patriotismus und ihrer glühenden Freiheitsliebe, mit den Zuständen und der früheren Geschichte der Vereinigten Staaten. Er citirte den Eingang der berühmten Rede, welche Perikles bei der Todtenfeier der im peloponnesischen Kriege Gefallenen hielt, indem er aufmerksam machte, wie genau jedes Wort, jeder Satz, den Perikles gesprochen, auf „unsere eigenen Zustände, auf unsere eigene Geschichte“ passe. Der einzige Unterschied liege darin, daß die Kämpfe Athen's und Sparta's nicht die große Bedeutung für die

zukünftigen Geschicke der Menschheit hatten, als der revolutionäre Kampf, durch welchen die unbedeutenden Kolonien Englands in eine selbstständige, freie und mächtige Nation, der Hort der Freiheit auf Erden, verwandelt wurden. Nachdem der Redner näher auf die Geschichte dieses großen Kampfes eingegangen, sprach er die Ansicht aus, wie England selbst wahrscheinlich dadurch gewonnen, daß den Kolonien ihre Emancipation gelungen, und fuhr also fort:

„Anstatt unterwürfiger Kolonien erblickt England jetzt einen mächtigen Rivalen, reich, mächtig, intelligent, wie es selbst. Und mögen diese Länder für immer freundschaftliche Rivalen sein. Möge ihre Macht und Größe, sich selbst stützend, stets auf die Beförderung des Friedens, der Wohlfahrt, der Erleuchtung und der Freiheit des Menschengeschlechts gerichtet sein; und wenn es ihr vereinigtes Geschick im Laufe menschlicher Ereignisse sein sollte, daß sie berufen würden, in der Sache der Menschheit und in der Sache der Freiheit gegen eine Welt in Waffen zu stehen, so sind sie von einem Stamm und von einem Blut, um dieser Krisis zu begegnen, ohne vor der Gefahr zu weichen und ohne zu beben vor irgend einer Macht auf Erden.“

Um aber gerüstet zu sein für alle Ereignisse sei es nothwendig, daß alle patriotischen Bürger Amerika's sich zur Erhaltung der glorreichen Union und ihrer Constitution, unter welcher die Vereinigten Staaten sich eines beispiellosen Gedeihens erfreut, zusammenschaaren. Diesen Gedanken führte Herr Webster besonders in dem Schluß seiner oft durch den lebhaftesten Beifall unterbrochenen Rede aus. Nach dem Schluß der Rede stellte Oberrichter Jones den Antrag, daß die historische Gesellschaft Hrn. Webster ihren Dank für die ausgezeichnete Anrede, die sie so eben gehört, aussprechen, und ihn um eine Abschrift der Rede ersuchen möge. Der Antrag ward mit großem Beifall aufgenommen und die zahlreiche Versammlung zerstreute sich darauf.

Die Expedition nach Japan.

Ueber den bisher unbekannten Zweck der Absendung eines amerikanischen Geschwaders nach Japan herrschten die verschiedensten Vermuthungen; die dem Congreß vorgelegte Abschrift des Briefes des Präsidenten Fillmore an den Kaiser von Japan, welchen die Expedition überbringt, erweist jedoch, daß diese nichts anderes bezweckt, als die Freundschaft zwischen beiden Ländern zu befestigen und den gegenseitigen Handel zu befördern.

Wir geben hiermit die Uebersetzung des erwähnten Documents:

„Ein Gesandter meiner eigenen Wahl, ein Mann von hohem Range in seinem Lande, überreicht Ihnen diesen Brief.

Religiöse Bekehrungszwecke hat seine Sendung nicht; er bringt Ihnen meine Grüße und besten Wünsche für die Befestigung der Freundschaft und Beförderung des Handels zwischen beiden Ländern.

Es ist Ihnen bekannt, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika jetzt vom Atlantischen bis zum Stillen Meere reichen, daß die beiden großen Länder Californien und Oregon einen Theil dieser Staaten bilden, und von diesen Ländern, reich an Gold, Silber und Edelsteinen, Ihr glückiches Reich kaum 20 Tagereisen entfernt ist. Viele unserer Schiffe fahren jetzt jährlich zwischen Californien und China; allwöchentlich kommen deren mehrere den Küsten Ihres Landes vorbei; widerwärtige Winde oder Stürme dürften unsere Fahrzeuge dort treffen und an den Strand treiben. Wir erbitten und erwarten von Ihrer Freundschaft und Größe gütige Behandlung unserer Leute und Schutz unseres Eigenthums. Wir wünschen, daß es unserem Volke gestattet sei, mit dem Ihrigen Handel zu treiben, werden aber nie zugeben daß Amerikaner die Gesetze Ihres Reiches übertreten.

Unser Zweck ist kein anderer, als freundschaftliche Handelsverbindungen herbeizuführen. Sie mögen Produkte besitzen welche wir gern kaufen, und viele der unsrigen dürften Ihrem Volke willkommen sein. Ihr Reich hat Ueberfluß an Kohlen, deren unsere Dampfschiffe auf ihren Reisen zwischen Californien und China bedürfen. Es wäre uns demnach sehr angenehm, wenn Sie einen passenden Hafen Ihres Landes bezeichneten, wohin Kohlen vom Innern geschifft würden, damit unsere Dampfschiffe solche dort kaufen und einnehmen könnten.

Aus mannichfachen anderen Rücksichten wäre eine Handelsverbindung zwischen Ihrem Reiche und unseren Staaten wünschenswerth und nützlich.

Lassen Sie uns demnach wohl erwägen, welche Vortheile von den jüngsten Ereignissen, welche unsere Länder einander nahe brachten, erzielt werden können, lassen Sie den Wunsch zur Erreichung der freundschaftlichsten Verbindungen die Herzen derer entflammen, welche beide Länder jetzt regieren.“

Die Einnahme von Buenos Ayres durch General Urquiza.

Wir wissen jetzt Näheres über die Begebenheiten, welche nach dem Sturze des Diktators Rosas sich in Buenos Ayres ereigneten. Urquiza, sein Besieger und bisher Gouverneur der Provinz oder des Staates Entre Rios, war bekanntlich gegen Buenos Ayres gerückt in Gemeinschaft mit Streitkräften aus Corrientes, Uruguay und Brasilien. Am 31. Januar befand er sich nur noch etwa acht Meilen von Buenos Ayres, wo er mit Reiterabtheilungen des rosischen Heeres zusammentraf, die er zurückschlug. Darauf rückte Rosas aus seinem Lager bei Santos Lugares seinem Feinde entgegen und am 3. Februar trafen beide Theile auf einander. Rosas soll im Ganzen über etwa 25,000 Mann, Urquiza über 20,000 Mann und noch 10,000 Mann Reserve verfügt haben; doch scheint uns die erstere Angabe zu hoch. Schon bald nach Mittag

kamen einzelne versprengte Soldaten von des Rosas Armee vor der Stadt Buenos Ayres an und brachten die erste Botschaft von einer Niederlage an den Commandanten, General Mancilla, der sogleich Schildwachten auf die platten Dächer der Häuser stellte, Kanonen auffahren und Verrammelungen in allen Straßen aufwerfen ließ die nach dem Hauptplatze führen. In Buenos Ayres herrschte die größte Bestürzung und Verwirrung; alle Läden waren geschlossen, und auf den Straßen trieben sich viele tausend Menschen einander drängend einher. Um 4 Uhr Nachmittags sprengten etwa 1500 Reiter in die Thore. Dieser versprengten Mannschaft gab Mancilla Befehl, die Stadt in südlicher Richtung sogleich zu verlassen und für sich selbst zu sorgen so gut es eben angehe. Der Commandant hatte sich auch bereits an die diplomatischen Vertreter der auswärtigen Staaten gewandt, damit weiteres Blutvergießen gehindert und Urquiza für den Abschluß einer Kapitulation gewonnen werde. In der That begaben sich mehrere derselben nach Palermo de San Benito, der bisherigen Residenz des Diktators, in welcher Urquiza sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte; eine Bürgerdeputation schloß sich ihnen an. Rosas war vom Schlachtfelde hinweggeflüchtet und Urquiza nun unbestrittener Herr des Feldes wie der Hauptstadt, welche an keinen Widerstand dachte, und zu deren Gouverneur vorläufig General Vincenz Lopez von ihm ernannt wurde.

Der Diktator war Nachmittags bald nach 4 Uhr in der Verkleidung eines gemeinen Soldaten zur Stadt hineingeflüchtet und hatte im Hause des englischen Ministerresidenten Gore Schutz gesucht. Noch in derselben Nacht zwischen 12 und 2 Uhr ging er an Bord des englischen Dampfers Locust, und einige Stunden später wurde er erst auf den Centaur und dann auf den Conflict gebracht. Seine Lieblingstochter Manuelita hat ihn keinen Augenblick verlassen und ist mit ihm in England.

Am 4. Februar kamen die ersten Soldaten Urquiza's in die Stadt. Von Mannszucht scheint keine Spur vorhanden gewesen zu sein, denn bei diesen Leuten waren keine Officiere und sie fingen sogleich zu plündern an. Zum Ueberfluß öffnete Mancilla noch die Gefängnisse und entließ zugleich die von ihm befehligten Truppen sammt der Polizei. So stürmten nun wilde Banden durch die Stadt ohne Widerstand zu finden, und plünderten nach Herzenslust die Juwelierläden, Waarenmagazine, Krämer-, Sattler-, Schuhmacherläden, überhaupt allerorten wo sie Beute machen zu können glaubten. Rossisten, Urquizamänner, italienischer Pöbel und Hunderte von Negerweibern zeigten sich im Plündern unermüdlich, bis endlich die europäischen und nordamerikanischen Geschäftsleute, welche zu Tausenden in Buenos Ayres wohnen, in aller Eile ein fliegendes Corps bildeten, und nachdem der Unfug mehrere Stunden gedauert hatte, Jeden den sie beim Plündern oder beim Wegschleppen geplünderter Sachen fanden, auf dem Flecke niederschossen. Der amerikanische Resident Pendleton hatte inzwischen bei Urquiza um bewaffneten Schutz gegen die Räuber nachgesucht, und bald kamen einige Bataillone, die denn auch ihrerseits unter

den Banditen erklecklich aufräumten. Lopez erließ einen Befehl, demgemäß im Laufe der nächsten acht Tage jeder Plünderer unfehlbar binnen einer Viertelstunde erschossen werden solle. Etwa 150 Räuber mußten ihre Missethat gleich mit dem Leben büßen; einige ans Land gekommene amerikanische Seesoldaten hatten stark unter ihnen aufgeräumt.

Die ganze Umgegend von Buenos Ayres glich einer Wüstenei; in den Landhäusern war Alles zertrümmert, die Gärten sind verwüstet, Wiesen und Felder vom Hufe der Rosse zerstampft.

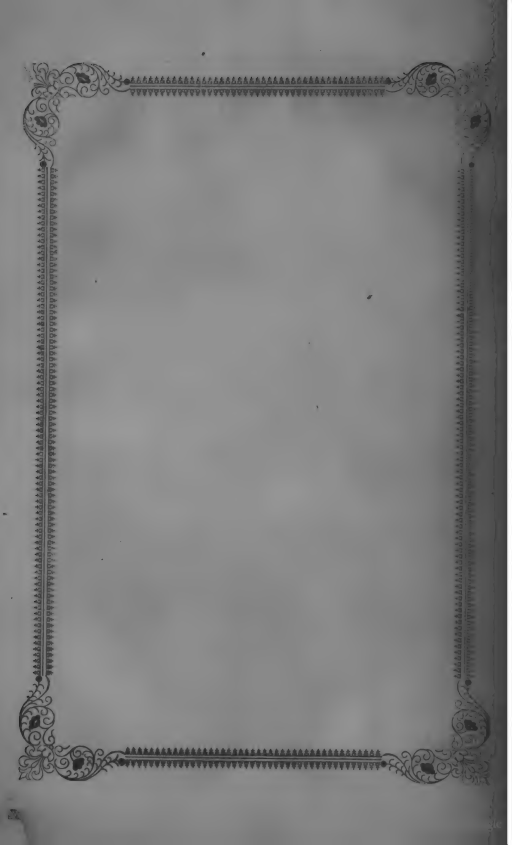
Am 4. Februar war plötzlich jede Spur von rother Farbe — dem Abzeichen der rosistischen Partei — verschwunden Am 6. war Alles in der Stadt vollkommen ruhig, nachdem am Tage vorher noch eine Anzahl politischer Morde großen Schrecken verbreitet hatten. Das ist dort einmal Landesbrauch. Im Jahre 1841 und 1842 wurden viele Gegner des Rosas ermordet; jetzt kam die Reihe sich zu rächen an die Gegner.

Die Schlacht bei Santos Lugares kann nicht sehr blutig gewesen sein, da beide Heere zusammen kaum mehr als 500 Todte und Verwundete gehabt haben sollen. Die Artillerie des Rosas hielt sich wacker, konnte aber gegenüber dem Andrange und der Geschicklichkeit der Schleswig-Holsteiner gar nicht Stand halten und wurde so geworfen, daß sie das Fußvolk wie die Reiterei des Diktators in Verwirrung brachte. Ihr Befehlshaber, Oberst Chilibert, wurde gefangen und auf Urquiza's Befehl sogleich erschossen.

Rosas segelte am 9. Februar vom La Plata ab. Vorher hatten seine Feinde noch die Angabe verbreitet, man habe in seinem Landhause einige Fässer mit gesalzenen Menschenohren gefunden!

Alle Berichte, welche wir bis jetzt gelesen haben, besorgen schwere Zeiten für die argentinischen Lande. Erstens wird es große Mühe kosten 50,000 ohnehin an keine strenge Disciplin gewohnte Soldaten im Zaume zu halten, sie überhaupt zu nützlichen Menschen zu machen. Rosas hielt streng Ordnung, damit ist es nun vorbei. Jeder ehrsüchtige General wird waffengeübte Müssiggänger und Taugenichtse in Menge finden, um eine Revolution nach argentinischer Façon in Scene zu setzen. Was Urquiza ist, muß er erst noch zeigen. Jedenfalls wird er, wenn man ihm die höchste Würde überträgt, gleichfalls als D i k t a t o r verfahren und seinen Gegnern mit blutiger Strenge gegenübertreten müssen. Aber es fehlt ihm das Prästigium, welches Rosas als Wiederhersteller der Ordnung für sich hatte. Diesem Manne sagen seine Feinde und der gedankenlose oder von Parteiinteressen bestimmte Theil der europäischen Presse zu viel Uebles nach. Es ist leicht möglich daß die Zeit kommt, da die Argentiner sich nach seiner strengen Zuchtruthe zurücksehnen.

Druck von C. Schünemann.



Das Westland.

Magazin

zur

Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Dritten Bandes, zweites Heft.

Inhalt.

Karawanenzug eines deutschen Goldgräbers nach Californien.
Ein Karawanenzug im Innern Brasiliens.
Das Neuyorker Staatsgefängniß in Sing-Sing.
Zur Sittengeschichte:
Die Speclogisten.
Ein Tumult in St. Louis.
Californische Begebenheiten.
Aus Texas.
Aus Neuorleans.
Aus Kentucky.
Zur Statistik der Verein. Staaten.
Noch einmal die Mormonen im Utahgebiete.
Dampfschifffahrt auf dem obern Mississippi.
Die Ipecacuanha in Matto-Grosso.
Faustin Solouque's Kaiserkrönung auf Haiti.
Notizen.

Bremen, 1852.
C. Schünemann's Verlagshandlung.
Neu-York: G. & B. Westermann Brothers,
290 Broadway, corner of Reade-St.

Druck von C. Schünemann.

Carawanenzug eines deutschen Goldjägers nach Californien. *)

1.

Aufbruch von Neuyork — Canalfahrt — Pittsburg — Der Ohiostrom — Cincinnati — Der Mississippi — St. Louis — Independence.

Eine deutsche Gesellschaft, welche mit Wanderlust und Goldfieber nach dem neuen Eldorado zog, hatte mich zu ihrem Präsidenten erkoren. Es war am 20. März 1849 als wir von Neuyork aufbrachen, um nach Zurücklegung von 4750 Meilen die Goldregionen Californiens zu erreichen.

Durch den Agenten Gubert war mit Bingham's Transportlinie in Philadelphia das Uebereinkommen abgeschlossen, uns für 10½ Doll. die Person bis St. Louis, eine Entfernung von ohngefähr 1600 Meilen, zu befördern. Die Reise begann Abends 6 Uhr, und am folgenden Morgen um 7 Uhr erreichten wir Philadelphia. Unsere Gesellschaft zählte 60 Mann.

Heftiges Regenwetter hielt uns in Philadelphia auf. Erst am 22. März, Morgens 8 Uhr, bestiegen wir den Dampfwagen. Wir fuhren den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht. In dichter Finsterniß erreichten wir Columbia und wurden dort mit unserm Gepäck so dicht in ein Canalboot gestopft, daß ich fast verzweifelte, in diesem Zustande eine Nacht überleben zu können. Aber Noth bricht Eisen und diese Häringsfahrt dauerte volle 4 Tage auf dem Canale am Susquehannafluß entlang, bis wir am Fuße des Alleghanygebirges anlangten. Hier bestiegen wir wieder Bahnwägen, die durch Maschinerie an den Bergen hinauf und hinab gezogen werden. Abends abermals in ein Canalboot verpackt, das noch kleiner als das erste war, stellte eine weitere viertägige Canalfahrt unsere Reiselust auf harte Proben, bis am 1. April, Abends 7 Uhr, das kohlendampfige Pittsburg vor uns lag.

Es war uns keine Zeit gelassen, diese rührige und blühende Fabrikstadt näher zu besichtigen; schon um 10 Uhr bestiegen wir das Dampfschiff Enterprize, das uns den Ohio hinab nach St. Louis bringen sollte. Pittsburg hat einen schönen Hafen. Ich zählte im Vorbeigehen 57 Dampfschiffe in demselben, die den Strom auf- und abwärts fahren.

*) Diese Schilderung trägt durchaus den Stempel der Wahrheit und zeichnet sich durch einfache Darstellung sehr vortheilhaft vor anderen Berichten aus, die insgemein ausschmücken und viel zu stark auftragen wenn von Californien die Rede ist. Wir entlehnen sie der Neuyorker Staatszeitung. Der Verfasser, welche alle diese Abenteuer bestand, heißt Scharmann

Die Reise auf dem herrlichen Ohio entschädigte alle früheren Unbequemlichkeiten. Seine romantischen Ufer zeigen was der Mensch vermag, wenn er freie Gelegenheit erhält sein Glück mit eigenen Händen zu gründen. Schöne Landgüter erziehen hier einen kräftigen, gesunden Menschenschlag.

Unser Dampfschiff war überfüllt mit Emigranten, die gleich uns nach Californien zogen. Auf dem Deck standen Ochsen und Maulthiere in dichten Reihen, und viele Personen mußten zwischen und unter ihnen campiren. Schöne Flecken, nette Städtchen wogten am spähenden Auge in diesem prachtvollen Panorama der Natur vorüber. Jedem Emigranten wäre zu rathen, sein Geld lieber am Ohio auf eine Heimath zu verwenden, als dem Golde in Californien nachzujagen.

Cincinnati, die Königin des Westens, tauchte vor unsern Blicken auf. Seine Geschäfte und sein Handel, seine Kaufläden und Handwerker lassen einen freundlichen Eindruck im Reisenden zurück und beweisen, daß sein Beinamen bereits zur Wahrheit geworden ist.

In Louisville hielten wir einige Stunden an und ich hatte Gelegenheit diese hübsche Stadt näher zu besichtigen. Sie zeigt eine gewisse Behäbigkeit und giebt jedem Handwerker, der für dieses Land paßt, die Versicherung, daß er sein reichliches Brod verdienen könne. Alle Produkte sind sehr wohlfeil. So kostete das Dutzend Eier 5 Cents.

Am 8. April bogen wir aus dem Ohio in den Vater der Ströme ein und fuhren den Mississippi hinauf, St. Louis entgegen. Niedriges, ziemlich ebenes Land, wenig angebaut, ist hier die Charakteristik der Ufer. Und doch findet man hier den schönsten Boden für Ansiedelung und Landbau; denn der kräftige Wuchs der Eichen und anderer Baumarten bekundet seine Güte. Weiter hinauf wird das Land hügeliger und wellenförmiger, es zeigen sich mehr Ansiedelungen und häufigere Landhäuser von Ziegelsteinen erbaut. Am 11. April, Abends 7 Uhr, war St. Louis erreicht. Auf den Wunsch des Capitäns stimmten wir ein deutsches Lied an und fuhren unter Gesang und Abfeuern unserer Gewehre in den Hafen ein.

Hier wurde einige Tage Halt gemacht, um die Lebensmittel für die lange Reise einzukaufen. Am 15. April schloß ich mit einem Dampfschiffe das Uebereinkommen, uns für 2½ Doll. per Person den Missouri hinauf bis Independence zu befördern. In Booneville schickten wir 15 Mitglieder unserer Gesellschaft als Committee ab, um das nöthige Vieh für die Reise einzukaufen und es nach Independence zu bringen.

Die Entfernung von St. Louis bis Independence beträgt 360 Meilen. Wir erreichten Letzteres am 20. April, schlugen unsere Zelte auf, trafen allerlei Vorbereitungen und warteten auf das Eintreffen der Committee mit dem Vieh. Die Gegend am Missouri entlang ist ein wahres Paradies zu nennen; der schwarze und unübertreffliche Boden hat viele deutsche Ansiedler angelockt,

und auf den ersten Blick sieht man ihren Landgütern den Wohlstand an. Hier im Sonnenschein der politischen und bürgerlichen Freiheit wird die Arbeit zur Lust.

2.

Aufbruch von Independence — Die Prairie — Wagen — Kansasfluß — Indianer — Uebergang — Fort Kearney — Platte River — Buffalos — Jagd.

Nach vier Wochen brachen wir unsere Zelte wieder ab, bespannten unsere vier Wagen, von denen jeder wenigstens mit 3000 Pfund beladen war, und reisten am 20. Mai mit 40 Kühen und 4 bis 5 Joch Ochsen den Prairien zu.

Diese Landreise ist eine der unglücklichsten Unternehmungen zu denen sich der Mensch verlocken lassen kann, weil man von der Art und Weise einer solchen Wanderschaft im Voraus keinen Begriff hat. Der Weg ist zwar gebahnt und läuft sichtbar vor den Augen hin; aber er bietet keine Haltpunkte der Civilisation. Jeder geht und keiner kommt. Man verläßt den Platz wo man gelagert hat in der Hoffnung, einige Meilen weiter wieder Gras für das Vieh und Wasser zu finden; aber manchmal trifft es sich daß Halt gemacht werden muß wo kein Gras und kein Wasser zu finden ist. Darunter leidet das Vieh außerordentlich und nie läßt sich der Schaden wieder gut machen. Sehr ärgerliche Fehler werden auch bei Anschaffung der Wagen, der Ochsen und Maulthiere begangen. Ein für den Zug durch die Prairien brauchbarer Ochse darf nicht unter 4 und nicht über 6 Jahre alt sein und muß gut im Joch gehen. Jedes Joch muß von gleicher Stärke und Güte sein, so daß keiner dem andern vorzieht und nicht einer den andern niederbricht. So müssen auch die Maulthiere jung und eingelernt sein; wer sie erst auf der Reise zu „brechen“ beabsichtigt, wird gewiß nicht fortkommen und das Thier bloß ruiniren. Pferde sind ganz unbrauchbar.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Wagen. Man lasse sie von trockenem und festem Holz verfertigen, Lampe und Deichsel von solcher Festigkeit, daß ihr Zerbrechen unmöglich scheint. Der Wagen muß auf ebenem Wege 60 Centner tragen können und darf doch nicht massiv sein, sondern leicht und äußerst laufbar. Zu einem solchen Wagen gehören 4 Joch gut „gelernte“ Ochsen oder 6 Maulthiere, und man belade ihn nicht schwerer als mit 2000 Pfund. Geräth man, was des Tages ein Dutzend Mal der Fall ist, in Löcher, wo der Wagen in den steifen Sumpf hineinsinkt, so müssen die vorderen Ochsen, welche wieder festen Boden erreicht haben, den hinteren durch Drehen Hülfe leisten, damit diese Luft bekommen und den Wagen hinausschleppen. Bei solchen Gelegenheiten habe ich gehört wie die Deichseln krachten, und gesehen wie sie, gleich Stecken, brachen.

So erging es mir mit meinem Wagen, den Herr Riegelmann, Schmiede- und Wagenmeister in Neuyork, gemacht hatte; doch fand ich Gelegenheit mir unter 10 bis 12 verlassenen Wagen den besten herauszulesen. Ich spannte 7 Ochsen davor und konnte nun gefahrlos über Stock und Felsen fahren.

Die Reise vom Missouri bis an den Fuß der Felsengebirge, eine Entfernung von 900 Meilen, ist im Vergleich zu der übrigen Strecke von den Felsengebirgen bis nach Californien nur ein Spazierweg zu nennen. Von Independence bis zum Kansas River, 130 Meilen, ist nur eine unermeßliche Prairie des besten Grasbodens, und das Auge kann sich nicht genug an dieser neuartigen Scene weiden.

Am Kansas sah ich die ersten Indianer in ihrem primitiven Zustande. Sie sitzen stets auf ihren Prairiepferden — Männer und Weiber, — wickeln sich in schöne wollene Decken ein, tragen Schnüre an Händen und Füßen und um den Hals der Pferde, bemalen sich die Gesichter mit blauer und rother Farbe und benehmen sich ziemlich gesittet. Diese Indianer leben größtentheils von dem Gelde, das ihnen die Ver. Staaten für die abgetretenen Ländereien jährlich zahlen.

Der Kansasfluß ist zu tief, als daß man mit Wagen durch ihn fahren könnte. Man hat deshalb ein Boot vorgerichtet auf dem die Wagen an das andere Ufer gebracht werden. Das Vieh muß durchschwimmen. Mein Sohn Friedrich setzte sich auf den treuen Leitochsen Bill und begann den Uebergang. Sogleich folgte ihm die ganze Heerde. Vom Kansas bis zum Fort Kearney, 180 Meilen, ist das Land eine einzige herrliche Wiese mit sanften, wellenförmigen Hügeln und Thälern.

Am 22. Juni kamen wir ans Fort Kearney und machten zur Erholung zwei Tage Rast. Das Fort ist, wie alle anderen Gebäude, von getrockneten Backsteinen erbaut und mit drei Compagnien Soldaten und einigen Kanonen besetzt, um die in dieser Gegend zahlreichen Indianer im Zaume zu halten. Der Flecken liegt in einer unübersehbaren, reich mit Gras bedeckten Ebene. Wie viele Millionen Menschen könnten hier ihre glückliche Heimath gründen; denn Ackerbau und Viehzucht müßten binnen wenigen Jahren alle Mühe reichlich entschädigen!

Ich ging zum Commandanten und ersuchte ihn um ein frisches Brod, wonach sich meine Frau herzlich sehnte. Mit der zuvorkommendsten Höflichkeit schrieb er mir eine Anweisung an den Proviantmeister, der mir um billigen Preis 15 Pfund frisches Brod übergab.

Am 24. Juni brachen wir wieder auf, dem Fort Laramie entgegen, das von hier 340 Meilen entfernt am Fuße der Felsengebirge liegt. Bald erreichten wir den Platte River, der eine Breite von einer Viertelmeile hat und dessen Wasser stets trübe ist; denn sein Bett besteht aus seinem Triebsand, den die starke Strömung beständig aufrührt. 80 Meilen von Fort Kearney theilt sich der Platte in zwei Zweige, die südliche und nördliche Gabel. Die südliche mußten wir passiren. Einer half dem Andern und leistete Vorspann. So arbeiteten wir uns glücklich durch. Das Wasser reichte bis an den Wagenkasten und drohete unsere Lebensmittel zu durchnässen. Sogleich verließen wir den Fluß und zogen westwärts fort.

Hier befanden wir uns in der Region der wilden Büffel und meine Neugierde war auf ihren Anblick gespannt. 50 Meilen von der South Fork entfernt — was ließ sich dort auf den Hügeln sehen? Dunkle Körper, welche den Boden überall hin bedeckten, — es waren Tausende und Tausende von Büffeln! Ihnen zu Fuß nachzujagen ist ein höchst schwieriges und meist nutzloses Unternehmen; die großen und stark gebauten Thiere können schnell laufen, und nur einem guten indianischen Pferde ist es auf die Länge möglich, mit ihnen aufzukommen. Einmal sah ich drei Büffel und ein Kalb hinter einem Bluff (Anhöhe), etwa nur 300 Fuß von mir entfernt, so daß ich diese Ungethüme genau mustern konnte. Sobald sie meiner gewahr wurden, starrten sie mich mit ihren funkelnden Augen an, so daß mich der Teufel (wenn ich noch an einen geglaubt hätte) nicht ärger erschreckt haben würde. Ich nahm die Flucht, aber die Thiere rissen auch aus, und als ich sah daß sie meine Gesellschaft eben so wenig liebten, wie ich die ihrige, blieb ich stehen und folgte ihren Galopp mit meinen Blicken. Die Büffel haben eine sehr breite Brust, die vorderen Beine sind etwas höher als die hinteren, der Kopf ist breit und lang, krollhaarig vor der Stirn, die Farbe fällt ins Dunkelbraune und ihr Fleisch gleicht dem Ochsenfleische. In meiner Gesellschaft gab es mehrere gute Schützen, die sich schulgerecht hinzuschlichen und wirklich Beute machten. Die Luft ist hier so rein, daß das Fleisch, in Scheiben geschnitten, binnen 24 Stunden trocknet. Es fehlt den Reisenden nur an Zeit, diese Präparation abzuwarten. An andere Jagd ist nicht zu denken. Ich habe keinen einzigen Hirsch, kein einziges Reh gesehen. Fischerei in den Flüssen giebt es nicht. Wölfe, die jedoch nicht gefährlich und etwas kleiner als die europäischen sind, kommen zu Tausenden und umheulen Abends und Nachts die Lagerplätze, daß die Ohren gellen. Mosquitos finden sich hier, besonders an den Flüssen, in solchen Massen, daß Menschen und Vieh von ihnen unaufhörlich gepeinigt werden.

So ging es fort, beständig zwischen Büffeln hin, von denen einmal ein gescheuchter Trupp unter unser Vieh gesprungen kam. Unsere Schützen schossen und erlegten einen, aber zum Unglück trafen sie auch eine unserer besten Kühe. Theurer Büffel!

Pferd und Büffel sind des Prairie-Indianers Lebenselement. Das Fleisch des Büffels dient ihm zur Nahrung, die Häute verbraucht er als Hausgeräth oder vertauscht sie an die Handelsleute, welche jeden Sommer die Prairien durchziehen. Die Händler geben dafür kein Geld, sondern wollene Decken, Karmoisinroth und Indigoblau, — feine Perlen, mit denen die Indianerinnen die schönsten Blumen kunstreich auf Kleider und Schuhe sticken. Die Büffel- und seltneren Hirschhäute werden auf die zarteste Weise gegerbt und zu Kleidern und Schuhen verwendet.

Etwa 115 Meilen von Fort Laramie trafen wir einen Trupp Indianer, der mit Weibern und Kindern ohngefähr 230 Köpfe zählte. Der Häuptling überreichte uns eine Schrift die vom Kommandanten der Festung unterzeichnet

war und bescheinigte, daß dieser Siouxstamm freundlich und nicht feindlich gesinnt sei, weshalb jeder Reisende vermeiden möge, ihn zu beleidigen.

Ihr Anblick war grotesk, ihr Erscheinen und ihre Tracht wunderbar. Wir bemerkten bald daß sie gekommen waren um etwas von unsern Lebensmitteln zu erhalten. Unsere Reisegesellschaft war jedoch nicht überreichlich damit versehen und konnte nur wenig geben. Ich pflegte gewöhnlich mit meinem Privatwagen ohngefähr 50 Yards vom Lager entfernt zu kampiren; dies war auch hier der Fall. Bald zählte ich 36 Indianer um meinen Wagen herum. Unter ihnen befand sich der Häuptling mit seiner Frau und drei Kindern. Natürlich plagte mich große Neugierde, ihre Manieren kennen zu lernen. Ich ordnete deshalb an, daß der Waschkessel voll Thee und die übrigen Kochgeräthe voll Kaffe bereitet würden, wozu ich drei große Pfannkuchen backen ließ. Meine Kühe gaben noch ziemlich Milch, und so kam denn ein Nachtessen für die Indianer zu Stande. Der Häuptling glaubte etwas mehr Recht als die Andern zu haben und setzte sich mit seiner Familie den Wagen am nächsten. Die Anderen lagen im Kreis um das Feuer.

Als die übrigen Indianer sahen daß diese gespeist wurden, kamen sie Alle herbeigelaufen. Ich machte dem Häuptling begreiflich, daß mir dies lästig sei, worauf er sogleich aufstand, seine Hand emporhielt und laut rief: „Womeski!“ Wie vom Blitz gerührt blieben die Kommenden stehen und kehrten um. Auch die Männer, Weiber und Kinder entfernten sich bald unter allerlei Dankbezeigungen, nur der Häuptling mit seiner Familie blieb sitzen. Die neuartige Physiognomie und das Benehmen dieses Mannes zogen mich sehr zu ihm hin; wir saßen bei einander und rauchten Taback, — Schweigen und Deutungen bildeten unsere Unterhaltung. Seine Frau kam inzwischen und brachte meiner Frau ein Paar Schuhe von Hirschleder, fein mit Perlen bestickt. Ich machte einige Gegengeschenke und der Gast entfernte sich.

Am nächsten Morgen vor der Abreise besuchte ich ihn in seinem Lager. Mein jüngster Sohn trieb den Wagen und mein ältester begleitete mich auf dem Besuche bei diesen wilden Menschen. Ich fand das Gesetz der Natur, das allen Menschen zum Wiegengebinde gegeben ist. Vergeltung und Belohnung für das Gute, welches diese wilden Menschen von mir erhalten hatten, war ihr erstes Streben. Ihre Hütten waren rund und nach Oben spitz, mit breiten Fellen bedeckt. Der Lagerplatz ist rund, und mitten im Kreise steht die Lodge des Häuptlings.

Sobald dieser mich gewahrte, kam er und reichte mir die Hand. Ein Anderer hielt mein Pferd, nahm mich mit sich in sein Zelt und beschenkte mich mit getrocknetem Büffelfleisch. Alle Weiber, die ich sah, waren beschäftigt; sie machten Schuhe und stickten Perlen auf Kleider. Die Tochter des Häuptlings, welche 19 Jahre alt sein mochte, warf meinem Sohne eine kranzförmige Schnur Perlen um den Hals, worüber ich verwundert sie lange betrachtete. Mein Sohn, zwar erst 15 Jahre alt, war stark und mannhaft gewachsen,

doch allen Gedanken, wie sie dem Mädchen durch den Kopf gehen mochten, noch fremd. So sah ich, daß das heimliche Feuer der Liebe in jeder menschlichen Brust eine Flamme zu entzünden vermag. Doch ich muß Abschied nehmen von diesen Wilden, die mir lange nicht so schlimm wie viele Civilisirte vorgekommen sind.

3.

Fort Laramie — Der Südpaß — Flachs — Snake-Indianer — Humboldt River — Falscher Wegweiser — Wüste — Reisenoth.

Endlich erreichten wir Fort Laramie. Hier weilten wir drei Tage, pflegten das Vieh und besserten die Wagen aus. Ich fand mich veranlaßt, meine Reisegesellschaft zu verlassen (da sie sich viel zu langsam vorwärts bewegte), um so rasch als möglich voran zu eilen.

Auf der rechten Seite des nördlichen Platte River mußte ich 150 Meilen entlang hinziehen, bis ich an eine Stelle kam, wo die Mormonen eine Fähre errichtet haben, auf der ich über den Strom setzte.

Von Fort Laramie bis zum Südpaß ist das Land nur spärlich mit Gras bewachsen, durchaus unzureichend für die unübersehbaren Emigrantenzüge, die über dasselbe gehen müssen. Dabei ist der Weg felsig und schlecht; doch führt er nicht über das Felsengebirge, sondern dazwischen hindurch. So kommt man ohne aufwärts zu steigen in den Südpaß, wo ein Bach plätschert und ein großer Grasplatz das Auge erfreut. Der Bach führt den Namen Pacific Creek.

Bei meiner Ankunft fand ich 5000 Stück Ochsen und Maulthiere, und Wägen in Masse. Diese theilten sich hier, theils um nach der Mormonenstadt zu gehen, theils um die Bahn der California-Emigranten einzuschlagen. Ich schloß mich den letzteren an und hatte Reisegefährten genug.

Am Big Santee River wurde ein Tag ausgeruht. Von da ging es durch eine 40 Meilen lange Wüste bis zum Green River. Hier lagen Wagentrümmer umher, auch standen viele noch gut erhaltene Wagen verlassen da, so daß sich zum Auslesen die beste Gelegenheit bot. Auch ich machte Gebrauch davon und fuhr weiter — über halsbrechende Berge und Thäler, daß mir manchmal die Haut schauderte und ich mich selbst wunderte, wie es möglich sei, sie übersteigen zu können.

Die Gebirge dieser Gegend werden Peak Basement genannt und bilden in einem Umkreise von ohngefähr 100 Quadratmeilen eine Kuppel von Bergen, sämmtlich mit niedrigem Gehölz und Gras bedeckt. Sie bieten einen angenehmen Anblick; das Merkwürdigste dieser Gegend aber war für mich, daß überall zwischen dem Grase Flachs wuchs. Ich untersuchte seinen Stengel und fand, daß er dem europäischen an Qualität gleich kam. Der Boden bewies dadurch seine Güte von selbst. Zu bedauern ist nur, daß es im Nachsommer nicht mehr regnet.

Auf der ganzen Reise ist dies die einzige Gegend, welche für den Landmann beachtenswerth erscheint; der übrige Weg vom Fort Laramie bis Cali-

ornen ist nach meinem Erachten keinen Pfennig werth. Er besteht aus nichts als Wüste, kahlen Bergen, welche mit rother Erde und Felsengerölle bedeckt sind und das Ansehen von Vulkanen haben. Der Reisende kann nichts Besseres thun, als möglichst schnell von einem Fluß zum andern zu eilen.

Am Bear River in einem großen Thale von 3 bis 4 Meilen Breite ließen wir unser Vieh zwei Tage ausruhen. Hier gab es Gras in Ueberfluß; allein man durchkreuzt solche Futterplätze bald und kann nicht lange in denselben zubringen. Am Snake oder Schlangen-Flusse, in einem schönen Thale, traf ich Snake-Indianer. Sie trieben Jagd und Fischerei, die spärlich genug zu sein schien, aber doch ihren ganzen Lebensunterhalt bildete. Sie kamen und bettelten; giebt man aber Einem etwas, so kommen sie Alle gelaufen. Ihre Geistesgaben sind wahrscheinlich sehr untergeordneter Art. Sie tragen Federn in den Ohren und Manche hatten den ganzen Kopf mit Federn verziert. Wir machten nicht viele Umstände mit ihnen; etwas wurde verabreicht und damit fertig.

Bald an den Humboldt River zu kommen und an demselben 300 Meilen entlang zu reisen, war unser Aller heißestes Sehnen. Und wirklich fanden wir das Thal an vielen Stellen schön, gegen Norden und Süden von Bergen eingeschlossen; doch ist es meistens mit einem wilden, nutzlosen Gestrüpp überwachsen, das der Wermuthspflanze ähnelt und fast denselben Geruch hat. Dieses Gestrüpp ist so groß, daß man sein Holz zu Brennmaterial benutzen kann. Die Berge an den Seiten sind augenscheinlich vulkanischer Art — roth und kahl, voller Felsenklippen und Steingerölle, ausgebrannt von den heißen Sonnenstrahlen, was der Gegend einen öden und unheimlichen Anblick giebt. Der Weg ist so staubig, der Wind jagt so wolkenförmige Staubwirbel auf, daß der Reisende schwarz wie ein Neger wird.

Ihr armen Ochsen! — hier heißt es: fort! fort! Noch sind bis Californien 500 Meilen zurückzulegen, wovon 240 Meilen am Humboldtflusse entlang hinführen. Unser Feldgeschrei war: 15 Meilen per Tag, bis wir die Stelle erreichten, wo sich die Straße nach Oregon abscheidet. Hier waren Notizen über Notizen aufgesteckt, die da sagten: Kommt, ihr Emigranten, dies ist die neue Straße und 150 Meilen näher. Um des Geldes und des Wuchers willen bringt der Mensch sein menschliches Nebengeschöpf ins Unglück. So gings auch hier.

Capitän Palmer, der einen Regierungstrain oder Wagenzug von Oregon nach Fort Hall begleitete, rieth uns, diesen Weg einzuschlagen, weil er uns über die Sierra Nevada (eine californische Gebirgskette) eben so führen würde, wie wir durch den Südpaß der Felsengebirge gegangen wären, und zudem sei er viel näher. Er täuschte uns. Von der Stelle, wo sich die Straße abbiegt, hatten wir auf dem Kansas (?) River Wege noch 260 Meilen, jetzt aber weit über 500 Meilen, trotz dem daß man uns vorspiegelte es wären nur 75 Meilen.

In der besten Hoffnung, bald das Ende dieser mühseligen Reise zu erlangen, schlugen Tausende von Emigranten diesen Weg ein und träumten sich

schon ins schöne Sacramentothal. Der falsche Rathgeber hat viel Elend zu verantworten. Sobald wir den Humboldt River verließen, geriethen wir in eine Wüste von 70 Meilen Breite, deren Ausdehnung man auf 30 Meilen angeschlagen hatte. Mitten in dieser Wüste waren Brunnen gegraben, aber nirgends zeigte sich Gras für das Vieh. Des Tages lagen wir still und des Nachts, wenn es kühl wurde, fuhren wir. Mit Anstrengung aller Kräfte brauchten wir einen Tag und zwei Nächte bis wir den ersten Theil dieser Wüste im Rücken hatten. In ihr, rund umher, sieht man nichts als vulkanische Berge. Noch mußten 33 Meilen zurückgelegt werden, ehe wir unser Vieh für gerettet halten konnten.

Die Hitze war drückend, der Wind wehte den Staub in Wolken empor, und nichts als Alkaligrund unter unsern Füßen. Ich untersuchte die Stoffe des Bodens und konnte nichts darin finden als eine Vermischung von Salz, Kalk und Asche. Vor uns und hinter uns ging ein langer Zug Wagen, so daß ich keinen halben Tag allein war. Also wenigstens Gesellschaft in der Noth!

Hier standen Wagen in schönster Ordnung — leer und verlassen. Um zu retten, was gerettet werden konnte, spannte man das Vieh aus und trieb rasch vorwärts. Diejenigen, welche keine Familie hatten, nahmen ihr Bündel auf dem Rücken und gingen; desto bedauernswerther erging es den Familien. Von Morgens 11 bis Abends 8 Uhr legte ich 17 Meilen zurück; dann machte ich Halt und band das Vieh mit seinen hungrigen Mägen an Scotshwoodsträucher. Mein ganzer Wasservorrath genügte zur Noth um für meine Frau eine Tasse Kaffe zu liefern. Dies mußte als Abendessen genügen. Auf dem Wege entlang, den ich an diesem Tage zurückgelegt hatte, zählte ich 81 zertrümmerte und verlassene Wagen und 1663 todte oder mit dem Tode ringende Ochsen, doch keine Maulthiere.

4.

Traurige Nachtreise — Verlust von Ochsen — Rettung — Heiße Quellen — Krankheiten — Sierra Navada — Uebergang über das Gebirge — California-Indianer — Lebensweise derselben.

Um Mitternacht spannte ich wieder ein, in der Hoffnung, bis gegen 6 Uhr Gras und Wasser zu erreichen. Ich nahm das Pferd an die Hand, mein Sohn die Peitsche. Hr. August Hill, ein braver junger Mann aus Neuyork, war mein Reisegefährte.

Der Horizont schwamm wie in Blüthen getaucht. Die Nacht war still und ruhig. Die Natur schien am Altare der Urkraft zu beten; aber gleich einem Gespenste schritt der Wanderer seines Weges dahin und das dumpfe Rollen der Wagen und ihr langsames, eintöniges Klappern versenkte mich in tiefes Nachdenken. Ohngefähr 7 Meilen mochten zurückgelegt sein Ich ging hinter dem Wagen. Er bewegte sich immer langsamer. Mein Sohn hielt an und weinte, mit ihm seine Mutter. Den beiden Leitochsen war die letzte Kraft geschwunden und sie stürzten nieder.

„Ja," sagte mein Sohn, „wenn Sie und ich allein wären, so würden wir unsere Siebensachen ebenfalls auf den Rücken nehmen und den Anderen nachgehen."

Ich stand ein Weilchen da, mich besinnend und in der Noth nur mich selbst fragend. Was war zu thun? Dem Manne ziemt es nicht zu klagen; muthig und mit Kraft muß er seine Lebensbahn gehen, — dem Schmerz, der Widerwärtigkeit entschlossen entgegen treten. Für das einmal niedergefallene Vieh war keine Rettung mehr. Wohl erbarmt sich der Gerechte seines Viehes; aber es war unmöglich, diese Ochsen aufzuheben und sie neben die Straße zu bringen. So habe ich gesehen, daß manchmal die armen Thiere noch lebten, als die nachkommenden Wagen über sie fuhren Meine Ochsen wollte ich diesem Schicksale nicht Preis geben, — auf mein Verlangen nahm mein Reisegefährte die Büchse und befreite sie von der letzten Qual.

Mit schwerem Herzen setzte ich die traurige Fahrt fort. Ich hatte nur noch 5 Stück Ochsen oder 2½ Joch, die sich langsam und schmachtend bis 6 Uhr Morgens hinschleppten. Ein Blick in die Ferne war uns nicht gestattet, weil ein rauchiger Dunst, gleichsam ein Nebel ohne Feuchtigkeit, die ganze Atmosphäre füllte.

Plötzlich hielten meine Ochsen wieder still Einer von ihnen, den ich als Leitochsen gebrauchte, wollte nicht mehr das Joch des Schicksals tragen, — er fiel zusammen. Jetzt spannte ich die noch übrigen 4 Stück aus, ließ den Wagen mit der Familie stehen und trieb das Vieh vor mir hin — in der Hoffnung, den Rettungsort früher oder später zu finden. Durch den Höhenrauch, der die Gegend bis 12 Uhr Morgens verfinsterte, konnte man nicht weiter als ohngefähr 10 Minuten weit vor sich hinsehen. Gefäße, um den vor Durst verschmachtenden Menschen und Thieren Wasser zurückzubringen, hatte ich bei mir.

Kaum war ich, gebeugt von diesen Drangsalen, eine Viertelstunde weit fortgeschlichen, so eröffnete sich ein Thal mit hoffnungsvollen Gräsern und sprudelnden Quellen. Das noch lebende Vieh konnte gerettet werden. Die Quellen waren sämmtlich kochend heiß; über ihnen lagerten vulkanische Berge, in deren Krater man hineinschauen konnte. Die Quellen sprudelten so heiß, daß sie siedendem Wasser glichen; aber in etwa 300 Yards Enfernung von ihrem Ursprunge glichen sie dem schönsten Brunnenwasser.

An diesem Orte der Erlösung wurde einige Tage geruht und dann die Bahn gen Westen wieder eingeschlagen.

Unter den vielen Plagen welchen der Mensch auf dieser Landreise ausgesetzt ist, habe ich bisher die Krankheiten, welche sich an seine Schritte heften, zu erwähnen vergessen. Die gewöhnlichsten sind die Ruhr, das Wechselfieber, die Cholera und der Scharbock, die alle eine Folge der ungesunden Lebensmittel, namentlich des schlechten Wassers, theils der großen Abwechselung in dem Klima sind. Sehr häufig hatten wir am Tage von einer unaus-

ürblichen Sonnenhitze zu leiden, während die Nächte so kalt waren, daß des Morgens ein drei bis vier Zoll dickes Eis den Boden bedeckte.

Wir brachen von diesem Orte auf und reisten 50 Meilen weiter. Auf diesem Wege fand sich auf einer Strecke von 15 Meilen keine Spur von Wasser, und nichts als dürres, sonnverbranntes Gras. Um desto größer war unsere Freude, als wir Abends einen großen Bruch erreichten und gleich bei unserm Eintrit in denselben ein wahrscheinlich von früheren Reisenden gegrabenes Wasserloch fanden, wo wir zuerst unser vor Durst schier erlegenes Vieh tränkten. Nachher bereitete ich Kaffe, denn das übriggebliebene Wasser war so sumpfig, daß wir es nicht ohne Erbrechen genießen konnten.

Wir fanden von jetzt an den Weg ziemlich eben und von zahlreichen Auswanderern belebt, die meist mit ihrem Geräth auf dem Rücken die Reise fortsetzten, da ihnen das Vieh gefallen war und sie so ihre Wägen im Stiche lassen mußten. Aus diesem Grunde waren auch die Lebensmittel sehr theuer, und am Muddy Lick, wo ich aus Vorsorge 100 Pfund Mehl kaufte, mußte ich 75 Dollars dafür zahlen. Ungefähr 80 Meilen weiter veränderte sich die Landschaft mit einem Male. In der Ferne erblickten wir eine weitausgedehnte Bergkette und riesige, dunkle Tannenwälder, die sich von Süden nach Norden hin zogen, soweit der Blick reichte. Wie freudig schlug unser Aller Herz bei dem Gedanken, daß jenseits dieser Berge uns das reiche und ersehnte Land aufnehmen werde. Mit freudigem Muthe brachen wir darum des folgenden Morgens auf, um diese letzte Schranke, welche uns von den Thälern des Goldlandes trennte, zu übersteigen. Da die Zahl meiner Ochsen sich bis auf vier vermindert hatte, ließ ich meine Wagen hier zurück und wählte mir nun unter den vielen hier zurückgelassenen Fuhrwerken einen leichten Karren mit zwei Rädern, den die Thiere leichter über das Gebirge bringen konnten. Dieses Gebirge, welches die Sierra Nevada oder das Californier Gebirge genannt wird, gewährt einen majestätischen Anblick. Es ist mit den höchsten und schönsten Tannenbäumen bedeckt die ich je gesehen habe, und wird in Zukunft ein treffliches Material für den Schiffsbau liefern. Vor dem Gebirge war ein herrliches Thal, mit ewig grünem Grase bedeckt, und ein Bach vom klarsten Wasser schlängelte sich hindurch.

Des Morgens brach ich auf, und mit mir viele Reisende, um mit den uns noch übrig gebliebenen Wägen den etwa 3¼ Meile hoch geschätzten Gipfel der Bergkette zu erklimmen. Die erste Hälfte des Weges ging es ziemlich gut, dann aber, nach einem kurzen Absatz des Berges, mußten wir einen steilen Rücken hinauf, wobei wir Einer dem Andern Vorspann leisteten, um nur die leeren Wagen hinauf zu bugsiren. Unsere Geräthe und Lebensmittel mußten wir ausladen und auf unsern Schultern hinaufschleppen. Mit Mühe und Noth gelang es uns, auf diese Weise den Gipfel zu erreichen, von welchem sich uns eine prächtige Aussicht bot. Nach beiden Seiten hin dehnt sich die lange Reihe dieser Berge, alle am Fuße kugelrund und oben in einen spitzen Kegel auslaufend.

Nachdem wir auf dem Gipfel eine Weile geruht, etwas schwarzen Kaffe und trockenes Brod verzehrt und unsere Kräfte gestärkt hatten, packten wir alle unsere Sachen zusammen und rutschten den Berg hinab in ein Thal wo wir übernachten wollten. Hier traf ich viele alte Reisegefährten, die ich mich freuete wohlbehalten wieder zu sehen. Ich kampirte bei der Washington City Compagnie, deren Capitän zwei Tagereisen vorausgegangen war und nun bei seiner Rückkehr vom Pitt River, 55 Meilen von unserm jetzigen Lagerplatze, uns die Kunde brachte daß das Sacramentothal noch 300 Meilen von der Sierra Nevada entfernt sei.

Die Gesellschaft ließ aus Mangel an Lebensmitteln alle ihre Wagen stehen. Ein jeder packte sich ein Maulthier und so setzten sie ihren Weg fort, während ich mit meinen erbärmlichen Karren das Nachsehen hatte. Meine Gefühle waren dabei nicht die angenehmsten, zumal die Ochsen täglich größere Schwäche und Ermattung zeigten, und doch konnte ich mir nicht verhehlen, daß ich im Verhältniß zu so vielen andern Reisegefährten, die ihr Vieh ganz und gar verloren, noch von Glück zu sagen hatte. Wir trafen dann auch unsere Vorbereitungen zur Weiterreise, wurden jedoch dabei durch das plötzliche Erscheinen eines eben so unangenehmen wie unerwarteten Besuchs unterbrochen. Es waren fünf Eingeborene Californiens mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, aber ohne alle Kleidungsstücke. Sie gaben uns zu verstehen, daß sie nicht abgeneigt seien einige Geschenke anzunehmen, begnügten sich indeß, weil sie wohl sehen mochten daß wir selbst nicht im Besitze großer Reichthümer waren, mit einer Portion Brod, die ich unter sie vertheilte. So reich das Land ihrer Väter ist, so giebt es doch villeicht keine ärmeren Indiner als die californischen. Sie besitzen buchstäblich nichts, Jagd und Fischfang sind nicht besonders, ihre hauptsächliche Nahrung sind Eichelbrod und Würmer, die sie aus der Erde graben. Ihre Wohnung ist eine aufgeworfene Masse Erde, von einer Form ungefähr wie die Heuhaufen, welche der Bauer auf der Wiese aufzuthürmen pflegt, mit einem Loch in der Mitte um auf und nieder zu steigen; dieses Loch vertritt zugleich die Stelle des Schornsteins. Bekleidet waren wenigstens die, welche ich hier sah, gar nicht, und überhaupt ist es damit schlecht bei ihnen bestellt. Im Herbst sammeln sie die Eicheln, aus denen sie in folgender Weise ihr Brod bereiten. Sie höhlen einen Stein aus, bis die Höhlung etwa eine Maaß Eicheln faßt, diese mahlen sie dann mit einem andern Stein, der in die Höhlung paßt, füllen das Mehl in wasserdichte, aus Weiden geflochtene Körbe und mischen es mit Wasser zu einem zarten, schlaffen Teig. Darauf machen sie Steine am Feuer glühend und werfen sie in die angefüllten Körbe, um den Teig zu kochen. Hernach tragen sie die gefüllten Körbe in die Sonne und lassen so den Teig vollends austrocknen, der dann ihren vorzüglichsten Lebensunterhalt bildet.

5.

Gebirgsfahrt — Mangel — Western Train — Sonderbare Kaufart — Futternoth — Californische Hülfe — Schlachten zweier Ochsen — Das ersehnte Sacramento-Thal — Ein dänischer Ansiedler.

Nachdem wir den Pitt River erreicht, reisten wir etwa 80 Meilen diesen Fluß entlang, wobei wir denselben nicht weniger als elf Mal zu kreuzen hatten, bis wir wieder in die Gebirge hinauf mußten. Hier traf ich am Abend einen Zug von 10 Wagen, der Western Train genannt, und in seiner Begleitung ging es nun das Gebirge hinauf, doch mußte ich zuvor schon wieder einen Ochsen im Stiche lassen, so daß ich nun mit nur drei Ochsen und dem Pferde als Vorspann langsam weiter rücken konnte. Die steilen Höhen des Gebirges hinauf machten wir nicht mehr als 8 oder 9 Meilen den Tag und, was das Schlimmste war, unsere Lebensmittel gingen fast zu Ende. Bisher hatten wir noch keinen Mangel gelitten, allein jetzt fand ich daß wir nur noch 7 Pfund Mehl, 10 Pfund Speck und eben so viel getrocknete Aepfel hatten. Ich erkundigte mich darauf bei den Knechten ob ihr Wagenzug noch überflüssige Lebensmittel habe, und erfuhr daß sie noch fünf Wagen schwer bepackt mit Mehl, Speck und Bohnen hätten, daß aber die Compagnie nichts auf der Reise verkaufen, sondern Alles mit in Goldgegend nehmen wolle. Dieser Wagenzug gehörte einer Compagnie in Missouri; die Treiber, zwanzig an der Zahl, waren gemiethet unter der Bedingung, daß sie in Californien zwei Jahre lang für die Hälfte arbeiten sollten, und an ihrer Spitze stand ein Herr Kelle, den sie Capitän nannten und der von der Compagnie zum Verwalter bestellt war. Herr Kelle war ein gar schlauer Spekulant, hat sich aber doch verrechnet, denn wenn er in Californien Gold haben wollte, so hat er es selbst graben müssen, weil die Treiber alsbald sämmtlich auf und davon liefen.

Als unsere Lebensmittel nun immer mehr abnahmen, ließ ich durch meinen Sohn Friedrich Hrn. Kelle fragen, ob er so gütig sein wolle, mir etwas Mehl zu verkaufen. Er schlug es rundweg ab. Den folgenden Tag ging meine Frau zu ihm, stellte ihm unsere Lage vor und bat ihn inständigst, uns das nöthige Mehl gegen einen guten Preis zu überlassen; sie erhielt dieselbe kurze abschlägige Antwort.

Am folgenden Morgen traf ich selbst zufällig mit ihm zusammen, und da er mir auf mein abermaliges Gesuch entgegnete, er habe einmal beschlossen, auf der Reise keine Lebensmittel zu verkaufen, so zog ich eine Pistole und schwor, daß ich ihn niederschießen würde wie einen Hund, ehe ich es zugeben würde, daß meine Familie verhungern sollte. Ich erklärte ihm, wenn er nicht einwillige, mir das nöthige Mehl zu verkaufen, sollte er auch nicht länger leben, und mir gelte es gleich, was nachher mit mir geschehe. Diese Drohung wirkte. Am Abend, wo wir wieder neben einander kampirten, kam Hr. Brecking, früher Redacteur eines Blattes in St. Louis, der für 1500 Meilen mein Reisegefährte gewesen war, zu mir und berichtete mir, daß ich zu Hrn. Kelle kom-

men und das nöthige Mehl haben möge, er wolle ihm solches verkaufen. Ich war noch zu aufgeregt und so bat ich Hrn. Brecking, seinen Sklaven hinzuschicken und es mir kaufen zu lassen. Ich erhielt dann 71 Pfund Mehl, das Pfund zu 35 Cents, und so war diesem Uebel abgeholfen.

Dies war am 18. Oktober, und wir hatten noch 75 Meilen bis in das Sacramento-Thal zurückzulegen, wo sich die erste Niederlassung befindet. Den 19. brachen wir wieder auf, konnten aber nicht mehr als 7 bis 8 Meilen täglich zurücklegen, denn der Weg war über alle Maßen schlecht. Berge von furchtbarer Höhe, die Erde ringsum mit Steinen und Felsblöcken bedeckt, dabei dicht besäet mit ungeheuren Tannen und Fichten, von denen die meisten einen Durchmesser von 8 bis 12 Fuß hatten, aber keine Spur von Gras. Das wenige Futter, was mitzuschleppen war, hatten die Ochsen bald aufgefressen und wie wir so von einer Berghöhe zur andern hinauf kletterten, taumelte das arme Vieh schier um vor Ermattung und fristete das Leben nur mit Mühe an einigem Strauchwerk.

Die Regierung Californiens schickte inzwischen Wagen aus, um den bedürftigen und nothleidenden Reisenden Lebensmittel entgegen zu führen und sie vor dem Hungertode zu retten, dem sonst Viele hätten verfallen müssen. Als ich in einem Thale einen kleinen Abstecher machte, sah ich plötzlich zu meiner Linken fünf solcher Wagen passiren. Ich vermuthete gleich, was ihr Geschäft sei und ärgerte mich, daß ich ihnen nicht direct entgegen gefahren war. Der menschenfreundliche Capitän derselben, ich habe leider seine Adresse verloren, mochte wohl durch sein Fernrohr sehen, daß bei uns auch nicht Alles auf's Beste bestellt sei, und so kam er in raschem Trab auf mich zugeritten. Es sah freilich auch übel um uns aus, meine Frau und ich wanderten zu Fuß neben dem zweirädrigen Schnappkarren, den unsere drei eben so wie wir selbst ermatteten Ochsen nur mit Mühe fortschleppten, während mein jüngster Sohn, seine kleine Schwester vor sich festhaltend, auf dem abgemagerten Poneygäulchen ritt, das bedächtig Schritt vor Schritt setzte.

Nach kurzem Gruß fragte mich der Capitän, wie es um unsere Lebensmittel bestellt sei. Als ich ihm darauf meinen Vorrath gezeigt, meinte er, dies möge hinreichend sein, um noch fünfzig Meilen weiter zu kommen, wo ich die erste Niederlassung finden würde und Lebensmittel kaufen könne. Indessen erbot er sich, uns mit etwas Zwieback auszuhelfen, auch könne er, wenn wir so lange warten wollten, uns ein gutes Stück Ochsenfleisch geben, da sie nur 3 Meilen weiter fahren und dort einen frischen fetten Ochsen schlachten würden. Er nahm darauf meinen Sohn mit und übergab ihm 7 Pfund Biscuit und 12 Pfund Schweinefleisch, da wir nicht auf das Schlachten des Ochsen warten konnten. Ich kann die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, der Regierung Californiens öffentlich meinen Dank abzustatten für diese menschenfreundliche Fürsorge, welche sie zur Rettung der unglücklichen Reisenden traf.

Die noch zurückzulegenden 50 Meilen waren indeß noch die gefährlichsten, da nicht ein Grashalm mehr zu finden war und die Thiere deshalb vor Ermattung und Hunger kaum weiter zu bringen waren. Ungefähr in der Hälfte des Weges ging es einen so steilen Berg hinab, daß wir eben nur hinunter rutschen konnten und ich besorgt sein mußte, daß der Karren mit unseren wenigen Habseligkeiten nicht über die Köpfe der Thiere hinunter in's Thal stürzte. Als wir unten ankamen, war die Schlucht so eng, daß darin kaum für uns und den Karren Platz zum Uebernachten war, und jenseits ging es alsbald einen noch steileren und ganz mit Felsblöcken übersäeten Berg hinauf.

Hier hatten Viele ihre Wagen und Ochsen verlassen, und da ich sah, daß es unmöglich sei, meine Ochsen und Karren über dies chaotische Meer von Felsblöcken hinweg zu bringen, ließ ich sie ebenfalls zurück. Um nicht wieder dem Mangel von Lebensmitteln ausgesetzt zu werden, ließ ich zwei der Ochsen erschießen und das beste Fleisch ausschneiden. Des andern Morgens beluden wir uns selbst, so schwer wir tragen konnten, auch packte ich unserm letzten Ochsen etwa 70 Pfund auf den Rücken und dann kletterten wir zwischen den Felsblöcken den Berg hinauf, wo uns wohl der Athem, aber nicht die Geduld ausging. Auf diese mühsame Weise legten wir diesen Tag sieben Meilen zurück und übernachteten dann unter freiem Himmel.

Den folgenden Morgen packte ich die werthvollsten Sachen auf das Pferd, um sie sicher mit in die Niederlassung zu nehmen und eilte meiner Familie voraus, um ihr aus dem Sacramento-Thale Hülfe zu holen. Als ich 12 Meilen weiter kam, sah ich denn auch das ersehnte Thal vor mir ausgebreitet, und von Hoffnung beseelt, daß unsere Leiden hier ein Ende finden würden, eilte ich mit verdoppelter Kraft weiter und kam denn am 1. November Nachmittags um 4 Uhr bei dem ersten Settlement an. Der Eigenthümer war ein Däne, Namens Lassen. Er trieb keinen Ackerbau, nichts als Viehzucht, und seinen Aufenthaltsort hatte er offenbar nur aus Spekulation in Bezug auf die des Weges kommenden Emigranten gewählt. Sein Wohnhaus war aus lauter rohen Lehmsteinen aufgeführt, auf allen Seiten durchsichtig und würde in einem cultivirten Lande einem Bauer für seinen Schweinestall zu schlecht gewesen sein. Eben so sah sein Spezerei- und Provisions-Laden aus. Dennoch scharrte Herr Lassen hier einen ungeheuren Reichthum zusammen; auch habe ich nie einen geldgierigern und unbarmherzigern Menschen gesehen, als diesen dänischen Einsiedler an den äußersten Grenzen der Niederlassungen des stillen Meeres.

Ich packte mein Pferd ab und bat ihn, mein Gepäck in sein Haus zu nehmen. Er that es, machte mir aber auch sogleich bemerklich, daß ich Lagergeld dafür zu zahlen habe. Ich ließ mir dann einen Trunk Branntwein geben und fragte alsbald was Mehl, was Salz, Fleisch und andere Lebensmittel kosteten. Man denke sich meinen Schrecken als der Mensch mich ganz kaltblütig unterrichtete: das Mehl koste einen Dollar das Pfund, Zwieback ditto, gesalzenes Schweinefleisch ditto, Salz ditto, Kaffe ditto, Zucker do.,

Rindfleisch das Pfund 50 Cents, und das Tröpfchen Branntwein, mit dem ich eben meine lechzende Zunge befeuchtet hatte, auch 50 Cts. Ich stand starr vor Schrecken, aber ich mußte kaufen und ich kaufte was zur Erhaltung des Lebens nöthig war, und eilte dann mit meinem Pferde zurück um meine Familie abzuholen und sie zu erfrischen.

6.

Neuer Kummer — Tod meines kleinen Kindes — Krankheit meiner Frau — Langer Aufenthalt — Elend der Auswanderer — Theure Preise !— Aufbruch — Zweite Niederlassung — Dritte Niederlassung — Ankunft in der Goldregion — Tod meiner Frau.

Unterdessen waren drei Tage verflossen, und als ich acht Meilen zurückgelegt, traf ich meine Familie auf dem Wege, aber in welchem erbarmenswerthen Zustande! Meine Frau war krank und konnte kaum das Fahren ertragen, und als ich nach meiner zwei und ein halb Jahr alten Tochter fragte, brachen Mutter und Söhne in Thränen aus. Unter Jammer und Klagen berichteten sie mir, daß mein liebes, herziges Töchterchen beim Zahnen in Fieber und Krankheit verfallen und nach kurzer Krankheit gestorben sei. Wohl war ich tief ergriffen von diesem unerwarteten Unglücksfall, doch wußte ich, es galt den Muth zu bewahren in dem uns fremden, unwirthbaren Lande, und so versuchte ich meiner Familie Trost und Hoffnung zuzusprechen, während es mir selbst schier das Herz abdrückte.

Als wir nun an die Niederlassung kamen, schlug ich mein Zelt auf, und da zwei Aerzte eine Zeitlang hier verweilten, ließ ich meine Frau durch einen behandeln. Sie litt an Diarrhoe; ich hielt die Krankheit für nicht so gefährlich, täuschte mich aber sehr. Der Zustand meiner Frau wollte sich nicht bessern, und da zudem das Regenwetter eingetreten war und das Weiterreisen unmöglich machte, mußte ich fünf Wochen hier liegen bleiben. Die Sprache hat keine Ausdrücke, um einen Begriff von dem Elend zu geben, welches ich während dieser fünf Wochen auszustehen hatte. In den Bergen war Schnee gefallen und die Emigranten kamen von allen Seiten herbeigeströmt, so daß Alles voll von Reisenden war. Im gleichen Maße stiegen die Preise, so daß ziemlich Alle ihren letzten Cent ausgeben mußten. Die Mahlzeit kostete 1 Doll. 50 C., und dafür wurde halbrohes Fleisch, mit Saleratus gebackenes Brod und Thee aufgetragen. Eine große Zahl der Reisenden litten an Diarrhoe und viele starben daran, da sich Niemand um sie bekümmerte. Eine so gränzenlose Gefühllosigkeit, eine so furchtbare Hartherzigkeit, wie unter den hier zusammengedrängten Elenden, habe ich nie gesehen. Alle Anderen aber übertraf an hartherzigem Geiz der Däne Lassen. Er war ein unverheiratheter Mann von 50 Jahren, klein und korpulent, und von einer wüthenden Geldgier beseelt. Er hatte in dem Strich Landes, den er als sein Eigenthum beanspruchte, etwa 100 Pferde und 500 Stück zahmes Hornvieh. Außerdem liefen vielleicht eine gleiche Anzahl wilder Ochsen und Kühe in den Wäldern herum. Diese ließ er nun alle in seinem Bereich

treiben, brannte sie dann mit seinem Wappen und erklärte sie für sein Eigenthum. Einige Emigranten hatten ihre Wagen und etliche Ochsen mitgebracht und wollten sie gern bis zum Featherfluß mitnehmen, wohin es noch 50 Meilen weiter war, allein bei dem Regenwetter und dem tiefen Morast war es ihrem ermatteten Vieh unmöglich weiter zu kommen, und so mußten sie drei bis vier Wochen hier liegen. Diese gingen nun her und schossen die wilden Ochsen und Kühe daß es eine Lust war zuzuschauen. Sie sagten, das wilde Vieh gehöre der Regierung und nicht Herrn Lassen, und Herr Lassen hielt sich ruhig und ließ geschehen was er nicht ändern konnte.

Ich verkaufte während der fünf Wochen, die ich hier liegen blieb, für 700 Dollars Ellenwaaren, und erhielt zehnmal so viel dafür, als sie mich in Einkauf gekostet, aber auch Alles, was dem Menschen zur Erhaltung des Lebens nothdürftig ist, war über alle Begriffe theuer. Da der Zustand meiner Frau sich noch immer nicht besserte, entschloß ich mich, diesen ungesunden und außerdem so theuren Platz zu verlassen und nach dem Featherflusse aufzubrechen. Ich kaufte also einen Wagen und fünf Ochsen, packte meine Sachen und meine kranke Frau darauf und verließ die Niederlassung am 2. December.

Als ich kaum eine Meile von der Niederlassung entfernt war, ward der Weg so sumpfig daß der vorderste Leitochse im Morast dergestalt versank, daß es kaum möglich war ihn wieder herauszuziehen. Die anderen vier Ochsen spannte ich hinten an den Wagen und zog ihn so wieder heraus. Doch arbeitete ich mich mit diesen vier Ochsen noch 25 Meilen weiter, wo ich denn am 6. December an der zweiten Niederlassung ankam. Der Eigenthümer trieb ein ähnliches Geschäft wie Herr Lassen, war ein Amerikaner, hatte Familie und wohnte seit vier Jahren hier. Seine Niederlassung lag an einem aus den Bergen kommenden Bach, und er hatte 80 Pferde, 300 zahme Ochsen und etwa 2000 Stück wild herumlaufendes Vieh. Die Preise in seinem Provisionsladen waren dieselben wie bei Herrn Lassen. Wegen Krankheit und schlechten Wetters verweilte ich hier sieben Tage und, wie die andern Emigranten, aßen wir fleißig von den wilden Ochsen der Niederlassung. Den 13. December ging ich 8 Meilen über guten Grasboden weiter und kam zu der dritten Niederlassung, wo ich Alles auf gleichem Fuße mit den beiden ersten fand.

Man hat so viel von dem Sacramentothale geschrieben und gedruckt, ich finde aber nur sehr wenig der Wahrheit gemäß. Das Thal ist ungefähr 600 Meilen lang, bei einer Breite von 40 bis 50 Meilen, und ist auf der östlichen Seite von der Sierra Nevada, auf der westlichen von einer andern Bergkette, die sich beide vom stillen Meere bis tief nach Norden ziehen, begränzt. Der untere Theil des Thales am stillen Ocean hat einen ziemlich guten Boden, aber der mittlere und obere Theil hat meist unbrauchbares Land, und seine vulkanische Erde macht es, mit Ausnahme einiger Stellen, die sich hier und da dicht am Flusse finden, ganz unfähig für die Produktion. Im Winter dauert die Regenzeit vier Monate, und wenn es auch nicht jeden Tag regnet, so ist

Digitized by Google

es doch während der ganzen Zeit feucht und morastig. Im Sommer dagegen regnet es gar nicht, in der Mitte Juni ist schon Alles verdorrt und vertrocknet, und die fortwährende Sonnenhitze, die manchmal sich bis auf 124 Grad steigert, brennt den Boden so durch und durch, daß alle Bäche und kleineren Flüsse vertrocknen.

Den 15. December fuhr ich weiter von dieser Niederlassung, um nach dem Goldfluß zu kommen, der noch 25 Meilen entfernt lag.

Ich fand den Weg aber so morastig, daß ich des Abends mitten im Sumpf stecken blieb. Durch zwei solche Sumpflöcher half ich mir durch, indem ich den Wagen ablud und meine arme kranke Frau hinüber trug, aber in dem dritten blieb der Wagen sitzen, die Ochsen waren nicht im Stande einen Schritt weiter zu thun, und ich selbst verlor in dem unergründlichen Morast meine langen Wasserstiefeln und war froh, daß ich mich selbst herausarbeiten und den Wagen erreichen konnte. Die Ochsen spannte ich aus dem Joch und trieb sie seitwärts, wo sie sich oben erhalten konnten und so brachten wir die Nacht zu. Des andern Morgens kam ein Mann mit vier Maulthieren des Weges, um von der nächsten Niederlassung Fleisch nach dem Feather Fluß zu holen. Mit ihm machte ich einen Accord, um meinen Wagen nach dem Goldfluß zu bringen, und meine Ochsen habe ich nie wieder gesehen.

So kamen wir denn am 20. in der Goldregion an, schlugen unser Zelt auf, um uns gegen das Regenwetter zu schützen und warteten auf bessere Zeiten. Und hier traf mich der härteste Schlag. Meine getreue Gattin wurde kränker und kränker, und acht Tage nach unserer Ankunft, am 28., verschied sie in meinen Armen. Lebe wohl, du meine liebevolle Gefährtin auf dem harten Lebenswege. Du bist heimgegangen, wo kein irdisches Leiden dich mehr drückt, und schlummerst sanft in ewig ungestörtem Frieden. Sei du auch ferner ein tröstender Schutzgeist auf deines Mannes wie auf deiner Söhne Wegen.

7.

Die Goldgräber — Leben und Verdienst der Goldgräber.

Nachdem wir nun alle unsere Mittel aufgezehrt, war es Zeit sich nach dem Golde umzusehen. Dies war die erste Goldgrube, die den Namen Lonas Point führte, und hier waren 350 Zelte aufgeschlagen, die alle an den Bergen hängend wie Schwalbennester aussahen. Meine Neugier, den unerschöpflichen Goldreichthum zu sehen, und die Hoffnung, selbst einen guten Antheil davon mitzunehmen, wurden immer größer, was aber fand ich? Krämerei in Masse, aber wenig Gold in den Gruben, und das wenige, welches die Gräber mit schwerer Arbeit zu Tage förderten, schluckten die habsüchtigen Krämer, deren Gewinn ungeheuer war. Das Pfund Mehl kostete 1 D. 25 C., das Pfund Kaffe, Zucker, Salzfleisch, Zwieback, Reis alles einen Dollar, obwohl in Sacramento City, nur 125 Meilen weiter unten am Sacramento Fluß, das 100 Pfund Mehl nur 9 Doll. und alles andere im Verhältniß kostete.

Guard for missing pages

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Steinen, die man hier Quartz nennt. Dampfmaschinen müssen die Steine zermalmen, um dann das Gold aus dem Mehle zu waschen.

Alles dies reizte meine Neugier und ich beschloß in einigen Wochen dahin zu reisen. Solcher Quartzberge giebt es sehr viele im unteren Californien. Sie sehen nackt und kahl aus und im Sommer ist auf 50 Meilen im Umkreise kein Wasser zu finden, weshalb bis heute dort noch keine Dampfmaschinen in Gang gesetzt worden sind. Die Ueberzeugung habe ich gewonnen, daß der einzelne Arbeiter in Californien nicht mehr Aussicht hat, „sein Glück zu machen“, als in den atlantischen Staaten, obwohl er hier einen bessern Arbeitslohn erhalten kann.

Was ich am 10. und 11. April in mein Tagebuch schrieb, waren düstere Betrachtungen über dieses elende Leben voller Entbehrungen und Drangsale, während der Regen durch das Zelt auf meinen wackeligen Schreibtisch fiel. Ich wünschte dieses gepriesene Goldland nie gesehen zu haben.

Am 17. April verließ ich die Negro Bar, weil sich die Arbeit nicht mehr der Mühe verlohnte. Die besten Plätze waren umgegraben. Ich machte noch einen Versuch 20 Meilen aufwärts in den Ravinen. Dort mußte man 12 Fuß tief graben, um an die Golderde zu kommen und dann enthielt der Eimer 10 Cents Werth. Der Gewinn konnte für Manchen höchstens 3 bis 6 Doll. täglich betragen und alle Plätze waren bereits mit Beschlag belegt.

Nach Sacramento zurückgekehrt, beschloß ich nach Nevada City zu gehen und zu sehen, ob noch einige Dollars zusammenzukratzen wären. Man sprach fortwährend von neuen glorreichen Entdeckungen und die Fama trug diese Angaben schnell in die atlantischen Staaten. So fiel mir in Sacramento eine Nummer der Newyorker Staats-Zeitung in die Hände, worin nach Berichten des Steamers Pacific viel von neuen Goldadern gemeldet war, auch daß die Minen fortwährend ihren gewöhnlichen Ertrag lieferten. Speculanten wissen immer die Menschen anzulocken, um sie auszubeuteln.

Am Abend des 21. April traf ich am Bear River ein. Er ist ein stark rauschender Bach und schwillt im Regenwetter sehr an. Der Weg führte über eine Brücke, wo ich für Karren, Pferd und 3 Personen 3 Doll. Zoll zahlen mußte. Die Brücke war Privateigenthum und hätte man 5 Doll. verlangt, so würde ich sie auch haben zahlen müssen. Der Brückenmann war der einzige Glückliche; er steckte täglich 50 Doll. ein und die Hinübergegangenen liefen mit leeren Taschen umher. Ich sah 3 Maschinen, die sich am Ufer des Flusses schaukelten, also war hier auch eine Goldregion. Meine Söhne gingen prospekten. Ich wartete auf ihren Bericht. Sie fanden nichts. Vier Meilen weiter in Graß Valley, war wieder eine schöne Goldregion, allein leider hatten sich auch schon mehr Goldfieberkranke eingefunden, als Medicin zu ihrer Heilung vorhanden war.

Hier sah ich die ersten Quartzgruben und fand daß einige derselben wirklich reich waren und dem Arbeiter täglich 100 Doll. abwarfen. Dies ist der höchste

Gewinn von dem ich jemals hörte. Andere trugen auch nur 15 Dollars. Der Dampfmaschinenbesitzer holte für 32 Doll. die Tonne Quartz aus den Gruben ab, warf das Gestein in einen Mörser und ließ es von der Maschine in feinen Sand zerstampfen. Ich zog überall Erkundigungen ein und ging hin und her um für mich auch etwas aufzufinden; aber Alles, wo man nur Goldquartz vermuthete, war schon in Besitz genommen. Der Quartz zeigt sich nicht auf der Erdfläche und man muß ihn durch ungewisses Graben suchen. Ich sprach Leute die schon vier Wochen anhaltend umhergegraben hatten, ohne etwas zu finden. Auch sah ich mehrere 100 Fuß tiefe brunnenartige Löcher, die noch kein Quartz lieferten. Hier also flogen, wie ich merkte, Niemandem nicht allein keine gebratenen Tauben ins Maul, sondern Jeder mußte sich hart abplagen um mit geringem Ertrage oder der leeren Hoffnung bezahlt zu werden.

Ich setzte mich auf meinen Esel und ritt nach Nevada, um vielleicht dort etwas Besseres zu finden. Bedeutende Goldgruben waren auch hier zu sehen; aber die zusammengeströmte Menschenmasse stand dazu in keinem Verhältniß.

Diese Nevada City bot ein besonderes Lebensbild — meiner Feder unbeschreiblich. Alles war von Geldmacherlust auf den möglichst schwindelhaftesten Geschäftsweg getrieben. Die Straße wimmelt von Pferde- und Gelddieben, Händlern und Spekulanten, Spielern und Schuften. Ueberall sind Wirthshäuser wo man auf Goldstaub lauert und den fünf Mal getauften Tropfen Schnaps für 25 Cents verkauft. Die Goldgräber laufen umher, suchen, hacken, graben, picken, schöpfen, waschen von Morgen bis Abend und sehen aus wie Thiere die sich im Kothe wälzen — Aerger und Unmuth auf den Gesichtern ausgeprägt, weil sie ihr Ertrag nicht befriedigt und der Schatz, den sie der Erde mühsam abgestohlen, nicht hinreicht. Es trieb mich weg von hier. Ein deutscher Bäcker, der mich in meinem Zelte besuchte, erzählte mir, daß ihm vor wenigen Tagen 12 Maulthiere gestohlen worden wären. Mein Maulthier mußte ich aus Vorsorge mit Kette und Schloß um den Hals an das eisenbeschlagene Rad des Karrens befestigen, damit Niemand es ohne Kalkmeißel und Geräusch stehlen konnte.

Ein Karawanenzug im Innern Brasiliens.

Von ganz anderer Art als die Karawanenzüge über die weiten baumlosen Steppen Nordamerika's sind jene in den brasilianischen Urwäldern. Das Bedürfniß des Waarenaustausches will überall befriedigt sein, wo es sich einmal zeigt, und so hat sich allmälig ein ziemlich regelmäßiger Verkehr zwischen den brasilianischen Hafenstädten und den Plätzen im Innern gebildet. Von Rio de Janeiro gehen Karawanenzüge nach Cuyaba, der eigentlichen Centralstadt Südamerika's, in der Provinz Matto Grosso. Castelnau, der auf seiner Reise von Goyaz zum Rio Grande einem solchen Zuge im Anfang Novembers 1844 begegnete, schildert denselben in folgender Weise.

Diese Karawanen gebrauchen durchschnittlich fünf bis sechs Monate Zeit, um den Weg von Rio nach Cuyaba zurückzulegen. Sie bestehen manchmal aus zwei- bis dreihundert Pferden und Maulthieren und verführen eine wunderbare Mannigfaltigkeit von Waaren aller Art. Der mir begegnende Zug hatte unter andern auch eiserne Balkons geladen, die irgendwo in England oder Belgien gegossen sein mochten.

Die Einrichtung der Karawanen in Brasilien ist bemerkenswerth durch ungewöhnliche Ordnung und Regelmäßigkeit; das Ganze bietet einen vollkommen militärischen Anblick dar. Die Vorhut wird von mehreren mit Karabinern bewaffneten Reitern gebildet; dann folgt eine lange Reihe von Maulthieren, die hinter einander gehen, in Abtheilungen von zehn Stück, wenn die Maulthiertreiber (Camarados) zu Pferde sind; von sieben Stück, wenn sie zu Fuß gehen. Jeder Mann trägt seine geladene Flinte auf der Schulter und hat am Gürtel ein langes Messer. Der Anführer der Karawane (Tropeiro) sieht nach dem Rechten; er und seine Aufseher (Arrieiros) galoppiren von Zeit zu Zeit die ganze Linie auf und ab. Die Hinterhut, welche den Zug schließt, ist gleichfalls wohl bewaffnet.

Früh Morgens, gleich mit Sonnenaufgang, suchen die Camarados mit dem Gewehr in der Hand die Maulthiere zusammen. Zu diesem Behufe theilen sie sich in Abtheilungen von vier oder fünf Mann. Inzwischen bereiten die Köche das Frühstück; dasselbe besteht aus Bohnen, getrocknetem Fleische, Maniocmehl (Farinha) und Speck (Tocinho). Die Aufseher machen das Lederzeug zurecht und sehen nach, ob an den Saumsätteln (Cangalhos) Alles in Ordnung sich befindet. Da, wo der Sattel etwa gedrückt hat, wird etwas Stroh herausgenommen, damit die gedrückte Stelle von jedem Drucke ganz frei bleibe. Sobald nun die Maulthiere von den Treibern zum Lagerplatze gebracht worden sind, untersucht man den Hufbeschlag; da es aber in diesen weiten Ebenen im Innern, in den Campos, nur wenig Felsen und Steine giebt, so beschlägt man die Maulthier entweder gar nicht, oder nur auf den Vorderbeinen. Die Geschicklichkeit der Camarados entlaufene Thiere wieder einzufangen, ist in der That bewundernswürdig. Jede, auch die geringste, Spur am Boden, ein Reiben an irgend einem Baumstamme, ein geknickter Busch dient ihnen als Wegweiser und sie folgen solchen Spuren meilenweit.

Nachdem Alles in Bereitschaft ist, setzen die Männer sich zum Mahle und beladen nachher die Maulthiere. Dabei machen die Camarados von zwei Abtheilungen immer gemeinschaftliche Sache, weil die Last, welche das Thier zu tragen hat, allemal gleichzeitig auf beiden Seiten gelegt werden muß. Um recht genau aufladen zu können, verbindet man wohl auch dem Thiere die Augen; dann verhält es sich still und die Arbeit geht rascher von Statten. Ueber die Ladung deckt man eine große Ochsenhaut, welche Sonne und Regen abhält. Im Ganzen erfordert das Bereitmachen einer so zahlreichen Karawane viel Zeit, und sie kann daher selten vor 9 oder 10 Uhr Morgens aufbrechen, ist

dann aber auch bis zum Abend in Bewegung. Nachdem sie im Laufe des Tages etwa fünf Wegstunden zurückgelegt, ist ihr Werk vollbracht. Wo immer möglich sucht man eine Stelle an einem Bache zum Lagerplatze aus. Ist man dort angelangt, so werden die Thiere entlastet, dann die Waaren jeder Abtheilung reihenweise neben einander gestellt, und jeder Camarado schläft auf oder neben den Ballen, welche seiner Obhut anvertraut sind. Wenn er den Saumsattel abnimmt, so muß er gleich die Stelle bezeichnen, welche gedrückt hat; der Arriero untersucht die Maulthiere und verbindet die, welche etwa unterwegs verwundet wurden. Dann bringt man Alle auf die Weide, das heißt auf jene Stelle des Campo, der Ebene, wo das beste Gras wächst, und dort überläßt man sie sich selbst, wenn man nicht etwa Angriffe von Seiten der Indianer oder Ueberfall von einem Jaguar besorgt; in diesem Falle werden einige Wächter ausgestellt. Ohne Zweifel fragt sich der Leser, wie es möglich sei, halb wilde Thiere wieder einzufangen, deren Weide eigentlich keine andere Begränzung hat als die Küsten oder Gebirge Südamerika's. Indessen die Sache erklärt sich.

In jeder noch so zahlreichen Karawane befindet sich ein altes Pferd, das man als Madrinha bezeichnet. Dieses trägt keine Last, geht allemal an der Spitze des ganzen Zuges, hat am Halse eine größere Glocke und sonst noch kleinere Schellen hängen, wird auch von den Maulthiertreibern, deren Liebling es ist, in sonderbarster Weise mannigfach aufgeputzt. Diese Madrinha spielt in der That als Führer der Karawane eine wichtige Rolle. „Mütterchen" gewinnt bald ein großes Ansehen unter den anderen Thieren, und übt offenbar auf dieselben großen Einfluß. Die jungen Maulthiere folgen ihr mit großem Respect, und die älteren beugen sich vor ihrer überlegenen Stärke. Alle drängen sich um die Madrinha und folgen ihr; sie kennt die Wege und hat einen durch Uebung und Erfahrung geschärften Instinkt die besten Weideplätze herauszuwittern. Auch in der dunkelsten Nacht weiß dieses Leitpferd auf weite Entfernung anzudeuten, daß Wasser vorhanden ist. Wenn noch andere Pferde in der Karawane sind, so zeigen diese sich anfangs ungefügig und machen Miene ihre Unabhängigkeit zu behaupten, sie sehen sich aber bald ganz vereinzelt, suchen von selbst die Mandrinha auf und unterwerfen sich ihr gleichfalls. Im Nothfalle weiß das Leitpferd sein Ansehen auch durch energische Mittel aufrecht zu erhalten. Will ein Thier etwa nicht folgen, oder auf seinen Kopf bestehen, so wird es durch einige Hufschläge oder Bisse zum Gehorsam gebracht. Auch drängen sich alle vierfüßigen Mitglieder der Karawane Nachts um die Madrinha, wenn ein Jaguar sich der Heerde nähert; sie stellen sich mit dem Köpfen dicht zusammen, schließen sich ganz enge an einander, und der Räuber findet keine Stelle wo er einbrechen kann, weil er von überall her Hufschläge erhält, sobald er nahe kommt. —

Eigentlich wilde, herrenlose Pferde hat Castelnau in Südamerika nicht gefunden. Sie werden schon jung mit einer Brandmarke versehen, welche den

Eigenthümer bezeichnet. Im Uebrigen streifen sie in voller Freiheit in den Campos umher; man fängt sie mit der Wurfschnur ein, wenn sie unter den Sattel gebracht werden sollen. Oft habe ich, schreibt der Reisende, in den entfernteren Theilen von Goyaz und Matto Grosso zahlreiche Heerden junger Pferde gesehen, die sich im Schatten riesiger Feigenbäume lagerten. Sobald wir näher kamen, gab ein altes Pferd das Zeichen, die ganze Masse sprang auf und verschwand bald im hohen Grase der Campos.

Im mittlern Brasilien giebt es zweierlei Arten Rindvieh; die eine ist besonders häufig in Minas Geraels; ihre Hörner werden außerordentlich groß, bis zu 6 Fuß. Diese Art ist gut zum Arbeiten, aber die mit kleineren Hörnern hat besseres Fleisch.

Die Einführung des Kameeles in den oberen Theilen Brasiliens würde von außerordentlichem Nutzen sein.

Das Neuyorker Staatsgefängniß in Sing-Sing.

In der zu Neuyork erscheinenden Kriminalzeitung wird ein Besuch geschildert, welchen ein deutscher Jurist mit einem jungen Engländer in dem Staatsgefängnisse Neuyorks zu Sing-Sing machte. Wir entlehnen diesem Aufsatze nachfolgende Stellen.

Es war im März 1850. Früh Morgens schon waren wir in dem Eisenbahnzuge, der uns dem schrecklichen Sing Sing, spottweise auch Mount Pleasant und der „Marmorpalast“ genannt, zuführen sollte. „Wie geht es Ihnen,“ rief uns eine muntere Stimme zu, und wir erkannten den Deputy Sherif, welcher gewöhnlich die Sträflinge nach ihrem Bestimmungsorte führt. „Wo geht Ihr hin?“ war unsere Frage. — „Abliefern,“ sagte er kurz, einen Seitenblick auf eine junge, sehr hübsche Frau werfend, die ihm zur Seite saß. Das seidene Kleid, der modische Hut und ihr interessantes Aeußere machte uns stutzen, doch endlich erkannten wir in ihr eine gewisse Anna Herring, deren Verurtheilung für den Diebstahl einer Uhr, die Herrn A. Borg gehörte, wir am vorigen Tage im Court of Sessions beigewohnt hatten. Armes, unglückliches Wesen! sie gehörte der Welt nur noch für wenige Stunden an; noch war sie frei, die frische Luft kühlte ihre von Scham geröthete Wange, doch vor Mittag noch war sie eine Bewohnerin des Grabes der Lebendigen.

Der Zug hielt vor Sing Sing. Wir stiegen aus und gingen mühsam die das Gefängniß umgebenden Anhöhen hinauf. Die vielen Wächterhäuser, den gewöhnlichen Schilderhäusern gleich, waren wohlbesetzt und manches wachsame Auge war auf die theilweise im Freien arbeitenden Sträflinge gerichtet. Den Hauptposten konnten wir nicht vorbeigehen, ohne die uns bekannten Wächter zu begrüßen, und wir weilten einige Augenblicke im Anschauen der Masse von

Waffen aller Art, die dort aufgehäuft waren. Endlich ließ man uns fort und wir eilten dem Gefängnisse zu.

Das gewaltige Gebäude lag vor unserm Blicke. Die hohen marmornen Mauern, mit den handbreiten zahllosen Fenstern, stehen in grellem Contrast mit der wahrhaft anmuthigen Lage des Hauses, welches dem Hauptkerkermeister und den Staats-Inspektoren angewiesen ist. Eine breite steinerne Treppe führte uns in das Amtszimmer und unser Begleiter, ein junger Engländer, auf dessen Wunsch wir den Besuch unternommen, ergoß sich schon in Lobeserhebungen über die Reinlichkeit dieser Außengebäude. Auf Nachsuchen im Bureau wurde uns einer der Unterwächter als Amanuensus mitgegeben und wir setzten alsbald unsere Wanderung fort.

Zwei Schwarze in der gestreiften Gefängnißkleidung waren, als wir die Barbierstube vorbeigingen, so eben beschäftigt, ihre Kerkermeister zu rasiren, „Kann man den Leuten denn solches Vertrauen schenken?“ fragte unser Freund. Wir lächelten über seine Unschuld, denn wir hatten noch niemals von Vertrauen an einem Orte gehört, wo nur Furcht und die Unmöglichkeit der Flucht von den gräßlichsten Verbrechen abhält. Wir gingen weiter und traten alsbald in das eigentliche Gefängniß.

Es ist ein fünfhundert Fuß langes, vierzig Fuß breites fünfstöckiges Gebäude. Die äußere Mauer steht isolirt da und ist durch einen drei Fuß breiten Raum von den Zellen geschieden. Diese bestehen aus fünf übereinander liegenden Reihen, deren jede hundert Thüren zählt, so daß in den zwei Seiten dieses riesenhaften Gebäudes sich tausend Zellen befinden. Die Thüren sind niedrig, so daß man nur gebückt die Zelle betreten kann, und in letzterer befindet sich als Mobiliar eine Pritsche mit wollener Decke und ein in die Wand gefügtes Brettchen, welches dem Sträfling als Tisch dient. Längs den oberen Zellenreihen ziehen sich Corridors von schwerem Holze, deren Breite fast den ganzen bis zur äußeren Mauer gelassenen Raum einnimmt. Die Zellen sind mit doppelten Thüren versehen, einer hölzernen und einer eisernen, und außer dem starken Schlosse werden letztere auch durch eiserne Stangen befestigt, welche durch eine besondere Vorrichtung fünfzig Thüren durch einen leichten Druck der Hand auf einmal schließen.

In der Nähe der zwei großen Oefen, welche diesen Raum wärmen, fanden wir mehrere Sträflinge, die aus dem Hospital entlassen aber noch nicht zur schweren Arbeit fähig waren und ihre Zeit nach Gefallen anwenden konnten. Einige, starr vor sich hinblickend, ohne unsere Annäherung zu beachten, gedachten wohl ihrer früheren Tage des Glückes, des Elends der Ihrigen und der hoffnungslosen Zukunft; Andere suchten Trost und Ruhe in den Worten der Heiligen Schrift, während einige Wenige uns stumpfsinnig anschauten, als ob sie die Idee eines Besuches ihres Wohnplatzes nicht fassen könnten. Nur einer schien sich glücklich und behaglich zu fühlen; er war ein Neger, der vor 4 Jahren wegen Brandstiftung zum Tode verurtheilt, aber begnadigt wurde

und seine lebenslängliche Gefangenschaft mit der Philosophie eines Menschen erträgt, der das Leben in den Stunden seiner Freiheit bis zum Uebermaße genossen und dem es keinen Reiz mehr bietet.

Wir traten nun in die Hutmacher-Werkstätte, wo mehrere große Dampfmaschinen, von Sträflingen getrieben, die weiten Räume mit lautem Getöse erfüllten. Auch dort sahen wir viele bekannte Gesichter, alte Diebe und Gauner, welche während langer Jahre der Schrecken der Stadt gewesen waren. „Sehen Sie den jungen Menschen dort“, fragte uns der Kerkermeister, auf einen riesigen Burschen der Smaragd-Insel hinweisend, „er versuchte vor einigen Tagen zu entlaufen, wir faßten ihn aber und er wird's nicht mehr thun!“ — Wir sahen uns den Irländer näher an und das bleiche Gesicht, das kalte trübe Auge bezeugten zu deutlich, daß Hoffnung ihm ausgestorben sei. Am Bein trug er eine schwere Kette, an der eine 50pfündige Kugel befestigt war, die jetzt auf dem Fußboden ruhte, sonst aber von dem Sträfling getragen wird. Ein eiserner Ring, aus dem drei lange Haken hervorsteckten, war ihm um den Hals gelegt, nicht als Strafe, sondern als ein Zeichen für die Wächter, daß sie ihm besondere Aufmerksamkeit zu schenken haben. Die Kette und die Kugel hätte er abstreifen können in einem unbewachten Augenblicke, das dicke Halsband erforderte stundenlange Arbeit und hinderte ihn am Entkommen.

„Und ist dies die einzige Strafe, welche man auferlegt?“ fragte unser Freund. „Nein“, antwortete der Wächter, „er hat schon seine andere Strafe bestanden; folgen Sie mir, es soll eben jetzt Einer ins Bad.“ — Unser Freund folgte willig, wir zögernd. Wir hatten schon früher der schrecklichen Strafe mit beigewohnt und die Ekel erregende Scene stand uns noch deutlich vor Augen. Während der Wächter die Arbeit eines Sträflings inspizirte fanden wir Gelegenheit, unbemerkt unsere Taschen des Tabacks zu entledigen, mit dem wir uns im Wirthshause versehen hatten. Das Geräusch der Dampfmaschinen verschlang die energischen Dankesbezeugungen der unglücklichen Bewohner des Kerkers und nachdem unser Freund noch einen Blick bodenlosen Erstaunens auf uns geworfen hatte, folgten wir rasch dem Wärter in's Freie.

Als wir die Strafhütte, ein kleines, hölzernes Gebäude, erreichten, wurde der zu bestrafende Gefangene eben hineingeführt. Er war ein breitschulteriger kerniger, junger Kerl, in dessen Gesicht man die Spuren der wüthendsten Leidenschaften eingegraben sah. Als sein entschlossenes, blitzendes Auge die Vorrichtungen zu seiner Bestrafung überschaute, überflog ein höhnisches Lächeln seine Züge, als glaubte er nicht an die Schwere der Strafe. Auf ein Zeichen des Inspectors entkleidete er sich dann und wurde alsbald nackt auf eine Art Schemel gesetzt, auf welchem mittelst eiserner Schellen, auch seine Hände gehalten wurden, während ähnliche Schellen seine Füße unbeweglich hielten. Kaum war dies geschehen, so befestigte man einen hölzernen Kragen mit breiten, aufrechtstehenden Rändern um seinen Hals und im nächsten Augenblicke strömte das Wasser in einem gewaltigen Strom von oben auf den Unglücklichen herab.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihm als die Wucht des Wassers auf ihn fiel, aber in einem Nu war der seinen Hals umgebende hölzerne Kragen, dessen Rand fast die Höhe der Augen des Sträflings erreichte, gefüllt. Die Zuckungen des Körpers, die krampfhaften Bewegungen der Hände und Füße, die hervordringenden Augen und die dann erfolgende gänzliche Abspannung bewiesen, daß der Unglückliche dem Tode durch Ertrinken nahe gewesen sei. Als das Wasser langsam verrann, bekam der Sträfling seine Besinnung wieder. „Wollt Ihr jetzt gestehen?“ fragte der Inspector. — „Never“, antwortete der Bestrafte, „tödtet mich, aber ich gestehe Nichts.“ — Dann sollt Ihr auch ertrinken wie eine Ratte, wenn das Wasser des Hudson dazu ausreicht“, sagte der Inspector, durch die Härtnäckigkeit des Sträflings aufgebracht, und im nächsten Augenblicke rauschte das Wasser herab, der Kasten wurde nochmals gefüllt, die krampfartigen Bewegungen waren stärker und gräßlicher anzusehen und endeten wieder in totaler Bewußtlosigkeit.

Wir übergehen die Einzelnheiten dieser Schreckensscene, genüge es, daß erst nach dreimaliger Widerholung der furchtbaren Strafe der Verstockte ein Geständniß ablegte. Erst dann erfuhren wir sein Vergehen; er hatte durch die Vermittlung eines Freundes einen der Unterwächter bestochen, ihm dann und wann im Gefängnisse verbotene Luxusartikel, z. B. Wein, Cigarren &c. zuzustecken, und er weigerte sich des Geständnisses, um den Wächter vor den Folgen dieser Gesetzesüberschreitung zu schützen. Wir erfuhren erst später, daß der Wächter sofort entlassen und in Anklagezustand gesetzt worden sei.

Als wir wieder über den Hofraum dem Hauptgebäude zuschreitten, schlug plötzlich die Mittagsglocke und ihr Schall machte das Geräusch der Maschinen augenblicklich verstummen; Hämmer wurden bei Seite gelegt, der Webestuhl stand still und ehe noch 5 Minuten verstrichen, kamen die Sträflinge kolonnenweise aus den Werkstätten. Es war ein seltsamer und trauriger Anblick. Dicht an einandergedrängt mit beiden Armen ausgestreckt, passirten sie uns im Kettenschritt und gingen durch die Küche, wo andere Sträflinge an beiden Seiten der Colonne stehend, jeder der ausgestreckten Hände einen hölzernen Napf übergaben, deren einer die Speise, der andere reines Quellwasser enthielt. Dies ganze Manöver wurde mit der überraschendsten Schnelligkeit ausgeführt und in wenigen Minuten waren an Neunhundert Sträflinge auf diese Weise mit ihrem Mittagsessen versorgt. Wir eilten dem Zuge nach in das Innere des Hauptgebäudes; ihr dröhnender Schritt glich, als sie den Steinboden betraten, dem Geräusch einer sich bewegenden, gewaltigen Truppenmasse. Endlich hielt der Zug inne und auf ein Zeichen des Aufsehers trennten sich die Massen, bestiegen geräuschlos die vielen Corridors, betraten ihre Zelle und in wenigen Augenblicken war durch den Druck einer Feder jede Zellenthür durch eiserne Stangen befestigt. *) Neunhundert menschliche Wesen waren in diesem unge-

*) Seit ungefähr einem Jahre nehmen die Sträflinge ihr Mittagessen in einem großen Speisesaal, von dem jedoch Alle ausgeschlossen werden, die sich schlecht betragen.

heuren Raume eingeschlossen; sie waren in unserer unmittelbaren Nähe, aber wir hörten dennoch keinen Laut, kein Mund öffnete sich zur Klage — Alles war wie im Sarge, todt, Leben, Hoffnung, Gefühle, Alles, Alles wie ausgestorben.

Unser Freund hatte genug gesehen und bat ernstlich wieder in die freie Luft geführt zu werden.

Zur Sittengeschichte.

Das Leben in den Vereinigten Staaten hat äußerlich keinen so glatten Anstrich wie das Treiben in den Polizeistaaten unserer alten Welt; ob es aber dort im Allgemeinen um die Moralität schlimmer bestellt sei als bei uns mag hier ununtersucht bleiben. Ohnehin sind es zum Theil nicht eben die besten Leute, welche aus Europa nach Amerika wandern. Haben doch selbst einige Regierungen keinen Anstand genommen, den Gesetzen der Vereinigten Staaten zuwider, sogar Zuchthaus-Insassen auf Staatskosten nach Amerika zu schaffen. Schwindler und Glücksritter strömen in Menge über das Weltmeer, sobald auf dieser Seite des Oceans nicht sicher ihres Bleibens ist; sie beginnen ihr Handwerk von vorne in einem neuen Lande, in welchem übrigens Richter Lynch zum Theil ihrem verworfenen Leben ein Ende macht. Dazu kommt, daß ein großer Theil der europäischen Auswanderung den weniger gebildeten Klassen angehört, und daß unter den Hunderttausenden von Irländern, welche Jahr für Jahr Amerika überschwemmen, viele rohe, branntweintrunkene Menschen sind. Die erste Generation dieser Leute ist eben kein Gewinn für Amerika; die zweite ist schon besser. Aber in der Zwanglosigkeit kann sich der Mensch ungehindert ausleben, seine Leidenschaften treten stärker hervor, und wo tausende von Zeitungen erscheinen und Alles was geschieht veröffentlichen, erfährt auch das Publikum jeden Diebstahl, jede Gaunerei, jeden Betrug, jeden Mord. Wir zweifeln übrigens nicht, daß man aus den Londoner, Berliner, Wiener, Hamburger und Pariser Zeitungen eine ähnliche Aehrenlese von Missethaten der verschiedensten Art zusammenstellen könnte, wie es z. B. die Neuyorker Kriminalzeitung in Bezug auf die in Amerika begangenen Verbrechen thut. Uns ist in diesen Tagen eine Anzahl von Nummern des genannten Blattes zugekommen und wir geben aus demselben eine Aehrenlese. Es ist freilich kein gutes Korn dabei. Aber diese Verbrechen sind schon deshalb von Interesse, weil sie ein eigenthümliches, wir möchten sagen ethnisch-amerikanisches, ein specifisches Gepräge tragen.

Die Sycologisten.

Jedes Zeitalter zeichnet sich durch etwas Großartiges aus. Erfindungen, Entdeckungen, Revolutionen, das Erscheinen großer Männer und dergleichen bilden seinen Glanzpunkt. Man berechnet es nicht nach Jahren oder Jahrhunderten, sondern von jenen Glanzpunkten an. Man spricht vom Jahre 1492

nur als von der Entdeckung Amerikas; von 1618 als von dem dreißigjährigen Kriege; von den letzten Neunziger Jahren als von der französischen Revolution; von den ersten Jahren dieses Jahrhunderts als von dem Kaiserreich und man wird 1850 sehr schlagend als den Anfang der Aera vieler großartigsten Schwindeleien bezeichnen.

Wir sprechen nicht von den alltäglichen Hallunkenstreichen, mit denen unsere Polizeiberichte überfüllt sind, sondern nehmen Bezug auf die nicht auf Geld und Gut, aber auf die Ruhe, das Glück und den Seelenfrieden gerichteten Angriffe jener Schwindlerbanden, die unter dem hochklingenden Namen von Professoren der Sycologie in unserer Mitte hausen. Unseren deutschen Mitbürgern ist das Treiben dieser Nichtswürdigen verhältnißmäßig unbekannt; es wird ihnen daher von Nutzen und Interesse sein, Etwas darüber zu hören.

Wie der Name Sycologisten andeutet, maßen sich die Bekenner und Verbreiter dieser Lehre eine unbezwingliche Gewalt über die Seele des Menschen an. Ein Blick von ihnen genügt, ihrer Aussage nach, sie über den Seelenzustand, so wie über die Gefühle und den Charakter des Menschen zu belehren. Der Blick hat auch mesmerische Kraft, denn der, welcher diesem Experimente unterworfen ist, fühlt seine Glieder gelähmt, seine Sehkraft verschwindet und er überläßt sich ganz dem Willen des Sycologisten. Andere, auf welche der elektrische Blick weniger Kraft ausübt, sind nicht diesem gänzlichen Schwinden der Sinne unterworfen, gehorchen aber, einem Hunde gleich, dem herrischen Befehl ihres Meisters und denken sich, wie er es wünscht, in das Wesen Anderer hinein, bis man sie kaum überzeugen kann, daß sie nicht jene Person wirklich sind. So z. B. werden bei jeder öffentlichen Vorstellung Männer wie Kossuth, Clay, Webster u. s. w. pflichtgemäß personifizirt und die erstaunte Masse wagt nicht ohne Zittern, den Professor anzublicken, der eine so gewaltige Macht über die Seele des Menschen zu haben scheint.

Alles dieses ist Humbug, Gaukelei und Betrug. Hätte jedoch die Sache mit der Vorstellung ein Ende, so könnte man sie schon mit Stillschweigen übergehen und denken, „es ist allerdings unrecht, daß Leute so um ihr Geld betrogen werden, da es ihnen aber Spaß macht und sie doch jedenfalls anderswo auch betrogen werden würden, so machts nichts aus.“ — Es liegt aber noch mehr hinter der Sycologie, als der ärmliche Betrug um zwei Schillinge, denn leider ist so viel von der Lehre wahr, daß durch den Druck gewisser Handmuskeln und das Halten einer galvanischen Zinkplatte dasselbe Resultat herbeigeführt werden kann, welches den Namen des Mesmer der Nachwelt übergeben wird. Dazu kommt noch, daß außer den öffentlichen Vorstellungen auch privatim Experimente gemacht werden, während denen die Herren Professoren der Sycologie ihre weiblichen Besuchenden eben nicht auf die anständigste Art behandeln und häufig selbst sie zu der Befriedigung ihrer thierischen Lüste herabwürdigen.

Obgleich die Sycologisten ihre Kraft als eine göttliche ausgeben, lassen sie sich dennoch herab, das Geheimniß derselben für wenige Thaler den Gläubigen

zu verkünden. So kommt es denn auch, daß eine Masse angehender Sycologie-Aspiranten die Stadt durchstreichen und ihre Kunst an Jedem versuchen, der sich dazu hergeben will. Da jeder dieser hoffnungsvollen Jünglinge sein eigenes Ziel bei der Erlernung der Kunst im Auge hat, so kann man daraus am besten schließen, was das Ende davon sein wird.

Das schöne Geschlecht hat sich am bemerkbarsten der neuen Lehre zugeneigt und die Folgen desselben haben sich in häufig vorkommenden schlechten Familienverhältnissen, Zerwürfnissen und vielen Scheidungsklagen schon gezeigt. In Brooklyn allein sind sieben dieser Klagen während der letzten zwei Monate anhängig gemacht, was um so mehr zu bedauern ist, da bis zum Ausbruch dieser Sycologie-Manie unter den Klagenden und Beklagten niemals ein ernsthafter Zwiespalt stattfand.

In die „Stadt der Kirchen" sind auch seit Kurzem die Rochester Klopfgeister in solcher Masse eingezogen, daß es fast in jedem Hause jetzt klopft. Wir wohnen in der Mitte dieser geisterhaften Umtriebe, sind aber bis jetzt nicht durch überirdische Erscheinungen in unserer Ruhe gestört worden. Die Klopfgeistergeschichten sind jetzt so abgeschmackt, daß wir uns nicht weiter über dieselben auslassen wollen, doch können wir uns nicht das Vergnügen versagen, es unseren Lesern kund zu thun, daß die Klopfgeister sich jüngst auch als dienstbare Geister erwiesen haben. Einer unserer Freunde, ein sehr achtungswerther Mann, versicherte uns nämlich mit der ernsthaftesten Miene, daß er Augenzeuge gewesen sei, wie die Klopfgeister mit einem sehr schweren Tisch plötzlich davonliefen. Um sich zu überzeugen, daß die Sache nicht durch Menschenhände beschickt würde, hatte sich unser Freund mit noch zwei Anderen auf den Tisch gesetzt, so daß es übermenschliche Kräfte verlangte, denselben zu heben, aber es half nichts, der Tisch lief wieder davon, von Geisterhänden getragen. Wir fragten unschuldiger Weise, warum denn, der Meinung unsers Freundes nach, die Klopfgeister eine so besondere Malice auf jenen Tisch gehabt hätten, und es wurde uns zur Antwort, daß die Geister jedes Stück Mobilar weggetragen haben würden, hätte das Medium es ihnen nur befohlen!! —

Die Aussichten auf Umziehetage sind also besser als je zuvor. Man braucht nur den Klopfgeistern ein gutes Wort zu geben und augenblicklich spaziert das ganze Mobilar mit Kesseln und Töpfen Einem in die neue Wohnung nach. Was wird dies Zeitalter der Gaukelei noch weiter an Großartigem hervorbringen?

Ein Tumult in St. Louis.

St. Louis, 17. April. Der 5. April 1852 wird ein ewig denkwürdiger Tag in der Geschichte der Deutschen Amerika's bleiben. An diesem Tage erhoben hier die sogenannten »American natifs« einen blutigen Angriff gegen die deutsche demokratische Bevölkerung, versuchten die erste Ward zu erstürmen und scheuten sich nicht der Brandstiftung und Zerstörung des Eigenthums deutscher

Bürger. Die Office des „Anzeiger des Westens“ war bis Mitternacht von geworbenen Pöbelhaufen umlagert und sollte durchaus demolirt werden. Nur dem energischen Auftreten der Missouri-Jäger und der St. Louis Grays-Compagnie ist es zu verdanken, daß keine zweite Bartholomäusnacht unter der Leitung der Jesuiten hier gefeiert worden ist.

Mayor Kennett, das Haupt der Stadtverwaltung, ließ sich während des Riot nirgends sehen. Nur der Sheriff von St. Louis County und die Hauptleute der Militärcorps thaten ihre Pflicht und verhinderten die Ausführung des von den Nativs beabsichtigten Streiches gegen die Deutschen.

Es handelte sich in St. Louis um eine neue Stadtwahl; die Whigs hatten Kennett, die Demokraten Conway aufgesetzt und die deutsche Presse trat natürlich auf die Seite der Letzteren.

Schon fünf Tage vor der Wahl brachten der „Intelligencer“ und „Dispatch“ heftige, das Volk aufregende Artikel. »The Clique Kayser, Boernstein, Philipps & Co. must be crushed away!« war das Losungswort und bekannte Agenten und Contraktoren der Whigverwaltung forderten in jeglicher Weise die demokratischen Bürger heraus. Reiter, die am Wahltage im gestreckten Galopp aus der ersten Ward heraufkamen, erzählten überall den Volkshaufen, daß die Deutschen der ersten Ward die eingebornen Bürger mißhandelten und ermordeten.

Nun organisirte sich ein förmlicher Kreuzzug und gegen 4 Uhr bewegte sich ein Haufen von mehr als Tausend Personen mit Knitteln und Waffen versehen und von anständig gekleideten Personen zu Pferde kommandirt, hinab gegen die erste Ward. Alle Läden waren dort geschlossen, aber ohne Weiteres schlug der Pöbel dieselben ein, drang gewaltsam in die verschlossenen Häuser der Deutschen und zerstörte darin Alles. Eine andere Abtheilung dieser Bande griff im Soulard Markthause die hier versammelten Bürger der ersten Ward mit Steinwürfen und Pistolenschüssen an und vertrieb sie von den Stimmkästen. Der Kampf wurde nun von beiden Seiten ein heftiger. Der „Mob“ griff das Haus eines achtbaren Deutschen, Namens Niemeyer, der bei dem Wahltumult gar nicht betheiligt war, auf das wüthendste an, zerstörte darin das Mobiliar, zerschlug Wein- und Whisky-Fässer, trank und zündete dann das Haus an. Niemeyer und Frau wurden so sehr mißhandelt, daß Beide dem Tode nahe sind. Das Nachbarhaus brannte ebenfalls nieder, jeder Versuch zum Löschen wurde gewaltsam abgewehrt, Scenen des Mordes und der Plünderung begannen, wie sie selten irgendwo vorgekommen sein mögen. Die Rowdies hatten sich in Niemeyer's Hause der Kanonen der Missouri-Artillerie bemächtigt und richteten dieselben geladen auf das Volk, ohne daß die Behörde einschritt. Erst die einbrechende Nacht machte diesen Scenen ein Ende. Die Anführer des Riot traten dann in Gruppen, in denen Redner die Menge aufforderten, die Office des Anzeiger des Westens, der Union, so wie das Wohnhaus Herrn Alexander Kaysers, zu zerstören und niederzubrennen. Unterdessen hatte Herr Belt, der

Sheriff von St. Louis County, auf eigene Verantwortung die freiwilligen Militär-Compagnien aufgeboten. Die St. Louis Greys unter Capitän Knapp, Missouri-Jäger, die Union Scharfschützen, Missouri Dragoner und die Missouri Artillerie sandten starke Patrouillen und beschützten die genannten Officen, so daß bei der drohenden Haltung dieser Corps sich nach 12 Uhr Nachts die Menge verlief. Noch ein Schandstück verübten die Rowdies nach dieser Zeit, indem sie das Riehl'sche Haus (7. Straße) in Brand steckten. Zwei Gebäude wurden ein Raub der Flammen, da sich die Feuerleute nicht zu löschen getrauten. Der Brandschaden beläuft sich auf ca. 25,000, ohne die übrigen Zerstörungen. Unter den schwer Verwundeten nennen wir namentlich die Herren Döbler, Fleischhauer, Böser (tödlich), Archar, Jenny, Nabers, Eutrop und Niemeyer, Frau Niemeyer und Frau Ammann.

Die Rowdies haben in einer gestern abgehaltenen Versammlung beschlossen, den Advokaten Kayser und Börnstein vogelfrei zu machen und Beide todt zu schlagen.

Der bei dem Brande des Niemeyer'schen Hauses getödtete Feuermann Stevens wurde am 7. beerdigt. Mayor Kennet folgte dem Sarge und man trug ein Banner mit der Devise: »Americans! We bury our brother! Remember, how he was slain!« —

Von den Deutschen wurden überall Zeugnisse gesammelt, um einen Monsterproceß gegen die Häupter des „Mob" zu beginnen. Wie man hört, wird dem Vereinigten Staaten Senator Seward von Neuyork die Anwaltschaft der klagenden Partei angetragen werden.

Gegen Ned Buntline, den Haupträdelsführer, ist der Verhaftsbefehl bereits erlassen und die Gegenpartei scheint plötzlich so in Furcht zu gerathen, daß der Rowdie-General Robert O'Blennis zum Besten Niemeyer's collektiren geht. Daß diese Subjekte kein Ehrgefühl besitzen, sieht man hieraus am deutlichsten; zuerst sengen und brennen sie wie Raubmörder und dann betteln die Schurken zum Vortheil der Abgebrannten.

Der „Intelligencer" von heute meldet triumphirend, daß allein ein deutscher Arzt in der ersten Ward an die dreißig verwundete »Dutchmen« unter seiner Pflege habe und daß diese Verletzungen meistens von Pistolen- und Flintenschüssen herrühren.

Californische Begebenheiten.

San Francisco, 10. April 1852. — Das deutsche Leben nimmt hier einen so erfreulichen Aufschwung, daß Californien in dieser Hinsicht bald vielen Staaten der Union voranseilen dürfte. Gegen 30,000 Landsleute sind im Lande bereits ansässig, und darunter befinden sich viele Familien die zu den reichsten gehören; wir nennen nur die Sutter'sche, welche wohl den Vergleich mit Astor's in Neuyork aushalten kann. — Binnen Kurzem wird unter dem Titel „Californische Staatszeitung" wöchentlich drei Mal ein deutsches Organ hier erscheinen, dessen bekannter und in den besten Kreisen dahier be-

liebter Herausgeber sich gegenwärtig in der Empire City des Nordens befindet, um Schriften, Pressen ꝛc. für die Druckerei anzukaufen.

Trotz des großen Reichthums, der im Allgemeinen in unserm Goldlande herrscht, geschehen doch verhältnißmäßig nirgends mehr Diebstähle und Mordanfälle als hier. Es scheint als hätte die ganze Erde ihre abgefeimtesten Gauner hier ausgespieen, so viele Schurken, besonders Spieler, treiben hier ungestört ihr wüstes Leben. Galgenvögel aus England, Frankreich, Italien und Deutschland — sogar aus China und Japan, flattern hier frei umher und picken die schwersten Goldkörner auf. Jedes dritte Haus ist eine Spielhölle und ich erlebte schon Beispiele, daß Minirer ihren während jahrelanger Mühen gesammelten Reichthum in einer Stunde wieder durch das Spiel verloren. Aber auch gemeine Hausdiebstähle kommen taglich vor. So wurde Herr S. Eckstein durch einen Mann, Namens Nathan Tyson, um eine große Quantität seidener Bänder und Borten gestern bestohlen. Vor Gericht schwor der Gauner die That förmlich ab, mehrere Freunde bezeugten seinen guten Charakter und so wurde der Beklagte entlassen. Ein derart schwacher Gang unserer Gerichte läßt noch lange nicht auf größere Sicherheit hoffen, und das »help yourself!« wird herrschend bleiben, bis eine stärkere Presse die Behörden kontrolirt. Die „Alta California“ ist täglich Angriffen von Seiten der Gambler und Rowdies ausgesetzt, und wo die Presse genöthigt ist vor solchem Gesindel zu zittern, da steht es schlecht um Ordnung und öffentliche Sicherheit.

Die Indianer fahren fort Weiße abzuschlachten wo sie solche erwischen können; umgekehrt macht man es so mit ihnen, und ist daher den Rothhäuten die Rache nicht zu verargen. — Zu Newton wurde vor einigen Tagen ein farbiger Gauner von der Volksjustiz des Diebstahls schuldig befunden und gelyncht. — Die Chinesen betragen sich unter allen Einwanderern am Besten. Gestern kam wieder ein Trupp von 173 Mann auf der Barke John Mayo hier an. Auf Bambusstangen trugen sie ihre Bagage und wurden herzlich bewillkommnet.

Dreißig Indianer von dem Cottonwood-Stamme, welche den Sohn Mc Kinney's erschlagen und dessen Haus beraubt hatten, wurden sämmtlich auf einer Jagd der Weißen gegen die Flüchtigen erschossen. Joseph Fisch, ein Drucker in Sacramento, beging im Phönix-Hotel Selbstmord, indem er Laudanum nahm. In Onion Valley wurden fünf Indianer, die einen Amerikaner ermordet hatten, gelyncht. Etwa hundert Personen traten zusammen und hielten Gericht über die Gefangenen, von denen drei ihre Schuld eingestanden. Der Urtheilsspruch lautete einstimmig auf „Hängen!“ Zu Stockton kam es zwischen einem New-York Volunteer und einem Individuum aus Pike County zu blutigem Kampfe, wie das hier so oft vorkommt. Gegen dreihundert Bürger umgaben die Streitenden im Kreise; unter Pfeifen und Zischen endigte die Scene, als der erwähnte Pike County Kämpfer blutend gestand, daß er „genug habe.“

Aus Texas.

Texas, 12. April. — Vor einigen Wochen kam hier ein Deutscher, Namens Johann Straßer, an und reiste weiter nach Victoria. In seiner Begleitung befand sich eine Mulattin von seltener Schönheit, und in voriger Woche folgte dem Pärchen hierher ein Pflanzer von Alabama, um den Sklavendieb zu verfolgen. Straßer bekam Nachricht davon in Victoria und flüchtete mit seiner gestohlenen Schönen zwei Tage vor dem Eintreffen des Verfolgers. Einige Bürger leisteten jedoch dem Alabamer Gesellschaft und man stellte eine Jagd nach den Liebenden an, die mit dem Tode derselben endigte. In Lavaca County holten die Jäger das flüchtige Paar ein, und als Straßer sah daß kein Ausweg mehr blieb den Gegnern zu entrinnen, zog er seinen Revolver. Ein Knall — und die Mulattin lag todt darnieder. Darauf rief er den Verfolgern zu: „todt, aber nicht lebendig!“ und hielt sich das Pistol vor die Brust. Der Schuß traf den Unglücklichen so, daß er nach zwei Stunden starb. In verschiedenen Theilen von Texas giebt sich ein aufständischer Geist unter der Sklavenbevölkerung kund. Am 5. entsprangen Mr. Mitchell zwei Neger, nachdem sie ihren Herrn und dessen Cousin Mr. Donohoe tödtlich verwundet hatten. Am 4. wurde in Lavaca ein schändlicher Mord an Mr. Fulkerson, Sheriff des County, von einem Fremden, Namens Sharkey, begangen. Ohne jede Veranlassung schoß dieser dem allgemein geachteten Beamten eine Kugel durchs Herz und bemerkte nachher lachend, daß er der beste Schütz im Staate sei. Er wurde indeß sofort von der Menge ergriffen und gelyncht. Seinen Leichnam ließ man die Nacht hindurch hängen.

Aus Neuorleans.

Neuorleans, 25. April. — Vor acht Tagen fand ein blutiger Zweikampf zweier Fischer am See Pontchartrain Statt, welcher den Tod eines der beiden Streiter herbeiführte. Aus dem Zeugnisse des Coroners ergiebt sich, daß dieses Duell ein höchst seltenes und hartnäckiges war. Beide Männer gingen ohngefähr 300 Schritte von der Eisenbahn entfernt an der See; zuerst warfen sie ihre Messer auf den Boden. Pastor sagte, daß Pagas ein besseres Messer habe, als er. Darauf erwiederte dieser, daß sie umtauschen wollten, was geschah. Pastor brachte dem Pagas die erste Wunde an der Brust bei, wohingegen dieser Jenem einen beträchtlichen Schnitt in den Nacken versetzte. Pastor ging wieder auf Pagas los, aber letzterer parirte ihm seitwärts, daß er niederfiel. Nun gab ihm der Verfehlte einen Stich mit seinem Bowiemesser, das tief in Lungen drang. Der unglückliche Pastor wollte im Todeskampfe noch sein Pistol ziehen, aber Pagas lief eine Strecke fort und der Verwundete war zu schwach, um noch feuern zu können. Er stolperte zu Boden und hauchte sein Leben aus. Eine Menge von Zuschauern standen in der Entfernung und sahen diesem furchtbaren Zweikampfe auf Leben und Tod zu. Pagas, der Sieger, wurde arretirt.

Aus Kentucky.

In Kentucky hat sich ein Fall ereignet der die dortige Bevölkerung mit Schauder erfüllt. Russel, Isaiah und Frederick Hill mit mehreren ihrer Söhne wurden auf ihrer Rückkehr nach Lancaster von Tetersville plötzlich von den Fenstern eines Hauses aus beschossen und Russel Hill tödlich verwundet. Zu Boden fallend sagte er: „für mich könnt ihr Nichts mehr thun, Freunde, also rächt mich.“ — Kaum war er verschieden, als unter Wuthgeschrei die Hinterbliebenen das Haus überfielen. Die Thüre wurde eingebrochen und es entspann sich ein furchtbarer Kampf mit Revolvern, Bowiemessen und Dolchen. Ein Mann, Namens Sellers, erhielt fünf Schüsse und wurde dann von dem Sohn des Isaiah Hill mit einem Messer zerfleischt. Derselbe Knabe, obschon nicht mehr als 14 Jahre alt, erschoß demnächst einen gewissen Crisman, an dessen Leiche man nachher über funfzig Messerstiche fand. Isaiah Hill fand auch seinen Tod dort durch einen Büchsenschuß, nachdem er mit einem Samuel Sellers mehrere Minuten in einem verzweifelten Kampfe auf dem Boden sich gewälzt hatte. Sellers hatte sich in dem Nacken seines Feindes festgebissen, und selbst nach dem Tode desselben verstümmelte er, einem blutgierigen Thiere gleich, den leblosen Körper mit seinen Zähnen!

Zur Statistik der Vereinigten Staaten.

Wir haben aus Neuyork einen Bericht des mit der letzten allgemeinen Zählung oder vielmehr der allgemeinen Abschätzung (Census) beauftragten Oberbeamten erhalten, der uns einen Blick in die Art und Weise thun läßt, wie diese Zählung vorgenommen wurde. Man weiß in den Vereinigten sehr wohl wie wichtig dergleichen amtliche, möglichst zuverlässige Nachweisungen für alle Lebensbeziehungen sind, und scheuet deshalb auch keine Kosten um im öffentlichen Interesse genaue Resultate zu erhalten.

Der Oberbeamte bemerkt ausdrücklich, daß sowohl von Staatsbehörden als Privatleuten fast täglich Anfragen und Gesuche um statistische Auskunft eingehen, und daß dieselben auch während der mühsamen Arbeiten der Abschätzung eingelaufen und beantwortet seien. Für die Formulare hatte man bei der letzten Zählung eine neue zweckmäßige Einrichtung befolgt, und die Anfragetabellen haben mehrere Rubriken erhalten.

Die Kosten des Zählungs-Amtes (Census Office) betrugen für Druck und Papier 33,153 Doll.; für Kosten welche den Vereinigten Staaten Marschällen ausbezahlt wurden, 34,001 Doll.; an die Assistant Marschalls wurden gezahlt 891,245 Doll.; für Schreibgebühren und sonstige Bureaukosten 105,929 Doll; so daß die Aufnahme des Census im Ganzen 1,267,500 Doll. kostete. Dabei ist der Druck, welchen das Werk über den ganzen Census kosten wird, noch nicht inbegriffen.

Der Oberbeamte lobt die Bereitwilligkeit mit welchem alle Marschälle und deren Gehülfen seinen Wünschen entgegen kamen und ihre Pflicht erfüllten. Sie bewiesen den größten Eifer, und nur dadurch ist es möglich geworden eine ungeheure Menge des werthvollsten Stoffes zur Geschichte, Erdkunde und Geologie der Vereinigten Staaten zu erhalten. Aus allen Landestheilen kamen die Berichte rechtzeitig nach Washington, nur Californien macht eine Ausnahme, weil dort ein Theil der gesammelten Berichte durch Zufall verloren ging. Beschäftigt mit der Aufnahme waren im Ganzen 45 Marschälle und 3231 Gehülfen, welche sämmtlich gedruckte Verhaltungsregeln und Tabellenformulare erhielten.

Bei dieser Zählung hat man nur die Bevölkerung nach Counties, Cities, Stadttheilen (Wards) und Boroughs berücksichtigt. Es wäre aber in jedem Falle gut gewesen, wenn man bei dem bunten Mosaik, welches die Bewohner der Vereinigten Staaten bilden, auch auf Herkunft und Volksthümlichkeit der Einzelnen Rücksicht genommen hätte. Daß dieses nicht geschah, ist offenbar ein sehr beklagenswerther Mangel. Uebrigens hat jeder Bezirk, County, eine Abschrift seiner Zählung und Abschätzung behalten; jeder Einzelstaat besitzt gleichfalls eine solche, welche den ganzen Staat umfaßt. Die gesammten Originalberichte werden in Washington gebunden und aufbewahrt, damit künftige Geschlechter davon Einsicht nehmen können. Der Oberbeamte meint sogar, es sei wünschenswerth, die Namen aller volljährigen Bürger oder Familienväter alphabetisch zu verzeichnen und ihre Beschäftigungen und Gewerbe beizufügen; was etwa den Geburts-, Heiraths- und Sterberegistern wie sie in England geführt werden, entsprechen würde.

„Die siebente Zählung der Volksmenge in den Vereinigten Staaten liefert Ergebnisse, welche jeden Bürger des Landes mit Dankbarkeit und Stolz erfüllen müssen. Seit dem Census von 1840 sind dem Gebiete der Republik durch Anknüpfung (Annexation) Eroberung und Kauf nicht weniger als 824,969 englische Geviertmeilen hinzugefügt worden, und unser Rechtsanspruch auf ein Gebiet, welches 341,463 Geviertmeilen begreift, das aber früher von einer fremden Macht in Anspruch genommen und zum Theil besetzt gehalten wurde, ist nun unser unbestrittenes Eigenthum. (Oregon.) So hat sich denn der Flächenraum der Vereinigten Staaten binnen zehn Jahren von 2,065,163 auf 3,221,595 englische Geviertmeilen vergrößert; ungerechnet die großen Seen an unserer nördlichen Gränze oder die Buchten an der Küste des atlantischen Oceans oder des großen Weltmeeres.“

Texas hatte im Jahre 1840 etwa 75,000 Einwohner; als Californien, Mexico und Oregon 1846 in unsern Besitz kamen, hatten sie eine Volkszahl von 97,000, so daß seit 1840 in solcher Weise ein Zuschuß von 172,000 Seelen gewonnen worden ist. Da Texas auch vor seiner Vereinigung mit den Vereinigten Staaten den bei weitem größten Theil seines Bevölkerungszuschusses aus diesen letzteren erhielt, so konnte man sie füglich mit einrechnen. Nimmt man, was der Wahrheit nahe kommen wird, für Californien 165,000 und

für Utah 12,000 Köpfe an (sie betrug 1850 11,381) so stellt sich für den 1. Juni 1850 eine Gesammtzahl von 23,246,301 Seelen heraus. Der absolute Zuwachs seit dem 1. Juni 1840 betrug 6,176,848 Seelen, der wirkliche Anwachs in Procenten 36.18. Zieht man aber den Betrag der neuerworbenen Bevölkerung ab, um zu einem Vergleiche zwischen den Ergebnissen der Zählung von 1840 und jener von 1850 zu gelangen, so stellt sich die Ziffer auf 23,074,301, der Anwachs auf 6,004,848, und der relative Zuwachs auf 35.17. Die Gesammtzahl der Weißen 1850 betrug 19,719,366, was gegen 1840 ein Mehr von 5,423,371, und einen relativen Zuwachs von 38.20 ergiebt. Schließt man aber die 153,000 Seelen freier Leute aus, welche seit 1840 durch Gebietseinverleibung hinzukamen, so stellt sich der Gewinn auf 5,270,371, und der Anwachs in Procenten auf 37.14.

Die Anzahl der Sklaven beträgt nach der jetzigen Zählung 3,198,298 was 711,085 mehr ergiebt oder etwa 28.58 Procent. Rechnet man 19,000 Sklaven ab, welche Texas 1840 besaß, so stellt sich der absolute Zuwachs auf 692,085 oder 27.83 Procent.

Die Anzahl der freien Farbigen stellte sich 1850 auf 428,673, und 1840 auf 386,245 Seelen; also ein Zuwachs von 42,392 oder 10.95 Procent.

Von 1830 bis 1840 betrug der Anwachs der Gesammtbevölkerung 32.67 Procent. In demselben Verhältnisse hätte die absolute Zunahme für das letztverflossene Jahrzehnt 5,578,333 Köpfe betragen müssen, oder 426,515 weniger als wirklich der Fall ist. Die Gesammtzunahme aus allen Quellen weist eine relativ größere Zunahme auf als irgend einer der vorhergegangenen zehnjährigen Zeitabschnitte, ausgenommen jenen zwischen der zweiten und dritten Zählung. Damals kam nämlich Louisiana durch Kauf an die Vereinigten Staaten. Die zehnjährige Vermehrung in den bevölkertsten Theilen Europas beträgt jährlich weniger als 1½ Procent, in den Vereinigten Staaten dagegen 3½ Procent. Bleibt die Zunahme in den letzteren wie bisher, so wird die Bevölkerung dieser großen Bundesrepublik schon nach vierzig Jahren die gegenwärtige Volksmenge von England, Frankreich, Spanien, Portugal und der Schweiz, diese alle zusammengenommen, übersteigen.

Die relative Vermehrung der verschiedenen Bevölkerungsklassen ergiebt sich aus folgender Zusammenstellung:

Klassen.	1790 bis 1800	1800 bis 1810	1810 bis 1820	1820 bis 1830	1830 bis 1840	1840 bis 1850
Weiße	35·7	36·2	34·19	33·95	34·7	38·28
Freie Farbige	82·2	72·2	25·25	36·85	20·9	10·9
Sklaven	27·9	33·4	29·1	30·61	23·8	28·58
Total Farbige . . .	32·2	37·6	28·58	31·44	23·4	26·22
Gesammtbevölkerung	35·01	36·45	33·12	33·48	32·67	36·25

Vor 1830 wurde die Zählung im August vorgenommen; in dem genannten Jahre begann sie am 1. Juni, also zwei Monate früher, so daß an den zehn Jahren zwei Monate ausfallen; diese mitgerechnet würde sich die Gesammtvermehrung auf 34.36 Procent stellen.

Die nachstehende Tabelle giebt die Vermehrung von 1790 bis 1850 ohne Rücksicht auf die zwischenliegenden Perioden.

Zahl der	**1790.**	**1850.**	Absoluter Zuwachs.	Zuwachs in pCtn. in 60 Jahren.
Weißen	3,172,464.	19,630,738.	16,458,274.	518.78.
freien Farbigen	59,466.	428,661.	369,195.	620.85.
Sklaven	697,879.	3,198,324.	2,500,427.	358.28.
Total				
freie Farbige und Sklaven	757,363.	3,626,985.	2,869,622.	378.89.
Gesammtbevölkerung	3,929,827.	23,257,723.	19,327,896.	491.82.

Vor 60 Jahren war das Verhältniß zwischen Weißen und Farbigen wie 4.2 zu 1, in 1850 wie 5.26 zu 1, und das günstige Verhältniß zu Gunsten der Weißen ist im Steigen. Hätte sich die Zahl der Farbigen während dieser sechszig Jahre eben so vermehrt wie jene der Weißen, so würde sie am 1. Juni 1850 sich auf 4,657,239 haben stellen müssen; sie hat aber den Weißen gegenüber 1,035,340 verloren.

Wir haben schon in einem frühern Hefte des Westlandes Einiges über den Zuwachs gesagt, welchen die Vereinigten Staaten durch die Einwanderung erhielten, und bemerkten, daß Doctor Chickering in einem 1848 zu Boston erschienenen Werke denselben auf 3,922,152 Köpfe schätzt. Wir stellen hier noch einige Zahlen zusammen. Vor 1820 wurden keinerlei irgend zuverlässige Listen darüber geführt; erst durch ein Gesetz vom März 1819 wurden die Hafencollectoren angewiesen in jedem Vierteljahre Listen über die angekommenen fremden Passagiere anzufertigen. Nach Chickering's Annahme war von den 6,431,088 Einwohnern der Vereinigten Staaten in 1820, eine Zahl von 1,430,906 seit 1790 ins Land gekommen oder von solchen geboren, die vom Auslande her eingewandert waren. Nach einer Schätzung Seybert's waren von 1790 bis 1810 etwa 120,000 Fremde ins Land eingewandert, und von 1810 bis 1820 kamen nach Seybert's und Tucker's Annahme etwa 114,000 Ausländer. Das würde für die dreißig Jahre vor 1820 etwa 234,000 Einwanderer ergeben.

Nimmt man an, daß diese Einwanderer während jener drei Jahrzehnte sich im Durchschnitt in derselben Weise vermehrt haben, wie die übrige weiße Bevölkerung, so würde die Ziffer sich für 1820 auf etwa 360,000 Köpfe stellen. Von 1820 bis 1830 kamen, laut den Tabellen der Zollhäuser, 135,986 fremde Einwanderer, von 1830 bis 1840 schon 579,370, für diese zwanzig Jahre also 715,336 Köpfe. Doch ist noch zu beachten, daß während dieser Zeit auch viele Engländer, Schotten und Irländer über Canada her einwanderten.

Chickering berechnet deren Anzahl für das Jahrzehent von 1820 bis 1830 auf 67,993, und von 1830 bis 1840 auf 199,130; zusammen also für diese zwanzig Jahre auf 267,123 Köpfe.

Von 1840 bis 1850 stellt sich die Ziffer der in den Häfen der Vereinigten Staaten angekommenen Einwanderer in folgender Weise:

1840—41	83,504.	1846	202,157.
1842	101,107.	1847	234,756.
1843	75,159.	1848	226,524.
1844	74,607.	1849	269,610.
1845	102,415.	1850	173,011.
		Total	1,542,850.

Hier ist zu bemerken, daß die Angabe unter 1846 fünfzehn Monate begreift, nämlich die Zeit vom 1. Juli 1845 bis zum 30. September 1846. Für 1850 giebt der Bericht des Staatsdepartements 315,333 Köpfe als Gesammtsumme der in die Vereinigten Staaten Angekommenen; davon waren aber 30,320 Bürger aus den atlantischen Staaten der Union, welche zur See nach Californien gingen, und 5320 waren Landeseingeborene, welche aus fremden Ländern zurückkehrten.

Während des letzten Jahrzehents ist die Einwanderung von Europäern über die canadische Gränze her nicht eben sehr beträchtlich gewesen, und sie gleicht sich wohl aus gegen die Anzahl derer, welche aus den Verein. Staaten nach Canada ziehen.*) Nimmt man die obigen Ziffern als richtig an, und sie werden der Wahrheit ziemlich nahe kommen, so ergiebt sich Folgendes:

Anzahl der angekommenen Ausländer von 1790 bis 1810	120,000.
Natürlicher Zuwachs in zehnjähriger Periode	47,560.
Angekommene Ausländer von 1810 bis 1820	114,000.
Zuwachs derselben bis 1820	19,000.
Anwachs derer, welche vor 1810 kamen, von 1810 bis 1820	58,450.
Gesammtzahl der Einwanderer und ihrer Nachkommen, im J. 1820	359,010.
Einwanderer, welche von 1820 bis 1830 ankamen	203,979.
Zuwachs derselben, wie oben	35,728.
Zuwachs von 1820 bis 1830 der Einwanderer und der Nachkommen von Einwanderern die 1820 schon im Lande waren	134,130.
Gesammtzahl der Einwanderer und ihrer Nachkommen 1830	732,847.
Einwanderer welche von 1830 bis 1840 ankamen	778,500.
Anwachs derselben, wie oben	135,150.

*) Neuerdings nehmen doch wieder viele Auswanderer, besonders solche, welche sich in den nordwestlichen Staaten ansiedeln wollen, ihren Weg über Quebec. Der Fahrpreis aus Europa dorthin ist immer um einige Thaler billiger als nach Neuyork, weil die Schiffe in Canada durchschnittlich eine höhere Rückfracht bedingen können als in den atlantischen Häfen. A.

Anwachs von 1830 bis 1840 der Einwanderer, und Nachkommen der Einwanderer, welche schon 1830 in den Verein. Staaten waren .... 254,445.
Gesammtziffer der Einwanderer und ihrer Nachkommen in 1840 · 1,900,942.
Anzahl der von 1840 bis 1850 gekommenen Einwanderer .... 1,542,859.
Zuwachs derselben zu 12 Procent gerechnet .... 185,142.
Die Zahl der 1840 in den Verein. Staaten befindlichen Einwanderer und ihrer Nachkommen ergiebt einen Zuwachs von 722,000.
Total von 1790 bis 1850, Einwanderer und deren Nachkommen · 4,350,934.

Die nachstehende Tabelle giebt eine Uebersicht des Flächeninhaltes der verschiedenen Staaten, ihrer Bevölkerungszahl, und wie viel Seelen auf jede englische Geviertmeile kommen.

Staaten.	Geviertmeilen.	Kopfzahl 1850.	Kopfzahl auf die Geviertmeile.
Maine	30,000	583,188	19·44.
Neu Hampshire	9,280	317,964	34·26.
Vermont	10,212	314,120	30·76.
Massachusetts	7,800	994,499	127·49.
Rhode Island	1,306	147,544	112·97.
Connecticut	4,674	370,791	79·33.
Neu York	46,000	3,097,394	67·33.
Neu Jersey	8,320	489,555	58·84.
Pennsylvania	46,000	2,311,786	50·25.
Delaware	2,120	91,535	43·17.
Maryland	9,356	583,035	62·31.
Virginia	61,352	1,421,661	23·17.
Nord-Carolina	45,000	868,903	19·30.
Süd-Carolina	94,500	668,507	27·28.
Georgia	158,000	905,999	15·68.
Alabama	50,722	771,671	15·21.
Mississippi	47,156	606,555	12·86.
Louisiana	46,431	511,974	11·02.
Texas	237,321	212,592	·89.
Florida	59,268	87,401	1·47.
Kentucky	37,680	992,405	26·07.
Tennessee	45,600	1,002,625	21·98.
Missouri	67,380	682,043	10·12.
Arkansas	52,198	209,639	4·01.
Ohio	39,964	1,980,408	49·55.
Indiana	33,809	988,416	29·23.
Illinois	55,405	851,470	15·36.

Staaten.	Geviertmeilen.	Kopfzahl 1850.	Kopfzahl auf die Geviertmeile.
Michigan	56,243	397,654	7·07.
Jowa	50,914	192,214	3·77.
Wisconsin	53,924	305,191	5·65.
California	188,982	—	—
Minnisota	83,000	6,077	·07.
Oregon	341,463	13,293	·03.
Neumexico	219,774	61,547	·28.
Utah	187,923	11,380	—
Nebraska	136,700	—	—
Indianer-Gebiet	187,171	—	—
Nord West „	587,564	—	—
District Columbia	60	51,687	861·45.

Der Census gruppirt die Staaten in einer andern Weise als bisher zu geschehen pflegte; er stellt die einzelnen Gruppen nicht bloß geographisch neben einander, sondern legt auch auf die klimatischen Verhältnisse, auf ihre Stapelerzeugnisse, auf die gleichartigen Gewerbs- und Handelsverhältnisse Gewicht. Demnach rechnet er z. B. Maryland, das gewöhnlich unter den südlichen Staaten aufgeführt wird, zu den mittleren Staaten, eben so Ohio, welches sonst immer dem Westen hinzugerechnet wird. Die nordwestlichen Staaten stellt er als eine besondere Gruppe hin. Im Süden des Potomac sind Baumwolle, Zucker und Reis die großen Stapelartikel; der Anbau derselben tritt ganz besonders hervor, auch ist der Betrieb des Ackerbaues ein ganz anderer als im Nordosten und Nordwesten. Dagegen erscheint die Industrie der centralen Staaten schon weit mannigfaltiger, eben so wie die Oberfläche ihres Bodens, auch sind die Culturmethoden andere, und man findet neben größeren Pflanzungen auch viele kleinere Ackergüter. Texas reihet sich, soweit es besiedelt ist, im Ganzen den übrigen Pflanzerstaaten an der Küste an. Californien hat eine besondere Stellung Wir haben schon früher die sieben Gruppen einmal aufgeführt, stellen sie jedoch der Uebersichtlichkeit wegen noch einmal zusammen.

Staatengruppen.	Flächeninhalt.	Bevölkerung.	Auf die Q.-Meile.
Neu-England. (6 Staaten.)	63,226	2,727,579	43·07
Mittlere Staten: Neuyork, Neu-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Ohio. (6 Staaten.)	151,760	8,653,713	57·02
Pflanzerstaaten an der Küste: Südcarolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi u. Louisiana. (6 Staaten.)	286,077	3,537,089	12·36

Staatengruppen.	Flächeninhalt.	Bevölkerung.	Auf die Q.-Meile.
Centrale Sklavenstaaten:			
Virginien, Nordcarolina, Tennessee, Kentucky, Missouri und Arkansas. (6 Staaten.)	308,210	5,168,000	16·75
Nordwestliche Staaten:			
Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin u. Jowa. (5 St.)	250,000	2,735,000	10·92
Texas..................	237,000	212,000	·89
Californien	189,000	165,000	·87

Der Flächeninhalt der ein und dreißig Staaten beträgt 1,485,870 Geviertmeilen, und im Durchschnitt kommen 15·48 Einwohner auf die Quadratmeile. Die Gesammtoberfläche der Vereinigten Staaten ist 3,220,000 Quadratmeilen, die durchschnittliche Dichtigkeit 7·219 auf die Geviertmeile. Wenn weiter oben, z. B. bei Maryland und Virginien der Flächeninhalt geringer angegeben worden ist, als in anderen Werken geschieht, so hat dieses seinen Grund darin, daß diese auch die Wasserfläche des Meeres innerhalb der Gränzen miteinrechneten, wobei denn ganz richtig Maryland mit 13,959 Geviertmeilen aufgeführt wird und Virginien mit etwa 66,000

In dem mit dem 1. Juni 1850 ablaufenden Jahre sind ihren Besitzern 1011 Sklaven entlaufen; in derselben Zeit wurden 1467 Sklaven freigelassen; von den letzteren die meisten in Maryland, 493; Delaware 277, Virginien 218 und Kentucky 152; in Missouri 50, in beiden Carolina zusammen nur 4. In derselben Zeit schickte die Ansiedelungsgesellschaft 562 farbige Auswanderer nach Liberia.

Die große Bedeutung der Landwirthschaft in den Vereinigten Staaten wird sich aus der nachfolgenden Tabelle deutlich herausstellen. Es ist aber zu bemerken, daß die Angaben für die Weizenerndte in mehreren westlichen Staaten nicht als Durchschnitt betrachtet werden können, namentlich nicht in Ohio, Indiana und Illinois, wo in 1849 der Ertrag weit unter einer schlechten Mittelerndte lieferte.

Erzeugnisse des Ackerbaues in den Vereinigten Staaten.

Staaten.	Bebaute Acker Landes.	Werth der landwirthschaftlichen Werkzeuge und Maschinen.	Werth des Viehstandes.	Buschel Weizen.	Buschel Mais.	Taback, Pfund.	Baumwolle. Ballen zu 400 Pfund.	Wolle, Pfund.	Wein. Gallone.
Maine	2,019,593	$ 2,363,517	$ 9,831,488	367,980	1,741,715	—	—	1,366,866	306
Neu-Hampshire	2,251,388	2,314,125	8,871,901	185,658	1,573,670	50	—	1,108,476	35
Vermont	2,322,923	2,774,959	11,292,748	493,666	1,625,776	—	—	3,492,087	140
Massachusetts	2,127,924	3,173,809	9,619,964	29,784	2,326,167	119,306	—	576,736	4,122
Rhode Island	337,672	473,385	1,466,636	39	516,133	—	—	111,937	842
Connecticut	1,734,277	2,043,026	7,353,996	40,167	1,996,462	1,383,932	—	512,529	3,346
Neu-York	12,285,077	22,217,563	74,672,356	13,073,357	17,844,808	70,222	—	10,021,507	6,483
Neu-Jersey	1,770,337	4,267,124	10,678,264	1,508,216	8,605,396	—	—	375,932	517
Pennsylvania	8,619,631	14,931,993	42,146,711	15,482,191	19,707,702	857,619	—	4,784,367	23,839
Delaware	324,364	471,385	1,718,386	466,784	2,888,896	—	—	52,887	85
Maryland	2,797,905	2,463,443	7,997,634	4,494,680	11,104,631	21,199,281	—	477,438	2,099
District Columbia	17,083	40,220	71,573	17,370	65,280	15,000	—	—	863
Virginia	10,150,106	7,021,658	33,607,962	14,516,950	35,538,582	56,516,492	2,767	2,850,909	4,280
Nord-Carolina	5,443,137	4,056,006	17,837,108	2,147,899	28,286,999	12,058,147	98,028	915,289	10,801
Süd-Carolina	4,074,855	4,143,709	15,060,015	1,066,278	16,272,308	73,235	300,901	487,243	3,680
Georgia	6,323,426	5,901,050	25,727,408	1,085,784	30,428,540	420,123	494,023	988,802	664
Florida	349,423	675,885	2,945,668	1,225	1,993,462	982,584	45,078	23,235	10
Alabama	4,387,088	5,066,814	31,558,686	292,429	28,485,966	163,605	560,360	637,829	14
Mississippi	3,489,640	5,759,738	19,303,593	215,181	21,836,154	48,349	494,774	556,057	301
Louisiana	1,567,938	11,326,310	10,983,508	84	10,915,051	23,922	163,034	105,393	—
Texas	635,913	2,095,308	10,263,086	42,448	5,796,735	60,770	55,945	122,118	94
Arkansas	780,333	1,594,941	6,728,254	193,902	8,857,296	224,164	64,987	181,427	10
Tennessee	5,087,057	5,351,178	29,134,193	1,638,470	52,137,863	20,144,380	192,635	1,340,833	204
Kentucky	6,068,633	5,388,092	29,898,386	2,184,763	58,922,788	55,765,259	1,669	2,246,168	4,202
Ohio	9,730,650	12,716,153	43,276,187	14,967,056	59,788,750	10,480,967	—	10,089,607	44,834
Michigan	1,923,582	2,764,171	8,005,429	4,918,706	5,620,215	2,225	—	2,047,364	1,443
Indiana	5,019,822	6,748,722	22,398,965	6,625,474	52,887,564	1,035,146	5	2,502,763	13,004
Illinois	5,114,041	6,349,826	24,817,954	9,433,965	57,179,283	844,129	8	2,129,139	2,343
Missouri	2,911,422	3,977,449	19,764,672	2,943,840	35,709,042	17,038,364	—	1,635,182	10,193
Iowa	814,173	1,202,978	3,602,769	1,442,074	8,475,027	2,012	—	363,398	420
Wisconsin	1,011,308	1,701,047	4,594,717	4,292,208	1,983,378	768	—	243,065	68
California	34,312	88,593	3,456,725	98,282	90,082	1,000	—	4,800	—
Minnisota	5,035	15,981	103,859	3,422	16,665	—	—	260	—
Oregon	135,357	183,403	1,875,989	228,882	2,928	325	—	29,596	—
Utah	15,219	78,495	533,951	103,441	9,144	—	—	8,897	—
Neu-Mexico	161,296	78,217	1,504,497	196,575	355,795	1,118	—	32,641	2,053
Total	112,042,000	151,820,273	552,705,238	104,799,230	591,586,053	199,532,494	2,474,214	52,422,797	141,295

Erzeugnisse des Ackerbaues in den Vereinigten Staaten.

Staaten	Butter, Pfund	Käse, Pfund.	Heu, Tonnen.	Hanf im Thau gerottet. Tonnen.	Hanf im Wasser gerottet. Tonnen.	Leinsaat, Buschels.	Ahornzucker, Pfund.	Rohr Zucker, Hogs-heads zu 1000 Pfd.	Werth der „Homemade Manufactures."
Maine	8,488,234	2,201,105	794,780	—	—	362	87,541	—	$ 510,998
Neu-Hampshire	6,977,056	3,196,563	598,854	—	—	94	1,292,429	—	393,455
Vermont	12,128,095	6,755,006	763,579	—	—	307	5,159,641	—	261,589
Massachusetts	7,825,337	7,124,461	645,749	5	—	72	768,596	—	210,076
Rhode Island	1,066,625	296,748	73,353	—	—	—	—	—	26,098
Connecticut	6,620,579	4,512,019	499,706	—	—	9,775	37,781	—	188,995
Neu-York	82,043,823	49,785,905	3,714,734	81	20	53,824	10,310,764	—	1,277,170
Neu-Jersey	9,070,710	500,819	429,119	—	—	12,353	5,886	—	110,350
Pennsylvania	40,554,741	2,395,279	1,826,265	173	686	43,627	2,218,644	—	755,104
Delaware	1,034,867	3,187	30,159	—	16	838	—	—	32,809
Maryland	4,206,160	3,925	145,070	63	—	2,816	47,740	—	111,828
District Columbia	14,869	—	1,974	—	—	—	—	—	75
Virginia	11,126,795	434,850	370,177	3,450	1,149	53,333	1,223,905	—	2,156,073
Nord-Carolina	4,144,258	95,043	145,180	13	478	38,183	27,448	1/2	2,008,884
Süd-Carolina	2,979,875	4,810	25,427	—	—	11	200	150	909,546
Georgia	4,640,074	46,391	23,427	—	—	585	50	1,273	1,888,093
Florida	375,853	18,324	2,620	—	—	—	—	47,411	74,362
Alabama	3,961,592	30,423	31,801	—	—	54	473	28	1,890,258
Mississippi	4,388,112	20,314	12,517	—	—	21	110	278	1,165,195
Louisiana	685,136	1,148	20,672	—	—	—	260	262,486	138,773
Texas	2,319,574	92,018	8,327	—	—	16	—	7,017	265,526
Arkansas	1,854,104	28,440	3,924	—	145	695	8,825	—	644,928
Tennessee	8,130,686	179,577	72,942	405	535	19,405	159,647	—	3,168,116
Kentucky	10,115,267	228,744	115,296	37,168	2,685	80,458	388,525	—	2,487,493
Ohio	34,180,458	21,350,478	1,360,636	628	464	185,598	4,521,643	—	1,696,601
Michigan	7,043,794	1,012,551	394,717	40	14	1,186	2,423,897	—	354,936
Indiana	12,748,186	666,986	402,791	794	775	35,803	2,921,638	—	1,647,200
Illinois	12,605,554	1,283,758	586,011	1,099	1,828	11,873	246,078	—	1,218,211
Missouri	7,762,124	201,597	116,284	17,061	4,014	13,439	171,943	—	1,662,749
Iowa	1,933,128	198,444	84,598	1,200	80	2,182	70,680	—	202,533
Wisconsin	888,816	440,961	295,927	—	100	834	661,969	—	57,506
California	705	150	2,038	—	—	—	—	—	2,500
Minnisota	1,100	—	2,069	—	—	—	2,950	—	—
Oregon	211,734	36,030	373	—	—	—	—	—	—
Utah	74,064	32,646	4,288	—	—	5	—	—	1,304
Neu-Mexico	101	5,887	—	—	—	—	—	—	6,031
Total	312,202,286	103,184,585	13,605,384	62,182	13,059	567,749	32,759,263	318,644	27,525,545

Was die Manufacturen anbelangt, so waren am 1. Juni 1850 in runder Zahl angelegt 530,000,000 Doll. Dabei sind aber die Anstalten, welche für weniger als 500 Dollars jährlich producirten, nicht mitgerechnet.

Werth des Rohmaterials	550,000,000	Dollars.
Bezahlter Arbeitslohn	240,000,000	"
Werth der Manufacturartikel	1,020,300,000	"
Beschäftigte Personen	1,050,000	"

Baumwollenfabriken. In der Mitte des Jahres 1850 bestanden in den Vereinigten Staaten 1094 Baumwollenfabriken mit einem Anlagecapital von 74,501,031 Dollars. Sie verspannen 644,240 Ballen Baumwolle, verbrauchten 121,099 Tonnen Kohlen; der Werth der Rohstoffe betrug 34,835,056 Dollars; es waren beschäftigt 33,150 männliche und 59,136 weibl. Arbeiter; jene erhielten monatlich Arbeitslohn 653,778 Doll., und diese 703,414 Doll. Der höchste durchschnittliche Arbeitslohn betrug in Maine für Männer 29 D., für Frauen 12⅓ D.; in Neu Hampshire 25½ D. und 13½ D.; in Massachusetts 23 D. und 13½ D.; in Florida für einen männlichen Arbeiter sogar über 32 Doll.; in Missouri nur 11 D. Die Baumwollenfabriken erzeugten für 61,869,184 Dollars; 763,678,407 Yards Zeug, und an verschiedenen Waaren (Sundries) 27,873,600 Pfund. Die meisten Fabriken kommen auf die nordöstlichen und mittleren Staaten.

	Fabriken.	Anlagecapital.	Ballen Baumwolle.
Maine	12	3,329,700	31,531.
Neu Hampshire	44	10,950,500	83,026.
Vermont	9	202,500	2,243.
Massachusetts	213	28,455,630	223,607.
Rhode Island	158	6,675,000	50,713.
Connecticut	128	4,219,100	39,483.
Neu York	86	4,176,920	37,778.
Neu Yersey	21	1,483,500	14,427.
Delaware	12	460,100	4,730.
Pennsylvanien	208	4,528,925	44,162.

Maryland hat 24, Virgigien 27, Nord-Carolina 28, Süd-Carolina 18, Georgia 35, Alabama 12 und Tennessee 12 Baumwollenfabriken.

Wollenfabriken. 1559 Fabriken mit einem Anlagecapital von 28,118,650 Doll., Wolleverbrauch 70,862,829 Pfd., Kohlen 46,370 Tonnen; Werth der Rohstoffe 25,755,988 D. Beschäftigte Arbeiter: männliche 22,678, weibliche 16,574. Monatlicher Arbeitslohn für jene 489,039, für diese 210,901 Dollars. Gesammtwerth der erzeugten Wollenwaaren aller Art 43,207,555 D. Die Wollenfabrikation erzeugte 82,206,652 Yards Zeug und 4,294,326 Pfund Garn. — Von den Fabriken kommen auf Maine 12, mit 467,600 Dollars Anlagecapital; Neu Hampshire 161, mit 2,437,700 Doll.; Vermont 72, mit 886,300 D.; Massachusetts 119, mit 9,089,342 D. (verarbeitete 22,229,952 Pfd.

Wolle); Rhode Island 45, mit 1,013,000 Dollars; Connecticut 149, mit 3,773,950 Doll.; Neu York 249, mit 4,459,370 Doll.; Neu Jersey 41, mit 494,274 D.; Pennsylvanien 380, mit 3,005,064 D.; Ohio 130, mit 870,220 D. Außerdem sind noch einige größere Wollenfabriken in Indiana und Maryland.

Wir übergehen hier die Eisen- und Metallfabrikation, weil wir diesen Gegenstand gelegentlich in einem besondern Aufsatze über die Mineralreichthümer der Vereinigten Staaten zu erörtern gedenken; fügen aber noch einige Bemerkungen über die periodische Presse der Union und eine Tabelle über ihren auswärtigen Handel bei.

Was die Presse anbelangt, so erschienen am 1. Juni 1850 in den Vereinigten Staaten nicht weniger als zweitausend achthundert Zeitungen und Zeitschriften. Ueber 2494 waren vollständige Berichte und Nachweisungen eingegangen, von 234 anderen wußte man die Abnehmerzahl nicht; 72 wurden für Californien, die Gebiete rc. gerechnet. Nach sorgfältigen Berechnungen und Abschätzungen nehmen die Censusbeamten für diese 2800 Zeitungen und Zeitschriften eine Circulation von 5 Millionen Exemplaren an; die ganze Zahl der gedruckten Nummern veranschlagen sie auf 422,600,000. Von diesen periodischen Schriften erschienen:

	Nr.	Umsatz	Jährl. Nrn.
Täglich	350	750,000	235,000,000
Dreimal in der Woche	150	75,000	11,700,000
Zweimal in der Woche	125	80,000	8,320,000
Wöchentlich	2000	2,875,000	149,500,000
Alle vierzehn Tage	50	300,000	7,200,000
Monatlich	100	900,000	10,800,000
Vierteljährlich	25	29,000	80,000
	2800	5,000,000	422,600,000

Von der Gesammtzahl dieser periodischen Schriften fallen nicht weniger als 424 auf die sechs Staaten von Neuengland, 876 auf die mittleren Staaten, 716 auf den Süden, 784 auf den Westen. Im Durchschnitt kommen auf ein periodisches Blatt 1785 Exemplare, ein periodisches Blatt auf je 7161 freie Bewohner.

Handel der Vereinigten Staaten mit allen Nationen.

Statistische Uebersicht des Handels der Vereinigten Staaten, dem Werth der Ausfuhr nach, und der Einfuhr von jedem fremden Lande, während des Jahres, endend den 30. Juni, 1851.

Länder:	Einheimische Produkte:	Werth der auswärtigen Produkte:	Total:	Werth der Einfuhr:
	Dollar	Dollar	Dollar	Dollar
Rußland	1,465,704	145,987	1,611,691	1,391,782
Preußen	80,469	5,444	85,913	20,542
Schweden u. Norwegen	760,800	21,566	782,366	20,542

Länder:	Einheimische Produkte: Dollar	Werth der auswärtigen Produkte: Dollar	Total: Dollar	Werth der Einfuhr: Dollar
Schwedisch Westindien	61,157	745	61,902	29,001
Dänemark	92,257	19,540	111,797	38,887
Dänisch Westindien	902,687	125,602	1,028,289	235,894
Hansestädte	6,405,956	641,491	6,947,447	10,008,364
Holland	1,911,115	284,054	2,195,169	2,052,706
Holländisch Ostindien	204,430	43,140	247,570	410,148
Holländisch Westindien	366,898	138,089	604,987	572,470
Holländisch Guiana	85,491	5,582	91,073	89,673
Belgien	2,709,393	142,619	2,852,012	2,378,630
England	105,121,921	8,151,266	112,273,187	90,612,238
Schottland	3,811,003	261,937	4,072,940	2,999,710
Irland	598,688	1,200	599,888	235,938
Gibraltar	177,904	52,529	239,433	73,604
Malta	64,061	12,238	76,299	26,167
Britisch Ostindien	512,906	175,484	688,390	3,336,835
Cap der guten Hoffnung	161,871	—	151,891	123,223
Mauritius	16,882	2,976	19,858	—
Britisch Honduras	213,806	23,362	237,168	174,526
Britisch Guiana	550,554	3,734	544,288	44,213
Britisch Westindien	3,943,560	159,949	4,103,509	1,003,871
Canada	5,835,834	2,093,306	7,929,140	4,956,471
Britisch amerik. Häfen	3,224,553	861,230	4,085,783	1,736,653
Andere britische "	—	—	—	132
Frankreich am atl. Meere	24,567,067	2,814,668	27,381,735	29,789,124
" am mittl. "	735,018	125,393	870,411	1,926,429
Französisch Westindien	389,579	20,702	310,281	22,909
Miquelon u. frz. Fischerei	3,715	—	3,715	—
Französisch Guiana	45,693	651	46,344	28,948
Bourbon	19,853	2,875	22,728	—
Spanien am atl. Meere	958,713	1,075	969,788	451,797
" mittl. "	4,457,321	137,472	4,594,803	1,710,776
Teneriffa u. and. Inseln	13,540	5,639	19,179	27,718
Manila u. Philippinen	125,544	7,000	132,544	1,254,688
Cuba	5,239,276	1,284,847	6,524,123	17,046,931
Portorico u. and. Span. Westindien	961,410	57,209	1,018,619	2,480,329
Portugal	167,342	4,996	172,338	367,538
Madeira	94,589	7,176	101,765	102,448
Fayal und andere Azoren	20,240	1,945	21,285	32,852

Länder:	Einheimische Produkte: Dollar	Werth der auswärtigen Produkte: Dollar	Total: Dollar	Werth der Einfuhr: Dollar
Capverdische Inseln ...	57,476	2,437	59,913	1,850
Italien	1,736,824	127,406	1,864,240	2,051,897
Sicilien	41,743	8,193	49,936	825,924
Sardinien	310,888	19,401	330,289	2,802
Triest u. and. östr. Häfen	2,265,573	230,894	2,496,467	730,788
Türkei, Levante u. s. w.	162,204	65,529	227,733	901,236
Haiti	1,679,372	167,918	1,847,290	1,889,968
Mexico	1,014,690	567,093	1,581,783	1,804,779
Central-Amerika	223,302	39,089	262,391	149,856
Neu Granada	2,507,701	533,121	3,040,822	695,606
Venezuela	854,779	189,746	1,044,525	2,380,295
Brasilien	3,128,956	623,960	3,752,916	11,525,304
Argentinische Republik .	659,852	414,916	1,074,768	3,265,382
Uruguay	32,711	13,078	45,789	19,114
Chile	1,608,877	286,428	1,895,305	2,734,746
Westindien, oben nicht genannt	76,936	—	76,936	25,751
Ecuador	—	—	—	76,829
Peru	249,760	22,338	272,098	94,733
China	2,155,945	329,342	2,485,287	7,065,144
Süd-Amerika, oben nicht genannt	36,196	40,715	76,911	39,692
Afrika, oben nicht genannt	1,245,361	95,283	1,340,644	1,163,176
Asien, oben nicht genannt	70,585	1,375	71,961	—
Häfen der Südsee und des Stillen Oceans ..	601,146	65,832	666,978	2,298
Sandwichinseln	—	381	381	16,852
Total ...	196,689,718	21,698,293	218,388,011	216,224,932

Noch einmal die Mormonen im Utahgebiete.

Wir haben bereits in früheren Heften unserer Zeitschrift (Westland Band I. S. 109. Band II. S. 78) ausführlich der Mormonen erwähnt, und insbesondere hervorgehoben, daß man den amerikanischen Urtheilen über diese merkwürdige Sekte keineswegs trauen dürfe. Es war in dem ganzen Treiben

der „Heiligen vom letzten Tage“ so vieles dunkel; es kamen bei ihnen Erscheinungen vor, die unmöglich ihre Erklärung finden konnten, wenn man sich lediglich an die von den Yankees mitgetheilten Berichte hielt. Jetzt endlich erhalten wir Klarheit über das Volk in der californischen Hochwüste, und zwar durch einen deutschen Reisenden, und finden das was wir in unserm Werke über Nord-Amerika (S. 759) aussprachen, durch einen unparteiischen Beobachter bestätigt. Dr. Busch, der sie in Neu Jerusalem besuchte, wird demnächst eine Monographie über die Heiligen der letzten Tage erscheinen lassen; vorläufig giebt er im „Auslande“ interessante Bemerkungen über die Mormonen in Deseret, denen wir Einiges entlehnen, um nachher weitere Mittheilungen daran zu knüpfen.

Zunächst wird hervorgehoben, wie unrichtig die Urtheile der Amerikaner über die Mormonen sind, und daß die Geschichte der verfolgten Heiligen auch eine „lichte und lobesame Seite“ habe. Innerhalb zwanzig Jahren sind sie aus einer Gemeinde von fünf Personen zu einer Kirche von mehr als hunderttausend Bekennern angewachsen.

„Von dem besten Standpunkt aus gesehen, dem der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, ist die Geschichte der Mormonen die Entwickelung einer Gemeinschaft von Menschen, welche, obwohl bedauerlich abergläubisch, in hohem Grade fanatisch, und in einzelnen ihrer Mitglieder erwiesenermaßen unsittlich, dennoch durch andere Eigenschaften unsere Bewunderung erregen und selbst bei genauer Nachfrage behalten muß. Die Mormonen sind inmitten der grausamsten und hartnäckigsten aller Verfolgungen, welche unser Jahrhundert in religiösen Dingen zuließ, gediehen. Sie haben mit einem Muthe und einer Ausdauer, die der besten Sache würdig waren, staunenswerthe Beschwerden ertragen, und unüberwindlich scheinende Hindernisse bewältigt. Sie haben, im Besiegtwerden siegend, den mächtigsten Feinden Trotz geboten und dreimal über die rücksichtsloseste Unbarmherzigkeit triumphirt. Das vergossene Blut ihrer „Märtyrer“ hat nur dazu gedient, den Glaubenseifer und Heldensinn, mit denen die Ueberlebenden sich um die Fahne des Propheten schaarten, zu läutern und die Erfolge der Kirche zu mehren. Sie können sich des Besitzes einer an Vollkommenheit gränzenden Organisation rühmen, welche die entschiedene Genialität ihres Urhebers beweist, und vermöge deren sie das ihnen in Illinois geraubte Eigenthum, das auf zwanzig Millionen Dollars veranschlagt wurde, in weniger als einem halben Jahrzehnt, dem Erdboden doppelt wieder abgewonnen haben. Die Fortschritte, welche sie in jeder Beziehung gemacht haben, lassen sich an Schnelligkeit mit nichts in der Chronik irgend einer andern Sekte, die amerikanischen inbegriffen, vergleichen. Kurz, mögen die Wunder, welche ihre Propheten und Apostel wirken, sein welchen Schlags sie wollen, — der Mormonismus selbst ist das größte Wunder des neunzehnten Jahrhunderts.“

Ueber Joseph Smith, den Stifter der Sekte bemerkt Dr. Busch Folgendes: — Er war in der That ein merkwürdiger, schier unbegreiflicher Charakter und, wenn überhaupt ein Betrüger, auf keinen Fall der gemeine und ungeschlachte Schurke, für den ihn ein Theil der amerikanischen Presse auf bloßes Hörensagen hin ausgeschrieen hat. Es fragt sich aber noch gar sehr, ob wir das Recht haben, ihn einen Charlatan zu schelten, der eigensüchtiger Zwecke halber den Betrug mit dem Buche Mormon spielte, oder ob er nicht vielmehr ein Schwärmer war, der eine ursprünglich von einem Andern gewebte Lüge glaubte und verbreitete. Unsere Forschungen führen uns zu der letztern Annahme. Es kann uns dabei nicht in den Sinn kommen, zu läugnen, daß mancherlei Ereignisse in Joseph Smiths Leben die Vermuthung begünstigen, er habe mit den Offenbarungen, die er vorgeblich empfing, eine langeinstudirte Rolle gespielt. Eben so wahr aber ist, daß dieses vielbewegte Leben gleich zahlreiche Beweise dafür enthält, daß er wirklich und wahrhaftig zu sein meinte, wofür er sich ausgab, — das Werkzeug Gottes zur Vermittlung eines neuen Evangeliums, der Seher himmlischer Gesichte, der Offenbarer segensvoller Geheimnisse, der Freund und Vertraute von Engeln und Erzengeln. — Jedenfalls entwickelte er ungemeinen Muth und Eifer; er wählte mit außerordentlichem Takt und tiefer Menschenkenntniß seine Mittel; sein Talent zur Regierung von Menschen, die im Genusse des unbeschränktesten Selfgovernment aufgewachsen waren, überstieg bei Weitem das gewöhnliche Maaß. Wie auffallend sein Mangel an Bildung zu Anfang auch gewesen sein mag, in der spätern Zeit bekundete er eine Fähigkeit als Redner und Schriftsteller, welche bewies, daß die Natur ihn mit trefflichen Gaben bedacht hatte. Wäre und bliebe er endlich bei alledem ein Betrüger, der mit Ueberlegung und Kälte aus den Ingredienzen der Lüge und Täuschung eine Art neuer Religion zusammenbrauete, so ist Niemand der ähnliches unternahm, grausamer dafür gestraft worden. So tolerant die Gesetze der Vereinigten Staaten auch sind, im Volke hat diese Tugend, wie die schmähliche Behandlung der Quäker in Neu England, die Verfolgung der harmlosen Shaker in Ohio, und das Gekläff gegen Andersgläubige, das von den Kanzeln aller Sekten herniederfährt, zur Genüge beweisen, niemals viel Boden gehabt. Und so lebte Joseph Smith von der Stunde an, wo er als Prophet auftrat, bis zu seiner schändlichen Ermordung durch den Pöbel von Illinois, ein Leben voll Hudeln, Plackerei, Schmach und Mißhandlung. Er duldete Entehrungen, Beschimpfungen und handgreifliche Beleidigungen aller Art. Man höhnte und lachte über seine Predigten, ohne ihm dadurch Schweigen gebieten zu können; man schlug, man theerte und federte ihn, man schleppte ihn von Kerker zu Kerker, man drohte ihm mit dem Tode. Und doch setzte er sein Werk fort. Vierzigmal der schandbarsten Dinge angeklagt und freigesprochen, wurde er von seinen Feinden zum ein und vierzigsten Male vor Gericht geladen, und hier, da man eine abermalige Freisprechung nicht hören wollte, niedergeschossen. Aber durch diese Gewaltthat

bannte man seinen Geist nicht von dem Mormonenthum das, wie eine Lawine wachsend, die tausend Meilen vom Susquehanna bis an den Mississippi gerollt war, und nun andere tausend Meilen weiter nach Sonnenuntergang sich wälzte, um am großen Salzsee zu einem Priesterstaate zu werden, der in der Geschichte des westlichen Continents noch eine große Rolle spielen wird. Was überdem die vielfach gegen den Propheten laut gewordenen Anklagen auf fleischliche Sünden anbelangt, so haben dieselben in seiner Lehre keinerlei Begründung und eben so wenig hat man ihm als Privatperson schmutzige Dinge dieser Art nachgewiesen. Wohl aber trifft dieser Vorwurf, welcher sich hauptsächlich gegen die sogenannte spirituelle Ehe richtet, einen Theil der unter ihm agirenden Priester die jedoch, wie dies an vielen Beispielen gezeigt werden könnte, sobald ihr Treiben bekannt wurde, von ihm nicht bloß getadelt, sondern ohne Rücksicht auf die Dienste, welche sie der Sache geleistet, aus der Gemeinde gestoßen wurden. Dies geschah noch nach Smiths Tode dem alten Sidney Rigdon, der nach allen Quellen nicht bloß der eigentliche Erfinder des „Spiritual Wife System", sondern auch der Lügengeist war, in dessen religiöser Falschmünzerwerkstatt das Buch Mormon aus einem Romane in eine heilige Urkunde umgeprägt wurde. „Smith war nicht blos ein Talent, sondern auch ein Charakter. Man hat ihn den amerikanischen Mohammed genannt, und man könnte in anderen seiner Züge wohl auch Aehnlichkeit mit Cromwell finden."

Nachdem Dr. Busch die Verfolgungen geschildert, deren Zielscheibe die Mormonen waren, ehe sie in dem großen obercalifornischen Becken am großen Salzsee eine Ruhestätte fanden, erwähnt er der wunderbaren Verbreitung, welche ihre Lehre auch in Europa gefunden hat. Sie schicken Sendboten in alle Welt, welche den neuen Gläubigen die Pflicht ans Herz legen sich sobald als möglich zu ihren neuen Brüdern nach Amerika zu begeben. Diese Pflicht der „Gathering" ist nicht blos ein äußerliches Gebot, sondern wie die Verpflichtung des Mohammedaners zur Reise nach Mekka, integrirender Bestandtheil ihrer Religion, indem nur die, welche sich in Zion versammeln, vor dem allgemeinen Strafgericht, das (wahrscheinlich noch innerhalb dieses Jahrhunderts) die Menschheit heimsuchen wird, verschont bleiben werden. Die „Apostel der Heiligen" sind nach Italien, Frankreich, Norwegen, ja selbst nach Rußland gewandert, um das neue Evangelium zu predigen, und zwar in völliger Unkenntniß der betreffenden Sprachen, sich einzig und allein auf die Möglichkeit verlassend, auf dem Wege sich so viel aneignen zu können als sie zu ihrem Zwecke brauchten. „Das Land der Pyramiden wie die heilige Stadt Jerusalem, Calcutta wie Sydney, ja selbst die Sandwichinseln, haben der ernsten Mahnung der Jünger des Propheten von Palmyra gelauscht, und überall fanden sie wenigstens etliche Seelen, welche sie bekehrten. In Deutschland sind die Apostel erst zu Ende des vorigen Jahres erschienen, und eine Uebersetzung des Buches Mormon ist von ihnen in Angriff genommen; auch gaben sie in Hamburg unter dem Titel: Zions Panier, eine

Monatsschrift heraus, welche jedoch einstweilen sistirt worden ist.“ In Frankreich sind Gemeinden zu Havre und Paris gestiftet worden, welche die „Etoile du Deseret“ herausgeben; einer der unermüdlichsten Sendboten, Taylor, hat die Mormonenbibel ins Französische übertragen. In Dänemark und Norwegen macht der Mormonismus reißende Fortschritte unter dem Landvolke; ein Blatt, „der skandinavische Stern,“ verbreitet die Lehre. Der Hauptstützpunkt ist aber Großbritannien, wo die Apostel einen fast beispiellosen Erfolg gehabt haben. Im Jahre 1837 landeten zwei derselben, K. C. Kimball und O. Heyde in Liverpool, lehrten zuerst in Preston; nach einem Jahre hatten sie 700 Bekenner; nach drei Jahren waren in verschiedenen Theilen Englands 4000 „Heiden“ bekehrt und 382 Gläubige zu Priestern geweiht. Auch in Wales, Schottland und Irland traten Tausende über. In den drei Königreichen zählten sie 1851 nach ihren amtlichen Berichten 42 Conferenzen, 602 Zweiggemeinden, 22 Siebenzigercollegien, 12 Oberpriester, 1761 Aelteste, 1590 Priester, 1226 Lehrer, 682 Diakonen und 25,454 bloße Kirchenglieder, zusammen 30,747 Latterday Saints. Innerhalb vierzehn Jahren waren mehr als 50,000 in England getauft worden, wovon beinahe 17,000 sich schon nach Zion aufgemacht hatten.

Ihre Auswanderung haben die Mormonen systematisch geordnet. „Die meisten der Abgehenden gehören dem Bauern- und Handwerkerstande an, doch sieht man auch Aerzte und Kaufleute unter ihnen. Sie sind im Allgemeinen verständige und wohlgesittete Leute, viele sogar höchst achtbare Naturen. Die Lebensmittel werden für die Seereise von Beauftragten, die der Kirche angehören, geliefert, sie sind von der besten Art, und man rechnet auf den Kopf stets zwanzig Pfund mehr als das Gesetz vorschreibt. Was davon beim Eintreffen im überseeischen Hafen übrig ist, wird den Passagieren für die Weiterreise übergeben, und zwar jeder Familie im Verhältnisse ihrer Gliederzahl. Wo sie mit nicht zur „Kirche“ gehörenden Leuten zusammenreisen müssen, werden ihre Plätze durch eine Scheidewand getrennt. Am Bord treffen sie bewundernswürdige Maßregeln für Aufrechterhaltung der Ordnung und Reinlichkeit. Sie wählen einen Vorsitzenden und sechs Ausschußmitglieder; jener verloost die Kojen, schlichtet etwaige Streitigkeiten, hört alle Klagen, ertheilt Rathschläge; diese sind bei Herbeischaffung des Gepäcks behülflich, treffen die nöthigen Einrichtungen am Bord, und stehen abwechselnd Wache, damit nicht unberufene Fremde sich zudrängen. In den Mormonenschiffen treffen sie Anstalten, um die Schamhaftigkeit und die guten Sitten vor Verletzung zu schützen; jede Koje hat ihren Vorhang, oder man scheidet doch ein Ankleidezimmer ab. Die Familien haben ihre Koje bei einander, und falls Passagiere von verschiedenem Stamme sind, z. B. Schotten und Engländer, so nehmen die einen die rechte Seite, die anderen die linke. Vorsitzer und Ausschuß behalten die Ueberwachung während der ganzen Reise. Es ist wunderbar, wie die Leute den von ihnen gewählten Aufsehern gehorchen, und das leiseste Wort von ihnen wie ein Gesetz befolgt wird.“ — —

Nach allen diesen Bemerkungen eines unbefangenen Beobachters wird man sich nun selbst sagen können, wie viel Gewicht die Aussagen der aus Utah geflohenen Beamten Brandebury, Zerubabel Snow und Brocchus haben, die wir im Westlande Band II. Seite 78 mittheilten. Von Seiten eines Mormonen ist ihnen in den Neuyorker Zeitungen Feigheit, Lügenhaftigkeit und schreiende Unkunde aller Verhältnisse in Neu-Jerusalem nachgewiesen worden. Ein Mann, der bei den Heiligen des letzten Tages zugleich die Aemter und Würden „eines Aeltesten, Bürgermeisters, Predigers, Brigadiers in der Reiterei und Präsidenten im Quorum der Siebenziger" bekleidet, hat es für seine Pflicht gehalten, die irre geleitete öffentliche Meinung aufzuklären. Seine derbe Philippica läuft im Wesentlichen auf Folgendes hinaus.

Wir hatten, sagte er, von Anfang an „Fremde" unter uns, die uns regieren sollten, Leute die in Washington um Stellen gebettelt hatten, und die anderwärts wohl nicht recht vorwärts kommen konnten. Als man Utah als Gebiet anerkannte, im September 1850, war unsere Freude groß, wir zogen die Nationalflagge auf, durch alle Ansiedelungen ging ein lautes Huzzah, im Temple Block in der Salt Lake-City errichteten wir einen Freiheitsbaum und gaben einhundert Kanonenschüsse.

Im Juni 1851 kam Herr Brandebury mit wenig Sack und Pack und bezog ein Kosthaus. Er war Oberrichter; Viele von uns machten ihm die Aufwartung; er aber machte keine Gegenbesuche. Nichtsdestoweniger veranstalteten wir ihm zu Ehren einen Ball und ließen ihn dazu in des Gouverneurs Kutsche abholen. „Nach einer Orchestersymphonie sprach Bruder Spencer, der von Amtswegen President of the Stake ist, ein angemessenes Gebet, und darauf begannen die Quadrillen." Richter Brandebury hielt sich anfangs etwas im Winkel, bald aber tanzte der alte Junggesell mit unseren hübschen jungen Damen; namentlich war er sehr aufmerksam gegen die dreizehnjährige Miß Sarah Badlam, „that sweet young lady with the wreath of roses round her head." Das Abendessen bestand aus Roastbeef, Schöpsenbraten, gebratenen und frikassirten Küken, Kalbfleisch, Schweinsbraten, wildem Geflügel, Bärenfleisch, Schnepfenpasteten, Puddings, Eingemachtem 2c.; auch hatten wir Austern und Sardinen; wir tranken Bier, Herrn Brandebury stellten wir Champagner vor. Nachts hatten wir Eiscreme, Pasteten, Nüsse und satt zu trinken. Die übrigen uns zugeschickten Beamten nahmen wir gleich freundlich auf, und sie sagten, daß es uns bei ihnen sehr gefiele, nur sei ihre Besoldung zu kärglich, und etwas Zulage würde ihnen sehr angenehm sein. Diese Leute aber arbeiteten nicht; bei uns ist Alles Arbeit und Fleiß; die Beamten saßen müßig in den Kosthäusern und gaben unseren jungen Leuten ein schlechtes Beispiel. Sie waren unter uns die einzigen Müßiggänger. Dabei gaben sie sich einen vornehmen Anspruch, der uns zuwider ist. Unter uns sind auch Damen die Klavier spielen und französisch radbrechen können, Männer die blankgeputzte Schuh und Stiefel tragen, und dabei sind wir Alle durch und durch hartge-

hämmerte Demokraten. Richter Brandebury aber kleidete sich nicht so sauber und war nicht so reinlich wie das unter uns Brauch ist; der Mann liebt das Regenwasser nicht. — Aus dem was der Mormonenälteste über Hrn. Brocchus sagt, geht hervor, daß derselbe sich bei einem Gastmahl flegelhaft grob gegen den Gouverneur Young benahm. Er warnte die Damen vor diesem Manne, dem er zur Seite saß, und wurde dafür von den Anwesenden ausgehöhnt. Er hatte, wahrscheinlich durch Weingenuß halb seiner Sinne beraubt, ausgerufen: Gouverneur Young sei kein rechter Kerl, er könne nicht einmal das Schwert handhaben. Da sei Washington doch ein ganz anderer Mann! — Jetzt wurde Gouverneur Young zum Sprechen aufgefordert. Er wandte sich gegen den Richter Brocchus und rief: „Sie wollen ein Richter sein und können nicht einmal reden wie ein Advokat! Wollen Politiker sein und haben nicht einmal eine amerikanische Geschichte für Schulkinder gelesen! Schämen Sie sich, Sie ungebildeter, großmäuliger Schwätzer (you illiterate ranter), daß Sie von Washington so wenig wissen und ihn nur als brutalen Krieger preisen. Georg Washington wurde freilich in den Krieg gerufen, aber er war auch ein Mann des Friedens und der Erste im Herzen seiner Landsleute. Ich kann übrigens ein Schwert so wohl handhaben, wie Georg Washington. Ich würde mich schämen, wenn ich sagen müßte, ich könnte es nicht. Da stehen Sie nun, bleich und zitternd, bei dem Hornissennest, das Sie selbst aufgestört haben. Sie sind ein Feigling. Darum haben Sie alle Ursache, Männer zu preisen die das nicht sind.“ Was Taylor betreffe, so bemerkte Young, er sei ein bloßer Soldat mit Soldatenknöpfen, nicht besser als ein Dutzend, die er, Young, leicht herausgreifen könne, um brave Truppen zwischen Fort Laramie und Leavenworth anzuführen. Man solle nicht in einem Athem Taylor und Washington zusammenstellen; das wolle er nicht leiden. Die Mormonen seien nicht gegen die Union, denn auf der einen Seite bedürfen sie des Verkehrs mit San Francisco, auf der andern Seite der Verbindung mit St. Louis.

Seit Anfang März, wo der Mormone Jedediah Grant diese Beamten als Lügner brandmarkte, haben diese geschwiegen. Die ganze Geschichte scheint uns faul zu sein. Das elende Treiben der Stellenjäger hat für den unbefangenen Beobachter etwas Widerwärtiges, und wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß die Bundesregierung in den Personen jener Herren Brandebury, Brocchus rc. Subjecte geschickt hatte, die vollkommen untauglich waren, sich in der Stadt am Salzsee schlecht benahmen, durch eigene Schuld ihre Stellung unhaltbar machten und am Ende ausrissen. Daß im Mormonenlande nach unseren Begriffen sehr Vieles queer und wunderlich zugeht, brauchen wir nicht erst hervorzuheben. Auch hat Jedediah Grant in seiner Philippika die Frage über die Vielweiberei ganz unberührt gelassen; er will sie in einem zweiten Briefe erörtern, den wir bis jetzt (Ende Mai) vergeblich gesucht haben.

Dagegen liegen Berichte aus Salt-Lake City (Neu-Jerusalem) vom Monat Februar vor uns, die einen Blick in das Leben und Treiben der Mormonen

in ihren Zion gestatten. Man erwartete im Laufe des Jahres starke Zuwanderung aus Europa, namentlich viele englische Chartisten, während ein Theil der Mormonen nach Californien ausgesandt werden sollte. Sie richten ihr Augenmerk namentlich auf den südlichen Theil dieses Landes und unterhalten mit San Diego und Puebla eine regelmäßige Verbindung.

Als bemerkenswerth wird hervorgehoben, daß Kapitän David Evans, Vertreter des Bezirks (County) Utah im Repräsentantenhause in Kleidern erschien, welche seine eigene Familie gesponnen und gewebt hatte, — worthy the imitation as a Nabob. In den „Deseret News“ wird ein Kammmacher gesucht, damit die einheimischen Hörner nutzbar verwerthet werden können. Auch wird nach einem Leimsieder verlangt. Die Gerber werden aufgefordert, alle Kuhhaare aufzubewahren und sie im Zehntamte abzuliefern. Es wird angefragt, ob kein Blasebalgmacher im Lande sei; verlangt werden auch Steinsäger und Brillenmacher, woran es fehle. Das „Große Thal“ will vorerst so viel als thunlich alle seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen suchen, um so möglichst unabhängig zu werden. Deshalb haben die Mormonen auch ihre eigene Münze, die Valley Coin.

Sie haben auch ihren eigenen Kalender. Hier ist der Titel: DESERET ALMANAC. For the year of our lord 1852, and, after the 6th of April, the 233 year of the Church of Jesus Christ of Latter Day Saints; and the second of the last Half Century of this Dispensation. By W. W. Phelps. K. J. Calculated for latitude 40° 45′ N. and longitude 111° 26′ W. Great Salt Lake City. Accompanied with miscellaneous Events etc. W. Richards, Printer. G. S. L. City. U. T.

Nach diesem Kalender zu urtheilen, kann es in keinem Falle schaden, wenn die Mormonen ihren literarischen Geschmack noch sehr verfeinern. Unter den „Miscellaneous Events“ finden wir z. B. folgende Sätze:

Not to be let alone, every maiden.

Nobody on earth knows Satans Nativity.

Combs, lions, and laws, and something else, use teeth for death; ha, ha!

Cords, people, and saws, and rakes and harrows, use teeth for life; ha, ha!

A woman, kissed by a tobacco chewer; — o Lord, pardon.

Three evils cost money: lust for strong drink; lust for tobacco smoke, and lust of weak flesh. Let us quit them.

Unter den menkwürdigen Begebenheiten finden wir z. B. Joseph Smith, geboren in Vermont, 1803. — Die Heiligen wurden aus Jackson County, Missouri, vertrieben vom Pöbel, 1833. — In Hancock County, Illinois, begann das Pöbeltreiben 1845. — Brigham Young geboren 1801. — Die Himmelskönigin hat einen Gemahl. — Who lives in the Sun? — Now sects, wonder! philosophers, stare! — Die Kirche der Heiligen des letzten Tages organisirt 1830. — A liar ought to take croton oil to purge quickly. —

In dem Abschnitte „Die Mormonenkirche; Skizze der Priesterschaft Melchisedechs, des Königs der Gerechtigkeit und Rechtfertigkeit“ heißt es: Adam wurde verordnet im Alter von 70 Jahren, Seth von 69 Jahren, Enos 134, Cainan 40, Mahalaleel 496, Jared 200 ꝛc. ꝛc. Jesus Christus, Gottes Sohn, 30 Jahre alt, A. D. stellte Melchisedechs Priesterthum wieder her. Petrus hielt die Schlüssel gemeinschaftlich mit den zwölf Gouverneuren in Asia ꝛc.; diese Priesterschaft ging verloren etwa um das Jahr 570. (Nun kommt die Zeitrechnung der Mormonen). Nephi wurde eingesetzt und hielt die Schlüssel der Priesterschaft in Gemeinschaft mit den Zwölfen, unter der Hand Jesu Christi, auf dem Festlande Amerika 33 Jahre. Diese Priesterschaft dauerte etwas über 400 Jahre, bis zum Tode Moronis. Die Erde blieb, laut der (Mormonen-) Bibel ohne Priesterschaft 1260 Jahre. Joseph Smith wurde zur Melchisedechs-Priesterschaft eingesetzt von Peter, James und John 1830; doch ist John noch nicht todt. Diese Priesterschaft ist unter Leitung des Präsidenten Brigham Young und des Rathes (Council) in vollem Fortgange und gedeihlicher Wirkung in allen vier Welttheilen im Jahre 1852.

Der Kalender macht dann die „Beamten in der Priesterschaft der Kirche“ namhaft. Erste Präsidentschaft. Der Präsident, und zwei Räthe und John Smith, der Patriarch. — Die Versammlung (Quorum) der zwölf Apostel. Dazu gehören noch der Geschichtschreiber der Kirche, der President of the Stake of Zion, und zwei Räthe. — Der hohe Rath, bestehend aus zwölf Mitgliedern. Dann folgen noch mehrere Räthe, ein Präsident der Siebenziger, ein präsidirender Bischof der Kirche, ein Präsident der Aeltestenversammlung (Elders Quorum), ein Präsident der Priesterversammlung (Priests Quorum), ein Präsident der Lehrerversammlung (Teachers Quorum) und ein Präsident des Deacons Quorum.

Das Weihnachtsfest wurde von den Mormonen in folgender Weise gefeiert. Am 16. December fand eine Versammlung der bei den öffentlichen Arbeiten Beschäftigten Statt. Nach einer vollkommen parlamentarischen Debatte wurde beschlossen daß in der Zimmermannshalle am Weihnachtstage ein Picnic Statt finden solle. Ein Einrichtungsausschuß wurde beauftragt die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Derselbe ließ hübsche Einladungskarten drucken; sie trugen den Wahlspruch: „Durch Wahrheit siegen wir, durch Fleiß gedeihen wir“, (by thruth we conquer, by industry we thrive). Am Christmorgen, 25. December, rückte eine Schaar Berittener vor das Haus des Gouverneurs und dort wurde in sanften Tönen geblasen. Um zehn Uhr war der Einrichtungsausschuß bereit die Eingeladenen in der Zimmermannshalle zu empfangen. Sie ist 100 Fuß lang, 32 Fuß breit und eignet sich vortrefflich für eine „Mammuthpartie“. „Nun kamen die lustigen Werkleute mit ihren fröhlichen Weibern und holdlächelnden Töchtern, nett gekleidet und allerlei gute Dinge mit sich tragend, die in einer Nebenhalle abgelegt wurden; dort war auch the ladies dressing room. Um 11 Uhr wurde das Haus zur Ordnung gerufen, und

dem Geber alles Guten in einem angemessenen Gebete Dank dargebracht vom Bischof Felt. Darauf spielte die Musik eine lustige Weise und der Gouverneur trat zum Tanze an.“ Dieser erheiterte die Gemüther. „Die Atmosphäre unserer Halle war nicht durch Tabacksqualm verpestet, und eben so wenig vom stinkenden Odem des Trunkenboldes. Nein, wir athmeten die freie Gebirgsluft, tranken vom Wasser des Gebirges und aßen das Erzeugniß des Gebirges.“ Um 7 Uhr Abends wurde gesungen; nachher hielt Gouverneur Young eine Rede, in welcher er unter Anderm sagte: „Brüder und Schwestern. Hat nicht der Herr alle seine Gnaden über Euch ausgeschüttet, mehr wie in irgend einer frühern Zeit? Eure Scheunen sind mit Weizen und anderen Erzeugnissen unseres Landes gefüllt; eure Tische seufzen unter dem Ueberflusse der Segnungen des Allmächtigen. Ist hier in diesem Volke Ursache zu einer Klage oder irgend welchem Mißvergnügen? Nein! Ihr Alle seid voll mit den Segnungen Gottes; ihr könnt euch hinsetzen und essen und trinken bis ihr satt seid.“ Der Redner verglich mit der Fülle, in welcher die Mormonen leben, das Elend so vieler Millionen armer Leute in der alten Welt, und fuhr fort: „Dies ist hier eine Lustbarkeit für die öffentlichen Arbeiter (public hands), für die, welche für das allgemeine Wohlergehen schaffen. Ich bin auch ein öffentlicher Arbeiter, und ich selbst bin des Herrn, Alles was ich besitze ist des Herrn, ist ein Zehnten, von der Mütze auf meinem Haupte bis zur Sohle unter meinem Schuh. Als mein Bischof kam um mein Eigenthum abzuschätzen, wollte er wissen was ich als Zehnten abzugeben habe. Ich sagte ihm, er möge nehmen was er wolle, denn ich hätte meinen Sinn nicht an irgend etwas gekettet ꝛc. Brüder, wir sind des Herrn, ihm gehört Alles was wir besitzen und wir wollen ihm ein Haus bauen.“

Nachher sprach General Wells. Die Gesellschaft wurde noch heiterer, als eine Sendung Süßigkeiten vertheilt wurde, die ein Bruder eingeschickt hatte. Für die Armen wurde davon ein Theil zurückgelegt, „damit sie auch wissen, wie so gute Dinge schmecken.“ Bis halb elf Uhr wurde getanzt, nachher sprach Vater Morley den Segen.

Am 26. December 10 Uhr ging das Fest wieder an, und verlief eben so heiter. Die Mormomen verweisen die Gläubigen auch auf den Himmel, sorgen aber dafür daß dieselben, arm oder wohlhabend, doch schon in diesem „irdischen Jammerthal“ sich des Lebens freuen können.

Von einer sehr achtbaren Seite erscheint uns der Gouverneur Brigham Young (der im Uebrigen in amerikanischen Berichten als Hauptschwärmer erscheint,) in seiner Botschaft vom 5. Januar. Sie ist in ihrer Art ein Meisterstück gesunden Menschenverstandes, fern von jedem Schwulst, fern von jedem geistlichen mit Bibelreminiscenzen durchspickten Jargon, in welchem sich sonst wohl die kirchlichen Sekten gestalten. Er sagt den Volksvertretern von Utah, es seien im Laufe des abgewichenen Jahres nur sehr wenige und zwar unbelangreiche Uebertretungen der Gesetze vorgekommen, und wünscht eine Revision der Gesetze, die

volksfaßlich abgefaßt und in volksverständlicher Weise zusammengestellt und veröffentlicht werden müßten. Auch ein kurzes und deutliches Proceßverfahren für die Richter müsse entworfen werden. Sodann empfiehlt er eine neue Regelung des Milizwesens. Utah sei zu seiner Vertheidigung lediglich auf sich selbst angewiesen. Vor allen Dingen müsse die Gesetzgebung dahin trachten helfen, daß die Gewerbe aufgemuntert werden, und an Bewilligung für Erziehungsmittel und für die Wissenschaft werde sie es gleichermaßen nicht fehlen lassen. Bei der eigenthümlichen Stellung von Utah müsse man dahin trachten, gewerblich sich selbst genügen zu können, und so viel immer möglich die Einfuhr fremder Waaren abhalten. „Tuch, Zucker, Lichte, Seife, Leder, Steingut, Papier, Glas, Nägel, viele Metallwaaren, Gußwaaren und manche andere Artikel, für welche jetzt so viel Geld aus dem Lande geht, können bei uns eben so gut verfertigt werden, und wir haben dann noch den Vortheil, daß wir den vielen Arbeitern, welche zu uns strömen Beschäftigung geben können. Wir legen damit auch die Grundlage zu einem freien und unabhängigen Staate.“ — „Beklagenswerth muß wohl die Lage eines Volkes sein, dessen Söhne nicht zu nützlichen Beschäftigungen angeleitet und dessen Töchter nicht fleißig beschäftigt werden. Haltet verderbten Geschmack fern von euch, lebt ganz einfach, meidet das Schuldenmachen, sucht so viel nur möglich alle Gegenstände für den einheimischen Verbrauch selbst zu verfertigen. Die Kenntniß eines nützlichen Handwerks ist dem Jüngling mehr werth, als ein vom Vater ererbtes Geldvermögen, und es ist ehrenvoller als dieses letztere. — Gouverneur Young kündigt an, daß die Universität guten Fortgang habe. Der Sitz der Regierung wird nach Pauvan Valley verlegt, wo man ein Capitolium bauen wird. Diese Oertlichkeit ist mehr central als jene am Salzsee und ist so fruchtbar, daß sie eine zahlreiche Bevölkerung ernähren kann. Den Verkäufen von Indianerkindern, welche von Mexicanern geraubt wurden, hat man in Utah gesteuert. „Daß man mit Menschenfleisch handle wie mit jeder andern Waare, verträgt sich nicht mit richtigen Regierungsgrundsätzen.“

Seit Anfang des vorigen Jahres sind wieder mehrere neue Ansiedelungen in Utah entstanden. Sie reichen nun von der Gegend des Bärenflusses im Norden bis etwa 25 Meilen vom südlichen Rande des großen Beckens in einer Entfernung von ungefähr 350 Meilen. Im Januar hatte man sich angeschickt noch weit über diese Gränze hinaus, am Santa Clara, eine Niederlassung zu gründen; auch bildeten sich dergleichen, wenn auch nur vereinzelt und in kleinerm Maaßstabe nach Westen und Osten. Der Gouverneur wünscht auch eine solche am St. Mary (Humboldts) Flusse, um friedliche Verbindungen mit den dortigen Indianern zu unterhalten. An der Westseite des Tooele befindet sich schon ein Ansiedelungsposten. Ueberall leben die Mormonen mit den Indianern in gutem Einvernehmen, außer mit denen am Humboldt; sie verdanken, wie Hr. Young sagte dieses Resultat, der menschlichen und redlichen Behandlung, welche sie sich gegenüber den Indianern zur Pflicht machen. Auch dulden sie nicht, daß den rothen Leuten geistige Getränke zugeführt werden.

Digitized by Google

Der Werth des steuerbaren Eigenthums ist für 1851 auf 1,160,884 Dollars abgeschätzt worden. Die Abgaben der Gesammtheit beliefen sich auf 26,570 Doll; die Ausgaben wurden aber nur für innere Verbesserungen verwandt; denn kein Beamter bezieht Gehalt, alle Aemter sind Ehrenämter. Für Wolfs- und Fuchsklauen wurden 2233 Dollars Prämien ausgezahlt. Eben jetzt sorgt man für Vermehrung der öffentlichen Bibliothek.

Die Botschaft schließt mit den Worten: „Laßt uns verständig haushalten mit den Segnungen, welcher wir uns erfreuen, und mit den Gütern welche uns anvertraut wurden. Möge Frieden und Eintracht in unserer Mitte wohnen, Freude und Vervollkommung unsere Werke krönen. Mögen die Segnungen einer freien, selbständigen und unabhängigen Regierung auch denen zu Theil werden, welche nach uns kommen."

Dampfschifffahrt auf dem obern Mississippi.

Noch im Jahre 1850 war der Mississippi oberhalb Galena von Dampfschiffen wenig belebt, und von regelmäßigen Fahrten war gar keine Rede. Die kleine „Argo" besorgte allein das Geschäft, und wenn hin und wieder ein zweiter Dampfer sich blicken ließ, so galt eine solche Concurrenz für sehr gefährlich.

Jetzt ist das anders geworden. Die Welle der Einwanderung dringt immer stärker auch bis in das Land am obern Mississippi, und der Verkehr steigt in der Weise, daß gegenwärtig nicht weniger als sechs Dampfschiffe oberhalb Galena fahren. Es besteht nämlich eine durchaus regelmäßige Verbindung durch Dampfschiffe zwischen Galena in Illinois und St. Paul in Minnisota; alle Woche drei Mal, und ein Mal mit St. Louis. Auch auf dem Minnisotaflusse ist bereits ein Dampfer etwa zweihundert Meilen weit gefahren, und oberhalb der St. Antonsfälle fährt gleichfalls ein solcher bis zu den Sauk-Stromschnellen.

Wisconsins Bleireichthum.

Die Staaten Illinois, Jowa und Wisconsin sind außerordentlich reich an Bleierz; aber diese Mineralschätze sind noch unvollkommen bekannt. Deshalb hat die Gesetzgebung von Wisconsin einen Ausschuß niedergesetzt um die Sache näher zu erforschen. Dem vor uns liegenden Berichte zufolge wären jene Bleigruben produktiver als die Goldminen Californiens, und der Bleidistrikt Wisconsins würde auf die Dauer größern Ertrag geben als jenes Dorado am Stillen Weltmeere.

Der Ausschuß meint, es werde sich rechtfertigen daß man den Congreß ersuche, in den Bleigrubengegenden Vermessungen vornehmen zu lassen. Geologische Durchforschungen müßten indessen auf Kosten des Staats Wisconsin veranstaltet

werden. Denn eine von Herrn Owen angestellte Untersuchung enthalte zwar sehr schätzbare Nachweisungen, reiche aber doch nicht aus.

Owen schätzt den Jahresertrag der Bleigruben in Wisconsin durchschnittlich auf 30,000,000 Pfund; der Ausschuß meint aber, diese Schätzung sei viel zu gering und man könne dreist 41,000,000 Pfund und wohl mehr annehmen. Aus einer Uebersicht der Ausfuhrlisten der „Bleihauptstadt“ Galena in Illinois geht hervor, daß von dort in den elf Jahren vor 1852 nicht weniger als 458,997,251 Pfd. Bleierz, im Werthe von 18,329,885 Doll. verschifft wurden. Neun Zehntel davon kam aus Wisconsin, nur etwa ein Zehntel aus Jowa und Illinois, während Wisconsin auch über Potosi, Milwaukee und Chicago verschifft hat. Es ist dabei wohl zu merken, daß die östliche Bleiregion in Wisconsin guten Boden besitzt, der sich eben sowohl zum Ackerbau wie für die Viehzucht eignet.

Die eigentliche Bleiregion besteht aus den Bezirken (Counties) Grant, Jowa, Lafayette, einem Drittel von Green und einem Viertel von Dane; sie hat eine Bevölkerung von nur 45,229 Köpfen, und einem steuerpflichtigen Eigenthum von nicht ganz 4,000,000 Dollars. Der Bleiertrag aber belief sich 1851 auf 1,380,015 Dollars, (was weniger ist als 1842). Die durchschnittliche Bleiproduktion derselben Bezirke stellt sich für die letzten elf Jahre auf 1,669,080 Dollars, während, Blei abgerechnet, die Gesammtausfuhr der Hafenplätze Kenosha, Racine, Milwaukee, Port Washington und Sheboygan sich im letzten Jahre nur auf 2,039,547 Dollars belief. Die Bezirke, in welchen diese Häfen liegen, und die sonst noch commerciell auf sie angewiesenen Gegenden haben eine Volksmenge von 227,996 Seelen, und das steuerpflichtige Eigenthum in diesen funfzehn Bezirken beläuft sich auf etwa 20,000,000 Doll.

Daraus geht hervor, daß von der Bleiausfuhr im vorigen Jahre durchschnittlich die Summe von 30 Doll. 51 Cents auf jeden Kopf kommt (nach der Zählung von 1850), und auf jeden Dollar steuerpflichtigen Eigenthums 34 Cts vom Dollar. Die durchschnittliche Produktion der letzten elf Jahre würde, wenn man sie auf die Bevölkerung der Minenregion nach der Zählung von 1850 vertheilte, jährlich für jeden Bewohner 36 Doll. 90 Cents ergeben, und 42 Cents für jeden Dollar steuerbaren Eigenthums. Dagegen würden von den Ausfuhren aus den am Michigan-See liegenden Bezirken (Lake Counties) nur 8 D. 94 C. auf jeden Kopf kommen, und 10½ Cents auf jeden Dollar steuerpflichtigen Eigenthums. Im Jahre 1842 kamen in der Minenregion 95 D. 90 C. auf jeden Kopf; 1846 nur 62 D. 74 C., und 1847 nur 60 D. 15 Cents. Das ist allerdings ein großer Ertrag, der obendrein auf einer sichern Grundlage beruht.

Die Ausbeutung der Bleigruben begann eigentlich erst in den Jahren 1826 und 1827; vorher war sie von nur geringer Erheblichkeit. Von da ab nahm sie aber stets zu und die Zahl der Arbeiter stieg. Zwanzig Jahre lang baueten sie indessen nur Bleierz ab, das an der Oberfläche lag und wo das

Wasser ihnen kein Hinderniß darbot. Ihr ganzes Arbeitsgeräth bestand in Picke, Schaufel und Winde. Nur selten wandte man Pumpen an um das Wasser zu entfernen, und nur an zwei Stellen arbeitete man mit Dampf. Dabei stellte sich heraus, nicht nur daß auch unter dem Wasser sich Bleierz befand, sondern auch, daß dasselbe auch nach der Tiefe hin an Quantität zunahm. Man meint, daß das Bleierz führende Gestein wohl bis 200 Fuß tief unter dem Bette der größten Ströme liege.

Man weiß jetzt daß die mächtigsten Bleilager sich in einem Distrikt finden der etwa funfzehn englische Meilen breit ist und zu beiden Seiten der südlichen Gränzlinie des Staates Wisconsin hinläuft. Er erstreckt sich nördlich zehn oder zwölf Meilen von jener Linie und streicht vom Mississippi bis zum westlichen Theile von Green County, in einer Länge von etwa funfzig Meilen. Auch weiter nördlich hat man ausgedehnte Lager gefunden, und kleinere liegen in den Bezirken Grant, Jowa und Lafayette, auch in den westlichen Theilen von Green und Dane zerstreut.

Auch Wasser trifft man in einer Höhe von 30 bis 150 Fuß über dem Wasserspiegel der Ströme. Sobald diese Schätze bergmännisch ausgearbeitet werden, ergeben sie ohne Zweifel einen Ertrag, gegen welchen der jetzige unbedeutend genannt werden muß. Man will jetzt anfangen mit Dampf zu arbeiten.

Die Ipecacuanha in Matto-Grosso.

Für den Handel mit dieser wichtigen Arzneipflanze, Cephaelis Ipecacuanha, bildet die kleine Stadt Villa Maria in der brasilianischen Provinz Matto Grosso einen Hauptmittelpunkt. Sie liegt am obern Paraguayflusse, und schien eine Zeitlang von großer Bedeutung werden zu wollen. Aber die Regierung that nichts für sie, die Bewohner selbst wußten die Vortheile der Lage nicht nach Gebühr zu benutzen, und der einzige direkte Verbindungsweg zum Meere blieb ihnen überdies verschlossen, indem Paraguay und die argentinischen Staaten die Schifffahrt auf dem unterm Theile des Stromes nicht erlaubten. So blieb Villa Maria ein unbedeutender Ort der jetzt etwa sechshundert Bewohner zählt, und mit den zu ihm gehörigen noch kleineren Ortschaften und Wäldern kaum achthundert, von denen viele Sklaven sind.

Die Ipecacuanha wächst in großer Menge an den Ufern des obern Paraguay, des Rio Vermelho, des Seputuba und des Cabaçal. Die Erndte wird gewöhnlich in der trocknen Jahreszeit vorgenommen, und fällt somit in die Monate von März bis September. Manchmal geschieht sie aber auch zur Regenzeit, weil sich dann die Wurzeln leichter ausziehen lassen. Häufig kommen Nachen aus der Stadt Cuyaba, fahren den gleichnamigen Strom hinab, und rudern dann in den Paraguay hinein um Ipecacuanha zu holen, von welcher

jährlich Tausende von Arrobas (zu 25 Pfund) aus dieser Gegend verführt werden. Im Jahre 1814 schickte die Regierung den Dezembargador José Francisco Leal in den Distrikt Villa Maria und an den Rio Cabaçal, um Gold zu suchen. Er fand zwar nicht so viel von diesem edeln Metall als man erwartet hatte, wohl aber eine überraschende Menge Ipecacuanha. Doch vergingen mehre Jahre, ehe man diese wichtige Entdeckung irgendwie nutzbar machte. Erst 1830 sammelte ein Kaufmann, Jose da Costa Leite zwei Arroben, schickte sie nach Rio de Janeiro, und erhielt 1600 Reis für das Pfund. Das war ein hoher Preis, der die Speculation reizte, und man beutete nun die Ipecacuanha stark aus, bis 1837. Dann fiel sie allmälig im Preise, weil sie in zu großer Menge auf den Markt geworfen wurde; man rechnet von 1830 bis 1837 nicht weniger als 25,000 Arroben. Von da bis 1844 war wieder ein Stillstand; nachher begann die Ausbeute abermals stärker zu werden. Die Waare galt nun in Rio 850 bis 900 Reis, und dieser Preis gilt für so vortheilhaft, daß alle Theile Nutzen bei demselben haben. Da die Ipecacuanha erst mit ihrem sechszehnten Jahre (??) voll ausgewachsen ist, — wenigstens behaupten das die Landesbewohner — und die Ueberfüllung des Marktes große Nachtheile brachte, so ist wohl anzunehmen, daß ferner nicht so starke Preisschwankungen eintreten werden.

Die Pflanze wächst in feuchten ebenen Wäldern, welche sandigen Boden haben, und läßt sich leicht erkennen, da man sie von allen übrigen auf den ersten Blick unterscheiden kann. Der Strich wo man sie am häufigsten findet, mißt etwa zwölf Wegstunden von Norden nach Süden, und erstreckt sich dreißig Stunden weit nach Westen, von Villa Maria aus. Die Nachen der Ipecacuanhasucher nehmen außer den eigentlichen Antheilhabern der Partie noch eine Anzahl gemietheter Leute mit, welche monatlich 6000 bis 7000 Reis, das ist etwa zehn bis zwölf Gulden rheinisch erhalten. Sie heißen, wie alle um Lohn gedungenen Leute im Lande Camarados. Ferner schließen sich der Expedition zwei sogenannte Praticos an, welche mit den Standorten der Ipecacuanha gut vertraut sind, und etwas höhern Lohn erhalten. Sobald der Nachen die rechte Stelle erreicht hat, steigt der Pratico mit einigen Camarados ans Land, bahnt einen Weg, (eine Picada) durch das Waldgestrüpp, der oft länger als eine Stunde ist, und nachher werden mehrere Neben- und Seitenpfade angelegt. Durchschnittlich muß ein Arbeiter täglich zwölf Pfund sammeln, die sich nach dem Trocknen auf etwa fünf Pfund reduciren. Er kann es aber auch bis auf dreißig Pfund bringen. An sich ist die Arbeit nicht beschwerlich, aber die ungeheure Masse von lästigen Insekten aller Art werden dort zu einer wahren Qual. Der Unternehmer der Expedition verdient insgemein 4000 Reis auf jeden Tag und jeden Arbeiter. Daß Mangel an Ipecacuanha eintreten werde ist nicht wohl anzunehmen, da auch kleine Wurzelfasern neue Pflanzen treiben.

Im Juli 1845 besuchte der Reisende Weddell die Ipecacuanhawälder. Ein Poaieiro, d. h. ein Mann der mit dieser Arzeneipflanze handelte, hatte

sich erboten ihn zu begleiten. Zum Steuermann seines Kanots hatte er einen Mulatten und zwei Chiquitosindianer welche ruderten. Der Nachen bestand in einem ausgehöhlten Baumstamme. Aus dem Paraguay wurde in den Cabaçalfluß gesteuert. Weddell litt entsetzlich von den Stichen der Carrapatos, wovon es in den Wäldern wimmelt; dieses Insekt ist so klein, daß man es mit bloßen Augen kaum gewahren kann, dringt durch Kleider und Nähte und man kann sich nur dadurch vor ihm schützen, daß man den ganzen Körper mit Tabacksaft einreibt. In den Wäldern treiben sich Jaguare in großer Menge umher, der Fluß wimmelt von Caymans, und die Chiquitos machten sich ein Vergnügen daraus ihnen mit einem großen Haken das Rückgrat zu zerschmettern. Am Ufer finden sich Cabiais ein; sie sind größer wie ein Eber, treiben sich in Rudeln von acht bis zehn Stück umher, und rennen ins Dickicht sobald ein Feind ihnen nahe kommt.

Am 3. Juli fuhr Weddell in den Rio Vermelho und war am Abend an einer Stelle, die als Porto de Bueno bezeichnet wird. Dort halten die Poaieiros an, weil in der Nähe die Wälder beginnen, in welchen die Ipecacuanha wächst. Der Vermelho ist dort kaum dreißig Fuß breit, fließt aber sehr schnell und hat häufig wegen der hineingestürzten Baumstämme ein unsicheres Fahrwasser. Am andern Morgen ging der Reisende in den Wald, der aus Acuris=Palmen und Uana-assus (Attalea compta) bestand; aber er war dermaßen mit Gestrüpp und Schlingpflanzen verwachsen, „daß man sich darin fing, wie die Spinne in einem Netz." Doch liegt dieser Wald noch zu tief, als daß die Ipecacuanha darin gedeihen könnte; zur Regenzeit steht er unter Wasser. Wo aber das Land ein wenig höher und trockener liegt, wächst die weiche Palmitopalme schlank empor; neben ihr die Bacaba (Oenocarpus bacaba), die Buriti (Mauritia vinifera) und Catisar (Iriarta exonhoza) mit den merkwürdigen Wurzeln welche der Stamm wohl bis zu sechs Fuß Höhe in die Luft treibt und welche schräglaufend dem Baume gleichsam als Stütze dienen. Dort, auf festem Boden welcher die Moräste ausschließt, im Schatten dieser Bäume wächst die Ipecacuanha am liebsten; sie ist ein kleiner Strauch mit einfachem, unten nacktem Stamme, die blaßgrünen Blätter wachsen meist oben an der Pflanze. Die Poaia steht selten vereinzelt, sondern meist mit mehreren anderen ihresgleichen dicht bei einander, sie bildet gleichsam Büschel, Sträuße welche man im Lande als Redoleiros bezeichnet. Der Poaieiro faßt die Pflanze mit der einen Hand, wo möglich den ganzen Büschel auf einmal, schiebt mit der andern einen harten spitzen Stock, den Saracoa, unter, und hebt so das Ganze auf einmal heraus. Es kommt besonders darauf an, daß die Wurzeln nicht gebrochen werden. Nachdem er seine Beute von der anhaftenden Erde gereinigt hat, wirft er sie in einen Sack, (Emborna) den er an seiner Seite hängen hat, und geht zu einem andern Büschel. Während der Regenzeit lassen sich die Wurzeln am leichtesten ausheben. Bei Einbruch der Dunkelheit finden sich die am Tage im Walde zerstreuten Arbeiter auf ihrem

Sammelplatze ein, und liefern den Ertrag an ihren „Intendanten“ ab, der ihn wägt und Alles auf lederne Häute ausbreitet. Oft ist die Wurzel schon nach einigen Tagen trocken, denn man legt die Wurzeln an die Sonne, und bewahrt sie Nachts vor Thau. Wird sie noch etwas feucht verpackt, so bricht sie nachher nicht so gut und sieht auch nicht so röthlich und harzig aus wie sie eigentlich sein muß.

Uebrigens wird zu allen Jahreszeiten Ipecacuanha gesammelt, doch in der Regenzeit weniger als in den trockenen Monaten. Wir haben schon oben erwähnt, daß die Poaia sich auch aus den kleinsten Wurzelfasern wieder fortpflanzt; die Poaiaciros wissen das auch sehr wohl und lassen immer einige kleine Wurzeln zurück, die sie mit Erde bedecken. Aber an solchen Stellen kann erst nach drei oder vier Jahren wieder gesammelt werden.

Faustin Soulouques Kaiserkrönung auf Haiti.

Die westliche Erdhälfte hat nun neben der großen Menge von Republiken zwei Monarchen. Die Würde des einen, der zu Rio Janeiro in Brasilien seinen Hof hält, ist etwa dreißig Jahre alt; die des andern datirt vom 18. April 1852. Haiti hatte bekanntlich schon einmal einen „Kaiser“; denn mit einem Herzoge oder Könige würden die achtmalhunderttausend Neger und Mulatten sich nicht begnügen; es wäre ihnen zu gering. Also mußte auch Herr Faustin Soulouque Imperator werden. Uebrigens ist ein Kaiser mit ächtester Negerphysiognomie, mit krausestem Congowollenhaar und mit tättowirten Gliedern jedenfalls eine interessante Erscheinung. Auch muß es sehr leicht sein äußerlich den Kaiser zu spielen, da die Rolle dem Neger so gut gelingt. Er ist nun auch „von Gottes Gnaden“, und die katholische Geistlichkeit hat ihn zu einem „Gesalbten des Herrn“ gemacht. Freilich gehört er dem afrikanischen Geheimbunde des Vodu an, welcher bei nächtlicher Weile um eine Schlange, den Fetisch, herumtanzt; freilich ist er ein Mann, der bis über die Kniee in Blut watet. Aber die katholische Geistlichkeit hat ihn doch gesalbt, er ist Monarch, und sein treues Volk jubelte bei seiner Krönung, als hätte es in Europa die Loyalität in der Nähe beobachtet, an der Quelle studirt und sich ein Beispiel daran genommen.

An dem Pomp ohne welchen dergleichen Schaugepränge einmal nicht abgethan werden können, hat es natürlich in Port au Prince auch nicht gefehlt. Das für den 18. festgestellte Programm der Kaiserkrönung kann sicherlich mit dem rivalisiren, welches man in Paris für dortige Eventualitäten entworfen hat. Auch unter den Negern giebt es ausgezeichnete, mit allen Formen der

höchstwichtigen Hofetikette vertraute Oberhofceremonienmeister; auch unter ihnen versteht man sich auf die Obliegenheiten der Ordenscommissionen und des Hofmarschallamtes; auch unter ihnen hat man, als ganz unentbehrliche felsenfeste, allen Stürmen der Zeit und der Demagogie trotzende Stütze, eine Aristokratie, die sehr ahnenreich ist; denn führt sie ihren Stammbaum nicht auf Ham zurück? Auch die europäischen Adelsgeschlechter hatten eine Zeit, wo sie für neugebacken galten, und haben wir nicht in unserm Jahrhundert so viele Herzöge, Grafen, Barone &c. in Frankreich wie in anderen Ländern massenweise aus dem Backofen der Standeserhöhungsfabriken hervorkommen sehen? Also keine unzeitigen Scherze über diese würdigen Neger, welche in dem, was die Blume der europäischen Civilisation bildet, was als ihr eigentlicher Culturgipfel betrachtet werden muß, uns so würdig nachzueifern trachten!

Der 18. April war der große Tag für die Nation von Haiti. Er wurde am 17. Abends angekündigt durch 101 Kanonenschüsse von dem Fort; auch war allen getreuen Unterthanen anbefohlen, eine glänzende Illumination zu veranstalten. Da das Blutbad, welches der Gewaltige 1848 unter den unbewaffneten Bürgern angerichtet hatte, noch in frischem Angedenken ist, so beeiferte man sich dem Willen des Oberhofceremonienmeisters nachzukommen. Während der letztverflossenen Wochen war in der Hauptstadt das Heer Seiner Majestät zusammengezogen worden, denn diese wahren Vertreter der Nation, die getreuen Diener des Herrn durften gewiß nicht fehlen, wo es galt den Letztern zu verherrlichen. Sie zogen schon um drei Uhr in Parade auf das Marsfeld. Um vier Uhr begaben sich die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers in ihren Sitzungssaal; ein gleiches that der überall und allezeit loyale Beamtenstand; die Richter blieben auch nicht zurück. Halb fünf Uhr zogen sie allesammt, unter Militärbedeckung auf das Marsfeld, wo der Ceremonienmeister, mit schwarzem Gesicht und weißseidenen Strümpfen schon bereit stand sie zu empfangen. Um fünf Uhr zog der Generalvicar Seiner päpstlichen Heiligkeit auf, von der würdigen Priesterschaft gefolgt. Der Großkaplan des Herrn Soulouque überreichte dem Generalvicar Weihwasser und Weihwedel. Geistlichkeit, Beamten, Soldaten und Volk wurden nacheinander besprengt.

Um sechs Uhr sollten die allerhöchsten Herrschaften, Seine Majestät der Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserin erscheinen; Sie geruheten aber erst gegen neun Uhr das Palais zu verlassen, da Ihre Majestät erst noch allerlei Abänderungen an Ihrer Toilette vorzunehmen befahlen. Als der kaiserliche Zug sich in Bewegung setzte — acht Züge leichter Reiter, sämmtlich von untadelhaft schwarzer Haut, ritten vor — erschallte der Donner des Geschützes und ertönten die Glocken um den Freudentag würdig einzuläuten. Der sorgfältigst arrangirte Zug war folgendermaßen gebildet: Zuerst kamen Ritter, geschmückt mit Orden, mit welchen Seine Majestät diese um das Wohl des Vaterlandes hochverdienten Männer ausgezeichnet; darauf nicht minder ausgezeichnete und verdienstvolle Barone, dito Grafen, dito Herzöge, alle, je nach Standesklasse,

in langem Zuge, sechs neben einander; dann die Staatsminister; der Kanzler; die Prinzen der kaiserlichen Familie; Prinz Jean Joseph, der allein ging, — diese alle zu Fuße. Darauf folgten Abtheilungen der leichten Reiterei und berittene Grenadiere; sechs Adjutanten Seiner Majestät des Kaisers; darauf Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin sammt der Prinzessin Olive in einem von acht stattlichen Rossen gezogenen Wagen. Zu beiden Seiten des Wagens ritten stattliche schwarze Officiere von Sr. Majestät Kriegsheer; nebenher gingen die Pagen Ihrer Majestäten; es folgten auch die Bediensteten des Marstalls. Dann in einem sechsspännigen Wagen Ihre kaiserl. Hoheiten die Prinzessinnen Celia und Olivet; sechs Adjutanten Seiner Majestät; zwei Züge berittener Grenadiere; die Damen vom kaiserl. Hofhalt, sämmtlich von schönster schwarzer Haut, Ehrendamen und Kammerfrauen. Nach diesen Prinzessinnen, Herzoginnen, Gräfinnen, Baronessen und Gemahlinnen der Ritter, „je nach ihrem Geblüt“. Wie reich ist Haiti an ausgezeichneten und vornehmen Leuten, und wie gut und voll sind alle „Hofchargen“ besetzt!

Auf dem Marsfelde, denn Port au Prince hat ein solches, stellte sich der ganze schwarze Zug auf. Der Wagen, in welchem Ihre kaiserlichen Majestäten saßen, hielt vor dem kaiserlichen Krönungszelte; die Pagen stiegen von ihren Pferden und stellten sich in Hecke auf; der Oberhofstallmeister öffnete den Kutschenschlag, reichte allerunterthänigst Sr. Majestät die Hand, half Ihnen beim Aussteigen und geleitete Sie zum Zelte. Der Oberstallmeister Ihrer Majestät der Kaiserin geleitete Ihre Majestät, und andere Hofbeamte erwiesen den hohen Prinzessinnen denselben pflichtschuldigen Dienst.

Vom Zelte aus bildete sich der Zug zur Kirche. Voran trug ein hoher Beamter das Kissen auf welches der Ring gelegt werden sollte, den J. M. die Kaiserin unmittelbar vor der Krönung Ihrem hohen Gemahl überreichen wollte. Andere hohe Würdenträger trugen in Körben die Krönungskleider beider Majestäten, die Krone der Kaiserin auf einem Kissen; andere den Reichsapfel, die goldene Halskette u. s. w. Der Kaiser trug schon die Krone auf seinem wollhaarigen Haupte; in der einen Hand hielt er das Scepter der Herrschaft und der Macht, in der anderen den Stab der Gerechtigkeit; die Kaiserin war noch ohne Krone; der Schlepp ihrer Kleider wurde von den Prinzessinnen Olive und Olivet getragen; die Prinzen Jean Joseph und Alexander trugen jenen des Kaisers.

Als die Majestäten in die Kirche traten, erschallte eine Kanonensalve. Beide wurden mit Weihwasser besprengt und von der Geistlichkeit unter einen Baldachin geleitet, wo Thronsessel für beide Majestäten bereit standen. Jetzt spielte die Musik der kaiserlichen Garde einen Triumphmarsch. Nachdem alle Platz genommen, stimmte der Generalvicar das: Komm' heil'ger Geist auf uns herab! an und die hochwürdige Geistlichkeit ließ sich auf die Kniee nieder. Dann folgte Deus qui corda fidelium etc.; während dieses gesungen

wurde, knieeten die Majestäten und sprachen ein Gebet. Darauf wurden Krone, Schwert, Stab der Gerechtigkeit, Scepter, Krongewänder, Ringe, Halskette, Reichsapfel und andere Kleinodien von den Großwürdenträgern zum Altar gebracht.

Wir reden nicht weiter im Styl des Programms, welches jenem byzantinisch pomphaften und schwülstigen des Kaisers Napoleon, des Korsen nachgebildet worden ist. Dokumente dieser Art und Beschreibungen von solchen Hofbegebenheiten in den amtlichen Blättern machen in Europa auf den Unbefangenen, gleichviel welcher Partei er angehöre, einen gar nicht angenehmen Eindruck, weil sie im Styl verzerrtem Roccoco gleichen; aber ein Kaiserkrönungsprogramm auf Haiti, für einen Neger, der vor wenigen Jahren noch Sackträger war und eine Kaiserin, die einst Fische auf dem Markte verkaufte, dann mit Soulouque in wilder Ehe lebte und erst jüngst ihm angetraut wurde, ist doppelt und dreifach komisch. Doch wir berichten einfach was weiter geschah zu Port au Prince mit dem großen Kaiser, der einige hunderttausend halbnackte Schwarze und nicht ganz so viele Mulatten beherrscht.

Der Großvicar trat vor den Altar und fragte den Kaiser: Profiteris-ne charissime in Christo fili etc. Der Kaiser sagte sein Glaubensbekenntniß her, legte seine Hand auf das Evangelienbuch und antwortete lateinisch: Profiteor. Man betete darauf das Omnipotens, sempiterne Deus, las die Litanei, und der Priester knieete, während die Majestäten sitzen blieben. Nach dem Verse: Ut omnibus fidelibus defunctis, erhob sich der Generalvicar, wandte sich zu den Majestäten und sprach die drei Verse: Ut hunc famulum tuum etc., und dabei knieete Kaiser und Kaiserin.

Beiden nahete sich nun die Clerisei mit tiefen Verbeugungen und führten sie zum Altar um sie mit dem geweiheten Oele zu salben. Man salbte beiden Haar und Hände, während die Kapelle sang: Unxerunt Salomonem, Sadoc sacerdos, et Nathan propheta in Sion, et accedentes laeti dixerunt: Vivat in aeternum. Nach der Salbung wurden die Majestäten wieder zum Throne geführt, und man las die Messe. Nun wurden die kaiserlichen Kleinodien gesegnet.

Noch einmal wurden die Majestäten zum Altar geführt, diesmal nicht blos von Priestern geleitet, sondern auch vom Großmarschall des Palastes und dem Oberstkämmerer, die sich hinter dem Kaiser aufstellten; wie die Ehrendamen und Kammerfrauen hinter dessen Gemahlin. Man überreichte dem Kaiser nach einander Ring, Schwert, den Kaisermantel, welchen ihm die beiden genannten Hofbedienten umhängten, den Reichsapfel, den Stab der Gerechtigkeit und das Scepter. Die beiden letzten Insignien in der Hand haltend knieete der Kaiser und sprach ein Gebet, (ob an den afrikanischen Fetisch, die Schlange, wird nicht gesagt, —). Darauf erhielt die Kaiserin einen Ring und einen Mantel. Während dieser Zeit wurden Gebete gesprochen und Hymnen gesungen.

Der Kaiser gab den Stab der Gerechtigkeit in die Hände des Kanzlers,

das Scepter in jene des Oberhofmarschalls, trat oben an den Altar, und setzte sich die Krone auf sein Haupt. Darauf krönte er die vor ihm kniende Kaiserin. Es folgte das Krönungsgebet Coronet vos Deus corona gloriae. Die Majestäten hatten wieder unter dem Thronhimmel Platz genommen, wohin der von aller Priesterschaft gefolgte Generalvicar kam, und sprach: In hoc imperio solo confirmet vos Deus; küßte dem Kaiser die Wange, wandte sich zu dem versammelten Volke und rief laut: Vivat Imperator in aeternum! Die Anwesenden riefen: Vive l'Empereur! vive l'Imperatrice! Noch andere Ceremonien folgten; so hielt der Großvicar beiden Majestäten ein Evangelienbuch vor den Mund, und sie küßten dasselbe. Darauf opferten sie auf dem Altar der heiligen Kirche Silber und Gold, worauf noch einmal eine Messe gelesen wurde.

Nachdem diese vorüber war rief Seine Gnaden der Herr Herzog de la Bande du Nord, als Minister des Innern, die Barone, die Präsidenten des Senats und der Repräsentantenkammer und den Präsidenten des Cassationsgerichts, die er den Majestäten vorstellte. Sie legten den verfassungsmäßigen Eid Seiner Majetät vor, der darauf den Schwur leistete, die Verfassung zu halten und die Unabhängigkeit und Integrität des Reiches zu bewahren. Dann rief der Herold so laut er konnte: „Der ruhmreiche und erhabene Kaiser, Faustin der Erste, Kaiser von Haiti ist gekrönt worden und hat den Thron bestiegen. Lang lebe der Kaiser!“ Die versammelte Menge rief gleichfalls: „Lang lebe der Kaiser! Lang lebe die Kaiserin!“

Die ganze Clerisei nahete sich nun wieder den Majestäten, welche unter dem von Geistlichen getragenen Baldachin nach dem Palaste zurückgingen, ganz in der obenbeschriebenen Weise. Auch jetzt wurden 101 Kanonenschüsse abgefeuert. Diese schwarze Kaiserkrönung hatte mit allen dazu gehörigen Feierlichkeiten nicht länger als achtzehn Stunden gedauert!

Die Neuyorker Blätter wagen es, verblendet wie sie sind, diese hocherhabene Feierlichkeit mit der Lauge des Spottes zu begießen. Sie werfen dabei sogar Blicke nach Europa herüber, und stellen Betrachtungen von so majestätsbeleidigender Art für unsere weißen Potentaten an, daß wir uns wohl hüten werden, solche lästerliche Dinge zu wiederholen. An diesen Yankees ist ja ohnehin Hopfen und Malz verdorben. Doch müssen sie anerkennen daß namentlich die Kaiserin sich mit großer Würde ganz kaiserlich benommen habe; dagegen schildern sie das Kriegsheer des Kaisers als eine zerlumpte Garde, die lebhaft an Falstaffs Rekruten gemahnt habe.

Notizen.

In den südlichen Staaten geben jetzt manche Pflanzer Neger frei, unter der Bedingung, daß dieselben nach Liberia auswandern. In dieser afrikanischen Kolonie, mit welcher eine Dampfschiffverbindung eingerichtet wird, fängt man jetzt an den Kaffebau zu betreiben.

Auswanderung der Farbigen nach Liberia. Während die westlichen Staaten der Union einen förmlichen Wetteifer zeigen, deutsche Einwanderer anzuziehen, ist man in den anderen Theilen des Landes emsig bemüht, die freie farbige Bevölkerung zur Auswanderung zu ermuthigen. Von Baltimore segelte neulich das Schiff „Ralph-Roß", von der amerik. Colonisations-Gesellschaft expedirt, mit einer bedeutenden Anzahl Farbiger nach Liberia. Ein Theil derselben war von Maryland, andere von Missouri, Neu-Jersey und Pennsylvania. In Norfolk wollte das Schiff anlegen, um mehr Passagiere einzunehmen, so daß ihre Zahl sich über 200 belaufen wird. Die Auswanderer gehören größtentheils einer sehr achtbaren Klasse an, sind gesund, nicht ganz ungebildet, und werden aller Wahrscheinlichkeit nach gute Bürger des jungen Staates werden. Sie sind alle wohl ausgestattet, und nehmen eine Menge Ackerbaugeräthschaften in ihre neue Heimath mit. Das Schiff ist sehr bequem eingerichtet. Mehre Missionäre begleiteten die Passagiere.

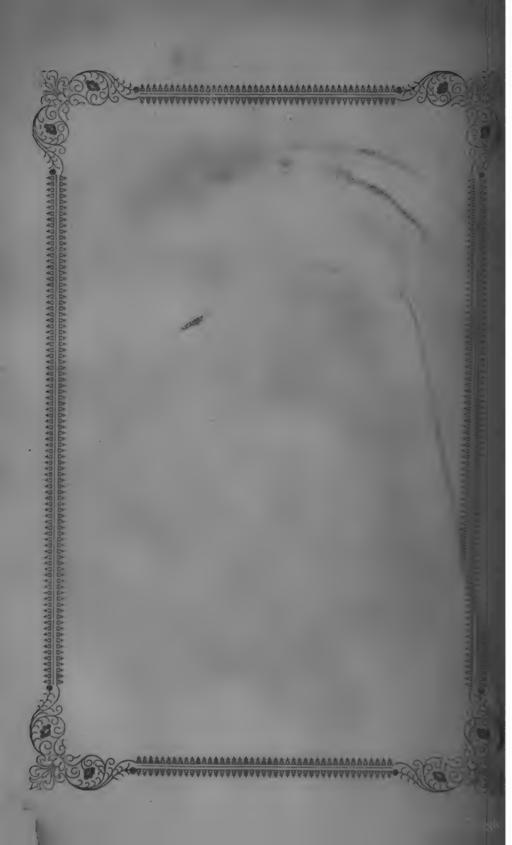
Während des diesjährigen strengen Winters war auf das Eis im Susquehannah-strome eine Eisenbahn gelegt worden, so daß die Züge von Philadelphia direkt über das Wasser nach Baltimore fahren konnten. Eine Eisenbahn auf Eis war allerdings etwas Neues unter der Sonne. Zu Franconia, in Neuhampshire, einer wegen ihrer hohen Winterkälte bekannten Stadt, zeigte am 16. Januar das Spiritus-Glas 36° unter Null, was einem Quecksilberstande von 33° entspricht. Zu Montpellier in Vermont stand an demselben Tage das Quecksilber 28° unter Null; in Baltimore war es am 20. Januar kälter als die ältesten Leute sich je zu erinnern wußten. Der Hafen dieser südlichen Stadt war durch Eis geschlossen. In Neuorleans fiel seit langen Jahren zum erstenmal wieder Schnee am 12. Januar.

Für Californien sind die **Sandwich Inseln** von großer Bedeutung, und man ist daher in San Francisco eifrig bemüht, die Verbindung dorthin möglichst zu beleben. Der König Kamehameha hat das Recht der Dampfschiffverbindung zwischen Honolulu und Californien einer amerikanischen Gesellschaft, mit Ausschluß jeder andern, ertheilt. Sie nennt sich North Pacific Steam Navigation Company. Sie hat ihre Schiffe mit Anfang des Jahres in Fahrt gesetzt. Ihr erster Dampfer heißt Fremont, zu Ehren dieses unternehmenden Reisenden, durch welchen das Neue Goldland zuerst in seinen einzelnen Theilen genauer bekannt wurde.

Die Stadt **Neuyork** hatte während des Jahres 1851 nicht weniger als 342 Feuersbrünste, und 215 mal entstand blinder Lärm. Der Schaden an Eigenthum wird auf 1,144,526 D. geschätzt.

Von dem Hafen- und Handelsverkehr dieser Stadt kann die Thatsache einen Begriff geben, daß dort 1851 von überseeischen Fahrzeugen 3888 einliefen. Davon waren 2381 amerikanische, 966 englische; nächst diesen kam gleich die bremer Flagge. Frankreich schickte nur 30 Schiffe. Von jenem Total waren 166 Dampfer, nämlich 126 amerikanische, 37 brittische, 1 französisches und 2 spanische. Von den 289,601 gelandeten Einwanderern kamen 163,256 aus Irland, 69,883 aus Deutschland, und 28,553 aus England. Die Zahl der Todesfälle betrug 19,610. Eine große Zahl starb an Auszehrung, nächstdem an Krankheiten der Eingeweide und an Kinderkrankheiten, die dort weit gefährlicher sind als in Europa.

Druck von C. Schünemann.



Das Westland.

Magazin

zur

Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Dritten Bandes, drittes Heft.

Inhalt.

[illegible] in Brasilien.
[illegible] Goldjäger in Californien.
[illegible] Gebiet Nebraska.
[illegible] Staat Pennsylvanien.
[illegible]fischerei im californischen Meerbusen.
[illegible] in den bedeutendsten Städten der nordamerikanischen [illegible] im Jahre 1850.
[illegible] und Längenbestimmungen [illegible] zwei und sechszig Punkten [illegible] Amerika.
Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.
Die Vulkane in Mittel-Amerika.
Die menschenfressenden Apiacas-Indianer.
Die Tschiroki-Indianer in Nordamerika.
Zeichensprache der Indianer auf den nordamerikanischen Prairien.
Deutsche Auswanderung nach Brasilien.
Die „Skinner" der Polizeihöfe in Neuyork.

Bremen, 1852.
C. Schünemann's Verlagshandlung.
New-York: G. & B. Westermann Brothers,
290 Broadway, corner of Reade-St.

Druck von C. Schünemann.

Diamanten in Brasilien.

Castelnau hat in seinem Reisewerke über Südamerika seinen Besuch in den Diamantenbezirken Brasiliens ausführlich beschrieben. Auf dem Zuge von Goyaz nach Cuyaba kam er auch an den Rio Claro, welcher in den Araguay mündet. Das Arraial (Dorf) Rio Claro ist ein armseliger Wohnort; eine Reihe von Hütten, im Ganzen nicht mehr als dreißig, ist zu beiden Seiten des Flusses gebauet, und die Zahl der Einwohner beläuft sich höchstens auf Zweihundert. Der Pfarrer im Orte ist der bedeutenste Diamantenhändler; die Zahl der Sklaven beschränkt sich jetzt nur auf vierzig, während früher zweihundert der Regierung gehörende Neger unter strengster Aufsicht Tag und Nacht Diamanten suchen mußten. Damals stand eine Abtheilung Soldaten am Rio Claro; ihr Befehlshaber, der Guarda-Mor, war angewiesen darauf zu achten, daß nur die Staatssklaven allein nach dem Edelstein forschen durften. Ein alter Neger erzählte den Reisenden, die Aufsicht sei unglaublich streng gewesen, und man habe weite Umwege gemacht, um nur nicht das Dorf zu berühren. Ein Mann, welcher sich nur im Flusse gebadet hatte, wurde längere Zeit eingekerkert und mit allen möglichen Untersuchungen belästigt, weil man glaubte, er könne einen Diamanten verschluckt haben. Wer einen solchen fand und behielt, wurde auf das Grausamste bestraft; man schnitt ihm nämlich beide Daumen ab. Jener alte Neger hatte sich einmal die Füße im Flusse gewaschen; dafür war er so unbarmherzig gepeitscht worden, daß man die Spuren der Mißhandlung noch nach vierzig Jahren erblickte.

Jetzt kann Jedermann nach Belieben Diamanten suchen; und so lagert nun in der trockenen Jahreszeit Alt und Jung am Wasser um Schätze zu sammeln. Die Ausbeutung auf edle Steine und Gold begann in jener Gegend schon vor anderhalbhundert Jahren. Die Diamanten werden hauptsächlich in dem Sande gefunden, welcher sich zwischen den im Flusse zerstreut liegenden Granitfelsen anhäuft, namentlich an jenen Stellen, wo diese Felsen kleine Wasserfälle bilden. Man wäscht den Sand in einem großen kegelförmigen Napfe, **Battea** genannt, nachdem man zuvor geprüft, ob dieser Sand auch der Diamantformation angehört, welche sich durch die sogenannten Diamant-cativos *) auszeichnen, kleine runde Steine verschiedener Art, deren jede ihren besondern Namen hat; so nennt man z. B. einen solchen eisenhaltigen Stein

*) Cativos, Gefangene. Die brasilianischen Gold- und Diamantenwäscher nennen so gewisse Steine, welche auf das Vorkommen des edeln Metalles und des edeln Steines hindeuten.

Ferragen; andere sind Agate, Sandsteine, Quarz, brauner Turmalin. Sobald dergleichen auf Diamanten hinweisende Steine gefunden werden, ist die Mühe des Suchens nur selten vergeblich. Der Arbeiter hat immer qualmende Feuerbrände bei sich, um die sehr lästigen Mosquitos abzuhalten. In früheren Zeiten ist es wohl vorgekommen daß man in einer Schüssel voll Sand zwölf bis funfzehn kleine Diamanten fand. Jetzt ist aber der Rio Claro nicht mehr so ergiebig, obwohl man doch hin und wieder im Dorfe selbst Diamanten findet.

Man arbeitet, wie schon bemerkt, nur in der trockenen Jahreszeit, vom Juni bis Ende Octobers oder Anfang Novembers; am meisten im August und September; in der Regenzeit ist das Suchen wegen der Raschheit des Stromes nicht möglich. Die Diamanten verkauft man nach dem Gewicht. Als Einheit dient der Vintem, der etwa zwei ein Viertel Gran vom portugiesischen Pfund ausmacht; dieses hat sechszehn Unzen. Die Unze hat acht Gros oder Quentchen, und dieses zweiundsiebenzig Gran; das Gros (Quentchen) oder Oitava macht zweiunddreißig Vintems, und zwei Vintems sind ein halber Gran mehr als das Karat, wonach man in Europa den Diamant abwägt. Ein Stein von einem Vintem, der früher mit 3000 bis 4000 Reis bezahlt wurde, je nach seiner Qualität, galt 1845 6000 bis 8500 Milreis; einer von zwei Vintems 16,000 Reis, von vier Vintems 24,000 Milreis. Im Jahre 1842 war ein Stein von 14 Vintems (7 Karat ½) um 150,000 Reis verkauft worden; und einige Jahre vor Castelnaus Anwesenheit am Rio Claro wurde ein solcher von zwei und zwanzig Vintems (12½ Karat) mit 350,000 Milreis bezahlt, was 15,000 Milreis für ein Vintem macht. Das ist der höchste Preis, welcher am Rio Claro erlangt wurde. Der größte Diamant, welcher dort in den letzten Jahren gefunden wurde, wog 29 Vintems; man fand ihn nicht im Flusse, sondern an einem Palmenbaume beim Dorfe. Da er aber nicht ganz fehlerfrei erschien, so wurde er für 240,000 Reis abgegeben. Ein Stein von 10 Vintems galt 1845 etwa 100,000 Milreis.

Die aus dem Sande gewonnenen Diamanten werden an Händler abgelassen, welche ihrerseits dieselben wieder an Kaufleute aus Goyaz oder an Tropeiros, d. h. Maulthierbesitzer von Cuyaba verkaufen, die dann Alles nach Rio bringen und an der Waare manchmal erheblichen Profit machen.

Man findet Diamanten in den drei Flüssen Claro, dos Piloes und dos Cayapos und deren kleinen Nebengewässern. Auch soll der Araguay dergleichen haben, man weiß es aber nicht genau, weil ein so großer Fluß kein Waschen erlaubt. Der Rio Claro ist wohl am ergiebigsten; doch wird erzählt, man habe im dos Piloes einst einen Diamanten von 1¾ Oitavas gefunden; der Cayapos ist goldreicher als die beiden Uebrigen. Das Gold bezahlte man bei Castelnau's Anwesenheit mit 3000 bis 3200 Milreis die Oitava, und an manchen Tagen gewann ein einzelner Arbeiter bis zu zwei Oitavas. Bedenkt man, daß die Arbeitsgeräthe ganz ungemein mangelhaft sind, so wird man nicht in Abrede stellen können, daß hier ein großer Goldreichthum vorhanden ist.

Allein bei Weitem wichtiger sind die Diamantenminen in der Provinz Matto Grosso, welchen die Stadt Diamantino ihren Ursprung und ihre Bedeutung verdankt. Sie scheinen bereits in der Zeit bekannt gewesen zu sein, da die ersten Paulistas sich in jener Provinz niederließen; aber zur Zeit der portugiesischen Herrschaft war dem Privatleuten das Diamantensuchen bei schwerer Strafe verboten. Denn auch hier, wie am Rio Claro, hielten Soldaten strenge Aufsicht, insbesondere über die Sklaven welche für die Krone Diamanten suchen mußten. Wer einen Stein fand mußte ihn dem Diamanteninspector in Cuyaba abliefern, von welchem er eine sehr mäßige Belohnung erhielt. Damals war es auch in ganz Brasilien verboten mit Diamanten zu handeln; ausgenommen waren allein die von der Krone ausdrücklich ernannten Specialagenten. Später wurde der Handel freigegeben und wenn die Gesetze, welche ihn einst beschränkten, nicht ausdrücklich aufgehoben worden sind, so gelten sie doch nicht mehr und bleiben vollkommen unbeachtet.

Die ersten werthvollen und größeren Diamanten fand man in der Provinz Matto Grosso im Jahre 1746, und bald nachher gab der kleine Rio do Ouro (Goldfluß) eine so außerordentliche Ausbeute, daß der Ouvidor (Beamte) Manuel Antunes Nogueria den ganzen Fluß mit dem reichen Ertrage allein der Krone zuwenden wollte. Er vertrieb die Anwohner, von welchen dann viele — Hungers starben. Ueberhaupt wurde das Land damals schwer heimgesucht; auf langanhaltende Dürre folgte am 24. September 1746 ein fürchterliches Erdbeben, und erst am 13. Mai 1805 durften die Nachkommen der Vertriebenen sich wieder in der Heimath niederlassen, wiewohl nur unter der ausdrücklichen Verpflichtung, jeden Diamanten, welchen sie fänden, an die Krone abzuliefern, die dann im Jahre 1809 eine Diamantenjunta einsetzte.

Gold und Diamanten, welche in dieser Gegend, wie in manchen anderen Regionen, immer zusammen vorkommen, findet man nicht bloß in den vielen Gefliessen, sondern überhaupt im Boden zerstreut. Wenn es geregnet hat, suchen die Kinder in der Stadt Diamantino das Gold in den Straßen und dem Ourobache auf, welcher durch dieselben fließt, und sie finden manchmal bis zu zwei Patacas, das heißt 15 Gran. Ein Neger fand in seinem Garten an der Wurzel einer Gemüsepflanze einen Diamanten. Als kurz vor Castelnau's Ankunft ein Maulthiertreiber einen Pfahl in die Erde steckte fand er einen solchen der eine halbe Oitava, etwa 9 Karat, schwer war. Manchmal sind auch Diamanten im Magen der Hühner vorgekommen.

Die Gold- und diamantenhaltigen Flüsse in jenem Theile Brasiliens sind folgende. Der Rio do Ouro, welcher durch zwei Arme gebildet wird, von den Quellen beider bis zur Mündung in den Diamantino. Dieser letztere von seinem Ursprung bis zur Vereinigung mit dem Paraguay. Der Rio Santa Anna, gleichfalls ein Zufluß des Paraguay; und der Rio dos Areias, welcher in den eben genannten Santa Anna mündet. Die Flüsse San Francisco de Paulo und San Francisco Xavier, welche sich

nach ihrer Vereinigung gleichfalls in den Santa Anna ergießen, was auch mit dem San Francisco de Chagres der Fall ist; endlich der Paraguay von der Mündung des Diamantino bis zu der Stelle welche als die Tres Barras bezeichnet wird. Man behauptet, daß auch der Rio Sumidouro, ein Nebenfluß des Areias, sehr reich an Diamanten sei.

Die Formation, in welcher der Diamant vorkommt, ist im ganzen Bezirk Diamantino genau dieselbe. Man überzeugt sich davon sowohl da wo der Mensch nach dem edlen Steine gesucht hat, unter freiem Himmel, auf dem Chapadas oder Hochflächen, wie im Bette der tiefen Schluchten, durch welche Wasser strömt, das den Cascalho (die mit Kieseln vermischte, hingeschwemmte Erde) bloßgelegt hat. Nach Castelnau's Beobachtungen findet man zuoberst eine schwarze sehr thonige Dammerde, welche mehr oder weniger dick liegt, weil die Oberfläche sehr wellenförmig ist; gleich unter ihr liegt eine Schicht, deren obere Fläche genau horizontal erscheint; die Mineiros bezeichnen dieselbe als Gorgalho; sie besteht aus kleinen Sandstein-, Quarz- und Flintsteinkieseln, die alle abgerundet und meist durch braunen und rothen Thon von der Beschaffenheit der Canga mit einander verbunden sind, manchmal aber vereinzelt und gar nicht mit einander zusammenhängend vorkommen. Der Gorgalho deutet stets auf das Vorkommen des Diamantes und ist selbst ein Hauptelement der Diamantenformation; ohne allen Zweifel hat ihn das in mächtigem Strom herabgedrängte Wasser dorthin geschwemmt, welches in einer sehr jungen geologischen Epoche im Stromthale des Paraguay eine starke Umwandelung hervorbrachte. Unter diesem Gorgalho liegt, gleichfalls eine vollkommen horizontale Schicht bildend, der Cascalho, welcher dann die Diamanten enthält. Die Bestandtheile dieser Schicht sind ziemlich dieselben wie beim Gorgalho, nur sind die Kiesel etwas größer und man findet nichts vom Canga. Besonders charakteristisch für den Cascalho ist das Vorkommen gewisser Steine von ganz eigner Gestalt und Farbe; man nennt sie im Lande die Cativos, die Gefangenen, des Diamanten. Wo sie liegen, findet man gewiß Diamanten; wo sie fehlen wird jedes Suchen vergeblich sein. Günstige Anzeichen geben ferner drei runde völlig abgeglättete Kieselarten. Die erstere ist schwarz oder gemarmelt wie Cornalin; doch gilt der schwarze für günstiger; die zweite heißt im Lande Pedra de Osso, und hat auch in der That Aehnlichkeit mit einem Knochen der lange in der Erde verscharrt war; sie ist ein sehr reiner Sandstein und kommt dem Itacolumit nahe; die dritte heißt Pedra Rosea, ist eine Art violetter Sandstein, er deutet auch auf Diamanten, obwohl nicht ganz so sicher wie die beiden anderen Arten.

Im Gorgalho kommt niemals Diamant vor. Der Diamanten enthaltende Cascalho ruhet auf rothen Thonschichten, die von den Mineiros Pissara genannt werden. Die Dicke dieser einzelnen Lagen wechselt und ist verschieden. Castelnau fand zum Beispiel die Lage Dammerde etwa ein Metre, also 3 Fuß etwa, dick; jene des Gorgalho 60 bis 70 Centimeter, also etwa 2 Fuß; des Cascalho 50 bis 75 Meter; dieser letztere erreicht auch, wiewohl

sehr selten, eine Mächtigkeit von 4 Fuß. Die Schichten, auf welchen diese ganze Formation ruht, schließen niemals Diamanten ein. Es trifft sich auch wohl, daß überhaupt gar kein Cascalho zwischen dem Gorgalho und diesen Schichten liegt. Ueber diese letzteren floß der Paraguay da wo Castelnau über denselben fuhr.

Man läßt die Sklaven nach Diamanten suchen. Bei niedrigem Wasserstande tauchen sie unter, um auf dem Grunde Cascalho zu suchen, welcher dann sehr sorgsam ausgewaschen wird. Die Weißen sind dieser äußerst anstrengenden Arbeit nicht gewachsen; selbst viele Neger erliegen derselben. Kommt es darauf an, ein kleineres Wasser auszubeuten, so gräbt man demselben einen Abfluß, leitet es auf solche Weise ab, und bearbeitet nun den Cascalho eben so wie die diamantenhaltige Schicht auf den Chapadas, den Hochflächen.

Die Flüsse Diamantino, do Ouro und Paraguay sind, wie es scheint, jetzt nahezu erschöpft. Der Buritibach liefert noch einige Steine, während der Santa Anna, in welchem man schon eine ganz außerordentliche Menge von Diamanten gefunden, noch gar nichts von seiner ursprünglichen Ergiebigkeit verloren hat. Indessen giebt überhaupt das Diamantensuchen keineswegs einen so reichen Ertrag, wie man in Europa gewöhnlich anzunehmen pflegt. Man weiß dies auch in Brasilien recht wohl, und erzählt als bemerkenswerthe Thatsache, daß ein Spanier, Namens Simon, binnen vier Jahren, mit Hülfe seiner zweihundert Sklaven, welche während der trocknen Jahreszeit unablässig arbeiten mußten, vierhundert Oitavas Diamanten, d. h. etwa 7000 Karat, zusammengebracht habe. Er mußte am Ende das Suchen einstellen, weil ein großer Theil seiner Sklaven von den pestartigen Fiebern hinweggerafft wurden, welche fast in der ganzen Diamantenregion herrschen, namentlich aber am Santa Anna. Ehe er jedoch wegzog, verschüttete er das Loch, aus welchem er die Schätze gezogen hatte. Später fand ein anderes Individuum achtzig Oitavas auf einer einzigen Stelle im Flusse. Der größte Diamant, welcher jemals aus dem St. Anna zu Tage gefördert wurde, soll drei Oitavas, (etwa 42 Karat) schwer gewesen sein; doch ist das schon lange her, und man weiß nicht mehr zu welchem Preise er verkauft wurde. Man behauptet, die Diamanten aus dem St. Anna seien weit schöner als jene in anderen Diamantenlagern, und manche Händler versichern, sie auf den ersten Blick unterscheiden zu können.

Auf den Chapadas, d. h. den Hochflächen, macht man offene Gruben unter freiem Himmel, welche zwölf bis achtzehn Fuß ins Geviert halten und deren Tiefe natürlich von der Mächtigkeit der einzelnen Schichten abhängt. Insgemein trifft man aber schon auf Cascalho, wenn man drei bis sechs Fuß tief gegraben hat; manchmal muß man, wie auf der Chapada de Santa Anna der Fall war, bis achtzehn Fuß tief gehen. Bevor man im Großen arbeitet, macht man Gruben zum Versuch, sogenannte Provas. Die Arbeiter bedienen sich dabei der Amocafra, einer Art Hacke mit zwei Fuß langem Stiel; das spitze gekrümmte Eisen hält etwa acht Zoll. Vermittelst dieses Werkzeuges

räumen sie die beiden oberen Lagen weg, d. h. die Dammerde und den Gorgalho, deren jede besonders aufgehäuft wird, und nehmen dann den Cascalho hinaus, welcher einen dritten abgesonderten Haufen bildet. Diese drei verschiedenen Stoffe schöpfen sie in hölzernen Trögen oder Näpfen heraus, in welche die Neger vermittelst der Amocafra Erde und Steine hineinkratzen. Man gräbt den Cascalho in der trockenen Jahreszeit heraus, wäscht ihn aber erst, wenn zur Regenzeit die Löcher sich mit Wasser gefüllt haben. Indessen trifft man doch schon gleich vorläufig eine Auswahl, indem man die großen Quarzstücke im Voraus bei Seite legt. Beim Waschen selbst stellte man längliche Kästen von neun Fuß Länge und zwei Fuß Breite, sogenannte Cuyacas oder Canoas, an den Rand der Grube; sie laufen nach der einen Seite hin etwas schräg zu. In diese Kästen schüttet ein Neger mit einem hölzernen Napfe einen Theil Cascalho aus, während ein anderer Arbeiter auf den letztern mit einer hohlen Schaufel Wasser aus der Grube gießt, in welcher er selber mit nackten Füßen steht. Dieses wird mehrmals wiederholt; das ablaufende Wasser nimmt alle feineren und leichteren Theile mit fort, und so bleiben in dem Kasten nur die steinigen zurück, unter denen man leicht die Diamanten erkennt, falls deren überhaupt vorhanden sind. Der Wäscher nimmt alle irgend beachtenswerthen Kiesel heraus; was nun vom Cascalho übrig geblieben, wird noch einmal in derselben Weise durchgewaschen, wenn man es für lohnend erachtet, und so fort, bis man endlich immer weniger Residuum hat, in welchem man die Diamanten sucht. Die damit beauftragten Neger lassen allemal die Cativos in der Batteia, und sind keine dergleichen unter diesem Bodensatze, so legen sie auch wohl Cativos hinein, weil diese ihrer Meinung nach Glück bringen, und Diamanten anziehen. Ueberhaupt spielt bei diesem Diamantensuchen der Aberglaube eine große Rolle. Die Sklaven werden sehr streng überwacht und sehr scharf gestraft, wenn sie etwa einen Stein bei Seite schaffen. Nichts desto weniger soll doch die gute Hälfte der Ausbeute gestohlen werden. An Sonntagen und Festtagen können sie für sich selbst arbeiten; sie waschen dann in den Curacas ihrer Eigenthümer, was sie während der trockenen Jahreszeit zusammengehäuft haben. In dem diamantführenden Cascalho ist allemal auch Gold vorhanden, doch giebt man sich kaum die Mühe es zu sammeln; meistentheils wird es den Sklaven sogar eingeschärft, sich die Zeit nicht damit zu verderben. Diese suchen also an ihren freien Tagen nach Gold, und erbeuten dann wohl 1 bis 1½ Patacas.

Castelnau und Oséry haben mit großer Aufmerksamkeit die Lagen untersucht, wo Diamanten vorkommen und sie zweifeln gar nicht, daß dieselben im obern Paraguay, sowohl im Wasser wie auf den Chapadas, erst in einer keineswegs fernliegenden Zeit, welche indessen schwer zu bestimmen sein möchte, durch Alluvion dorthin gelangt sind. Die Bildung der Kiesel, Cativos rc., welche den Diamanten begleiten, zeugen von einer langen und starken Einwirkung durch gewaltige Wassermassen. Wenn man nun erwägt, daß das Gestein, welches

den diamantenführenden Bezirk einschließt, aus demselben eigenthümlichen Sandstein besteht, welcher die ausgedehnten Höhen und Hochflächen (die Serra de Taquara) zwischen den Flüssen Araguay und Cuyaba bildet, und daß derselbe wohl da und dort an Structur und Farbe verschieden ist, im Wesentlichen aber doch ein und dieselbe Composition bildet, so kann man nicht umhin anzunehmen, daß die Diamanten aus diesen Sandsteingebirgen herausgerissen worden sind. Aber immer bleibt die Frage zu beantworten, ob sie gleichzeitig mit jener Formation sind, in welcher man keine Spur von Fossilien findet, oder ob sie den älteren Uebergangsepochen angehören. Eine genauere Erforschung der sehr ergiebigen Diamantenformation von Chapada in der Provinz Bahia unterstützt diese Ansicht; denn hier werden die Diamanten im Sande gefunden, der offenbar von einer Zersetzung des rothen Sandsteins herrührt. Endlich zeigt der Durchschnitt des Diamantendistriktes von Abaëthe, welchen Clausen im Bülletin der Brüsseler Academie, Theil VIII., Nr. 5, mittheilt, eine analoge Formation. Ueberhaupt scheint es daß in Südamerika das Vorkommen der Diamanten von der Gegenwart rothfarbigen Sandsteins bedingt wird. Diese Ansicht gewinnt noch an Begründung, wenn man die Zusammensetzung der Cativos näher betrachtet, namentlich jene des Pedra de Osso, des sogenannten Knochensteins, welcher am sichersten auf das Vorkommen des Diamanten hindeutet; er ist ganz offenbar ein vollkommen reiner Sandstein grès. Wie sollte nun der Diamant sich inmitten desselben abgelagert haben? Muß man nicht glauben, daß damals als dieses Gestein sich bildete, die Atmosphäre so reich an Kohlensäure war, wie das alle Geologen annehmen, und daß eine solche Zeit ganz gewiß allen Erscheinungen des Thier- und Pflanzenlebens vorausging? Konnte es nicht der Fall sein, daß unter Einwirkung eigenthümlicher Umstände von Hitze und Electricität die Kohlensäure sich zersetzte und daß der sich langsam verdichtende Kohlenstoff sich in Gestalt des Diamanten krystallisirte? Ein Maulthiertreiber in Goyaz erzählte dem Reisenden Castelnau, er habe einst nach einem Thiere mit einem Sandstein geworfen, den er vom Wege aufraffte, der Stein sei zerbrochen und er habe in demselben einen Diamanten gefunden. Zu Rio sah derselbe Reisende bei einem Händler einen Diamanten, der offenbar in einem derartigen Gestein sich befand. Er hätte ihn gern gekauft, aber der Preis war für ihn zu hoch. In Bahia besitzt Herr Francisco Muniz ein merkwürdiges Muster, das in der Chapada gefunden wurde; es ist ein Krystalldiamant in einem Gestein, das ganz aus Cativos zusammengesetzt ist, namentlich aus solchen, welche man als Feijão, Ferragem &c. bezeichnet. Dasselbe enthält auch zugleich Quarz und Gold. Mehrere dieser zusammenhaftenden Parcellen sind offenbar gerollt worden und man könnte annehmen, daß ihre gegenwärtige Vereinigung einem, wenn man so sagen darf, Zusammenbacken in einer neuern Epoche angehören, in welche der Diamant zufällig hineingerieth. Das Ganze gleicht wirklich einem Pudding. Bei Diamantino sind die Diamanten immer im Geröll und haften niemals im Gestein.

Digitized by Google

„Die Ansichten welche ich hier vortrage, bemerkt Castelnau, können mit Gründen bekämpft werden, gegen welche sich beim dermaligen Stande der Wissenschaft nur schwer aufkommen läßt. Für ausgemacht und erwiesen halte ich aber die Thatsache, daß zwischen dem Vorkommen des Diamanten und des Sandsteins ein Rapport stattfindet. Der Sandstein könnte übrigens einer verhältnißmäßig jungen Bildungsepoche angehören, denn Clausen sagt, er habe die Spur von einer einschaligen Muschel in rothfarbigem Sandstein in der Provinz Minas Geraes gefunden und diese Formation ist vielleicht analog mit jener im nordöstlichen Brasilien in welcher Gardner Eindrücke von Fischen bemerkt. Wirklich bietet diese ausgedehnte Formation rothfarbigen Sandsteins überall wo wir dieselbe fanden denselben Anblick dar von Hochflächen wie von Gebirgen mit tafelförmigen Gipfeln, die ein gleiches Niveau haben, und sie scheint in den centralen Theilen Südamerikas eine große Ausdehnung zu haben. Zuerst beobachteten wir sie am Tocantins, dann sehr häufig auf dem Wege von Goyaz nach Cuyaba. Auch am untern Amazonenstrom habe ich sie immer unter ähnlichen Verhältnissen getroffen. Sie scheint einen großen Theil des nordöstlichen Brasiliens zu bilden; auch habe ich alle Ursach anzunehmen, daß das südliche Plateau von Matto Grosso aus ihr besteht.“ (Weitere Bemerkungen giebt Castelnau, Voyage Tome II. S. 332.)

Es kostete die Reisenden große Mühe von den Bewohner Diamantinos, die gewissermaßen noch unter dem Druck der alten portugiesischen Gesetze zu stehen meinten, ausführliche und zuverlässige Nachrichten über den jährlichen Gold- und Diamantenertrag zu bekommen. Doch gelang es ihnen einige Nachweise zu bekommen. Als sie sich in jenem Bezirk befanden waren etwa zweitausend Personen, unter ihnen an achthundert Sklaven, mit Gold- und Diamantenwaschen beschäftigt. In den nachstehenden Jahren stellte sich der Ertrag folgendermaßen heraus.

Jahr	Preis der Oitava.	Gewonnene Oitavas.	Beschäftigte Sklaven.	Preis der Sklaven.
1817	40,000 Reis	600	1500	250,000
1820	60,000	500—600	1500	250,000
1825	60,000	500—600	1500	250,000
1830	60,000	300	1500	250,000
1834	120,000	300	1500	250,000
1838	150,000	300	1200	300,000
1840	200,000	250	900	400,000
1844	250—300,000	200	800	600,000

Im Jahre 1817 wurde ein Stein im Gewicht von einer Oitava um 400,000 Reis verkauft. Gold stand zu folgenden Preisen die Oitava: 1817: 1350 Reis; 1820: 1350; 1830: 1500; 1840: 3200; 1844: 3600. Man sieht, daß der Preis der Diamanten wie des Goldes seit 1817 bedeutend gestiegen ist. Das hat drei Ursachen. Einmal hat sich die Zahl der aus Afrika eingeführten Sklaven in Folge der bekannten strengen Gesetze sehr vermindert. Zweitens hat man nicht mehr so viel Gold und Diamanten gefunden als früher; und drittens zog der Ruf dieser Oertlichkeiten viele Leute an.

In den Jahren 1849 und 1850 galt ein Vintem Diamant in sehr kleinen Steinen etwa 9000 bis 10,000 Reis im Handel; ein Diamant von einer halben Oitava 400,000 bis 600,000 Reis, je nachdem er schön ist und ein Stein von einer Oitava 1 Conto und 500,000 Reis. Vor einigen Jahren wurde ein Stein von 3/4 Oitava Gewicht mit 800,000 Reis bezahlt, ein anderer welcher eben so viel wog mit einem Conto Reis. Gegenwärtig findet man im Jahre nur etwa 200 Oitavas und unter diesen kaum zwei oder drei im Gewicht von einer halben Oitava und darüber. Der reichste Mann besaß, als Castelnau sich dort aufhielt, an zweihundert Oitavas Diamanten. Die Sklaven verkaufen die von ihnen gestohlenen Diamanten das Vintem für 5000 Milreis, ohne Unterschied ob die Steine groß oder klein sind.

Seitdem man in Diamantino und überhaupt in Matto Grosso Diamanten sucht, sind bis zum Jahre 1849 ungefähr 66,000 Oitavas zu Tage gefördert worden. Rechnet man den durchschnittlichen Werth der letztern zu 250,000 Reis, so stellt sich ein Gesammwerth von ungefähr 46,200,000 Francs heraus; wozu dann noch der Betrag der im Rio Claro gefundenen Diamanten gerechnet werden muß. Dieser letztere ist freilich jetzt bei weitem nicht mehr so belangreich wie zur Zeit der portugiesischen Herrschaft; doch darf er auf nicht weniger als 14,000 Oitavas veranschlagt werden, was ungefähr den Werth von 9,800,000 Francs ausmachen würde. Demnach hätte Matto Grosso etwa 80,000 Oitavas zu 56 Millionen Francs Ausbeute gegeben. Castelnau zweifelt gar nicht daran, daß diese Gegend einst, wenn die Bearbeitung der Diamantenlager vollständiger und umfassender als bisher geschähe, eine weit größere Menge liefern könnte. Aber das Diamantensuchen ist immer mit großen Gefahren verbunden und dieses Spielwerk menschlicher Eitelkeit kostet dem Lande Brasilien sicherlich schon weit über einmalhunderttausend Menschenopfer.

Wir bemerken noch Einiges über die anderen Diamantengruben Brasiliens. Lange Zeit waren nur jene von Minas Geraes bekannt, aber in den letzten Jahren sind auch jene der Chapada in der Provinz Bahia berühmt geworden. Zuvor ein paar weitere Notizen über die ersteren. Die Minen des Cerro do Frio wurden 1727 von Bernardino Fonseca Lobo entdeckt, aber man wußte aus den Krystallen nicht eigentlich klug zu werden, bis ein Beamter, der in Indien gewesen war, die Sache entschied. Mawe meint, daß in den ersten zwanzig Jahren durchschnittlich 1000 Unzen oder 8000 Oitavas jährlich gewonnen worden seien und Caire in seiner 1833 erschienenen Science des pierres précieuses bemerkt, daß 1732 aus Brasilien nach Lissabon 165,024 Karat oder etwa 9430 Oitavas gebracht worden seien. Erst im Jahre 1772 ließ die Krone Brasilien die Minen ausschließlich für ihre Rechnung bearbeiten. Nach amtlichen Angaben fand man in den zwei und zwanzig Jahren vor 1794 nicht weniger als 48,547 Oitavas oder durchschnittlich im Jahre 2206 Oitavas. Von 1801 bis 1806 inclusive wurden gewonnen 6610 Oitavas und von 1807

bis 1821, also binnen vierzehn Jahren, 12,358 Oitavas. Im Jahre 1823 ergaben die Gruben 415 Oitavas und im darauf folgenden Jahre 565. Die Förderung verursachte ungeheure Kosten, die sich zum Beispiel von 1772 bis 1794 auf 6,184,963,810 Reis beliefen; hier muß aber der Ertrag des gefundenen Goldes mit 539,821,612 Reis in Abzug gebracht werden, so daß die Kosten sich auf 5,646,142,198 Reis stellen. Jedes Karat kam der Regierung selbst im Cerro do Frio auf 6644 Reis zu stehen, die Oitava auf 116,270 Reis. Die Ausbeute von 1807 bis 1821 kostete 1,685,831,676 Reis; jedes Karat 7795 Reis, die Oitava 136,412. Im Jahre 1825 beliefen die Kosten sich auf 253,378,987 Reis, nach Abzug des zugleich mit den Diamanten gesammelten Goldes. Endlich überstiegen vom 1. September 1832 bis zum 1. Mai 1834 die Ausgaben der Verwaltung die Einnahmen um 45,197,000 Reis. Am 25. October 1834 wurde endlich die Verwaltungsjunta der Diamanten abgeschafft und damit war das Monopol beseitigt.

Nach annähernden Berechnungen stellt sich für die Provinz Minas Geraes vom Jahre 1727 bis 1824 ein Ertrag von 299,668 Oitavas heraus. Davon kommen auf die Jahre von 1727 bis 1747 Oitavas 160,000; von 1748 bis 1771 etwa 61,000; von 1772 bis 1794 etwa 48,547; von 1795 bis 1800 an 9329; von 1801 bis 1806 an 6610; von 1807 bis 1821 an 12,358; 1822 nur 250, 1823 nur 415, 1824 nur 565. Von da bis 1850 sind jährlich allerhöchstens 1000 Oitavas zu rechnen, die Contrebande mit veranschlagt, so daß sich bis dahin ein Total von etwa 324,668 Oitavas herausstellen müßte, welche zum Durchschnittspreise für die Oitava von 250,000 Reis einen Werth von 81,250,000,000 Reis haben würden, oder, 360 Reis auf den Franc gerechnet, 225,700,000 Francs. Dazu muß man noch die Contrebande in der Zeit der königlichen Verwaltung rechnen, welche Mawe zu Anfang dieses Jahrhunderts auf zwei Millionen Pfund Sterling veranschlagte. Dies und was sonst noch in Betracht gezogen werden muß, beträgt wohl einen Werth von 75 Millionen Francs, so daß der gesammte Bruttowerth der in Minas Geraes gewonnenen Diamanten sich auf 300,700,000 Francs schätzen läßt.

Was nun die Provinz Bahia betrifft, so hatte man seit 1755 Diamanten in der Umgegend von la Jacobina gefunden; aber der umsichtige Marquis von Pombal verbot weitere Nachforschungen, weil er besorgte, daß durch Diamantensuchen der Ackerbau beeinträchtigt werden könne. Auch hatte man damals eine allerdings noch nicht klare Vorstellung von sehr reichen Diamantenlagern in der Provinz, und Erwartungen, die in einer spätern Zeit vollkommen gerechtfertigt wurden. Die sehr reichen Chapada-Gruben in der Provinz Bahia wurden zu Anfang Oktobers 1844 entdeckt. Man erzählt, ein Sklav aus der Provinz Minas Geraes, welcher die Heerde seines Herrn weidete, sei erstaunt gewesen über die Aehnlichkeit, welche dort der Boden mit jenem hat, in welchem in seiner heimathlichen Provinz die Diamanten gefunden wurden. Also suchte er im Sande nach und fand binnen zwanzig Tagen nicht weniger als

700 Karat Diamanten. Nun entlief er seinem Herrn, ging nach einer entfernt liegenden Stadt und bot seinen Schatz zum Verkauf aus. Als die Behörden davon Kunde erhielten, vermutheten sie einen Diebstahl und verhafteten den Neger. Aber sein Geheimniß verrieth er nicht; nur erfuhr man von ihm, wer sein Herr sei, und an diesen wurde er ausgeliefert. Auch jetzt brachten ihn weder Drohungen, Strafen oder Versprechungen zum Reden. Endlich versuchte man ihm mit List beizukommen. Er wurde aus seiner Haft entlassen und durfte wieder das Vieh weiden. Natürlich begab er sich bald dahin, wo er die Diamanten gefunden hatte, wurde allmälig dreister und fing endlich an zu arbeiten, doch nur bei Mondschein. Dabei wurde er von den Spähern, welche ihn unablässig beobachtet hatten, überrascht und das Geheimniß war verrathen.

Im folgenden Jahre waren wohl an 25,000 Menschen, meist aus der Provinz Minas Geraes dorthin geströmt. Damals galt die Oitava Diamanten im Durchschnitt 280,000 bis 300,000 Reis, schöne Steine wurden aber bis zu 500,000 bezahlt. Der damalige französische Consul in Bahia, Herr Reybaud, meint, daß von der Entdeckung bis zum 1. August 1845 täglich an 1450 Karat zu Tage gefördert worden seien, und nimmt bis dahin einen Gesammtertrag von etwa 18,300,000 Francs an. Er meinte ferner, daß in den 18 Monaten vor dem 4. Januar 1847 etwa 12,500 Oitavas im Werthe von 5,000,000 Francs gewonnen worden seien, so daß also aus den Minen der Chapada in Bahia bis dahin etwas über 23 Millionen Francs gewonnen worden waren. Die Bevölkerung in denselben war jedoch schon um die Hälfte schwächer geworden, und belief sich auf nicht mehr als zehntausend Köpfe. Castelnau hat indessen eine andere Schätzung, die er für richtiger hält, weil man bei Dingen dieser Art nach Ablauf einiger Jahre insgemein zuverlässigere Nachrichten erhält. So meint er, daß in den Monaten, welche der Entdeckung zunächst folgten, etwa 5000 Oitavas gefunden wurden; der Boden war damals ungemein ergiebig, und an einer einzigen Ausbeutestelle, Servicio genannt, betrug die Ausbeute täglich 60 Oitavas, und die Zahl der Arbeiten war überall sehr beträchtlich. In den drei Jahren 1845 bis 1847 muß man etwa 40,000 Oitavas zu Tage gefördert haben; aber 1848 wurden in Folge der allgemeinen Handelsverhältnisse die Minen zum großen Theil verlassen, und der Ertrag wird 1600 Oitavas schwerlich überstiegen haben. Dagegen herrschte 1849 wieder große Thätigkeit, und es wurde durchschnittlich in der Woche 100 Oitavas erbeutet, also 5200 im Laufe des Jahres. Demnach wären also in der Provinz Bahia 51,800 Oitavas gewonnen worden (bis Ende 1849) in einem Werthe von 38,750,000 Francs.

Die bedeutendsten Niederlassungen in der Chapada heißen Comercio de Fora, Mucujé (oder Villa de Santa Isabel do Paraguassú), as Cambucas, Chique-Chique, Nagé, Causa-bôa, Andrajo, os Lencoes und Pedra Cradava. Santa Isabel ist der Hauptort des Bezirks und liegt am Paraguassú. Es ist ein improvisirter Wohnplatz, die Hütten bestehen aus Erde und Stroh, und

Digitized by Google

das Ganze gewährt einen sehr armseligen Anblick; denn von diesen dreitausend Hütten, die wirr durcheinander gebaut sind, lagen nach ein paar Jahren schon viele wieder in Trümmern. Es ging im Anfang dort wild genug zu, an Polizei war nicht zu denken, und die abscheulichsten Verbrechen wurden ganz ungestraft verübt. Nach einiger Zeit wurde indessen eine Kirche aufgeführt, und bald kamen auch Liniensoldaten, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Dieses Santa Isabella bildet den Mittelpunkt des Diamantenhandels; am Sonnabend und Sonntage wird großer Markt abgehalten. Dann bringen die Garimpeiros, d. h. die Diamantsucher Alles, was sie im Laufe der Woche fanden. Gewöhnlich gehen alle Steine zuerst durch die Hände der Capangueiros, einer Art von Mäklern, welche den Käufern das Geschäft vermitteln. Der Picoi, eine Art Futteral aus sehr biegsamer Rinde, ist ein unentbehrliches Geräth; denn in demselben werden die Diamanten aufbewahrt. Man schließt auch die bedeutendsten Geschäfte auf das bloße Wort, auf Treu und Glauben hin, ab; wer dasselbe nicht hielte, wäre gleichsam ein geächteter Mann. In diesem einen Falle sind die Leute vollkommen zuverlässig; es würde aber thöricht sein, ihnen in anderen Dingen auch nur über den Weg zu trauen. Die besten Diamanten der Chapada kommen stets aus den Lencoës, (den Tüchern) einem Platze, der etwa zwanzig Wegstunden von Santa Isabel entfernt liegt. Er hat seinen Namen nach einem großen Bache, welcher Wasserfälle bildet, in eine tiefe Schlucht fällt und dann in den San José mündet. Insgemein haben die Steine regelmäßige Formen; die achteckigen bilden nur die Ausnahme.

Im Jahre 1849 arbeiteten überhaupt nur fünf- bis sechstausend Diamantensucher in der Provinz Bahia. Die dortigen Entdeckungen waren nicht ohne Einfluß auf den Preis der Steine, und der Mittelpreis des rohen Diamants, welcher eben auf 300,000 Reis stand, sank um die Hälfte, und während der Krisis von 1848 war der Diamant überhaupt dermaßen entwerthet, daß man zu Bahia die Oitava für fünfzig-, ja für dreißigtausend Reis anbot. Castelnau ist der Ansicht, daß überhaupt die Diamanten immer mehr im Preise sinken werden und daß sie im Jahre 1900 nur etwa zwanzig Procent von der Summe gelten würden, zu welcher man sie 1800 abschätzte. Im Jahre 1850 galt die Stelle as Bicas am San José für die ergiebigste; dort ließ eine Gesellschaft 120 Sklaven arbeiten.

Durch diese Diamanten strömte viel Geld in die Provinz Bahia; der bei Weitem größte Theil wurde jedoch in hohem Glücksspiel und sonst auf die lasterhafteste Art vergeudet. Manches ist allerdings zurückgeblieben, der größte Theil wurde jedoch zum Ankauf europäischer Manufakturartikel verwandt. Das englische Haus Meller und Russel setzte alle seine großen Vorräthe in ein paar Tagen ab und veranstaltete dann ein großes Festmahl in dem völlig geleerten Magazin.

In der Chapada kann Jedermann nach Belieben Diamanten suchen. Man braucht nur der Behörde anzuzeigen an welcher, bisher noch von keinem An-

dern in Besitz genommenen Stelle man seine Nachforschungen beginnen will, und zahlt dann dem Staate nur 30 Reis, etwa 7 Centimes, für die Quadratbrasse. Die Besitzer des Grundes und Bodens sind die Herren Rocha Medrado, sie haben aber vor allen übrigen Diamantensuchern kein Vorrecht. Wer in schon wieder verlassenen Strecken aufs Neue Diamanten suchen will, zahlt jährlich nur 2000 Reis, etwa 5 Francs. Diese Leute nennt man Faïscadores.

Die diamantenhaltige Region ist etwa zwanzig Wegstunden lang und zehn Wegstunden breit; sie liegt, wie gesagt, auf der Chapada, der Gebirgshochfläche von Bahia, etwa neunzig Wegstunden von dieser Hauptstadt nach Südwesten, im Flußgebiete des Paraguassú; der Weg dorthin führt über Caroeira. Das Vorkommen und die Lage der Diamanten hat auf dieser Chapada große Aehnlichkeit mit jenen in Motto Grosso und Minas Geraes; nur bei Chique-Chique findet man den diamanthaltigen Cascalho an der Oberfläche des Bodens unmittelbar unter dem Grase; zu Andrahy hat man, nach Erschöpfung des Cascalho, die Pissara in Angriff genommen und in derselben eine große Anzahl Diamanten gefunden. Diese Thatsache ist allerdings sehr merkwürdig.

Der dos Lençoesfluß gilt seit längerer Zeit für sehr reichhaltig an Diamanten. Das Wasser bildet in seinem Bette eine Menge von Austiefungen, sogenannte Betten, in welchen man eine sehr ergiebige Ausbeute fand. Dergleichen Löcher kommen auch auf der Chapada vor, sind dort aber insgemein nicht über sechs Fuß tief, in Lençoes dagegen bis zu fünfundzwanzig Brässen. Auf der Chapada, wo sich in ihnen gleichfalls die Arbeit der Mühe verlohnt, nennt man sie Caldeiros, Kessel. Auch hier fressen die Hühner manchen Diamant; man wirft daher ihre Eingeweide niemals weg, bevor man sie ausgewaschen hat. Meist findet man den Stein im Kropfe. Im Allgemeinen gelten die Diamanten aus der Chapada für weniger schön als jene aus den anderen Theilen Brasiliens. Außer den schon bezeichneten Oertlichkeiten hat ein Franzose in diesem Lande einen Diamanten gefunden bei Engenho de Cabrito, einer Ortschaft ganz in der Nähe von Bahia. Sodann kommen dergleichen vor: 1) in der Serra d'Arrirapé; 2) bei Caldeirao in der Provinz Piauhy, dreißig Wegstunden vom San Franciscoflusse auf dem Wege nach Caroeira do Roberto; 3) in der Provinz Ceara zwischen Crato und Jco, an einer Stelle welche Rio Vermelho genannt wird und nur eine Viertelstunde von dem gleichnamigen Flusse liegt. Auch die Flüsse Tabagi und Verde in der Provinz San Paulo haben einige Diamanten geliefert; der Staatsschatz erhielt 1814 von dort etwa eine Oitava, und einige Zeit nachher wurden ihm 23 Oitavas zum Kauf angeboten.

Fassen wir schließlich das bisher Gesagte zusammen, so ergiebt sich für den Diamantenertrag Brasiliens bis zu Ende des Jahres 1849 folgendes Resultat:

Provinz	Minas Geraes....	432,977	Oitavas	300,700,000	Francs
"	Matto Grosso.....	80,000	"	56,000,000	"
"	Bahia...........	51,800	"	38,750,000	"
"	San Paulo 2c.....	200	"	138,000	"
	Total...	564,977	Oitavas	395,588,888	Francs.

Man hätte somit, obige Schätzung als richtig angenommen, in Brasilien gewonnen 2158 Kilogramme, 212 Grammen und 14 Centigrammen Diamanten, oder mehr als zwei und einviertel Tonnen (zu 2000 Pfund). Angenommen, sie seien alle, zur Hälfte in Rosetten, zur Hälfte in Brillanten, geschliffen worden, so würden sie einen Handelswerth von etwa einer Milliarde Francs darstellen.

Vor einigen Jahren hat man auf der Chapada ein Produkt gefunden, das man in Brasilien als Carbonat bezeichnet. Es nähert sich durch seine Härte und chemischen Eigenschaften dem Diamant. Der Carbonat ist matt schwarz, sehr schwer und sehr hart; man zermalmt ihn zu Staub, um mit diesem die Diamanten zu schleifen. Die Fragmente sind unregelmäßig gestaltet, die Partikelchen sind theils so klein, daß man sie kaum bemerkt, theils bilden sie Stücke bis zu einem halben Pfund schwer; diese letzteren kommen jedoch nur äußerst selten vor. Der Carbonat liegt häufig in denselben Sandschichten mit dem Diamant zusammen.

Ein Goldjäger in Californien.

Wir haben im vorigen Heft unserer Zeitschrift die Abenteuer Scharmanns auf seinem Zuge nach dem Goldlande und seine Erlebnisse in Californien geschildert. Es bleibt uns übrig, seine Laufbahn in diesem vielgepriesenen Dorado bis zum Schlusse derselben zu verfolgen. Wir verließen ihn am Ende Februars. Nun erzählt er weiter:

13.

Deer Creek — Yuba — Rückkehr nach Sacramento — Negrobar — Hinrichtung von drei Räubern in Sacramento.

März 1. Ich bin hier an der Deer Creek. Die Straße führt an dem Sacramentofluß entlang und von Marysville hindurch nach dem Yubafluß. Ueber diesen Fluß ist eine Brücke geschlagen und es kostet jeder Person 25 Cents, darüber zu gehen. Die Goldwäscherei werde ich hier nicht lange treiben, denn meine Söhne haben eben mit einem Manne gesprochen, der ihnen erzählte, gestern habe er 5 Dollar verdient und das sei ein Wunder. Es sind hier 7 Wirthshäuser und nur etwa 30 Goldgräber, ich habe darum meinen Wagen gar nicht abgepackt und wir ziehen weiter.

März 5. Heute Abend bin ich denn hier hoch oben auf dem Berge angekommen, von wo die Straße durch das Sacramentothal nach der Stadt Sacramento führt. Von Deer Creek ging ich 7 Meilen über Berg und Thal nach dem Haupt-Yuba hinab. Der eine Berg, den ich hinunter zu fahren hatte, war so steil, daß ich beide Räder des Karrens zu hemmen hatte, und obendrein brach die Achse, deren Reparatur mich 12 Dollar kostete. An dem Flußufer war übrigens schon alle goldhaltige Erde abgekrazt und die einzige Möglichkeit des Goldgewinnes war, den Fluß abzudämmen, was ich natürlich nicht unternehmen konnte. Ich besuchte darauf mehrere andere Goldgräber am Yuba, fand aber überall mehr Krämer und Händler als Gold. Früher mag die Goldernte hier reichlich gewesen sein, jetzt aber fand ich wohl noch einzelne Goldgräber, die sich ein paar Dollars zusammenkrazten, welche aber in ihren Taschen nie warm wurden. Die Leser mögen sich nun wohl fragen, wie es kam, daß ich auf meinen Wanderungen durch die Goldregionen es überall so schlecht fand, und werden denken, daß das Glück mir besonders abhold gewesen sei. Ich kann aber ohne Uebertreibung versichern, daß wenn von all den Goldgräbern auch einmal Einer unter Hunderten es zu Reichthum oder wenigstens Wohlhabenheit bringt und wenn auf jedes Dutzend oder mehr Einer kommt, der wenigstens seine Reisekosten wieder herausschlägt, so laufen doch auch Tausende in den elendesten Zuständen umher, die gern in ihre Heimath zurückkehrten, aber nicht im Stande sind, das Reisegeld aufzubringen. Ich will darum nicht leugnen, daß ein Mann wohl im Stande ist, 2—3 Dollars täglich zu verdienen, aber wenn er auch noch so mäßig lebt, braucht er wenigstens auch einen Dollar zu seinem Unterhalte, und dazu ist die Arbeit des Goldgräbers so schwer und verlangt eine so eiserne Geduld und Ausdauer, daß viele nach ein paar Wochen Arbeit auch wieder davon abstehen oder wenigstens eine Zeitlang rasten zu müssen glauben, in welchem Falle das gesammte Gold so reißend schnell verschwindet, daß sie in kurzer Zeit ganz von Neuem zu beginnen haben.

Mai 7. Gestern Abend bin ich denn wieder hier in der Stadt Sacramento angekommen, nachdem ich eine Rundreise von 220 Meilen gemacht. Ich werde mich jetzt baldigst nach der Negrobar zurückmachen müssen, um dort noch 300 Dollars zusammen zu krazen und dann so schnell als möglich abzureisen. Sacramento ist mit einer Schnelligkeit zu einer Stadt angewachsen, als wäre es auf den Flügeln des Windes erbaut und eine Lebendigkeit, eine Rührigkeit des Handelns, Schacherns und Wucherns herrscht hier, wie man sie anderswo selten sehen wird. Jedes dritte Haus ist obendrein ein Wirthshaus und der Eigenthümer gebraucht alle möglichen Lockmittel, um Gäste anzuziehen. Ueberall erschallt Musik und als Hauptlockmittel halten sie einige unglückliche Frauenzimmer.

Man redet hier von den Goldregionen, als wenn sich der Mensch nur zu bücken brauchte, um die Goldthaler eben so aufzulesen und die Zeitungen po-

saunen die unerhörtesten Fabeln in die Welt hinaus, um nur immer neue Menschen anzulocken. Was kümmert es auch die Spekulanten, ob die Goldgräber arm oder reich werden, denn wenn sie nur durch ihren Schweiß sich die Taschen füllen, gilt es ihnen gleich, ob Tausende in Elend und Verzweiflung untergehen. Aus diesem Grunde hielt ich es für Pflicht, meine Landsleute zu warnen, so weit es in meinen Kräften steht und so weit sie mir Glauben schenken wollen, daß sie sich nicht durch diese Trugbilder blenden lassen mögen. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt und ich kann mit Wahrheit sagen, daß Californien eher ein Land des Unglücks als des Glücks genannt zu werden verdient.

Mai 9. Gestern Abend bin ich glücklich wieder an dieser Negrobar angekommen, und ich kann sagen, man hat mich gern wieder gesehen. Wenn man recht handelt, darf man wieder kommen. Die Compagnie, welche sich im vorigem Jahre an diesem Fluß zu Grunde gerichtet hatte, hat sich gestern wieder organisirt und fängt morgen wieder an den Fluß abzudämmen, den Canal auszubessern und hofft ihr Glück zu machen, indem sie den Fluß durch diesen Canal leitet. Ich habe noch Theil daran, werde helfen und will sehen, was daraus wird.

Juni 1. Das Arbeiten mit der Compagnie geht rastlos weiter, ich habe einen Arbeiter bei derselben und muß ihm 5 Dollar für den Tag bezahlen. Die Leute sind aber so faul, daß der eine die Last immer auf den andern schiebt und so nicht viel gethan wird. Dazu ist die Hitze auch wirklich so groß, daß man von 11 bis 4 Uhr Nachmittags gar nicht arbeiten kann.

Juli. 2. Ich habe lange nicht geschrieben, denn wenn auch an bemerkenswerthen Neuigkeiten kein Mangel war, so war es doch nie etwas Gutes. Ermordungen und Diebereien sind das Einzige, wovon man hört, und sie sind in der That etwas Alltägliches. Die gesetzgebende Gewalt hat den Tod durch Hängen angenommen und sofort in Kraft treten lassen. So sind seit 14 Tagen 12 Pferdediebe mit dem Strick um den Hals beehrt und alsbald aufgehängt worden. Vor Kurzem kam ein Goldgräber in Sacramento in ein Wirthshaus; drei Kerle gesellen sich zu ihm, sie trinken mit einander, der Goldgräber bezahlt, und als er kaum aus dem Hause ist, schleichen ihm die Bursche nach, schlagen ihn nieder und wollen ihn auf offener Straße berauben. Das Geschrei des Angefallenen lockt indessen Leute herbei und die drei Strauchdiebe werden auf frischer That ergriffen. Das Volk war so erboßt über die Gräuelthat, daß es die Raubmörder auf der Stelle hängen wollte, der Bürgermeister Hardenburg legte sich aber in's Mittel und stellte den Leuten vor, daß dies gegen die Ordnung und die Landesgesetze der Ver. Staaten sei, daß die Thäter zuerst vor eine Jury gestellt werden müßten, und da er zugleich versprach, daß die Räuber nicht aus seinen Händen kommen und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren sollte, gab sich das Volk zufrieden. Sie wurden denn auch vor die Assisen gestellt und vor zwei Tagen wurden sie gehängt.

Juli 15. Unser Canal ist fertig und wir warten nun aus Vorsicht, bis das Wasser etwas mehr gefallen ist, damit es dem Graben keinen Schaden thun kann. Ich habe wieder 240 Dollars an Arbeitslohn für meinen Theil bezahlt; will sehen, was daraus wird.

Juli 20. Gestern besuchte mich Freund Hart. In so weiter Ferne von dem Lande der Heimath, wo wir zuerst den Bund der Freundschaft schlossen, thut es doppelt wohl, einen alten Freund an's Herz zu drücken.

Juli 21. Die Hitze ist so groß, daß es kaum auszuhalten ist. Wenn wir nur 100 Grad haben, bin ich wohl zufrieden, aber meistens steigt die Hitze im Schatten von 100—118 Grad, und dabei soll und muß noch gearbeitet werden, und nicht einmal ein Labetrank!

August. 1. Heute Morgen kommt wieder die Unglücksbotschaft: der Canal ist gebrochen. Die Herstellung erfordert mindestens 8 Tage Zeit, und wenn die Compagnie nicht die strengste Wache hält, wird er wieder durchbrochen werden, denn schlechtes Volk haben wir die Hülle und Fülle. Vor einigen Tagen erst mordeten wieder vier Räuber einen Mann und beraubten ihn um 140 Dollars. Diese Raubmörder sind nun freilich glücklich erwischt worden, und werden auch in Kurzem die wohlverdiente Strafe erhalten, aber es treibt sich noch genug des verdächtigen Gesindels umher.

August 2. Fortwährend die ewig brennende Hitze, schon seit Wochen steht der Thermometer von 12 bis 5 Uhr Nachmittags auf 118 Grad. Dabei ist Alles dürr und verbrannt, kein grüner Grashalm ist mehr zu sehen, kein Tropfen Regenwasser ist seit Monaten gefallen, und vor drei Monaten ist auch kein Regen zu erwarten. Californien ist in der That ein erbärmliches Land, denn der Mensch lebt hier mit der Natur in Feindschaft, wie er gegen seine Mitmenschen auf der Hut sein muß. Wie gern würde der fleißige Mann arbeiten, schon um die drückende Langeweile zu verscheuchen, wenn nicht die unerträgliche Hitze ihn aller Kräfte beraubte. Jetzt ist es 5 Uhr Nachmittags und kaum vermag ich zu schreiben, obwohl ich unter demjenigen Baum Schutz gesucht habe, der noch den meisten Schatten gewährt, aber die dürren, welken Blätter sind kaum im Stande die sengenden Strahlen der Sonne abzuhalten, und seit 2 Uhr habe ich fortwährend meinen Kopf mit kaltem Wasser netzen müssen.

August 4. Heute hat die Hitze etwas nachgelassen, auch sind wir durch die Nachricht erfreut worden, daß Diejenigen, welchen es gelungen ist, das Bett des Flusses trocken zu legen, Hoffnung auf eine reiche Ernte haben. Nun, übermorgen werden wir sehen, ob unsere Arbeit ihren Lohn finden wird und das Bett des Flusses wirklich so reichhaltig ist, als es geschildert wird. Loben will ich erst, wenn ich mich selbst von der Wahrheit überzeugt habe. Uebrigens ist unser Canal eine Riesenarbeit, er ist vollkommen eine Meile lang und das eigentliche Bett ist an 200 Fuß breit, und es wäre wahrlich zu wünschen, daß sich unsere halbjährige harte Arbeit bezahlen möchte.

August 5. Meine 300 Dollars sind endlich glücklich zusammengescharrt. Gott behüte mich davor, daß ich eine solche Summe nochmals in derselben Weise zusammenkratzen soll. Mit der Aussicht, dieses Land bald verlassen zu können, ist denn auch die Freude und der Muth wieder eingekehrt, obgleich ich noch immer von Krankheit geplagt bin. Ueberhaupt bin ich, seit ich in Californien ankam, niemals ganz wohl gewesen. Kaum verließ mich der Skorbut, so nistete sich schon eine andere Krankheit bei mir ein, von der mir lange Zeit kein Arzt sagen konnte, was es eigentlich sei. Die hiesigen Aerzte sind überhaupt eben nichts werth, ihre Wissenschaft reicht kaum hin, um eine Katze zu kuriren, und darum wehe dem, wer in ihre Hände fällt; denn ihre Unwissenheit wird nur durch ihre Geldgier übertroffen. Nur Eines Arztes Namen nenne ich mit dem Gefühl der Achtung und Dankbarkeit, es ist Dr. Klein, der meinem Sohn das Leben gerettet hat.

Doch ich habe die Aufgabe erfüllt, welche ich mir bei dem Niederschreiben dieser Zeilen gesetzt, nämlich ein getreues Bild meiner Erlebnisse während der Landreise nach Californien und meines Aufenthalts daselbst, sowie eine wahrheitsgetreue Schilderung der Zustände jenes Landes zu geben. Mag auch meine Reise dahin mehr aus Lust und Neugierde als Nothwendigkeit unternommen sein, gewiß ist, sie war mir eine harte Schule. Ihre Lehren werden für mich nicht verloren sein. Möchten meine Landsleute meinen Worten so viel Glauben schenken, daß meine Erfahrungen, die ich mit herben Opfern bezahlte, auch ihnen einigen Nutzen gewähren, sonst wird sich auch bei ihnen, wenn der trügerische Schimmer des Goldes sie blendet und nach der fernen Küste des stillen Meeres verlockt, der alte Spruch bestätigen: „Durch Schaden wird man klug.“

August 6. Ich habe noch nichts von dem spanischen wilden Vieh gesagt und bin jetzt eben stark daran erinnert worden, indem ich vor einem wilden Ochsen die Flucht ergreifen mußte. Ganz nahe meinem Zelt hat nämlich ein Metzger einen Pferch, in welchen er das eingelaufene wilde Vieh treibt und bis zum Schlachten aufbewahrt. Einem dieser Ochsen schien es in seinem Gefängniß nicht sonderlich zu gefallen, er riß aus und kam schnurstracks auf mein Zelt zu, so daß ich aus Angst vor dem ungebetenen Gast so schnell als möglich hinter den Baum, unter dem ich wohne, sprang. Diese Ochsen und Kühe sind so schön und wohl gebaut, als man sie nur sehen kann, sind aber völlig wild und ungezähmt und laufen ohne Hirten und ohne Aufsicht umher. Die spanischen Faulenzer kümmern sich auch nicht um das Vieh, bis sie es schlachten oder verkaufen wollen, wozu sie bei der jetzigen starken Bevölkerung immer gute Gelegenheit haben. Wenn sie es dann einfangen wollen, reiten sie auf schnellen, gut geübten Pferden hinaus und jeder Reiter hat seinen Lasso, ein langes von Haut geflochtenes Seil. So ausgerüstet jagt der Reiter dem Ochsen, den er zu fangen wünscht, nach, bis er ihm auf vielleicht funfzig Schritte nahe kommt, dann wirft er ihm den Lasso um die Hörner und wickelt das Ende desselben schnell, wie der Blitz, um den Kopf seines Sattels. Das

Pferd ist dabei so abgerichtet, daß es stets nach der entgegengesetzten Richtung gallopirt, welche der Ochse einschlägt, und ein zweiter Reiter wirft dem gefangenen Thier seinen Lasso um die Füße, so daß sich derselbe weder rühren noch regen kann. Um die Kühe zu fangen und zu zähmen ist der Mexikaner viel zu faul, er gebraucht lieber keine Milch.

August 9. Unser großartiges Bauwerk ist denn endlich fertig, und es ist eine wahre Freude zu sehen, wie sich das Wasser vor dem Damm stemmt und durch den gegrabenen Canal abläuft; aber leider ist dieser Riesenbau, woran wir 6 Monate gearbeitet, vergeblich, unsere Zeit und unser Geld ist vergeudet, unsere Mühe lohnt sich nicht, denn es ist kein Gold in dem Flußbett zu finden. Man kann sich schwerlich die Gefühle dieser Menschen denken, die länger als ein halbes Jahr in der unerträglichen Hitze geduldig gearbeitet und nun, wo sie das Ziel erreicht glaubten und den Lohn für ihre unerhörte Anstrengung zu finden hofften, plötzlich alle ihre Hoffnungen und Wünsche vernichtet sehen. Heute Nachmittag versammelte sich die ganze Compagnie und einer nahm Abschied von dem andern, und ein jeder ging traurig seines Weges, um anderswo von Neuem zu beginnen und einer ungewissen Zukunft entgegen zu gehen. Mir sind bei der Spekulation auch wieder 290 D. verloren gegangen, und noch weiß ich nicht, wie ich sie wieder ersetzen soll.

August 10. Heute herrscht Todtenstille auf unserer Negrobar. Denn fast alle die fleißigen Gräber sind weiter gezogen und auch ich gehe morgen nach dem Küstengebirge, wo mein Freund Hart eine Parthie Ochsen auf der Weide hat, die ich, da ich bei der Spekulation betheiligt bin, nach den Minen bringen und da verkaufen will.

August 26. Gestern Morgen um 10 Uhr kam ich und Freund Hart mit unserm Zug Ochsen wieder hier auf unserer Negrobank an; wir müssen jedoch hier einige Tage verweilen, weil sein Sohn einen Anfall von hitzigem Fieber hat, so daß ihn Doctor Klein erst wieder heilen muß. Nachher werden wir die Ochsen siebenzig Meilen weiter treiben, wo wir in den höher gelegenen Minen einen bessern Preis für dieselben bekommen können, und nachher denke ich mit meinem Sohne sobald als möglich diesem Lande den Rücken zu kehren.

September 1. Gestern Abend sind wir mit dem Gelde für die Ochsen in der Tasche zurückgekommen. Es war eine fatale Reise und ich bin es herzlich müde, Viehtreiber zu sein, zumal in diesem Gebirge, wo nichts als wilder Hafer wächst, der aber von der Sonne ganz verbrannt ist. Derselbe wird hauptsächlich als Heu benutzt, die Körner sind sehr klein, der Halm aber außerordentlich lang und weich. Auf unserm Wege sahen wir Tausende und Tausende von Tonnen, die abgemäht und zu Heu getrocknet waren. Das Land überhaupt eignet sich wegen der all zu großen Dürre wenig zum Ackerbau und meist nur zur Viehzucht, die den besten Nutzen abwirft. In Teufelsgangen, nicht weit von der mittlern Fork des American-Flusses, haben wir unsere Ochsen um 80 Dollars das Stück verkauft, und ich war herzlich froh,

sie los zu sein. Auf der Reise kamen wir durch mehrere Minenplätze, und ich erkundigte mich überall, ob es den Goldgräbern hier vielleicht besser gehe als in den Plätzen wo ich gewesen, aber unter den Goldgräbern fand ich meist große Beutel und nichts darin, dagegen waren Fuhrleute, Krämer, Wirthshäuser und Spieler stets bereit ihnen die letzten paar Dollars abzulocken. Da jetzt überall großer Wassermangel herrscht und die Goldernte deshalb nicht ausgewaschen werden kann, hatten viele Goldgräber große Haufen Erde aus den Bergschluchten aufgespeichert, um sie bei eintretender Regenzeit auszuwaschen, die besten Plätze zum Graben sind aber hier wie überall schon besetzt oder ausgebeutet.

Nachdem ich nun Alles geordnet und gerüstet hatte, um den 1. Oktober nach den Vereinigten Staaten wieder abzureisen, und meine Söhne sich nur noch etwas Taschengeld zusammenmachen wollten, mußte ich noch eine Zeitlang warten, weil ich etwas Geld verborgt hatte. Seit die Goldgruben nun so bedeutend ärmer geworden sind, sind auch die Produkte und Provisionen außerordentlich im Preise gefallen. Sauerkraut, welches ich an dem Federflusse voriges Jahr mit einem Dollar das Pfund bezahlen mußte, kauft man jetzt für 8 Cents, und fast in demselben Verhältniß alles Andere. Auch der Fuhrlohn und die Fracht ist fast in gleichem Grade gefallen, denn wo man früher auf einer Entfernung von 25 Meilen 4 Cents für das Pfund bezahlte, kostete es jetzt nicht mehr als 1½ Cents.

Oktober 15. Vor acht Tagen bekam ich einen Anfall von Wechselfieber und dasselbe Schicksal hatte mein Sohn Friedrich, und wir Beide haben bis heute damit zu thun gehabt. Es sind übrigens wenige Leute in dieser Gegend davon verschont geblieben, wie denn auch mein Sohn Hermann dasselbe schon drei Mal gehabt hat. Es ist übrigens kein Wunder daß die ungeheure Hitze, welche man hier auszustehen hat, solche Krankheiten im Gefolge hat. Nicht um alle Goldreichthümer Californiens möchte ich ein anderes Jahr, wie das eben überstandene, hier bleiben, und wenn ich, was Gott verhüte, ja von einem Gericht verurtheilt würde und mir die Wahl gelassen würde, ob ich nach Californien verbannt oder als Galeerensklave arbeiten wolle, so würde ich unbedingt das Letztere vorziehen.

Oktober 18. Wir haben noch immer von derselben Hitze, wie früher, auszustehen. Heute sind hier Dampfmaschinen angekommen, welche bestimmt sind das Wasser 600 Ellen weit aus dem Fluß nach den Bergschluchten zu pumpen, damit die Miner nicht nöthig haben sollen, die Golderde bis zum Flusse zu tragen; ich glaube aber, daß diese Leute Maschinen und Alles im Stiche lassen werden, wie ich es voriges Jahr am Featherflusse that. Die Zeitungen posaunen auch aus, daß schon Quartzmaschinen mit Dampfkraft betrieben wurden, Alles eitel Lügen und Erdichtung, um die Spekulanten der östlichen Städte zur Bildung von Minir-Compagnien zu verlocken, die dann zur rechten Zeit schon explodiren werden. Seit einiger Zeit habe ich durch Vermittelung eines Freundes

in San Francisco die „Neu-Yorker Staats-Zeitung“ erhalten, und zu ihrem Ruhm muß ich sagen, daß sie sich von diesen Uebertreibungen fern gehalten hat und der Wahrheit in Bezug auf die Goldminen Californiens viel näher kommt als alle englisch geschriebenen Blätter.

San Francisco den 30. Oktober. Am 24. Oktober habe ich die gepriesene Goldregion verlassen und treibe mich nun schon fünf Tage in dieser Stadt herum und beobachte hier das Treiben der Menschen, das mich mit Ekel erfüllt. Alles jagt dem Gelde nach, aber die Meisten verschmähen eine geregelte nützliche Thätigkeit und suchen ihre Mitmenschen zu überlisten, indem sie deren Leidenschaften und Lastern fröhnen, sie zum Trunk, zu Spiel und Unzucht verleiten. Ich habe mit meinen beiden Söhnen in dem Schiff „Paktolus“ welches morgen nach San Juan del Sur abgehen soll, Passage genommen und für uns drei die Summe von 100 Dollars bezahlt. Mein Gott, wie fühle ich mich erleichtert, daß ich endlich diesem viel gepriesenen und doch so elenden Lande den Rücken kehren kann. Möchten doch alle Leser meine Erfahrungen beherzigen und sich nicht durch den trügerischen Schein und das erlogene und erdichtete Geschrei einzelner an die Spekulanten verkaufter Zeitungsschreiber verlocken lassen, ihre in den Vereinigten Staaten errungene Existenz aufzugeben und dem trügerischen Phantom californischer Reichthümer nachzujagen.

Nach einer Reise von 42 Tagen kamen wir endlich am 20. December in San Juan del Sur an. Diese Stadt hat keinen Hafen, sondern nur eine Bucht, und mußten wir uns durch Boote ans Land setzen lassen. Von hier aus reisten wir theils zu Lande auf Maulthieren, theils in elenden Canoes auf dem Nicaragua-See bis San Juan del Norte an der caraibischen See. Die Reise zu Land war sehr kostspielig und unangenehm, und wenn ich sie nochmals zu machen hätte, würde ich lieber mit Vanderbilt's Dämpfern gehen, obwohl auf diese Weise die Reise von San Juan del Sur bis San Juan del Norte für die Person 50 Doll. kostet. In beiden genannten Orten sind übrigens nur Wirthe und Händler, welche auf die durchreisenden Passagiere lauern und sie möglichst ausplündern. Alles ist furchtbar theuer, fast so theuer als es früher in Californien war, und viel theurer als es jetzt dort ist. Die Reise von San Juan machte ich in einem von Vanderbildt's Dampfschiffen über Havana nach Neuorleans, fand aber die Kost so schlecht und eine solche Unreinlichkeit an Bord, daß ich meinen Schöpfer dankte, als ich endlich in Neuorleans auf festen Boden trat.

Diese letzte Reise war nicht das wenigst Unangenehme auf meinen Wanderungen, und hat mich nur in dem übrigens schon feststehenden Entschluß bestärkt, daß ich nie und nimmer die Küsten des stillen Meeres aufsuchen werde. Meine Neugierde nach dem gepriesenen Goldlande ist befriedigt, mein Goldfieber ist verschwunden, und ich werde zufrieden sein, wenn ich durch Fleiß und Thätigkeit mir in einem gesitteten Lande eine sorgenfreie Existenz gesichert sehe. Schließlich bemerke ich, daß ich allen meinen Landsleuten, welche vom Gold-

fieber dergestalt angesteckt sind, daß sie nur durch eigene Erfahrung geheilt werden können, gern Auskunft und Rath über ihr Verhalten auf der Reise und in Californien geben werde, der beste Rath aber, den ich ihnen geben kann, der ist: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich."

Das Gebiet Nebraska.

Das große Prairieland im Innern Nordamerika's reicht vom östlichen Abhange der Felsengebirge bis an den Missouri und vielfach bis in die Nähe des Mississippi; im Norden erstreckt es sich bis über den Saskatschewan hinaus, im Süden reicht es bis tief nach Texas hinein. Zum Theil ist dasselbe dem Gebiete Minnisota, den Staaten Jowa, Missouri, Arkansas, Texas und dem Territorium Neumexico einverleibt worden; ferner hat man eine bedeutende Strecke desselben dem Indianergebiete zugetheilt. Was innerhalb der angegebenen Umgränzung sonst noch übrig ist, nämlich der Landstrich zwischen dem Arkansas im Süden, den Felsengebirgen im Westen, dem Missouri im Osten und dem neun und vierzigsten Breitengrade im Norden, begreift man unter dem Namen Nebraska.

Innerhalb dieser weiten Landschaft will die Regierung der Vereinigten Staaten ein neues Gebiet bilden. Eine 1850 in Washington entworfene Charte desselben begreift den Strich zwischen dem 40 und 43° nördl. Breite, der von den Felsengebirgen bis zum Missouri reicht; dieses Gebiet würde 136,700 engl. Geviertmeilen oder 87,488,000 Acres enthalten. Nebraska wird von den Karawanenstraßen durchzogen, welche aus den Staaten nach Westen führen, nichtsdestoweniger ist es aber nur theilweise genauer bekannt. In der jüngsten Zeit hat ein Herr Thomas Jefferson Sutherland dasselbe näher erforscht, und wir theilen nachstehend Einiges aus seinen „Bemerkungen" mit. Er ist mit der obigen Begränzung des projektirten Gebietes nicht einverstanden, und wünscht sie nach Süden hin bis zum Kansas ausgedehnt, weil dafür die natürliche Beschaffenheit des Landes spreche.

Das Gebiet führt seinen Namen von dem Hauptflusse, welcher dasselbe durchströmt, Nebraska. Dieses Wort bedeutet in der Sprache der Otoes-Indianer breit und seicht, und bezeichnet in der That die Beschaffenheit dieses Wasserlaufs ganz genau. Die Weißen nennen den Fluß Platte. Wer auf den Uferhöhen (Bluffs) steht und auf den Fluß hinabblickt wenn die Sonne auf ihn scheint, glaubt eine weite Silberfläche vor sich zu sehen; deshalb nannten ihn die Franzosen Platte- oder Silberfluß.

Der Missouri strömt der ganzen Ostgränze des Gebiets entlang. Von seinem höchsten schiffbaren Punkte bis zu seiner Mündung in den mexicanischen Meerbusen (denn er ist Hauptarm des Mississippi) rechnet man 4491 Meilen; von seinem Quellbezirke bis zur Mündung in den Mississippi beträgt seine Länge 3096 Meilen. Er entsteht bekanntlich aus drei Hauptarmen, dem

Jefferson, Madison und Gallatin, und ist auf einer bedeutenden Strecke seines Laufs ein wilder Gebirgsstrom. Später fließt er dann weniger rasch und bildet eine große Anzahl Inseln. Zu beiden Seiten werden die Ufer von schwarzen Bergen eingeschlossen, welche sich zum Theil bis zu tausend Fuß Höhe spitz und kegelförmig erheben, und zum Theil mit Laubholz bestanden sind.

Den größten Nebenfluß des Missouri bildet der Yellowstone, dessen Quellen gleichfalls am Windrivergebirge liegen. Er hat in mancher Hinsicht Aehnlichkeit mit dem Missouri, nimmt aber seinen Lauf von Südwest nach Nordost, und mündet etwa unter dem 48 ° n. Br. An seiner Mündung hat er eine Breite von 2500 bis 2600 Fuß, und ist breiter wie der Hauptstrom selbst. Von da bis zur Vereinigung des Missouri mit dem Mississippi beträgt die Entfernung der Länge des Flusses nach 1880 Meilen. Auf dieser ganzen Strecke ist der Missouri für Dampfschiffe fahrbar. Er fließt immer sehr rasch über ein sandiges Bett, welches großem Wechsel unterworfen ist, so daß sich das Fahrwasser stets verändert. Dadurch wird die Schifffahrt theils lästig und an manchen Stellen auch gefährlich. In der Mitte Mai beginnen die Anschwellungen des Stromes, weil um diese Zeit das Schneeschmelzen im Gebirge seinen Anfang nimmt; im Juni erreicht er seinen höchsten Wasserstand. Er sieht immer trüb und schlammig aus.

Der Nebraska oder Platte ist der zweitgrößte Nebenfluß des Missouri. Auch er kommt aus dem Felsengebirge und wird durch zwei Arme oder, wie man in der Prairie sagt, aus zwei Gabeln, Forks, gebildet, welche sich nach einem Laufe von etwa vierhundert Meilen mit einander vereinigen. Der Südarm heißt Paduca, der Nordarm Nebraska; dieser letztere Name wird aber auch auf den vereinigten Fluß, den man gewöhnlich Platte nennt, übertragen. Er fließt von Osten nach Westen durch das Gebiet, und mündet etwa unter 41 ° n. Br. in den Missouri, 700 Meilen oberhalb der Vereinigung dieses letztern mit dem Mississippi. Er selbst ist an seiner Mündung etwa 1800 Fuß breit, erreicht aber weiter aufwärts an manchen Stellen eine Breite von einer guten Wegstunde und mehr, und kann bei niedrigem Wasserstande überall durchwatet werden. Deshalb eignet er sich auch in keiner Weise zu einer Wasserstraße und ist nicht schiffbar. Seine wichtigsten Zuflüsse sind vom Norden her der Elkhorn, der Loup Fork und der Wood Creek, vom Süden her der Saline. Diese kommen alle aus der Prairie. Der Elkhorn fließt rasch und hat klares Wasser, entspringt aus mehreren Teichen zwischen 42 und 43 ° N. Br. und hat eine Länge von etwa fünfzig Wegstunden; er mündet 40 Meilen oberhalb der Vereinigung des Platte mit dem Missouri. Etwa 75 Meilen westlich vom Elkhorn mündet der Loup Fork, welchem drei andere gleichfalls in großen Teichen entspringende Flüsse zuströmen; sie alle fließen in südöstlicher Richtung. Er führt noch einmal so viel Wasser als der Elkhorn, während der Wood Creek kleiner ist als dieser letztere. Der Saline fließt von Südwest nach Nordost und kommt aus einem stehenden salzigen Wasser, dem

Salt Lake, in dessen Nähe eine große Menge von Salzquellen liegen. Daher der Name desselben.

Der Eau qui courre, auch Running Water und von den Indianern Niobrara genannt, ist ein beträchtlicher Fluß, der einen raschen Lauf hat und das Gebiet von Westen nach Osten durchströmt, zwischen 42 und 43° N. Br. Seinen nördlichen Hauptarm nennen die Indianer Kaha Paha.

Im Süden fließt der Kansas; er fällt etwa unter dem 39.° N. Br. in den Missouri. Dieser Fluß empfängt eine beträchtliche Menge von Nebengewässern und verzweigt sich etwa zweihundert Meilen oberhalb seiner Mündung in zwei Theile. Der nördliche Arm ist der Republican Fork, der südlichere heißt Smoky Hill Fork; dieser letztere gehört nicht eigentlich dem Gebiet an. Innerhalb desselben entspringen aber zwei Nebenflüsse des letztern, nämlich der Salomons Fork, und der Grand Saline Fork. In den Hauptstrom fällt von Norden her der Blue River.

Der große Nemaha fällt etwas südlich vom 40° in den Missouri; der kleine Nemaha etwas nördlicher; dieser führt weniger Wasser.

Weder der Nebraska noch der Missouri haben nutzbare Wasserkraft, ihr jährliches Anschwellen, das, wie schon bemerkt, großer Veränderungen unterworfene Bett machen sie dafür ungeeignet, und im Juni und Juli steht gewöhnlich eine breite Landstrecke an beiden Ufern unter Wasser. Aehnliches gilt vom Kansas; dagegen sind sehr viele kleinere Gewässer vorhanden, an welchen sich Mühlen anlegen lassen; z. B. manche Nebenflüsse am Elkhorn, Loup Fork und Wood Creek; ebenso andere zwischen der Mündung des Platte und des Niobrara, insbesondere aber auch dieser letztere Fluß selbst. Diese alle haben kein Sand- sondern ein Kiesbett, und hohe Ufer. An diesen Gefließen werden sich die ersten Niederlassungen bilden.

Einst war das Gebiet Nebraska reich an Wild; jetzt finden nicht einmal die Indianer genug um sich davon nähren zu können. Seit fünf Jahren ziehen jährlich Tausende von Auswanderern nach Westen durch dieses Land, meist in den Monaten von April bis Juni, wenn die Thiere brüten oder Junge werfen. Sie schießen alles nieder was in ihren Bereich kommt und so verschwinden „Füße und Flügel.“ In den Sommermonaten lassen sich noch Büffel und Antilopen blicken; sie ziehen dann von Süden nach Norden, bis etwa 400 Meilen westlich vom Missouri. Dann haben die Indianer gute Zeit. Aber der Büffel kommt nicht allemal in großer Anzahl; ist das jedoch der Fall, so giebt er reiche Ausbeute an Fleisch und Häuten. Diese letzteren, — die sogenannten Buffalo-Robes, — vertauscht dann der Indianer gegen allerlei Waaren, welche ihm zum Bedürfniß geworden sind, und leider auch gegen Branntwein. Die Antilopen sind nur mit Mühe zu erlegen, und daher als Nahrungsmittel nicht in Anschlag zu bringen. Hirsche waren früher sehr häufig, jetzt kommen sie kaum noch vor, und die wenigen sind so scheu, daß sie nicht in die Schußweite gehen. Dasselbe gilt von den wenigen Elken. Dagegen ist in den mit Holz bewachsenen Strecken noch Ueberfluß an Eichhörnchen und Waschbären; auch

Hasen giebt es in ziemlicher Menge; noch mehr sieht man das gemeine gestreifte Ground-Squirrel, und den sogenannten Gopher, ein sehr ämsiges Thier. Dasselbe gräbt Gänge oder Kammern in die Erde, unter dem Rasen, und wirft kleine Erhöhungen auf, welche man Gopherhügel nennt. (Ist der sogenannte Prairiehund, Arctomys lodoviciana gemeint?) Bären findet man nicht mehr, auch der Fuchs ist selten, wenn er überhaupt vorkommt. In den Theilen wo Holz wächst läßt sich manchmal ein Panther oder eine wilde Katze sehen; überall bemerkt man aber massenweis den Prairiewolf, jenes widerwärtige graue Thier, das an den Coyote in Mexico erinnert, und durch sein Heulen so unangenehm wird. Er ist ein wandernder nicht eigentlich heerdenweise lebender Wolf, zwar raubgierig aber feig; nicht so listig wie der Fuchs, und nicht so muthig wie der große graue Wolf. Wo sich Ansiedler dauernd niederlassen verschwindet er bald.

In den östlichen Theilen findet man noch viele wilde Truthühner und Prairiehühner; ebenso in gewissen Jahreszeiten Repphühner, Wachteln, Tauben. Im März und April wimmeln die Ufer des Missouri von wilden Gänsen, die hier auf ihrer Wanderung nach dem hohen Norden Rast halten. Mit ihnen kommen auch wohl kleine Schaaren Pelikane und Schwäne und Baumgänse. In den Herbstmonaten kommen alle diese Vögel und unzählige Entenschwärme dazu, aus dem Norden zurück und sind dann eine ebenso leichte als willkommene Beute. Hin und wieder läßt sich auch ein Kranich blicken; Raben, Krähen, Geier und andere Raubvögel sind häufig. Eine Amselart hat Kopf, Brust und Nacken von oraniengelber Farbe und in jedem Flügel drei weiße Schwungfedern. Am Missouri reichen die Papageyen bis zur Mündung des Nebraska. Die meisten Gewässer sind sehr fischreich.

Weil alljährlich das Prairiegras abgebrannt wird, so können im Lande die Reptitien und Insekten sich nicht stark vermehren. Kröten kommen nur selten vor; dasselbe gilt von dem großen Ochsenfrosch; dagegen sind grüne Frösche an den Flußufern sehr häufig. Unter den übrigens nicht zahlreichen Schlangen ist nur eine Art giftig, die Klapperschlange. Sie verschwindet aber überall sehr bald, wo das Land besiedelt wird.

In Nebraska sind einzelne beträchtliche Strecken, welche den Anbau lohnen werden, und dieser wird nicht ausbleiben. Das Gebiet liegt zwischen den seit längerer Zeit besiedelten Theilen der Vereinigten Staaten und den neuen Ländern an der Westküste, mit welchen eine bloße Verbindung zur See um das Kap Horn oder durch Mittelamerika nicht ausreicht. Jüngst hat man in Washington den Vorschlag gemacht, von der Gränze des Staates Missouri bis nach Oregon und Californien eine lange Kette von Militärposten zu errichten, welche je etwa zwanzig Meilen von einander entfernt, den Kern für feste Niederlassungen bilden würden. Kommt dieser Plan zur Ausführung, so wird ein großer Theil dieser Militärposten auf Nebraska fallen und von diesen Punkten aus das Land in seinen fruchtbaren Strecken Kolonisten erhalten.

Der Staat Pennsylvanien.

Dieser sogenannte „Schlußstein Staat“ ist der nordamerikanischen Union von großer Bedeutung; er ist recht eigentlich ein **mittlerer** Staat, umschlossen von Neuyork, Neujersey, Delaware, Maryland, Virginien und Ohio, und ein sehr beträchtlicher Theil seiner Bevölkerung ist von deutscher Abstammung. Wir geben nachstehend Bemerkungen über die materielle Entwickelung dieses Landes, das bekanntlich nach einem seiner ehemaligen Besitzer, dem Quäker Wilhelm Penn, den Namen führt.

Die Kolonie war gleich von Anbeginn ein vorzugsweise ackerbautreibendes Land. Schon zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts führte dasselbe Weizen nach Spanien, Portugal und Westindien aus. Damals verkauften die Erben Penn's je 100 Acres Land für 45 Dollars, behielten sich aber allemal den zehnten Theil der besten Ländereien als ihr Privateigenthum vor. Solche zurückbehaltene Strecken wurden als „Manors“ bezeichnet. **Philadelphia** hatte 1741 erst 12,000 Einwohner.

Es fehlt an genaueren Nachweisungen über den frühesten Handel Pennsylvanien's. Allerdings weiß man daß die ersten Ansiedler von den Indianern Pelzwerk eintauschten und daß sie auch Taback baueten. Von diesem wurden 1688 und 1689 vierzehn Ladungen ausgeführt. Als man aber sah, daß die Pflanze in Maryland und Virginien weit besser gedieh, legte man sich mehr auf den Weizenbau. Die Kriege zwischen Frankreich und England wirkten in jener Zeit sehr nachtheilig auf Pennsylvanien; die Armuth war so groß, daß Stückchen Blei und Zinn als Geld im Umlauf waren.

Von 1697 bis 1776 gewann allmälig der Handel an Ausdehnung. Die Ausfuhr hatte in den Jahren 1697 bis 1707 durchschnittlich erst 1477 Pfd. St. bis 52,220 Pfd. St. betragen; die Einfuhr von 2997 bis 18,529 Pfd. St. In den Jahren 1767 bis 1774 stellte sich die erstere auf 26,111 bis 69,611 Pfd. St., die letztere auf 134,881 bis 728,744 Pfd. St. Von diesen 79 Jahren sind nicht weniger als 29 Kriegsjahre (zwischen England, Spanien, Frankreich), und die Ansiedler hatten sich im Westen Pennsylvaniens der Indianer zu erwehren. Von 1776 bis 1783 hatte das Land beinahe so gut wie gar keinen auswärtigen Handelsverkehr, doch war der im Innern nicht ohne Lebhaftigkeit. Am 17. Juli 1780 wurde die **erste** in den Vereinigten Staaten errichtete **Bank** zu **Philadelphia** mit einem Kapital von 300,000 Pfund Sterl. eröffnet. Ihr Hauptzweck war, die amerikanische Armee mit den nöthigen Lebensmitteln zu versorgen. Sie dauerte bis 1782, wo die „Bank von Nordamerika“ gegründet wurde, und diese setzte ihre Operationen fort bis 1791 die „Bank der Vereinigten Staaten“ ihre Thätigkeit begann. Papiergeld war schon 1722 unter Gouverneur Keith in Pennsylvanien verfertigt worden. Dieser Beamte ersann ein „Papiergeld-Anleihe-System“ und errichtete Anleiheämter in jedem Bezirke.

Im Jahre 1723 waren Scheine bis zum Belauf von 150,000 D. ausgegeben worden; aber 1730 hatten sie schon solche Entwerthung erfahren, daß man das System fallen lassen mußte.

Nach Beendigung des Unabhängigkeitskampfes gewann der Handel der Kolonien Aufschwung; sie traten in selbstständigen Verkehr mit den meisten europäischen Ländern, und die Hülfsquellen entwickelten sich sehr schnell. Während der Kriege in Europa von 1792 bis 1815 erreichte der auswärtige Handel der Vereinigten Staaten eine wunderbare Blüthe, und Pennsylvanien hatte seinen Antheil an dem Nutzen. Nach Philadelphia kamen sehr bedeutende Einfuhren aus Indien und China, welche dann den europäischen Märkten zugeführt wurden. Die Amerikaner waren damals zuerst Frachtfahrer für die ganze Welt. Philadelphia hatte 1790 schon 42,000 Einwohner.

Nachfolgende Ziffern thun dar in welcher Weise der auswärtige Handel von Pennsylvanien allmälig stieg.

Jahr.		Ausfuhr.	Einfuhr.
1791	Dollars	3,436,093	—
1793	"	6,985,836	—
1795	"	11,518,260	—
1796	"	17,513,866	—
1807	"	16,864,744	—
1808	"	4,013,330	—
1810	"	10,993,398	—
1813	"	3,577,117	—
1818	"	8,759,402	—
1825	"	11,269,981	15,041,797.
1830	"	4,291,793	8,702,122.
1835	"	3,971,555	15,068,233.
1840	"	6,820,145	8,464,882.
1845	"	3,574,363	8,159,227.
1850	"	4,501,606	12,066,154.

Man sieht wie beträchtlich der auswärtige Handelsverkehr während der Kriege in Europa war. Daß während der letzten fünf und zwanzig Jahre die Ausfuhr aus Philadelphia eher sank als stieg, liegt zum großen Theil mit daran, daß die Erzeugnisse Pennsylvaniens ihren Abzug auch aus den Häfen anderer Staaten finden.

Die Volksmenge vermehrte sich sehr beträchtlich. Es liegen jetzt sieben amtliche Zählungen derselben vor. Die erste von 1790 ergab 434,373 Köpfe; jene von 1800: 602,365; 1810: 810,091; von 1820: 1,049,458; 1830: 1,348,233; 1840: 1,724,033; 1850: 2,314,897. Sie hat demnach während des letzten Jahrzehents um mehr als eine halbe Million zugenommen. Allein die Einwohnerzahl von Philadelphia beträgt gegenwärtig fast so viel wie die gesammte Volksmenge Pennsylvaniens in 1790; die Zählung von 1850

ergab nämlich 408,815 Seelen; Reading hatte 15,748 Seelen, Lancaster 12,369, Pittsburg 50,519, Alleghany 21,262. Der Staat hat einen Flächeninhalt von etwa 46,000 Geviertmeilen, so daß etwa 50. 25 Seelen auf die Quadratmeile kommen.

Pennsylvanien hat unerschöpfliche Mineralreichthümer, vor allem Kohlen, Eisen und Salz. Harzige, bituminöse, Kohle von vortrefflicher Beschaffenheit, liegt im Westen der Alleghanies fast überall, und im südlichen Theile des Staates auch im Osten des Gebirges. Die Region der Anthracitkohle wird, einige wenige Oertlichkeiten abgerechnet, im Nordwesten vom Nordarme des Susquehanna begrenzt; sie erstreckt sich nach Nordosten hin über sechzig Meilen weit, und wird in die südlichen, mittleren und nördlichen „Kohlenfelder" getheilt. Diese großen Ablagerungen von Anthracitkohle haben in Pennsylvanien einen Flächeninhalt von 975 Geviertmeilen oder 624,000 Acres. An manchen Stellen haben die Lager eine Mächtigkeit von 50 bis 60 Fuß! *) Das südliche Anthracitkohlen-Becken ist 60 Meilen lang, 2 Meilen breit, und bis 100 Fuß mächtig, während in England die reichsten Lager nur bis zu 30 Fuß Mächtigkeit haben. Von den 54 Bezirken (Counties) Pennsylvaniens haben 30 Kohlen. Die Harzkohlen-Region hat einen Flächeninhalt von 21,000 Geviertmeilen oder 13,440,000 Acres.

Diese Kohlengruben sind weit mehr werth als alle californischen Goldminen, und sie allein wären hinreichend Pennsylvanien zu einem der reichsten Länder auf der Erde zu machen. Ihre Ausbeutung im Großen beginnt eigentlich erst mit dem Jahre 1820. Von da ab bis 1850 sind 28,998,286 Tonnen (zu 2240 Pfund) auf die Märkte geschickt worden. Man förderte 1820: 365 Tonnen; — 1825: 34,896 T.; — 1830: 174,734 T.; 1835: 575,103 T.; — 1840: 867,045 T.; — 1845: 2,002,877 T.; — 1850: 3,371,255 Tonnen. Doch ist diese Kohlenausbeute eigentlich noch in den ersten Anfängen, gleichsam in der Kindheit. Nach höchstens 25 Jahren wird die Zahl der Dampfschiffe sich gegen jetzt mindestens verzwanzigfacht haben, und auch die Industrie wird sich entwickeln. Der Geldwerth der im Jahre 1851 aus den pennsylvanischen Gruben zu Tage gebrachten Kohlen belief sich in runder Summe auf 16,000,000 Dollars.

Nächst der Kohle ist das Eisen von größter Wichtigkeit. Pennsylvanien liefert gegenwärtig so viel Eisen als ganz Großbritannien im Jahre 1820; im letzten Jahrzehnt hat sich die Produktion verdoppelt. Der Staat erzeugt jetzt, wenn anders eine 1849 dem Congresse eingereichte Denkschrift recht hat, so viel Eisen als Frankreich, mehr als Deutschland, und mehr als ganz Rußland und Schweden zusammengenommen. Von den 62 Bezirken (Counties) haben 45 Eisenwerke, und die übrigen besitzen gleichfalls Kohlen und Eisen. Pennsylvanien liefert die Hälfte Eisen für den Gesammtverbrauch

*) Ueber den Kohlenreichthum der Verein. Staaten handelt ausführlich das Werk von Karl Andree: Nord-Amerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen, Braunschweig 1851. S. 590 ff.

der Vereinigten Staaten. Die Anzahl der Eisenwerke wird auf 504 angegeben; das dafür in Land, Gebäuden und Maschinen angelegte Kapital auf 20,879,884 Dollar. Diese Werke verbrauchen jährlich anderthalb Millionen Cords Holz, d. h. den Waldbestand von 37,000 Acres, oder 48 Quadratmeilen. Doch macht das nur etwa den vierten Theil von dem Holz aus, welches der Staat jetzt und in aller Zukunft füglich entbehren kann.

Die Eisenwerkbesitzer führen bittere Klagen über den Mangel an hinreichendem Schutze; und es ist allerdings richtig daß England eine Masse von Eisen nach den Vereinigten Staaten importirt. Hier folgt eine Uebersicht der a. seit 1840 in Pennsylvanien angelegten Eisenwerke mit der der Angabe wie viele davon b. bankerott geworden sind: —

1840: a. 135, b. 6; — 1841: a. 6, b. 2; — 1842: a. 20, b. 20; — 1843: a. 7, b. 7; — 1844: a. 21, b. 11; — 1845: a. 30, b. 3; — 1846: a. 53, b. 4; — 1847: a. 25, b. 24; — 1848: a. 17, b. 37; — 1849: a. 10, b. 41; 1850: a. 7, b. 22.

Seit 1847 wurden in Pennsylvanien Eisen verarbeitet:

1847	389,350	Tons.
1849	253,370	„
1850	198,813	„
1851	150,000	„

Man sieht daraus, daß unter der Einwirkung des Tarifs von 1851 die pennsylvanische Eisenmanufaktur binnen drei Jahren mehr als 50 % verloren hat.

Außer dem Reichthum an Eisen hat dieser Staat auch Kupfer- und Bleigruben, deren erst vor einigen Jahren am Schuylkill, etwa zwanzig Meilen oberhalb Philadelphia, entdeckt worden sind. Ihre Ausbeute ist 1851 lohnend gewesen; das Kupfer giebt 20 Procent reines Metall, das Bleierz 75 Procent. Neben dem letztern wird auch Silbererz gefunden; davon giebt die Tonne etwa für 35 Dollars Silber.

Den amtlichen Berichten von 1850 zufolge stellt sich der Manufakturbetrieb Pennsylvaniens in folgender Weise heraus:

	Anlagekapital	Werth der Erzeugnisse	Arbeiter
Baumwollenfabriken	Doll. 4,528,925	5,322,262	7663
Wollenfabriken	3,005,064	5,321,866	5726
Roheisen	8,570,425	6,071,513	9294
Gußeisen &c.	3,422,924	5,354,881	4783

Die gewerbreichsten Städte im Lande sind Pittsburg und Philadelphia. Die erstere hatte 1851: — 13 Walzwerke mit 2500 Arbeitern und einem Kapital von 5 Mill. Doll. Diese Werke verbrauchen 60,000 Tonnen Roheisen und liefern jährlich an Stabeisen und Nägeln für 4 Millionen Doll. Sodann besitzt Pittsburg 30 große Gießereien und einige kleinere; diese beschäftigen 2500 Arbeiter; Kapital 2 Mill. Doll. Sie verbrauchen 20,000 Tonnen Roheisen und liefern jährlich für etwa 2 Mill. Doll. In zwei Fabriken

liefern Schlosser Kaffeemühlen, Klinken, Waagschalen und dergleichen Artikel. Sie beschäftigen 250 Arbeiter; Kapital 250,000 Doll.; Eisenverbrauch 1200 Tonnen; Werth der Artikel 3 Millionen. Pittsburg hat auch 5 große Baumwollenfabriken und viele kleinere, mit zusammen 1500 Arbeitern, Kapital 1½ Millionen Dollars; Verbrauch 15,000 Ballen Baumwolle, Waarenwerth 1½ Mill. Dollars. Ferner: 8 Flintglasfabriken mit 500 Arbeitern; Kapital 300,000 Doll.; Verbrauch 150 Tonnen Blei, 200 Tonnen Perlasche, Waarenwerth 400,000 Doll. Ferner: 7 Flaschenfabriken, 11 Fensterglasfabriken, welche zusammen für 600,000 Dollars liefern; sodann eine Sodaaschefabrik, Kupferschmelzerei, Kupferwalzwerk, 5 Bleiweißfabriken und viele andere. Namentlich liefert Pittsburg auch kleinere Eisenwaaren, Beile, Aexte, Springfedern, Achsen, Ambose, Sägen, Schaufeln, Spaten, Hacken, Heu- und Mistgabeln und dergleichen mehr; im Ganzen jährlich für etwa 50,000,000 Dollars Fabrikate aller Art.

Es ist schon weiter oben bemerkt worden, daß der Export aus Pennsylvanien nach fremden Ländern sich 1850 auf 4,501,606 Dollars belief; die Einfuhren betrugen 12,066,154. Von der Ausfuhr fallen 4,049,464 auf pennsylvanische Erzeugnisse.

An inneren Verbesserungen hat Pennsylvanien große Fortschritte gemacht. Dasselbe besaß 28 Eisenbahnen von 4 bis 174 Meilen Länge, zusammen 918 Meilen, die noch nicht ganz vollendeten ungerechnet. Die Baukosten belaufen sich auf 35,401,033 Dollars.

Daneben hat Pennsylvanien auch künstliche Wasserwege. Der Pennsylvania-Canal, dessen östlicher Arm von Columbia am Susquehanna nach Hollidaysburg am Fuße des Alleghanies reicht, eine Entfernung von 172 Meilen, ist unter ihnen der bedeutendste. Dieser Arm steht in Verbindung mit einer Eisenbahn, welche über das Gebirge zum westlichen Arme des Kanals führt; dieser geht von Johnstown nach Pittsburg, 104 Meilen; so daß die Kanallänge 276 Meilen beträgt. Sodann führt ein Kanal vom Pennsylvania-Kanal ab an der Mündung der Juniata nach Cumberland, 39 Meilen, wo er mit dem North und dem West-Branch-Kanälen zusammenstößt. Der West-Branch-Canal geht von Northumberland, an der Westseite des Susquehanna, 75 Meilen, nach Farrandsville, in die Region der bituminösen Kohlen. Die North-Branch-Abtheilung von Northumberland, 73 Meilen, bis etwas oberhalb Wilkesbarre. Die Delaware-Abtheilung des Pennsylvania-Kanals reicht vom Fluthwasser bei Bristol (20 Meilen oberhalb Philadelphia) nach Easton an der Mündung des Lehigh, wo er mit der „Navigation“ der Lehigh-Compagnie zusammentrifft. Diese letztere Flußregulirung, 25 Meilen lang, reicht bis in die Kohlenregion. Die „Schuylkill-Navigation“ beginnt am Fairmounsdamm bei Philadelphia und geht bis Port Carbon, recht in die Mitte der Kohlenregion. Der Union-Canal reicht vom Schuylkill bei Reading bis Middletown am Susquehanna, 82 Meilen.

Er hat eine 23 Meilen lange Verzweigung am Swatara-Creek, welche gleichfalls in die Kohlengruben führt. Der Susquehanna- oder Tidewater-Canal geht von Wrightsville, Columbia gegenüber, bis Havre de Grace in Maryland, 45 Meilen, und verbindet den Pennsylvania-Canal mit dem Flußwasser der Chesapeakebay.

Schon oben ist erwähnt worden, daß 1722 ein Versuch mit Ausgabe von Papiergeld gemacht wurde. Die Summe betrug 15,000 Pfd. Sterling. Geld war nur gegen ländliche Sicherheit, oder Niederlegung von Silbergeschirr und dergleichen im Leihamte zu haben. Der Borgende mußte 5 Procent zahlen und die Papiere der Provinz mußten gesetzlich bei allen Zahlungen angenommen werden. Wer sich weigerte sie anzunehmen, verwirkte die Schuld oder die Waare. Im November 1850 hatte Pennsylvanien 54 Banken mit einem Kapital von 19,125,477 Doll. und einem Umlauf von 12,072,888 Doll. Die auf die Dividenden gelegte Taxe brachte 153,877 Doll., jene auf Corporationsstocks 70,008. Philadelphia hatte Anfangs 1852 nicht weniger als 15 Banken mit einem Kapital von 10,518,600 Doll.; Pittsburg 4 mit 2,618,543 Doll.; Lancaster 4 mit 955,000 Doll.; Easton 2 mit 550,000; Harrisburg 2 mit 350,000. Fast in jedem Bezirk befindet sich eine Bank; 1852 betrug das Kapital der 54 Banken die oben angegebene Summe; der Staat Neuyork mit einer nur um ein Drittel stärkern Bevölkerung hatte 218 Banken mit 58,497,345 Doll. Kapital; Massachusetts mit einer um mehr als die Hälfte schwächern Bevölkerung hatte 137 Banken und 43,350,000 Doll. Kapital.

Die Staatsschuld betrug nach amtlichen Berichten im Januar 1851 die Gesammtssumme von 40,677,214 Doll. 68 Cents. Sie ist, mit Ausnahme von 912,570 Doll., fundirt; 200,000 Doll. tragen 4½ pCt. Zinsen; 38,009,817 tragen 5 pCt. und 2,387,396 Doll. tragen 6 pCt.

An produktivem Eigenthum besitzt der Staat: — Stocks bei incorporirten Compagnien für 1,907,948 Dollars; an Kanälen und Eisenbahnen 29,204,787 Doll.; zusammen 31,112,735 Doll. Er zahlt jährlich an Zinsen 2,204,700 Dollars. Seine Gesammteinnahmen beliefen sich 1850 auf 5,634,338 Doll.; seine Gesammtausgaben auf 4,569,053 Doll. Unter diesen letzteren kommen vor: für öffentliche Verbesserungen (public improvements) 1,488,799 Doll. Ausgaben für die Regierung 272,899; für Volksschulen 213,728; Zinsen für die Schulden 2,004,700; wohltätige Anstalten 62,267; Militär 16,282 Doll.

Unter den Einnahmen finden wir für Steuern auf unbewegliches und bewegliches Eigenthum 1,317,821 Doll.; Kanal- und Eisenbahnertrag 1,713,848; Taxe von Bankdividenden und Corporationsstocks 300,000 Doll; Licenzen für Kleinverkäufer 171,062; Licenzen für Schenkhäuser 107,427 Doll.

Der abgeänderten Verfassung zufolge werden alle Richter vom Volke gewählt. Jene am Obergericht behalten ihre Stelle 15 Jahr; jene am Court of Common Pleas und anderen Gerichten, wo protokollirt wird (Courts of

record', werden von den Wählern des Distriktes auf 10 Jahre ernannt; die Beisitzer auf 5 Jahre. Ein Richter am Obergericht erhält 1600 Doll. Besoldung, am Distriktsgericht 2000, am Court of Common Pleas 1600 bis 2600 Doll.

Schulen gab es 1850 im Staate: — Volksschulen 8844, — Lehrer 11,241. Durchschnittsgehalt für die Lehrer monatlich 17 Doll. 20 Cent; für die Lehrerinnen 10 Doll. 15 Cents. Knaben welche Schulen besuchten 242,621; Mädchen 189,181. Bloß Deutsch lernten in den Schulen nur 11,041. Im Durchschnitt kostete der Schüler monatlich 1 Doll. 44 Cents. An Schulsteuern wurden überhaupt erhoben 795,401 Doll., im Ganzen dafür verausgabt 926,447 Doll.

Höhere Lehranstalten, z. B. sogenannte Colleges, Hochschulen und Akademien sind in beträchtlicher Anzahl vorhanden. Die Pennsylvania-Universität zu Philadelphia wurde 1755 gegründet. Sie hat 7 Professoren und 88 Studenten. Das Dickinson-College zu Carlisle 1783 gegründet, ist eine Rechtsschule, hat 8 Professoren und 179 Studenten. Es giebt 7 theologische Seminarien und 4 medicinische Schulen, diese sämmtlich in Philadelphia. Am bedeutendsten ist unter ihnen das Medical Department der Pennsylvania-Universität mit 7 Professoren und 450 Studenten.

Erzeugnisse des Ackerbaues. In Bezug auf die bebauete Ackerfläche nahm Pennsylvanien 1850 den vierten Platz ein. Neuyork hatte 12,285,077 Acres »improved land«; Virginien 10,150,106 (davon aber sehr viel ausgemergeltes und verwahrlosetes); Ohio 9,730,650 und Pennsylvanien 8,619,631 Acres. Nach ihm folgt gleich Georgien. Pennsylvanien hat viele Gebirgsstrecken, die nicht so leicht für den Ackerbau produktiv zu machen sind wie die Ebenen. Der Westen und Nordwesten, wo übrigens auch der Boden gut ist, besitzt noch keine dichte Bevölkerung. Doch ist Pennsylvanien mit seinen vielen deutschen Bauern in Bezug auf den Ackerbau der Musterstaat in Amerika. Man hat den Werth der Ackerbaugeräthe, Maschinen &c. veranschlagt für

Neuyork	22,217,563	Dollars
Pennsylvanien	14,931,093	"
Ohio	12,716,153	"
Louisiana	11,326,310	"
Virginien	7,021,658	"

Der Werth des Viehstandes ist in Pennsylvanien auf 42,146,711 Doll. veranschlagt worden; nur Neuyork und Ohio sind ihm in dieser Beziehung voraus. Es bauet den meisten Weizen, nämlich 1850 nicht weniger als 15,482,191 Buschel; Ohio producirte 14,967,056 B.; Virginien 14,516,950; Neuyork 13,073,357 B. An Mais lieferte es 1850 schon 19,707,702 Buschel, etwa zwei Millionen Buschel mehr als Neuyork; aber Ohio, Kentucky, Indiana, Illinois, Tennessee und Missouri, die eigentlichen »Maisstaaten«, waren ihm in dieser Beziehung weit voraus. Taback producirte es 857,619 Pfd.,

Wolle 4,784,367 Pfd.; Wein 23,839 Gallonen; Butter 40,554,741 Pfd.; Käse 2,395,279 Pfund; Heu 1,826,295 Tonnen; Leinsaat 43,627 B.; Ahornzucker 2,218,644 Pfund.

In dem Handelsjahr vom letzten Juni 1850 bis dahin 1851 führte Philadelphia nach den ausländischen Häfen unter anderm aus: — Weizenmehl 304,812 Barrels (1,393,587 Dollars) Maismehl 71,883 Barrels (210,004 D.) Roggenmehl 13,341 B. (45,292 D.) Weizen 342,221 B. (369,326 D.) Borke 5591 Hogsh. (129,907 D.) Walfischthran 132,802 Gallonen (69,732 D.), Spermöl 12,989 Gallonen (16,486 D.). An Schweinefleisch, Speck und Schinken für 436,661 D.; Butter 5,770,972 Pfund; fabricirten Tabak 218,166 Pfund (38,142 D.), Nägel 413,624 Pfund (13,742 Dollars).

Perlenfischerei im californischen Meerbusen.

Der „San Francisco Herald“ schreibt aus San Diego: „Es ist neuerlich die Aufmerksamkeit gelenkt auf die Perlenfischerei des Golfs, in Folge zuversichtlicher Enthüllungen, welche einer von den alten Indianern an der verlassenen Mission gemacht, die vordem die Jesuiten inne hatten. Es scheint daß sehr große Massen Perlenaustern und schwarze Perlenmuscheln auf oder nahe bei den Missionsposten begraben und dort gelassen worden sind. Die Einwohner haben oft erfolglos in den Bayen danach gesucht, während die Indianer sich fürchteten die Oertlichkeiten zu verrathen. Mein Benachrichtiger erfuhr das Geheimniß von einem alten mehr als 70jährigen Indianer, welcher ihm aus Erkenntlichkeit dafür, daß er ihm die erste Fleischspeise gegeben, die er in drei Jahren gekostet, erzählte, wo eine dieser Perlengruben läge.“ Die Amerikaner sind schon früher auf eindringliche Weise auf die Golfperlen aufmerksam gemacht worden, nämlich durch ihren Landsmann Lieutenant E. Gould Buffum, der 1850 zu Philadelphia ein Buch „Six Months in the Gold Mines“ herausgab und am Schluß desselben eine vortreffliche Beschreibung des dortigen Perlenfanges, dem er selbst mit beiwohnte, geliefert hat. Die Perlenaustern sind in Unzahl vorhanden an der californischen Seite, indianische Taucher (busos) vom Slake River in Sonora, bloß mit einem spitzen 1 Fuß langen Stecken zum Kampf mit den Haien und zum Aufstechen der Schalthiere versehen, holen sie aus der Tiefe, wo das Wasser krystall klar ist. Die Perlen werden in der Auster selbst gefunden und zwar von jeder Größe, von der eines Stecknadelknopfes bis zu der einer Wallnuß. Oft enthalten hundert Austern kaum eine Perle, oft eine einzige viele. Die Perlenfischereien Niedercaliforniens sind seit der Zeit der ersten Entdeckung des Landes betrieben worden und sind unermeßlich lucrativ gewesen. Was würden die Amerikaner daraus machen?

Volksmenge in den bedeutendsten Städten der nordamerikanischen Union im Jahre 1850.

(Nach den amtlichen Berichten.)

Städte.	Staaten.	Breite.			Westliche Länge von Greenwich.			Westliche Länge von Paris.			Volksmenge in den Jahren 1790	1800	1810	1820	1830	1840	1850
Neuyork	Neuyork	40°	42′	40″	74°	0′	41″	76°	21′	5″	33,131	60,489	96,373	123,706	202,589	312,710	517,000
Philadelphia	Pennsylvania	39	57	9	75	10	37	77	31	1	42,250	70,287	96,664	108,116	167,188	228,691	408,000
Baltimore	Maryland	39	17	23	76	37	30	78	57	54	13,503	26,614	46,555	62,738	80,625	102,313	169,125
Boston	Massachusetts	42	21	23	71	4	03	73	24	27	18,038	24,937	33,250	43,298	61,392	93,338	138,788
Neuorleans	Louisiana	29	57	30	90	8	0	92	28	24	—	—	17,242	27,176	46,310	102,193	145,000
Cincinnati	Ohio	39	5	54	84	27	0	86	47	24	—	750	2,540	9,644	24,831	46,338	116,108
Brooklyn	Neuyork	40	41	50	73	59	30	76	19	54	—	3,298	4,402	7,175	12,042	36,233	96,850
St. Louis	Missouri	38	37	28	90	15	39	92	36	3	—	—	—	4,598	5,852	16,469	82,744
Albany	Neuyork	42	39	3	73	44	49	76	5	13	3,498	5,349	9,356	12,630	24,238	33,721	56,026
Buffalo	Neuyork	42	53	0	78	55	0	81	15	24	—	—	1,508	2,095	8,653	18,213	49 863
Washington	Distr. Columbia	38	53	34	77	1	30	79	21	54	—	3,210	8,208	13,247	18,827	23,364	43,266
Providence	Rhode-Island	41	49	22	71	24	48	73	45	12	—	7,614	10,071	11,767	16,832	23,171	43,000
Charleston	Süd-Carolina	32	46	33	79	57	27	82	17	51	16,359	18,712	24,711	24,480	30,289	29,261	42,132
Louisville	Kentucky	38	3	0	85	30	0	87	50	24	—	—	1,357	4,012	10,352	21,210	42,000
Newark	Neu-Jersey	40	45	0	74	10	0	76	30	24	—	—	—	6,507	10,953	17,290	38,885

[illegible]	Neuyork	43	8	17	77	51	0	80	11	24	—	—	—	1,502	9,269	20,191	36,561
Lowell	Massachusetts	42	38	46	71	19	2	73	39	26	—	—	—	—	6,474	20,796	32,964
Williamsburg	Neuyork		—			—			—		—	—	—	—	1,620	5,680	30,786
Richmond	Virginia	37	32	17	77	27	28	79	47	52	—	5,537	9,735	12,046	16,060	20,153	30,280
Chicago	Illinois	42	0	0	87	35	0	89	55	24	—	—	—	—	—	4,479	28,269
San Francisco	California		—			—			—		—	—	—	—	—	—	23,000
Syracuse	Neuyork		—			—			—		—	—	—	—	—	6,502	22,235
Troy	Neuyork	42	44	0	73	40	0	76	0	24	—	—	3,885	5,264	11,401	19,334	22,000
Springfield	Massachusetts	42	6	4	72	35	45	74	56	9	—	—	2,767	3,914	6,784	10,985	21,602
Salem	Massachusetts	42	31	18	70	53	53	73	14	17	7,921	9,457	12,613	12,721	13,886	15,082	21,500
Détroit	Michigan	42	24	0	82	58	0	85	18	24	—	—	—	1,422	2,222	9,102	21,057
Portland	Maine	43	36	0	70	12	12	72	32	36	—	3,677	7,169	8,581	12,601	15,218	20,849
Mobile	Alabama	30	41	48	87	59	0	90	19	24	—	—	—	—	3,194	12,672	20,513
Milwaukie	Wisconsin	43	3	45	87	57	0	90	17	24	—	—	—	—	—	1,700	20,026
Savannah	Georgia	32	4	56	81	8	18	83	28	42	—	—	—	7,523	9,748	11,214	20,000
Lawrence	Georgia		—			—			—		—	—	—	—	—	—	18,341
New-Haven	Connecticut	41	18	30	72	56	45	75	17	9	—	—	5,772	7,147	10,180	14,890	18,000
Hartford	Connecticut	41	45	59	72	40	45	75	1	9	—	—	3,955	4,726	7,074	12,793	17,851
Columbus	Ohio	39	57	0	83	3	0	85	23	24	—	—	—	—	2,435	6,048	17,656
Cleveland	Ohio		—			—			—		—	—	547	606	1,076	6,071	17,600
Utica	Neuyork	43	6	49	75	13	0	77	33	24	—	—	—	2,972	8,323	12,782	17,240
Nashville	Tennessee	36	9	33	86	49	3	89	9	27	—	—	—	—	5,566	6,929	16,000
Bangor	Maine	44	47	50	68	47	0	71	7	24	—	—	850	1,221	2,867	8,627	14,441
Manchester	Neu-Hampsh		—			—			—		—	—	615	761	877	3,235	13,933
Paterson	Neu-Jersey		—			—			—		—	—	—	—	—	7,596	11,329
Pittsburg	Pennsylvania	40	32	0	80	2	0	82	22	24	—	1,565	4,768	7,248	12,542	21,115	50,000

Breiten- und Längenbestimmungen von zwei und sechszig Punkten in Amerika. *)

(Aus dem American Almanac for 1852.)

Oertlichkeiten.	Länder wo sie liegen.	Breite.	Westliche Länge von Greenwich.	Westliche Länge von Paris.	Beobachtet.	Von
Acapulco	Mexico	16°50′19″	99°43′21″	102° 3′45″		Humboldt.
Agua-Nueva	Idem	25 11 43,6			1847	Hughes.
Bellevue am Missouri	Nebraska	38 8 24	95 47 46	98 8 10	1832	Frémont.
Brazos-Santiago	Texas	26 6 0	97 12 0	99 32 24	1846	Hughes.
Quelle des Canadianflusses	Neu-Mexico	37 1 33	4 37 32	6 57 56	1845	Lieut. Abert.
Cape-Island (Wälder See)		49 36 42			1823	S. H. Long.
Cedar-Keys (Depot Island)		29 7 27	82 56 12	85 16 36		
Corpus-Christi	Texas	27 47 17,8	97 27 2,5	99 47 26,5	1846	Capit. Cram.
Dalles des Columbia	Oregon	45 35 55	120 55 0	123 15 24	1843	Frémont.
St. Antonsfälle	Minisota	44 58 40	93 10 30	95 30 54		Nicollet.
Chutes du Sainte-Croix		45 30 10	92 40 0	95 0 24		Idem.
False-Washita-Quelle	Texas	35 25 41	101 5 0	103 25 24	1845	Lieut. Abert.
Fort Boisée	Oregon	43 49 22	116 47 3	119 7 27	1843	Frémont.
Fort Brady	Michigan	46 29 55			1823	S. H. Long.
Fort Gibson	Indianer Gebiet	35 48 4	95 9 0	97 29 24	1845	Lieut. Abert.
Fort Hall	Oregon	43 1 30	112 29 54	114 50 18	1843	Frémont.
Fort Laramie	Nebraska	42 12 10	105 21 10	107 41 34	1842	Idem.
Fort Leavenworth	Idem	39 21 14	94 44 0	97 4 24	1846	Emory.
Fort Nez-Percés	Oregon	46 3 46			1843	Frémont.
Insel im großen Salzsee	Utah	41 10 42	112 21 5	114 41 29	1843	Idem.
Plateau zwischen dem atl. Ocean und dem Californ. Meerbusen	Mexico	42 2 3	107 3 0	109 23 24	1843	Idem.
Jalapa	Mexico	19 30 8	96 42 43	99 3 7		Humboldt.
Mündung des Kanzas	Nebraska	39 6 3	94 32 54	96 63 18	1842	Frémont.
La Vaca	Texas	28 37 0			1846	Hughes.
Mündung des Missouri	Missouri	38 51 36	90 0 40	92 21 4	1820	S. H. Long.
Monclova	Mexico	26 54 0	101 39 18	103 59 42	1846	Hughes.
Mexico (Hauptstadt)	Idem	19 25 45	98 59 18	101 19 42		Humboldt.
Monterey	Idem	25 40 13	100 25 36	102 46 0	1846	Hughes.

Monterey	Californien	36 36 24	121 46 37	124 7 1	1835	Beechey.
Punta Pinos, bei Monterey	Idem	36 37 59,9	120 54 00,30	123 14 24	1852	Georg. Davidson.
Vereinigung des N. u. S. Platte	Nebraska	41 5 5	101 21 24	103 41 48	1842	Frémont.
Parras	Mexico	25 25 0			1846	Hughes.
Paß Washington	Neu Mexico	36 3 22	108 56 0	111 16 24	1849	Lieut. Simpson.
Perote	Mexiko	19 28 57	97 2 27	99 23 51		Humboldt.
Mündung des Platte	Nebraska	41 3 13			1820	S. H. Long.
Popocatepetl	Mexiko	18 59 47	98 37 3	100 57 27		
Prairie du Chien	Wisconsin	43 3 6	91 9 19,5	93 29 43,5		Nicolet.
Puebla de los Angeles, oder la Puebla	Mexico	19 0 15	98 56 33	100 16 57		Humboldt.
Punta Concepcion	Californien	34 26 56,3	120 25 39,7	122 46 3,7	1851	Davidson.
Punta Loma	— —	32 39 30,6	117 15 7,2	119 35 31,2	1851	Emory.
Racine	Wisconsin	42 49 33	87 40 22	90 0 46	1841	Major Graham.
Hafen de los Remedios		57 24 15	130 48 0	133 8 24		Malespina.
Südpunkt der Barre am Sabine	Texas	29 40 48	93 49 3	96 9 27	1840	Major Graham.
Sacramento City	Californien	38 34 42	120, approx.	122 20,appr.	1843	Frémont.
Saltillo	Mexico	25 26 22	101 1 45	103 22 9	1847	Hughes.
San-Antonio	Texas	29 25 30	98 52 30	101 12 54	1846	
San-Blas, Arsenal	Mexico	21 32 34	105 9 36	107 30 0	1835	Beechey.
San-Diego, Marktplatz	Neu-Mexico	32 45 0	117 11 0	119 31 24	1846	Emory.
Santa-Fe	Idem	35 41 6	106 2 30	108 22 54	1846	Idem.
Snake River, unterhalb der amerik. Falle	Oregon	42 47 5	112 40 13	115 0 37	1843	Frémont.
San Francisco, Span. Fort	Californien	37 48 30	122 22 14	124 42 38	1835	Beechey.
Mündung des Sainte-Croix	Wisconsin	44 45 30	92 45 0	95 5 24		Nicollet.
Sanct-Joseph	Mexico	23 3 13	109 35 0	111 55 24		Chappe.
Sanct-Paul	Minnisota	44 52 46	93 4 54	95 25 18		
Mündung des St. Petersfl.	Idem	44 52 46	93 4 54	95 25 18		Nicollet.
Fort Sanct-Brain	Nebraska	40 16 52	105 12 23	107 32 47	1843	Frémont.
Mündung des Sweet-Water	Idem	42 27 18	107 45 27	110 6 51	1842	Idem.
Tampico, Barre	Mexico	22 15 30	97 46 3	100 6 27	1817	Ferrer.
Tlamath, See	Oregon	42 56 51			1843	Frémont.
Trinity Bay	Idem	40 5 50			1850	Lieut. M'Arthur.
Vera-Cruz	Mexico	19 11 51	95 3 0	97 23 24		
Victoria	Texas	28 46 57			1846	Hughes.

*) **Die Längen vom Pariser Meridian entlehnen wir dem Bulletin de la Société de Geographie, Paris 1852, Februar. Nicolets Bestimmungen fallen in die Jahre von 1836 bis 1840.**

Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Aus dem Bremer Handelsblatte.)

Die mächtige Entwickelung des Eisenbahnwesens in Nordamerika erregt in Europa, wo man gleichfalls das Seinige thut, um ein Bahnsystem herzustellen, das von Neapel bis St. Petersburg reicht, mit Recht die größte Aufmerksamkeit. Die rührigen Amerikaner begriffen rasch die Vortheile, welche gerade ihrem weiten und noch dünn bevölkerten Lande durch das neue Communicationsmittel zu Theil werden mußten. Sie wurden bei der Anlage von Schienenwegen durch die Natur selbst begünstigt; das Gelände bot im Allgemeinen keine Schwierigkeiten dar, Grund und Boden waren meist sehr billig, zum Theil kosteten sie gar nichts; brauchbares Holz war theils umsonst, theils zu sehr geringen Preisen in Hülle und Fülle vorhanden. Und da es ihnen vor allem darauf ankam, rasch mit den Bahnen fertig zu werden, um sie dem Verkehr zu übergeben und möglichsten Ertrag zu gewinnen, so sorgte man nur für das Allernothwendigste und vermied jeden Luxus. Freilich ist auf unseren deutschen Bahnen unendlich mehr für die Sicherheit der Waaren, für Regelmäßigkeit in der Beförderung der Reisenden und deren Bequemlichkeit gesorgt, außerdem läuft man bei uns viel weniger Gefahr für Leib und Leben als in dem in Bezug auf Eisenbahntransporte allerdings sehr leichtsinnigen Amerika. Aber dieses ist eben ein neues Land mit uneuropäischen Ansichten, und immerhin muß man der Energie Achtung zollen, mit welcher man dort Hand ans Werk legte und der Ausdauer, mit welcher man das eiserne Netz allmälig über das ganze große Land spannt.

Der Oberbeamte, welcher die Arbeiten bei der allgemeinen Zählung und Abschätzung von 1850 leitete, Hr. Kennedy, hat, zunächst auf Wunsch der französischen Regierung, die Resultate des Eisenbahnbaues in den Vereinigten Staaten zusammengestellt. Wir haben seine kleine Schrift vor einigen Tagen mit dem „Humboldt“ aus Neu York erhalten, und stellen die wichtigsten Momente zusammen.*)

Am 1. Januar 1852 waren in den Vereinigten Staaten 10,814 Meilen Eisenbahn in Betrieb. Zu derselben Zeit waren im Bau begriffen nicht weniger als 10,898 Meilen. An diesen wurde eifrig gearbeitet und sie sollen im Laufe der nächsten fünf Jahre sämmtlich vollendet sein.

Vom 1. Januar 1848 bis dahin 1852 wurden nicht weniger als 5224 Meilen dem Betrieb übergeben. Im Jahre 1851 wurden 2153 Meilen vollendet. Fast alle jetzt im Bau begriffenen Bahnen wurden seit 1848 begonnen.

---

*) Statistics of American Railroads. Prepared by J. C. G. Kennedy at the U. S. Census Office, at the request of the French Department of public works. Washington, printed by Gideon et Comp. 1852.

Kennedy nimmt an, daß zu den 10,898 gegenwärtig in Angriff genommenen Meilen im Laufe dieses Jahres noch Contrakte über weitere 1000 bis 1500 Meilen kommen werden.

Nie war überhaupt die Thätigkeit im Eisenbahnbau so groß als gegenwärtig. Manche projektirten Landstraßen und Kanäle bleiben nun unbeachtet; an ihre Stelle sollen Schienenwege treten. Deshalb wird der Landstraßen- und Kanalbau auch sehr lau betrieben, dagegen wendet man viel Geld und Fleiß auf die Herstellung von Bretterstraßen, Plankenwegen (Plank-Roads.) Seit 1848 hat sich die Ausdehnung der für den Transport von Reisenden und Waaren gebauten Schienenwege gegen früher verdoppelt, und in den nächsten vier oder fünf Jahren wird gegenüber den von 1848 bis 1852 vollendeten Bahnen wieder dasselbe stattfinden. So ist denn mit Sicherheit anzunehmen, daß 1860 in den Vereinigten Staaten wenigstens dreißigtausend Meilen Eisenbahnen in Betrieb sein werden.

Es ist sehr schwierig, mit einiger Genauigkeit abzuschätzen, wie viel die Meile gekostet hat. Ein für das ganze Land gültiger Durchschnitt läßt sich überhaupt gar nicht ziehen. Für Neu-England stellt sich ein solcher von etwa 45,000 Dollars auf die Meile heraus; für Neu York, Pennsylvanien und Maryland kommen etwa 40,000 Doll. heraus. Aber im Innern dieser Staaten, wo das Gelände vielfach nicht eben, sondern hügelig und durchbrochen ist, betragen die Kosten viel mehr; auch stellen sie sich höher in der Nähe der Küsten, wo namentlich die vielen Brücken beträchtliche Summen erforderten.

In Neu England und überhaupt in den schon seit längerer Zeit besiedelten atlantischen Staaten mit dichterer Bevölkerung mußten Grund und Boden eben so theuer erworben werden, wie es in Europa der Fall ist; die Enteignung des Privateigenthums zu öffentlichen Zwecken kostete eben viel Geld. Für die südlichen Staaten und das Mississippi-Thal kann man im Durchschnitt 20,000 Doll. auf die Meile rechnen. Sehr häufig schenkt man dort den Gesellschaften das zum Bahnbau erforderliche Land, weil die Bahn für die von ihr durchzogene Gegend eine Menge von Vortheilen im Gefolge hat. In manchen westlichen Staaten betrugen die Planirungskosten oft auf sehr weiten Strecken, nicht mehr als etwa 1000 Doll. für die Meile, und für das Holz hat man nichts weiter zu bezahlen, als was das Fällen und Herbeischaffen der Stämme erfordert. Deshalb ist dort jetzt der Bahnbau so äußerst billig; wartete man damit bis diese Staaten erst so dicht bevölkert wären wie die älteren, so würde er natürlich ganz unverhältnißmäßig theurer sein.

Die Centralbahn von Illinois giebt ein merkwürdiges Beispiel von der Energie und dem Unternehmungsgeiste in den neuen Staaten. Illinois trat 1818 als Staat in die Union; es zählte damals etwa 30,000 Einwohner. Sein Flächeninhalt beträgt 55,405 Geviertmeilen; die Bevölkerung war nach dem Census von 1850 auf 851,470 Köpfe gestiegen. Jene Centralbahn soll vom südwestlichen Punkte des Staates, von der Mündung des Ohio in den Mississippi bis zur

Nordgrenze des Staates laufen, und zwar dort in zwei Armen. Die Länge des Hauptstammes und der beiden Zweige wird 710 Meilen betragen; die Kosten sind auf 20,000 Doll. für die Meile beantragt, so daß die Herstellung des Schienenweges, ohne Betriebsmaterial, sich auf etwa 14,000,000 Dollars stellen würde. Diese Bahn ist die längste zusammenhängende Linie, welche man bis jetzt in den Vereinigten Staaten mit guter Aussicht auf baldige Herstellung ins Auge gefaßt hat. Die Pläne der Unternehmer sind, wie Kennedy meint, so leicht ausführbar, daß man an Vollendung der Bahn nach Verlauf weniger Jahre vernünftigerweise nicht zweifeln könne.

Asa Whitney beharrt bei dem Vorschlage, eine Bahn von St. Louis oder irgend einem andern Punkte am Mississippi bis zum großen Ocean zu bauen, wo sie dann entweder zu San Francisco in Californien oder in Oregon an der Mündung des Columbia ihren Endpunkt haben soll. Für dieses merkwürdige Werk sucht er die Unterstützung der Bundesregierung nach und wünscht die Bewilligung einer Landstrecke von 60 Meilen Breite und 2000 Meilen Länge. Schon 1842 legte er seinen Plan dem Congresse vor, und hat demselben seit jener Zeit unermüdlich das Wort geredet. Der Erfolg aber ist zweifelhaft. Kennedy will über den Plan kein festes Urtheil fällen, er bemerkt nur, daß man denselben ziemlich allgemein für unausführbar halte, denn von jenen 2000 Meilen, durch welche die Bahn laufen würde, bestehe ein sehr großer Theil aus dürren Wüsteneien oder hohem Gebirgslande; es fehle an Baumaterial, und wenn auch trotzdem der Schienenweg hergestellt wäre, so würde es ihm an Verkehr mangeln. Andere dagegen stellen die Ansicht auf, jene Bahn sei ausführbar.

Der Bahnbau in den Vereinigten Staaten beginnt eigentlich im Jahre 1830. Die erste dem Betrieb übergebene Eisenstrecke war ein kurzer Weg, den man in Massachusetts anlegte, um Eis aus einem Teiche an die Meeresküste zu schaffen,*) vier Meilen lang; sie wurde 1830 vollendet. In demselben Jahre ließ der Staat Süd-Carolina die Bahn von Charleston nach Augusta in Georgien beginnen; Entfernung 135 Meilen. Sie wurde 1833 vollendet und kostete mit ihrem ganzen Betriebsmaterial nur 1,336,615 Doll. Dies war die erste einigermaßen beträchtliche Bahn in den Vereinigten Staaten.

Die längste zusammenhängende Linie, bei deren Anlage außerdem auch noch ungemeine örtliche Schwierigkeiten zu überwinden waren, ist jene, welche vom Hudson durch die südlichen Bezirke des Staates Neuyork bis zum Erie-See läuft. Ihre Länge beträgt 496 Meilen und sie hat Verzweigungen von zusammen 68 Meilen.

*) Hier ist Herr Kennedy im Irrthum, wenn er nicht etwa doch die erste Eisenbahn in den Verein. Staaten meint, welche 1827 gebaut wurde; es war die vier Meilen lange Quincybahn in Massachusetts, auf welcher man Steine aus den Granite Hills bis zum Neponsetflusse schaffte. Auch wurden 1829 auf der Baltimore- und Ohiobahn 9 Meilen bis Relay-House dem Betrieb übergeben.

Fast auf ihrer ganzen Strecke zieht sie durch unebenes Gelände. Die Brücken über den Delaware und Susquehanna und die Viaducte, welche über viele Thaleinschnitte führen, machen dem Geschick der Baumeister alle Ehre. Diese Bauwerke bestehen zumeist aus behauenen Steinen; doch kommt eine hölzerne Brücke vor, die 184 Fuß hoch ist und nur einen einzigen Bogen hat. Die Spannung desselben beträgt 275 Fuß! Diese Bahn kostete 23,580,000 Doll. oder 43,333 Doll. für die Meile. Der erste Plan dazu war schon 1829 gefaßt worden, aber erst 1832 bildete sich eine Compagnie und im folgenden Jahre begannen die Arbeiten. Im Mai 1851 war das Werk vollendet; der Staat hatte sechs Millionen Doll. vorgestreckt und entband später die Compagnie von der Verpflichtung, diese Anleihe zurückzuzahlen.

So lange das amerikanische Bahnwesen sich noch in seiner Kindheit befand, pflegte man sich bei jedem größern Unternehmen um Unterstützung an den Staat zu wenden. Pennsylvanien, Michigan, Illinois, Mississippi und einige andere Staaten unternahmen ausgedehnte öffentliche Arbeiten, sogenannte Improvements, Verbesserungen, namentlich Eisenbahnen und Kanäle, welche sie fortführten bis ihnen der Kredit ausging, was in der Regel der Fall war, ehe noch die Werke vollendet und nutzbar waren. Im Allgemeinen war es aber Brauch, einzelnen Compagnien die Genehmigung für irgend ein Unternehmen zu ertheilen und durch Anleihen in Staatsstocks ihnen unter die Arme zu greifen. In einigen Staaten findet dieses System keine Gunst mehr und sie haben in ihren Verfassungen einen besondern Artikel, welcher ihren Legislaturen ausdrücklich verbietet, zu solchen Zwecken Vorschüsse zu machen. Andere Staaten dagegen halten an jenem System fest. So sind eben jetzt großartige Unternehmungen in Virginien, Tennessee und anderen Staaten im Gange, welche man für den Aufschwung und das materielle Gedeihen unbedingt nothwendig erachtet und deshalb durch Vorschüsse aus dem Staatsschatze nach besten Kräften zu fördern sucht.

Im Jahre 1850 bewilligte der Congreß nach einer langen und heftigen Debatte dem Staate Illinois für die obenerwähnte Centraleisenbahn 2,700,000 Acres Staatsländereien; und die Compagnie schätzt den Geldwerth dieses Geschenkes auf nicht weniger als 18,000,000 Dollers. Diese Schenkung war die erste, welche die Bundesregierung zu Gunsten einer Eisenbahn bewilligte. Seitdem sind aus vielen neuen Staaten Anträge auf ähnliche Bewilligungen gestellt worden; bei dem gegenwärtig tagenden Congresse z. B. um Verleihungen von etwa zwanzig Millionen Acres. *)

Am 1. Januar 1852 stellten sich für das Eisenbahnwesen in den Vereinigten Staaten folgende Ergebnisse:

*) In den letzten Maisitzungen hat der Congreß einige Millionen Acres für Eisenbahnbauten bewilligt, namentlich auch in den Staaten Missouri, Arkansas und Alabama.

Staaten.	Meilen im Betrieb.	Meilen im Bau.	Flächeninhalt der Staaten in □Meilen.	Bevölkerung 1850.	Auf die □M. kommen Einwohner.
Maine	315	127	30,000	583,188	19.44
N. Hampsh.	489	47	9,280	317,964	34.26
Vermont....	380	59	10,212	314,120	30.76
Massachus...	1,089	67	7,800	994,499	127.49
Rh. Island.	50	32	1,306	147,544	112.97
Connect. ...	547	261	4,674	370,791	79.33
Neu-York...	1,826	745	46,000	3,097,394	67.33
Neu-Jersey..	226	111	8,320	489,555	58.84
Pennsylv...	1,146	774	46,000	2,311,786	50.25
Delaware...	16	11	2,120	91,535	43.17
Maryland...	376	125	9,356	583,035	62.31
Virginia....	478	818	61,352	1,421,661	23.17
N. Carolina.	249	385	45,000	868,903	19.30
S. Carolina.	340	298	24,500	668,507	27.28
Georgia....	754	229	58,000	905,999	15.62
Alabama...	121	190	50,722	771,671	15.21
Mississippi...	93	273	47,156	606,555	12.86
Louisiana...	63	—	46,431	517,739	11.15
Texas......	—	32	237,321	212,592	.89
Tennessee...	112	748	45,600	1,002,625	21.98
Kentucky....	93	414	37,680	982,405	26.07
Ohio	828	1,892	39,964	1,980,408	49.55
Michigan...	427	—	56,243	397,654	7.07
Indiana....	600	915	33,809	988,416	29.23
Illinois....	176	1,409	55,405	851,470	15.36
Missouri....	—	515	67,380	682,043	10.12
Wisconsin...	20	421	53,924	305,191	5.65
	10,814	10,898			

Fast geleisig mit der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten laufen von Maine bis Alabama die Alleghanies. Die östliche Thalsohle dieses Gebirges ist nicht über einhundert Meilen von dem Meeresufer entfernt. Für den Bau von Eisenbahnen, welche die Küstenstädte mit dem Innern verbinden sollen, ergeben sich dort zahlreiche örtliche Schwierigkeiten, und allen Unternehmungen sind dadurch ganz außerordentliche Ausgaben erwachsen. Als Pennsylvanien mit dem Bau seiner Staatseisenbahnen begann, wurde der Vorschlag gemacht, die Höhen vermittelst geneigter Ebenen und kräftiger stehenden Maschinen zu überwinden. Diese geneigten Ebenen wurden in der That gebauet und auch einige Jahre benutzt, bis die Erfahrung lehrte, daß sie zu viel Aufenthalt verursachten und auch zu theuer waren,

um mit anderen Beförderungsarten Concurrenz halten zu können. Seitdem hat man diese Methode aufgegeben. Die Bahn von Baltimore an den Ohio läuft in einer Höhe von etwa dreitausend Fuß über das Gebirge, zum Theil durch Tunnels von 1/16 bis zu 1/5 Meilen Länge. Die Bahn von Neuyork nach Albany, dem Hudson entlang, hat drei Tunnels. Das größte Bauwerk dieser Art wird der projectirte Tunnel durch den Hoosack-Berg in Massachusetts sein, der vier Meilen lang sein und 1500 Fuß unter dem Gipfel hindurchführen soll. Die Kosten sind auf 2,000,000 Dollars veranschlagt worden. Auf der Bahn von Neuyork zum Erie-See hat man Tunnels vermieden, aber nur durch sehr kostspielige Werke, so daß die Bahn über Bodenerhebungen von 1400 Fuß läuft.

Ueber das in den Eisenbahnen angelegte Capital fehlt es an genauen Nachweisen, doch ist eine annährend zuverlässige Schätzung möglich. Kennedy hat das dafür reichlich vorliegende Material benutzt und giebt für die am 1. Januar 1852 in Betrieb befindlichen Bahnen folgende Ziffern.

Staaten.	Anlagekosten.
Neuengland	131,940,000
Neu-York	76,000,000
Neu-Jersey	9,040,000
Pennsylvanien, Delaware, Maryland und Virginien	81,600,000
Nord-Carolina	3,800,000
Süd-Carolina	9,860,000
Georgia	13,000,000
Mississippi	1,400,000
Alabama	2,000,000
Louisiana	1,000,000
Tennessee	2,000,000
Kentucky	1,670,000
Ohio	17,000,000
Indiana	9,000,000
Illinois	2,600,000
Michigan	10,000,000
Wisconsin	300,000
Gesammtkosten etwa	Doll. 371,770,000

Das Capital der jetzt in Bau befindlichen Bahnen läßt sich gar nicht mit annähernder Genauigkeit abschätzen. Wenn sie vollendet sind so wird der Kostenbelauf sich weit geringer herausstellen als jener für die bereits vollendeten Bahnen, weil eben jene zumeist im Westen oder Süden liegen, wo aus den schon oben angeführten Gründen alles sich weit billiger herausstellt.

Nur wenige von den amerikanischen Bahnen, deren Bau eine große Capitalanlage erforderte, werfen den Antheilhabern mehr als sieben Procent ab. Doch sind die Mittel über diesen Punkt genaue statistische Angaben zu erhalten, noch

unvollkommen und ungenügend. Einmal ist beinahe die Hälfte der gesammten Eisenbahnstrecken erst während der letztverflossenen vier Jahre in Betrieb gesetzt worden, und deshalb ist es selbst für die Männer, welche direkt an der Leitung desselben betheiligt sind, nicht immer möglich, genau die Ertragfähigkeit bestimmen oder ermessen zu können. Sodann gehört ein beträchtlicher Theil der eröffneten Schienenwege zu Linien welche noch nicht vollendet wurden, und es geben daher die Ausgaben so wenig wie die Einnahmen einen zuverlässigen Maßstab für den Ertrag oder den Ausfall der Bahn, weil sie eben noch nicht fertig ist oder noch nicht mit anderen in Verbindung steht. Alle diese Anlagen welche so große Kapitalien in Anspruch nehmen, werden in sehr vielen verschiedenen Staaten ausgeführt unter mannichfach verschiedenen Vorschriften für das Protokolliren, Verzeichnen und das Veröffentlichen der Einnahmebestände, und in einigen Staaten giebt es dergleichen gar nicht. Doch ist auch in diesem Punkte Kennedy durch umsichtige Benützung des ihm zugängigen Materials dahin gelangt, Resultate festzustellen, welche er für nahezu richtig hält.

Massachusetts, Neuyork, Süd-Carolina und Georgien geben klare und gute Beispiele davon wie das Eisenbahnwesen in den Vereinigten Staaten finanziell wirkt.

Den neuesten Angaben zufolge hat der Bahnbau in Massachusetts 52,595,288 Doll. gekostet. Die Bruttoeinnahme für 1851 betrug 6,599,575 D. Die Bruttoausgaben beliefen sich auf 3,338,905 Doll., Nettoeinkommen 3,260,670 Doll. oder 6·20 Procent. Die im letzten Jahre ausgezahlte Dividende betrug 2,084,344 Doll.; der Ueberschuß wurde den Reservefonds zugewiesen. So stellt sich die Dividende für das eingezahlte Capital auf etwas mehr als $4^{5}/_{10}$ Procent; nimmt man aber den Betrag welcher auf den Zuwachsfond abgeführt wurde hinzu, so stellen sich 7.5 Procent heraus.

Die Kosten für die 1826 Meilen, welche im Staate Neuyork in Betrieb sind, lassen sich nicht genau specificiren; doch kann man sie, ohne weit von der Richtigkeit abzugehen, auf ungefähr 76,500,000 Dollars veranschlagen. Laut Nachrichten von Compagnien, die etwa 70,000,000 Dollars vertreten, (so daß nur etwa von $6^{1}/_{2}$ Millionen der Nachweis fehlt) haben dieselben 1851 eine Einnahme von 7,863,000 Dollars gehabt gegen eine Ausgabe von 3,840,000 Dollars. Also Ueberschuß 4,023,000 Doll. Davon müssen 2,100,000 Doll. als der Zinsenbetrag für die von der Compagnie gemachten Schulden abgerechnet werden, so daß nur 1,923,000 Doll. als Dividende für 38,000,000 Doll. des eingezahlten Kapitalstocks übrig bleiben. Dies giebt nur etwas über 5 Procent, zeigt aber bei weitem nicht die wirklichen Profite von dem so angelegten Kapital; denn auf den zwei großen Linien, der Eriebahn und der Hudsonbahn, die mehr als 33 Millionen kosten, wurde eine lediglich nominelle Dividende erklärt, da der Betrieb erst im Laufe des verflossenen Jahres begonnen hat. Die Eigenthümer rechnen aber mit Zuversicht auf 7 Procent, sobald erst Alles recht in einander greift. Und wenn die finanzielle Lage der übrigen Bahnen in Neuyork wie bisher bleibt, so wird sich dann für die

vollendeten Bahnen im Jahre 1852 ein Nettoertrag von 3,587,000 Doll. herausstellen, was einen Zins von 9.44 Proc. ergeben würde.

Die Haupteisenbahn in Süd-Carolina ist 242 Meilen lang. Der eigentliche Stamm derselben hat 136 Meilen Länge und ist, wie schon bemerkt, unter den größeren Bahnen die älteste in den Vereinigten Staaten. Ihr Betrieb ist seit langer Zeit vollständig geregelt. Die Bruttoeinnahme ergab 1851 die Summe von 1,000,717 Doll., das Einkommen 455,000 Doll. Aus diesem letztern wurde eine Dividende von 7 Procent gezahlt und 183,782 Doll. wurden an den Reservefond abgeführt. Während der vorhergehenden acht Jahre stellten sich die Dividenden, in 1844: 5 pCt., 1845: 5⅓, 1846: 5⅓, 1847: 5,33, 1848: 2½, 1849: 4, 1850: 6, und 1851: 7 pCt. In jenem Staate sind noch weitere 100 Meilen Eisenbahnen, sie gehören aber zu noch unvollendeten Linien; von ihnen kann also noch nicht weiter die Rede sein.

Georgien hat 754 Meilen vollendete Eisenbahnen. Die beiden größten sind die Georgia Railroad, 191 Meilen lang, und die Georgia Central Railroad, 213 Ml. Der Kapitalstock beider Compagnien wird auf 7,266,000 Doll. angegeben. Die erstere Linie ist seit acht Jahren im Betrieb und wirft 8 pCt. vom Kapital ab. Die zweite ist neuer und giebt 7 pCt. Außer diesen Dividenden für 1851 wurde aus dem Reinertrage die Summe von 284,948 Doll. dem Reservefonds zugewiesen, so daß der Ertrag vom Kapital sich auf 768,000 Doll. oder mehr als 10 pCt. belief.

Die meisten der zum Zwecke von Eisenbahnanleihen aufgenommenen Anleihen der Compagnien tragen 7 pCt. Zinsen; wenn aber der Staat mit seiner Garantie eintritt, so hat man insgemein das Geld zu besseren Bedingungen erhalten. Das American Railroad Journal, eine mit Recht geachtete Zeitschrift, giebt z. B. eine Uebersicht vom Stande der Course von Eisenbahnstocks und Bonds vom 3. März 1852, aus welcher hervorgeht, daß unter 51 Compagnien die Stocks von nur 17 Compagnien über Pari standen. Ebenso wird nachgewiesen, daß sechs unter den 13 Klassen siebenprocentiger Bonds über Pari verkauft wurden und daß keiner unter allen sechsprocentigen Bonds diesen Stand erreicht hatte.

Auf den Betrieb der amerikanischen Eisenbahnen hat die Regierung des Staates gar keine Einwirkung, ausgenommen in den oben angegebenen Fällen, wo die Bahnen mit Unterstützung oder auf Kosten des Staates gebaut worden sind. Er ist in den Händen von Corporationen, welche aus einem Vorsitzenden, einem Schriftführer und Direktoren bestehen. Jeder Direktor muß mit einem gewissen Betrage von Stocks betheiligt sein. Alle werden von den Antheilhabern gewählt, welche je nach Maßgabe der in ihrem Besitz befindlichen Antheile Stimmen abgeben. Die Direktoren ernennen aus ihrer Mitte den Präsidenten und den Schriftführer, welche gut besoldet werden; die Direktoren aber verwalten ihr Amt unentgeldlich.

Auf den nordamerikanischen Bahnen wird nicht so schnell gefahren wie z. B. in England. Die Passagierzüge legen gewöhnlich zwanzig Meilen in der Stunde zurück, auf einigen Schienenwegen aber auch wohl achtundzwanzig bis dreißig Mei-

len. Expresse Züge, wie sie z. B. mit der Botschaft des Präsidenten abgehen, machen auch wohl bis zu fünfundvierzig Meilen in der Stunde. Zwischen Neuyork und Albany werden regelmäßig bei allen Passagierzügen vierzig Meilen in der Stunde zurückgelegt.

Die Fahrpreise sind nicht gleichförmig. In Neu-England beträgt der Durchschnittspreis für die Passagiere weniger als zwei Cents für die Meile; von Neuyork nach Boston 2¹/₁₀ Pence, von Neuyork nach Philadelphia 3⁴/₁₀, von Philadelphia nach Baltimore 3¹/₁₀. Die Entfernung zwischen Neuyork und Cincinnati beträgt auf der nördlichen Route 857 Meilen, wovon 143 mit dem Dampfboot zurückgelegt werden. Der Fahrpreis für die ganze Entfernung beträgt 16½ Dollars, etwas weniger als zwei Cents für die Meile. Die Linie zwischen Baltimore und Cincinnati, welche bald dem Verkehr übergeben wird, hat eine Länge von 650 Meilen und wird 13 Dollars Fahrpreis ansetzen, d. h. 2 Cents für die Meile.

Aus amtlichen Nachweisen geht hervor, daß die Fahrpreise für Reisende auf 21 Bahnen im Staate Neuyork zwischen $1,_{16}$ Cents bis $3,_{40}$ Cents die Meile stehen; es stellt sich im Allgemeinen ein Durchschnitt von $2,_{20}$ heraus.

Die Vulcane in Mittel-Amerika.*)

Kein anderer Theil Amerikas hat auf einem gleichbeschränkten Raume eine so beträchtliche Anzahl thätiger und erloschener Vulkane aufzuweisen, als die Gegend zwischen den Landengen von Tehuantepec und Panama. Stephens drückte sich ganz richtig aus, als er sagte, daß in diesem merkwürdigen Lande die ganze Küste des Stillen Weltmeeres von vulkanischen Kegelbergen starre. Diese bilden dort in jedem landschaftlichen Gemälde einen hervorstechenden Punkt; sie steigen aus der Ebene über die wellenförmigen Hügel und die niedrigen Berge empor, und erheben sich vom Rande der großen Seen ab nicht selten mit der Regelmäßigkeit einer Pyramide. Es bleibt nur zu bedauern, daß eine für die Physik der Erde so ungemein interessante Region noch so wenig von Männern der Wissenschaft durchforscht worden ist. Alexander von Humboldt kam nicht nach Central-Amerika, doch hat er sehr wohl begriffen, welche Ausbeute gerade hier zu machen sei.

Die Vulkane Central-Amerikas liegen alle an der Küste des Stillen Weltmeeres; der östliche Abhang des Festlandes besteht dort nur aus unterbrochenen unregelmäßigen Gebirgsketten, in welchen sich wenige Spuren vulkanischer Thätigkeit zeigen. Die Feuerberge bilden sogenannte Reihenvulkane und laufen fast in gerader Linie Nordwest und Südost. Sie beginnen mit dem hohen Vulkane von Cartago in Costarica, 11,480 engl. Fuß, von dessen Gipfel man beide Oceane erblickt, bis zum Citlaltepetl in Mexico. Auf dieser langen

*) Nach E. G. Squier Nicaragua, its People, Scenery, Monuments and the proposed interoceanic Canal. New York 1852. Vol. II. p. 101. sqq.

Linie mag es einige hundert vulkanische Berge und erloschene Krater geben. *) Die bemerkenswerthesten sind: die Vulkane von Cartago oder Irrasu, Turrialva, Barba und Vatos (9840 Fuß), sämmtlich in Costarica; — der Abogado, Cerro Pelas, Miriballes, Tenerio, Rincon de la Vieja, Orosi, Madeira, Ometepec, Zapatero, Guanapepe, Guanacaure, Solentinami, Momobacho, Maysa oder Nindiri, Managua, Momotombo (6500 Fuß), Las Pilas, Acosusco, Orota, Telica, Santa Clara, El Viejo (6000 Fuß), Cosiguina und Joltepec in Nicaragua; — El Tigre und Nacaome in Honduras; — Amapala oder Conchagua, San Salvador; — San Miguel, San Vincente, Isalco, Paneon, und Santa Anna in Salvador; — Pacaya, Volcan de Agua, Volcan de Fuego, Incontro, Acatenango, Atitlan, Tesanuelco, Sapotitlan. Amilpas, Quesaltenango und Soconusco in Guatemala. Außerdem giebt es noch viele andere, welche keinen besondern Namen haben, und manche, welche wenigstens von den Europäern noch nicht benannt worden sind. Von den eben aufgeführten sind noch zehn oder zwölf „lebendig,“ wie man im Lande zu sagen pflegt; sie stoßen nämlich Rauch aus und geben auch sonst Zeichen von Thätigkeit. Aber nur drei oder vier sind dermalen wirkich lebendig; unter ihnen ist der Isalco in San Salvador der merkwürdigste. Er hat sich innerhalb der letztverflossenen achtzig Jahre gebildet.

Dieser Vulkan und der von Humboldt so vortrefflich beschriebene Jorullo in Mexico, sind, so viel ich weiß, die beiden einzigen, welche auf dem amerikanischen Festlande seit der Entdeckung entstanden. Der Isalco erhob sich 1770 aus einer Ebene, in welcher damals eine große Meierei stand. Einst vernahmen die Landleute ein unterirdisches Getöse, und bald folgten Erderschütterungen. Das war gegen Ende des Jahres 1769. Das Geräusch wurde allmälig immer furchtbarer, das Beben heftiger bis zum 23. Febr. 1770. Da drang plötzlich, kaum eine Viertelstunde Weges von der Meierei entfernt, ein Lavastrom aus der Erde; sie warf auch Feuer aus, und es drang dicker Qualm empor. Die Bewohner flohen von dannen, aber die Hirten, (Vaqueros), wagten sich täglich in die Nähe und erzählten, daß immer Rauch und Flammen herausdrängen. Der Lavafluß wurde eine Weile unterbrochen; dafür wurden Asche, glühende Steine und Kohlen ausgeworfen, welche sich um die Oeffnung herum lagerten. Das dauerte lange Zeit so fort, und manches Jahr verging, ohne daß der Vulkan Lava auswarf. Doch dauerte die Eruption ununterbrochen; die Ausbrüche erfolgten jedesmal nach Verlauf von etwa 16 Minuten mit einem Getöse, das dem Feuern einer Batterie gleicht. Dann dringt eine dichte Rauchmasse hervor, gleich nachher folgt eine Wolke von Asche und Steinen, die nach allen Seiten hin fallen und den Kegel immer mehr erhöhen. Dieser hat nun eine Höhe von 1500 bis 2000 Fuß, und ein Westindier, Dr. Drivon, welcher den Berg seit 25 Jahren beobachtet, hat mich versichert, daß

*) Deutsche Geologen und Geographen rechneten bisher nur etwa vierzig.

derselbe sich im Laufe eines Vierteljahrhunderts um etwa ein Drittel vergrößert habe. Manchmal sind die Ausbrüche hefter als gewöhnlich, und auch die Massen der ausgeworfenen Gegenstände sind dann viel beträchtlicher; im Allgemeinen erscheinen aber die Eruptionen sonst durchaus regelmäßig. Oft treibt der Wind eine große Menge seiner Asche und vulkanischen Staubes bis zu der 12 englische Meilen entfernten Stadt Sonsonate, welche davon sehr belästigt wird. Der Vulkan von Jorullo entstand in einer einzigen Nacht. Der Isalco ist dagegen das Produkt langjähriger Auflagerungen, und man kann wohl annehmen, daß die meisten Vulkane Central-Amerikas sich in gleicher Weise gebildet haben. Ich bin persönlicher Augenzeuge beim Ursprung eines neuen Vulkans gewesen, der unter den vielen Kegelbergen auf der Ebene von Leon einen Platz einnehmen würde, wenn er nicht frühzeitig wieder erloschen wäre.

Diese Ebene von Leon wird von einer Reihe vulkanischer Kegel durchzogen, welche mit dem gigantischen Momotombo beginnt, der mächtig in den Managua-See hinein ragt, und mit dem merkwürdigen Cosiguina endet, welcher sich hart am Meeresstrande empor hebt. In dieser Marabioslinie liegen auf einer Strecke von nur einhundert englischen Meilen vierzehn verschiedene Vulkane, welche man allesammt zu ein und derselben Zeit erblickt. Sie bilden nicht etwa eine zusammenhängende Reihe, sondern erheben sich vereinzelt aus der Ebene, welche zwischen ihnen ihr besonderes Niveau behält. Sie sind nicht etwa Erhebungsvulkane in dem Sinne wie der Jorullo, obwohl es ausgemacht ist, daß die allgemeine vulkanische Kraft die ganze Ebene bis zu ihrer dermaligen Höhe emporgehoben hat. Sie sind alle mit sogenanntem mal pais das heißt mit unfruchtbaren Lavabetten umgeben, welche sich bei manchen meilenweit ins Land hinein erstrecken, und zwar nach jeder Richtung hin, manchmal schlängelnde Ströme bildend, welche sich hoch empor heben und von ferne cyclopischen Mauren gleichen. So umschließen sie nicht selten wie mit einem Gehege weite Strecken fruchtbaren Landes, die man in der Landessprache Corrales, Gehöfte, nennt. In der Nähe der Vulkane sind heiße Quellen sehr häufig; nicht minder Oeffnungen, aus welchen warme Luft, Rauch oder Dampf emporsteigt, — sogenannte Infernales. Weite Strecken scheinen gleichsam auf einem brodelnden Kessel zu liegen, und überall gewahrt man mineralische Ablagerungen. An vielen Stellen ist auch der Boden eingesenkt und vollkommen kahl; er gleicht dann einer großen wie in Honigscheiben getheilten mit einer gelbbräunlichen Kruste überzogenen Thongrube, aus welcher unablässig Schwefeldämpfe emporsteigen. Diese lassen in der Nähe keinen Pflanzenwuchs aufkommen, am allerwenigsten unter dem Winde. Bei Tage bemerkt man an solchen Stellen nichts weiter als eine zitternde Bewegung der Luft erhitzter Atmosphäre dicht über dem Erdboden. Aber bei Nacht ist dort Alles eine flackernde, bläuliche ätherische Flamme; diese „feurigen Geister“ dehnen sich weit und breit aus; bald steigen sie hoch empor und dann fließen sie wieder breit aus einander. Die Landeseinwohner nennen sie Gente del Campo, Leute auf dem Felde; oder auch den Teufelstanz, **la Baile de los Demonios.**

Rings um einige dieser Vulkane mit sichtbarem Krater liegen viele kleinere Kegel von großer Regelmäßigkeit, welche aus Asche, vulkanischem Sande und zerriebenen Steinen bestehen. Sie sind mit grobem Grase bewachsen, und nur da und dort wächst auf ihnen ein zwergartiger Baum. So lange das Gras grün ist, giebt es den Bergen ein heiteres Ansehen, aber in der trockenen Jahreszeit wird Alles gelb, und wenn man, wie das immer geschieht, dieses gelbe Heu abgebrannt hat, wird Alles schwarz. Diese kleinen Kegel bilden eine eigenthümliche Erscheinung in der centralamerikanischen Landschaft.

Am 11. und 12. April 1850 vernahm man in der Stadt Leon dumpfes, donnerartiges Getöse. Dasselbe schien in der Richtung von den Vulkanen her zu kommen, namentlich vom Momotombo her, welcher oftmals Geräusch hören läßt und auch sonst Spuren von Thätigkeit zeigt; namentlich steigt Rauch aus ihm empor. Bei jener Gelegenheit war aber nichts Außergewöhnliches an ihm zu bemerken. Das Getöse wurde in der Nacht des 12. April immer lauter und häufiger; man verspürte Erdstöße bis nach Leon hin, aber hier nicht ganz so heftig wie in der Nähe der Berge, wo sie die Bewohner in Angst und Schrecken versetzten. Am 13. April, es war ein Sonntag, öffnete sich ein Krater an der Basis des längst erloschenen Vulkans Las Pilas, der etwa 20 Meilen von Leon entfernt liegt. Zur Zeit des ersten Ausbruches war das Beben in der nächsten Umgebung ganz ungemein heftig; es erfolgte, wie die dort wohnenden Leute berichteten, eine Reihenfolge von Rucken und Stößen. Die Stelle, an welcher die Oeffnung entstand, liegt eigentlich in der Ebene, der Boden war aber etwas durch die Lava erhöht, welche in unbekannter Zeit vom Vulkan herabgeströmt ist, und eben dieses Lavabett wurde von der Eruption durchbrochen. Da, wo der Krater entstand, wohnten keine Leute, man weiß daher nicht, welche Erscheinungen der neue Vulkan in seinem ersten Anbeginn zeigte. Es scheint aber daß das Hervorbrechen von Feuerflammen begleitet war, und daß zuerst eine große Menge geschmolzener Stoffe unregelmäßig nach allen Richtungen hin geschleudert wurden. Daran zweifle ich keinen Augenblick, denn einige Tage später war ich selbst an Ort und Stelle. Weit und breit umher zerstreut lagen große Schichten, welche frisch gegossenem Eisen glichen. Aber dieser unregelmäßige Auswurf dauerte nur wenige Stunden; dann drang ein Lavastrom hervor, welcher nach Westen hin abfloß, und zwar als ein langer Streifen, als eine hohe Leiste, Alles mit sich fortreißend oder vernichtend, und höher als die Gipfel der Bäume. Dieser Strom floß dann so lange der Tag dauerte; dabei war die Erde ruhig, nur ein schwaches Geräusch ließ sich vernehmen, und war in der Entfernung von einer Wegstunde nicht mehr zu hören.

Am 14. April hörte die Lava auf zu fließen und nun traten neue Erscheinungen ein. Es begann nämlich eine Reihe von Eruptionen, deren jede etwa drei Minuten dauerte. Dann folgte eine Pause von ziemlich eben so langer Dauer. Jeder Ausbruch war von Erderschütterungen begleitet, die aber

nicht so stark waren, daß man sie in Leon gespürt hätte; zugleich schlugen Flammen aus der Erde bis zu 100 Fuß in die Luft empor. Zugleich wurden mit jeder Eruption ganze Schauer von glühheißen Steinen einige hundert Fuß hoch geschleudert; die meisten derselben fielen in den Krater zurück, der Rest fiel nach Außen hin, und dadurch entstand allmälig ringsum ein Kegel. Durch Reibung gewannen diese Steine eine mehr oder weniger runde Gestalt, und so erklärt sich eine Eigenthümlichkeit bei den vulkanischen Steinen, auf welche schon hingedeutet worden ist. Diese Explosionen dauerten ununterbrochen sieben Tage lang und konnten zur Nachtzeit von Leon aus sehr deutlich beobachtet werden.

Am Morgen des 22. April machte ich mich mit Dr. J. W. Livingston, Konsul der Vereinigten Staaten, auf den Weg um den Vulkan ganz in der Nähe zu beobachten. Noch hatte sich Niemand bis dicht hinangewagt, wir brachten aber ohne große Mühe einige Hirten von den Haciendas von Orota dahin, uns als Führer zu dienen. Wir ritten mit einiger Anstrengung über Lavabetten bis wir noch etwa anderthalb Meilen vom Ort und Stelle waren; von da ab mußten wir gehen, und erstiegen dann eine hohe Leiste oder Wand von Schlacken, von welcher wir den neuen Vulkan sehr gut übersehen konnten. Er glich, von diesem Punkte aus betrachtet, einem ungeheuern umgestülpten Kessel, in dessen Boden man ein Loch geschlagen hat, welches den Krater bildete. Aus diesem floß auf der einen Seite der Lavastrom hervor, der noch ganz heiß war, so daß die Luft über ihm erzitterte. Die Ausbrüche hatten am Morgen jenes Tages aufgehört, doch quoll noch eine große Masse Rauch hervor, den ein scharfer Nordost abwärts ins Land hineinwehete.

Der Kegel war mit großen gelben Flecken überdeckt, denn die heißen Dämpfe hatten in den losen Steinmassen, durch welche sie drangen, crystallisirten Schwefel abgelagert. Die Bäume ringsum hatten ihre Zweige, Blätter und Rinde verloren und glichen Skeletten. Die Ruhe des Vulkans kam uns sehr gelegen, und wir beschlossen, ihn ganz in der Nähe zu betrachten. Den Watnungen unserer Führer zum Trotz stiegen wir von unserer Leiste hinab, gingen windwärts, kletterten über die zwischenliegenden Lavabetten durch stacheligen Cactus und über Agaven dem Kegel zu. Auf allen Seiten fanden wir dicke Lagen geschmolzener Stoffe, welche am ersten Tage ausgeworfen waren und welche sich ganz der Gestalt der Dinge angefügt hatten, über welche sie abgelagert worden waren. Ohne Schwierigkeit erreichten wir die Basis des Kegels, da der Wind den Rauch und die Dämpfe seewärts trieb. Er war wohl einhundert und funfzig bis zweihundert Fuß hoch, hielt an der Basis etwa zweihundert Schritt im Durchmesser und war in seinen Umrissen sehr regelmäßig. Er bestand durchweg aus mehr oder weniger abgerundeten Steinen von der verschiedensten Größe; denn während einige derselben kaum ein Pfund wogen, mochten andere reichlich fünf Centner schwer sein. Als wir hinankamen, hörten wir nur ein dumpfes rollendes Getöse, das von einer sehr schwachen zitternden Bewegung begleitet

war. Wir waren entschlossen, den Kegel zu besteigen, um ihn noch näher zu betrachten und uns selbst zu überzeugen, ob die Behauptung richtig sei, daß jedes Geräusch in der Nähe des Vulkans einen nahe bevorstehenden Ausbruch andeute. Ich selbst vermuthete, daß weiter nach oben die Steine sehr heiß sein würden und nahm daher zwei Stäbe, um nöthigenfalls mich auf diese zu lehnen, während der Doctor derselben entbehren zu können glaubte. So klimmten wir unter großen Beschwerlichkeiten am Berge empor, denn die Steine rollten unter unseren Füßen hinweg. Als wir beinahe den Gipfel erreicht hatten, schrie plötzlich der Doctor, welcher mir ein wenig vorauf war, laut auf; er hatte sich an den heißen Steinen die Hände verbrannt. Wir standen einen Augenblick still und ich sah eben vor mich hin, als plötzlich mein Gefährte hoch aufsprang und vor Schmerz wieder laut aufschrie. In demselben Augenblicke erhob sich ein furchtbares betäubendes Geräusch, die ganze Atmosphäre schien sich im Wirbel zu drehen und der Boden, auf welchem wir uns befanden, einzusinken. Im Nu schlug ich die Augen auf; Alles über mir war schwarz von Steinen, durch welche tausend Blitze zuckten. Das Alles war indeß nur ein Augenblick, aber auch in einem Augenblick sprang ich nach unten und erreichte die Fläche zugleich mit meinem Gefährten, — gerade noch zu rechter Zeit, um den Steinen zu entgehen, welche in rasselnden Strömen dort niederfielen, wo wir kurz vorher gestanden hatten. Ich brauche kaum zu bemerken, daß wir trotz der stacheligen Cactus und der rauhen Lavaablagerungen sehr rasch uns in eine respectable Entfernung geflüchtet hatten. Dieser Ausbruch hielt etwa eine Stunde lang an; hin und wieder war er etwas schwächer, es war dann als wolle der Vulkan Athem schöpfen. Das Geräusch glich dem Getöse, welches etwa tausend Hochöfen mit vollem Gebläse machen würden und weit umher war die Luft mit Steinen angefüllt. Dann war ganz urplötzlich Alles vorbei, und wir warteten stundenlang auf eine neue Eruption. Unsere Führer behaupteten, ein zweiter Versuch, den Kegel zu ersteigen, oder nur eine Störung am Abhange oder in dessen Nähe werde wieder von einem Ausbruche begleitet sein; doch hatten wir keine Lust, ein solches Experiment zu machen.

Von jenem Tage bis zu der Zeit, als ich Centralamerika verließ, kam nur noch ein einziger Ausbruch vor, nämlich am 27. Mai, dem Tage an welchem zuerst ein starker Regen fiel. Auch habe ich sonst nicht gehört, daß dieser junge hoffnungsvolle Vulkan sich weiter bemerkbar gemacht hätte. Vielleicht waren seine ersten Anstrengungen allzu kräftig, und er hat sich zu früh abgeschwächt. Der Auswurf bestand durchweg aus Steinen, und das mag wohl eine Eigenthümlichkeit sein, denn die Vulkane selbst und die Kegel, von welchen sie umgeben werden, sind zwar gleichfalls aus solchen Steinen gebildet, aber mit diesen wechseln große Massen von Asche und Schlackensand ab und mit Lavabetten.

Kurz bevor wir diesen gefährlichen Besuch machten, waren Hirten und andere Umwohner von Las Pilas nach Leon gekommen und hatten den Bischof gebeten, den Feuerberg mit seiner Gegenwart zu beehren und ihn zu taufen.

14*

Dann, meinten sie, werde er sich in den gebührenden Schranken halten. So viel ich weiß, wurde das Gesuch auch nicht abgeschlagen, und in der Stadt sprach man viel über die Feierlichkeit, welche bevorstand und von welcher ich sehr gern Zeuge gewesen wäre. Da aber der Berg sich schnell beruhigte, so schwanden auch die Besorgnisse des Volkes und die Taufe unterblieb, zu meinem großen Leidwesen, denn ich hätte gern Pathenstelle bei diesem Volcano de los Nortes Americanos vertreten. Denn das ist ein alter Brauch, und die Taufe ist in den Jahren nach der Eroberung an allen Feuerbergen in Nicaragua vollzogen worden, mit alleiniger Ausnahme des Momotombo, der noch ein Heide ist. Denn von den Mönchen, welche den Gipfel erstiegen, um dort das Kreuz aufzupflanzen, hat man nie wieder etwas gehört.

Obwohl man allen Grund zu der Annahme hat, daß die meisten vulkanischen Kegel in der eben angedeuteten Weise gebildet worden sind, nämlich durch allmälige Aufhäufung, so sind doch gerade jene Vulkane, welche die größte Energie gezeigt haben, niedrig und unregelmäßig und zeigen gar nichts besonders Bemerkenswerthes in ihrer äußern Erscheinung. Das gilt insbesondere auch vom Cosiguina in Nicaragua, dessen Ausbruch im Jahre 1835 überhaupt zu den merkwürdigsten gehört, welche jemals vorgekommen sind.

Am Morgen des 20. Januar vernahm man plötzlich in einem Radius von etwa hundert spanischen Meilen um diesen Vulkan laute Explosionen; über ihm stieg eine dunkelschwarze Wolke auf, durch welche blitzartig Flammen zuckten. Diese Wolke breitete sich allmälig mehr und mehr aus und verfinsterte die Sonne, so daß Alles mit einem gelblichen Licht übergossen war. Zugleich war die Luft mit einem feinen Sande erfüllt, welcher das Athmen schwer und schmerzhaft machte. Das dauerte so zwei Tage lang; das Dunkel wurde immer dichter und dichter, der Sand fiel in stets größerer Menge und die Ausbrüche wurden heftiger und lauter. Am dritten Tage erreichten sie die größte Stärke und die Dunkelheit war beinahe vollkommen. Immer fiel mehr und mehr Sand. Die Menschen verließen ihre Häuser und lagerten sich unter Zelten, die sie aus Häuten verfertigt hatten, im Freien; denn sie fürchteten, daß ein Erdstoß sie unter den einstürzenden Dächern begraben werde. In der über ein hundert englische Meilen entfernt liegenden Stadt Leon lag der Sand mehrere Zoll tief. Er fiel aber auch auf Jamaica, in Vera Cruz und in Santa Fé de Bogotá, also auf einem Flächenraum von mehr als funfzehnhundert Meilen im Durchmesser. Und beinahe eben so weit vernahm man das Geräusch, und der Superintendent in dem über achthundert Meilen weit entfernt liegenden Balize, welcher eben seine Truppen musterte, glaubte daß auf hohem Meere zwei Flotten einander eine Seeschlacht lieferten. Die ganze Natur schien aus den Fugen gegangen zu sein; die Vögel verließen die Lüfte, die wilden Thiere ihre Zufluchtsstätten und kamen ängstlich kriechend und harmlos in die Wohnungen der Menschen. Auf hundert Stunden weit tappten die Leute in der Finsterniß umher; von Schreck und Getöse waren sie völlig betäubt, zogen,

Kreuze in den Händen und Steine auf den Häuptern tragend, wie in der Irre umher und thaten buchstäblich in Asche ihre Buße. Denn viele glaubten der jüngste Tag, die Zeit des Gerichts sei herangebrochen; mit schwankenden Tritten drängten sie sich durch die tiefliegende Asche zu den Kirchen, welche jeden Augenblick einzustürzen droheten, und wo in den Pausen, wenn das Getöse nachließ, der Priester zum Himmel flehete. Der stärkste Lichtschein war in einer Entfernung von ein paar Schritten nicht mehr sichtbar; aber um Schrecken und Graus noch zu steigern brachen von Zeit zu Zeit ganze Massen von Blitzstrahlen durch die Düsterniß und warfen unheimlichen Schein auf die Erde. Das Alles dauerte drei und vierzig Stunden lang. Dann hörten die Ausbrüche und Erdbeben auf, und mit einem frischen Winde verschwand nach und nach auch die Dunkelheit.

Die Luft war buchstäblich mit einem ungreifbaren Staube erfüllt, der in Auge, Ohren und Nase drang, das Athmen erschwerte und die Leute zu ersticken drohete. Anfangs schloß man Thüren und Fenster, aber der Staub drang dennoch ein, und die Absperrung der Luft wurde bei der ohnehin drückenden Hitze bald unerträglich. Nur dann verspürte man einige Linderung, wenn man nasse Tücher über den Kopf hielt. Pferde und Maulthiere litten nicht geringere Pein als die Menschen; viele starben hin, und andere wurden eben auch nur dadurch gerettet, daß man sie gleichfalls mit nassen Tüchern behängte.

Auf einige Stunden weit rund um den Vulkan lag Sand und Asche mehrere Fuß hoch; von einer Beobachtung seiner Wirksamkeit konnte unter allen diesen Umständen in unmittelbarer Nähe gar keine Rede sein; sie ließ sich nur nach den Ergebnissen abmessen. Man fand daß ein Krater von mehreren englischen Meilen Umfang sich gebildet hatte; aus demselben waren ungeheure Lavamassen einerseits ins Meer, andererseits in den Golf von Fonseca geflossen. Die einst grünen Abhänge des Berges waren nun rauh, zerrissen und verbrannt, überall mit Gestein und Lavafeldern bedeckt. Die Masse der ausgeworfenen Stoffe war in der That ganz ungeheuer. Der Kapitän eines Schiffes, welcher einige Tage nachher der Küste entlang fuhr, hat mich versichert, daß das Meer funfzig Stunden weit mit schwimmenden Bimsstein bedeckt war, und daß er einen ganzen Tag lang durch solchen hinsegelte und nur dann und wann freie Stellen im Wasser fand.

Gegenwärtig bietet der Cosiguina einen über alle Begriffe abschreckenden Anblick dar. An seinen dürren verbrannten Abhängen keimt nicht das mindeste Lebenszeichen. Da und dort erblickt man eine Oeffnung aus welcher Rauch hervorquillt oder Schwefeldämpfe emporsteigen. An einigen Stellen ist der Boden in Folge der vielen heraussprudelnden heißen Quellen ganz sumpfig. Man will wissen, daß nach dem Auswurf von Asche, Sand und Lava ein Wasserstrom hervorgebrochen sei, und das ist auch glaublich, da einige Theile

des Abhanges auffallend weich sind. Der Consiguina ist meiner Ansicht zufolge nicht über 3500 Fuß hoch. *)

Am Jahrestage dieses Ausbruches findet in Nicaragua eine Feierlichkeit Statt. Ich war zu Leon in der Kirche de las Mercedes bei einer solchen gegenwärtig. Gleich den übrigen diplomatischen Personen erhielt ich am 20. Januar 1850 ein Schreiben vom Kaplan Rafael Pablo Jerez, in welchen es heißt: „Seine Excellenz der hochwürdige Bischof Doctor Don Jorge de Vitri y Ungo hat mich heute durch Auflegen seiner geheiligten Hände zum Priester geweiht. Auf seinen Befehl werde ich den erhabenen Altar des Ewigen besteigen, um zum ersten Male am 23. dieses Monats das furchtbare Opfer des funfzehnten Jahrestages der Eruption des Vulkans Cosiguina zu feiern (á celebrar por la primera vez el tremendo sacrificio, el dia 23 del corriente, aniversario decimo quinto de la erupcion del Volcano de Cosiguina) in der Kirche Unserer lieben Frau de las Mercedes; durch deren mächtige Dazwischenkunst wir von den uns damals bedrohenden Gefahren gerettet wurden.“ ꝛc.

Die Festfeier verfehlte nicht einen tiefen Eindruck zu machen; das Andenken an die furchtbaren Tage war noch sehr lebendig in den Gemüthern Aller.

Eruptionen von so ungewöhnlicher Stärke wie die oben erwähnte, sind insgemein von vulkanischen Erscheinungen in anderen Gegenden begleitet. So wurde, wie unten schon angedeutet ist, ganz Neu-Granada einige Wochen nach dem Ausbruch des Cosiguina erschüttert, und man vernahm den unterirdischen Donner gleichzeitig in Nicaragua, Popayan, Bogotá, Santa Martha, Caraccas, Hayti, Curaçao und Jamaica. Diese gleichzeitige vulkanische Thätigkeit findet ihre Erläuterung 1851 in dem Erdbeben, von welchem Venezuela, Peru, Chile, die Antillen, Central-Amerika, Mexico und Californien gleichzeitig heimgesucht wurden. Die Centren scheinen in Costa rica, Venezuela und Chile gelegen zu haben. In Costa rica litt die Umgegend der Vulcane von Orosi und Cartago am meisten, insbesondere die Ortschaften San Jose, Heredia und Barba, wo viele Kirchen und Häuser einstürzten. Die Stöße wurden dort am 18. März 1851 um 8 Uhr Morgens verspürt, auf der Landenge von Panama am 15. Mai, in Chile am 2. April. Der durch sie allein in der Stadt Valparaiso angerichtete Schaden wurde auf anderthalb Millionen Dollars ge-

*) Das wäre ungefähr die Höhe des Brockens. In dem sehr empfehlenswerthen, sehr klar und faßlich geschriebenen Buche „Zur Physik der Erde“ von Dr. H. Buff in Giessen; Braunschweig 1850, S. 96, wird die Höhe des Cosiguina auf nur fünfhundert Fuß angegeben, was offenbar falsch ist. Es bleibt beachtenswerth, daß an demselben Tage mit dem Cosiguina, in Chile der vermeintlich erloschene Aconcagua und der Osorno gleichfalls Ausbrüche hatten, und daß einen Monat später, als der Cosiguina noch nicht wieder ganz ruhig war, die Vulkane in der ganzen Länge von Chile Feuer spien. Auch fand ein vulkanischer Ausbruch im Meere neben der Insel Juan Fernandez Statt; Chile und die Insel Chiloe hatten Erdbeben, und die Stadt Concepcion wurde zum Theil dadurch in Trümmer verwandelt.

schätzt. Auf Guadeloupe begann das Erdbeben am 16. Mai und dauerte bis zum 18., und in San Francisco bemerkte man am 15. desselben Monats Erderschütterungen.

Ueberhaupt sind dergleichen Erscheinungen in den letzten Jahrzehnten sehr häufig vorgekommen. Im Jahre 1830 war ein Erdbeben in Guatemala, das jenem von 1773 nur wenig an Stärke nachgab. Im Februar 1831 und im September 1839 verspürte man heftige Stöße in San Salvador, und 1841 in Costarica. Diese letzteren legten fast die ganze Stadt Cartago in Trümmer; sie hatte schon früher einmal eine ähnliche Katastrophe erlebt. Der Mai 1844 war überall in Nicaragua durch eine ganze Reihenfolge von Erdbeben ausgezeichnet; sie kamen mehrere Tage lang in regelmäßigen Zwischenräumen vor. Die Stadt Nicaragua litt viel dabei, und das Wasser der Seen stieg und fiel mit den Stößen und Erschütterungen.

Unter den Vulkanen liegt am nächsten bei der Stadt Leon jener von Telica. Er ist der kleinste in der ganzen Gruppe, nicht über 3000 Fuß hoch, aber in seinen Umrissen ungemein regelmäßig. Professor Julius Fröbel, welcher ihn besuchte, giebt folgende Schilderung:

„Von Leon machte ich einen Ausflug zum vulkanischen Kegelberg von Telica, den man leichter ersteigen kann als irgend einen andern in der Umgegend. Der Weg zum Gipfel ist zwar beschwerlich, aber nicht im mindesten gefährlich. Ich ritt eines Abends nach dem Dorfe Telica, das nur zwei spanische Meilen von Leon entfernt liegt. Am andern Morgen um 4 Uhr war ich schon wieder im Sattel, nachdem ich mich mit Wasser und Lebensmitteln genügend versehen hatte. Erst bei Mondenschein und dann im Morgenzwielicht zog ich durch einen dichten Wald, wo allmälig der Pfad immer steiler und rauher wurde. Als die Wälder aufhörten, folgten Wiesen, welche überall, da, wo sie kurz vorher abgebrannt waren, ein zartes, frisches Grün zeigten. Allerlei Bäume und Gesträuche, zum Theil ohne Blätter aber lustig blühend, bildeten parkähnliche Gruppen auf den ausgedehnten Bergwiesen. Unter diesen kleinen Hochthälern war eines wirklich entzückend schön. Er war von hohen Gipfeln umgeben, deren Abhänge mit Gras bedeckt waren; aus demselben erhoben sich einzelne Weinpalmen (Coyol), und an einer Stelle bildeten diese Palmen gemeinschaftlich mit anderen Bäumen und Gesträuchen einen Hain, welcher über den sechs Fuß hohen Grasocean hervorragt. Aus der Coyolpalme gewinnt man durch Anzapfen einen süßen, kühlen gesunden Saft, den man auch frisch trinkt; hat man ihn gähren lassen, so heißt er Chicha-Coyol. Die Nüsse, welche in mächtigen Haufen am Baume hängen, haben etwa die Größe eines Apfels, und werden vom Vieh gern gefressen; auch den Menschen dienen sie zur Speise; ihr Oel ist feiner als jenes der Kokospalme und wird zu manchen Zwecken benutzt.

„Weiter aufwärts wächst das Gras nur da und dort zwischen scharfen Lavablöcken, welche das Hinansteigen mühsam und beschwerlich machen. Wir

ließen da, wo das Gesträuch aufhörte, unsere Pferde und alles schwere Gepäck zurück und setzten unsere Wanderung zu Fuße fort. Nach etwa einer Stunde war der Gipfel erreicht, und wir standen nun am Rande eines Kraters, der zwei bis dreihundert Fuß tief sein mochte. Nachdem wir uns mit einem Seile an einer senkrecht abfallenden Wand wohl bis zu 70 Fuß tief hinabgelassen hatten, kletterten wir nach der Mitte hin. Der heiße Dampf, welcher an manchen Stellen aus dem feuchten warmen Boden hervordrang, und eine große Körperschwäche in Folge eines heftigen Anfalles von Erbrechen, das mich unterwegs heimsuchte, verhinderten mich bis ganz in die Tiefe hinabzudringen. Uebrigens war dort auch nichts Belangreiches zu sehen, denn der Krater ist mit allerlei Bruchstücken angefüllt, welche von den Seitenwänden herabgefallen sind. Man findet also außer einigen Schwefelkrystallen und sublimirten Salzen nichts, was man nicht auch an den Wänden haben könnte, nämlich schwarze, poröse Lava, welche außen durch Einwirkung des Wetters bis zu einem röthlichen Braun abgebleicht erscheint, und mit kleinen Krystallen von glasigen Feldspath besprenkelt ist. Auf der äußern Seite des Berges, nahe dem Gipfel, bildet die Lava oft Curven, und die Schichten liegen blätterartig über einander; im Allgemeinen aber erscheint sie in winkelbildenden Massen oder flachen Kuchen. Der ganze Berg ist, gleich allen Kegeln dieses Landes, durch Massen aufgethürmt, welche aus der Tiefe emporgeschleudert wurden. Ich fand im Krater einige Stücke krystallinischen Kalkes, und eine sehr harte Varietät von Augit. Im Innern und zwar sehr tief standen ein kleiner Busch, offenbar ein Vaccinium, mit hübschen weißen Blumen, und einige Brombeersträucher; sodann auf dem obern Rande des Kraters eine Orchidee, welche mit der deutschen Orchis einige Aehnlichkeit hat. Nahe dem Gipfel wurzelte zwischen den Felsen eine Tanne; die übrige Vegetation bestand aus Unkraut und Gras.

„Die Aussicht vom Gipfel ist ganz prachtvoll. Man erblickt die ganze Vulkanenreihe vom Momotombo bis zum Viejo; und hinter dem erstgenannten blitzt der Spiegel des Managua-Sees, von welchem ein beträchtlicher Theil gesehen werden kann; weiter hinaus verliert sich die Landschaft in ungemessener Ferne. Nach der andern Seite hin bildet das Stille Weltmeer den Horizont, auf welchem sich in scharfen Umrissen die Buchten und Vorgebirge der Küste deutlich abheben. Diese unregelmäßige Linie kann das Auge verfolgen von Realejo weit im Südosten hin, und zugleich überblickt man die Landenge zwischen dem Ocean und dem Managua-See. Nach Norden hin hat man die lange Bergkette, welche vom San Juanflusse dem nordöstlichen Ufer des Nicaragua- und des Managua-Sees entlang läuft, und sich durch die Bezirke Chontales, Matagalpa und Neu Segovia bis in die Staaten Honduras und San Salvador zieht. Am Fuße dieser Kette, welche von der Vulkanengruppe des Momotombo, Telica und Viejo völlig getrennt ist, erhebt sich eine Anzahl kegelförmiger Hügel; einige derselben stehen in der Ebene, welche vom Nordwestende des Managua-Sees hinter den Vulkanen nach dem Golf von Fonseca sich ausdehnt.

Kurz man hat ein herrliches Gemälde vor sich; Berg und Thal wechseln mit einander ab; so weit das Auge reicht, ist Alles mit Grün bedeckt, und die einzelnen Pflanzungen und Gehöfte verschwinden in dem weiten Rahmen. Dann und wann zieht ein Silberstrom durch das lebhafte Grün.

„Ich kehrte in das Dorf früh genug zurück, um noch an demselben Abend Leon wieder erreichen zu können. Einige Tage früher hatte ich zwei Schwefelquellen am Fuße desselben Berges untersucht. Sie heißen San Jacinto und Tisate.“

Der Vulkan El Viejo wurde 1838 vom englischen Marinekapitän Belcher erstiegen und ist nach dessen Beobachtungen 5562 Fuß englisch hoch; nach Squiers Messungen betrüge die Höhe 6000 Fuß. Da dieser Kegelberg gleich scharf von der Ebene emporsteigt, so kommt es dem Auge vor, als sei er viel höher als der in der That weit höhere Vulkan von Cartago, der auf einer hohen Gebirgskette sich erhebt. Kapitän Belcher schildert seine Besteigung des Viejo in folgender Weise:

„Um vier Uhr Nachmittags begaben wir uns mit unserm Führer an den Fuß des Berges, wo wir die Nacht über Rast halten wollten. Unser Weg führte zum Theil durch die Wälder, wo die Führer manchmal anhielten, um Palmwasser zu trinken. Wir erreichten unsern Lagerplatz um 7 Uhr Abends.

„Ganz früh, am 10. Februar 1838, bestiegen wir unsere Maulthiere und erreichten auf sehr mühseligem Pfade die untere Grenzlinie der Tannen, welche sich auf allen diesen Bergen scharf markirt. Es war von Interesse, die Höhe dieser Linie festzustellen; den Barometermessungen zu Folge liegt sie 3000 Fuß über der Meeresfläche. Die Temperatur vor Sonnenaufgang war 66° Fahrenheit.

„Von nun an mußten wir uns auf unsere eigene Füße verlassen. Wegen des hohen Grases kamen wir nur sehr langsam vorwärts, und der Steuermann war erschöpft, bevor wir nur die Hälfte unseres Zieles zurückgelegt hatten. Je höher wir kamen, um so dürftiger wurde der Graswuchs, der Wind wurde frischer, und um 9 Uhr befanden wir uns am Rande des Kraters. Ich war sehr überrascht, als ich sah, daß auf der entgegengesetzten Seite des Kraters sich ein Spitzberg erhob, der allem Anschein nach gar nicht zu erklimmen war. Ich stieg nichts desto weniger am Rande des innern Kegels hinab, von welchem aus ich einen engen Durchgang zu erblicken glaubte; aber die Führer ließen sich nur sehr schwer dazu bewegen, die Instrumente wieder auf die Schultern zu nehmen und mit vorwärts zu gehen. Als wir weiter kamen, fanden wir die Sache nicht einmal so schwierig als wir sie uns vorgestellt hatten, denn wir waren bald auf einem Pfade, welchen das wilde Rindvieh gebahnt hatte, und der uns bis zum Gipfel leitete. Während unsers Verweilens auf demselben, von halb zehn bis nach halb ein Uhr, war der Thermometerstand 70–80° Fahrenheit.

„Ich hatte an jenem Tage kein Glück. Unten war die Luft ruhig gewesen, oben dagegen blies der Wind scharf, dabei war die Luft nebelig und so

konnte ich nur wenig sehen. Der Vulkan besteht nur aus drei Kratern. Der eine hat nur 1500 Fuß im Durchmesser, sein westlicher Rand ist der höchste. Nach Innen zu fällt er etwa 150 Fuß tief, steil und schroff ab. In jener Tiefe steigt auf der innern Basis der zweite innere Vulkan auf, bis zu einer Höhe von etwa 80 Fuß, und dieser hat in sich abermals einen andern Kegel. Rings an der Basis des ersten oder innern Kraters steigt der Abgrund jäh empor; oben wachsen Tannen sehr üppig; an vielen Stellen erheben sich Dämpfe; Mineralien, deren Aufsammeln oder Mitnehmen sich der Mühe verlohnt hätte, fand ich nicht. Man hatte uns gesagt, daß Schwefel häufig sei, aber die, welche hinabstiegen, fanden keinen, wohl aber eine bis zum Siedpunkt heiße Quelle. Als das Wetter sich etwas aufklärte, hatte ich eine herrliche Aussicht; es war als läge eine Landkarte vor meinen Füßen." —

Außer den heißen Quellen, welche Kapitän Belcher auf dem Gipfel des Viejo fand, giebt es mehrere Oeffnungen, aus denen Rauch hervorquillt. Bei günstigem Wetter kann man denselben auch von Leon aus sehen. Als der Flibustier Dampier die Küsten von Nicaragua besuchte, gab dieser Vulkan unzweifelhafte Beweise von Thätigkeit; denn dieser alte Reisende bemerkt ausdrücklich, "er sei ein sehr hoher Berg, der den ganzen Tag über rauche und bei Nacht Flammen auswerfe."

Der höchste Theil der Ebene von Leon liegt etwa 200 Fuß über dem Meere. Aber in der Nähe der sie durchziehenden Kette von Vulkanen hat man beim Brunnengraben Lavaschichten an 15 Fuß Mächtigkeit gefunden in einer Tiefe von 75 spanischen Varas oder etwa 210 Fuß englisch, und das nicht da, wo die Ebene am höchsten ist, sondern meinen Berechnungen zu Folge nur 130 Fuß über dem Ocean liegt. Wenn in diesen Angaben nicht ein sehr wesentlicher Irrthum enthalten ist, und einen solchen kann ich nicht finden, so würde hier ein Beweis vorliegen, daß diese Ebene gesunken wäre seit jener weit entfernt liegenden Periode, als der Lavastrom aus den Tiefen der Erde hervorquoll. Ich muß noch erwähnen, daß in der Nähe der Vulkane Wasser nur spärlich vorkommt, und immer nur, wenn man bis zu einer sehr beträchtlichen Tiefe gräbt. Der eben erwähnte Brunnen liegt auf der Viehzüchterei de las Palmas, achtzehn Meilen nordöstlich von Leon, und mag etwa 300 Fuß tief sein. Das Wasser ist rein ohne Salzbestandtheile.

Ueber die Erdbeben, wie sie hier im Lande vorkommen, ließe sich viel sagen. Die Erschütterungen scheinen von zwiefacher Beschaffenheit zu sein; die senkrechten verspürt man nur in der Nähe der Vulkane, während die waagerechten über weite Strecken Landes reichen. Diese horizontalen Erschütterungen sind sehr ungleich; an einigen Stellen z. B. äußerst heftig, an anderen dagegen, welche dem muthmaßlichen Heerde dieser Erscheinung weit näher liegen, vergleichungsweise nur schwach. Die wellenartige Bewegung scheint nur eine Modification der waagerechten oder schwingenden Bewegung zu sein. Manchmal kommen alle diese Bewegungen vereint vor, oder vielmehr sie fol-

gen auf einander äußerst rasch. So war es z. B. am 27. Oktober 1850, als ich selbst Beobachtungen anstellen konnte. Das Erdbeben fand um 1 Uhr Morgens statt. Ich erwachte aus dem Schlafe durch eine starke wellenförmige Bewegung, die so heftig war, daß mein Bett auf dem unebenen gepflasterten Fußboden einige Zoll vorwärts und rückwärts geschoben wurde; auch warf sie Bücher und andere auf meinem Tische liegenden Gegenstände von demselben hinab. Auch rasselten die Ziegel auf dem Dache stark an einander, und die Balken krachten und ächzten wie die Planken eines stark beladenes Schiffes bei schwerer See. Alle Leute stürzten aus den Häusern und beteten. Auch die Hausthiere schienen beängstigt zu sein; die Pferde wurden unruhig, als wollten sie sich losmachen, und alle Hunde fingen zu bellen an. Diese wellenförmige Bewegung dauerte etwa eine Minute und wuchs immer mehr und mehr an Heftigkeit; dann schlug sie plötzlich in eine starke vibrirende oder horizontale Bewegung über, bei der man nur mit Mühe aufrecht stehen bleiben konnte. Das dauerte so 30 Sekunden lang, und dann folgte eben so rasch und plötzlich eine vertikale Bewegung oder eine Reihe von Stößen, so etwa wie Jemand sie empfindet, den man rasch eine beträchtliche Anzahl von Treppenstufen hinabrückt. Dann ließ die Heftigkeit nach, aber nicht plötzlich. Das Ganze hielt ungefähr zwei Minuten lang an. Ich kann es mit nichts Anderm vergleichen als der raschen Bewegung eines großen beladenen Eisenbahnwagens, der über schlecht gelegte Schienen läuft.

Das Erdbeben that übrigens keinen erheblichen Schaden. Nur hin und wieder stürzten einige alte Mauern ein; indessen erfuhr ich später, daß da und dort im Lande Felsen durch die heftigen Stöße abgerissen und hinabgestürzt worden waren. Die dicken aus Luftziegeln (Adobes) aufgeführten Wände meiner Wohnung waren an mehreren Stellen von unten bis oben geborsten, und bei vielen anderen Häusern war dasselbe der Fall. Mir schien die horizontale Bewegung bei weitem die gefährlichste zu sein; es war als ob der Boden mir unter den Füßen hinwegglitt. Die Nacht war ganz mondhell und so still, daß auch nicht ein Lüftchen ging. Die Orangenbäume in meinem Hofgarten schwankten hin und her so lange das Unduliren anhielt; als aber die anderen Bewegungen folgten, wurden sie zitternd und unstät geschüttelt. Das Wasser in meinem sehr tiefen Brunnen schien auch bedeutend bewegt worden zu sein. Die Richtung der wellenförmigen Bewegungen ging von Norden nach Süden; man spürte sie im ganzen Staate Nicaragua, in Honduras, in San Salvador und vielleicht auch noch weiter hin.

Männer, welche seit vielen Jahren im Lande wohnen, sagten mir, dieses Erdbeben gehöre etwa in die siebente Klasse, wenn man als das Maximum der Stärke Zehn annehme. Alle Beobachter zu Leon stimmten darin überein, daß Erdbeben in allen Jahreszeiten vorkommen. Daß sie aber bei Anfang und Schluß der beiden Jahreszeiten, der trockenen und nassen, viel zahlreicher und heftiger sind, nämlich um Ende Oktobers und Anfang Novembers, um

Ende Aprils und Anfang Mai's. Besonders oft und stark verspürt man sie nach den starken Regengüssen zu Ende der nassen Jahreszeit im Oktober. Auch will man sich überzeugt haben, daß allemal vor und nach dem Erdbeben eine Zeit lang die tiefste Ruhe herrscht.

Schon weiter oben ist erwähnt worden, daß in Central-Amerika so viele erloschene Krater gefunden werden. Sie sind zum Theil mit Wasser angefüllt, und bilden Seen ohne Abfluß und ohne Quellen, so daß sie also ganz vom Regen abhängig wären. Einige davon liegen auf den Berg- und Hügelketten, und der Charakter ihrer Umgebung zeigt unwiderlegbar, daß sie einst Oeffnungen, daß sie Luftlöcher eines Vulkans gewesen. Aber das ist nicht allemal der Fall; z. B. nicht beim See von Masaya. Dieser hat 8–10 englische Meilen im Umfang und liegt beinahe 1000 Fuß unter dem allgemeinen Niveau des Landes. Die Ufer bestehen aus schroff abfallenden Trachytwänden, welche voller Spalten und Blasen sind, und ganz unverkennbare Beweise an sich tragen, daß sie einst der allerstärksten Hitze ausgesetzt waren. Befände sich aber hier ein Krater, so müßte Lava, Asche, überhaupt etwas vorhanden sein, das von einem vulkanischen Ausbruch Zeugniß gäbe. Aber dergleichen fehlt in der Nähe durchaus. Auf der einen Seite erhebt sich der erloschene Vulkan von Masaya oder Nindiri; er hat seinen besondern Krater, aus welchem gewaltige Lavamassen hervorgequollen sind; ein Theil davon ist über die steilen Mauerwände des Sees herabgefallen und hat auf dieser Seite denselben beinahe ausgefüllt. Der Masaya-See hat süßes Wasser, während einige andere Seen salzhaltiges Wasser haben. Seine verbrannten blasigen Uferwände scheinen nur zu beweisen, daß hier an einen Erdfall nicht gedacht werden kann.

Oviedo, welcher 1529 den See besuchte, schildert auch die Kette von Vulkanen, welche er mit dem einheimischen Namen Marabios bezeichnet. Zu seiner Zeit waren einige derselben noch in Thätigkeit; es quoll wenigstens noch viel Rauch aus ihnen hervor. Dies gilt wahrscheinlich vom Santa Clara und vom Telica, welche unter ihnen die letzten Ausbrüche gehabt zu haben scheinen. Der alte Spanier schreibt: „Etwa in der Mitte dieser Kette lassen sich drei Spitzberge unterscheiden, welche sich einer hinter dem andern erheben. An der Nordseite sind sie sehr steil, während sie auf der Südseite nach der Ebene zu allmälig abfallen. Das Land ist sehr fruchtbar, und da immer Wind geht, so ist der westliche Theil immer mit Rauch bedeckt, welcher aus diesen drei Bergen emporsteigt; sie sind die höchsten in dieser Kette und haben fünf oder sechs spanische Meilen im Umfang. Der Vulkan, welcher der Stadt Leon zunächst liegt (der Telica) ist vier oder fünf Meilen entfernt. Wenn der Nordwind scharf bläst, trifft es sich wohl, daß der Rauch nicht wie gewöhnlich nach Westen, sondern nach Süden hin getrieben wird; dann verbrennt er den Mais und andere Pflanzen auf dem Felde und verursacht großen Schaden in den zahlreich umherliegenden Dörfern. Die Erde leidet dann von der Hitze so sehr, daß sie vier oder fünf Jahre (?) lang dürr bleibt.

Im Jahre 1534 ist der Vulkan Masaya vom Mönche Blas de Castillo besucht worden. Er hielt die im Krater befindlichen feurigen Massen für geschmolzenes Gold oder Silber! „Sie gleichen,“ sagt er, „einem rothen Meere, und ihre Bewegungen machen ein Geräusch wie der Ocean, wenn er gegen Felsen anschlägt. Dieser See (im Krater) sieht aus wie das Metall, aus welchem man Glocken bereitet, oder Schwefel oder Gold, wenn sie im Flusse sind, nur liegt ein zwei oder drei Faden dicker Schaum darüber. Läge nicht diese Schaum- oder Schlackenmasse darüber, so würde das Feuer einen solchen Glanz verbreiten, daß man weder in seiner Nähe verweilen noch hineinsehen könnte. Manchmal bricht es an einzelnen Stellen hervor, und dann kann man die Materie erblicken, die so roth und glänzend ist, wie das Licht am Himmel. In der Mitte steigen immer zwei gewaltige Massen geschmolzenen Metalles empor, die vier oder fünf Fäden im Durchmesser haben; sie sind immer frei von Schaum und das klare Metall fließt auf jeder Seite von ihnen ab. Der Ton, welchen diese geschmolzenen Ströme von sich geben, wenn sie gegen gie Felsen prallen, gleicht dem Getöse von Kanonen, mit welchen man die Mauern einer Stadt beschießt. An der Nordostseite des Kraters befindet sich eine sehr tiefe Höhle, so breit wie ein Büchsenschuß. In dieser Höhle fließt ein Strom brennender Masse; hier scheint ein Ausgang des Kraters zu sein. Sie quillt eine Weile hervor, hält dann plötzlich inne, quillt dann wieder und so geht es fort. Aus dieser Höhle kommt ein dicker Rauch, der nach allen Seiten hin sich verbreitet und einen sehr scharfen Geruch hat. Die Hitze und der glänzende Schein lassen sich gar nicht beschreiben. Zur Nachtzeit ist der Gipfel des Berges vollkommen erleuchtet, und das sind auch die Wolken, welche über ihm eine Art von Tiara bilden. Man sieht diesen Feuerschein zwanzig Meilen weit im Lande und dreißig Meilen weit auf See. Je finsterer die Nacht um so glänzender leuchtet der Vulkan. Es ist bemerkenswerth, daß man weder oben noch unten die geringste Flamme sehen kann; und wenn man in den Krater einen Pfeil wirft, brennt derselbe wie ein Licht.

„Wenn es regnet und stürmt, ist der Vulkan am thätigsten; und hat der Wind seine größte Stärke erreicht, so macht er Bewegungen, daß man sagen möchte, er sei ein lebendiges Wesen. So groß ist die Hitze, daß der Regen schon in Dämpfe verwandelt wird, bevor er noch den Boden des Kraters erreicht und denselben ganz verdunkelt. Sowohl die Spanier, wie die Indianer behaupten, daß nach der Eroberung in einem sehr nassen Jahre das brennende Metall bis zum Rande des Kraters emporstieg, und von der entsetzlichen Hitze im Umkreise wohl einer Meile Alles verbrannte. Durch die heißen Dämpfe wurden meilenweit die Bäume und Pflanzen vernichtet. In der That, man kann diesen Vulkan nicht ohne Bewunderung, Furcht und Reue über die eigenen Sünden betrachten; denn er kann lediglich nur vom höllischen Feuer übertroffen werden. Einige Beichtväter haben zur Buße ihren Beichtkindern den Besuch dieses Vulkans auferlegt.“

Blas de Castillo stieg zweimal in den Krater hinab und schöpfte mit einem eisernen Eimer etwas von der geschmolzenen Lavamasse heraus. Er war sehr verwundert, daß er statt des Goldes oder Silbers nur grauen Bimsstein gefischt hatte. Bei dem zweiten Hinabsteigen war auch der Gouverneur zugegen, der weitere Expeditonen dieser Art verbot.

Die Feuermassen in jenem Krater sind nun erkaltet, und die „Hölle von Massaya" ist schon seit langer Zeit erloschen.

Die menschenfressenden Apiacas-Indianer.

In Diamantino, einer Stadt der brasilianischen Provinz Matto-Grosso welche etwas südlich von den Quellen des Paraguayflusses liegt, traf der französische Reisende Castelnau in den letzten Tagen des Jahres 1846 mehrere Apiacas-Indianer. Einer derselben war ein ganz intelligenter Mensch und sprach auch portugiesisch. Seine Hautfarbe war ziemlich hell und der Ausdruck seiner Gesichtszüge so sanft, daß er den Vorstellungen, welche wir uns von einem Menschenfresser machen, auch nicht im allerentferntesten glich.

Es ist eine Stammeseigenthümlichkeit und ein Abzeichen der Apiacas, daß sie sich das Gesicht mit drei horizontalen Strichen bemalen. Sie bewohnen das Land an den Flüssen Arinos und Juruena, sind Ackerbauer, pflanzen Mais, Bohnen, Manioc und Baumwolle. Beim Urbarmachen einer Strecke im Walde ist es Obliegenheit der Männer, die Bäume zu fällen; die Frauen besorgen das Bestellen des Feldes, und die Männer haben nun mit demselben ferner nichts zu schaffen; sie gehen auf die Jagd und den Fischfang. Jeder hat zwei Weiber, nur allein der Häuptling darf deren drei halten. Der Mann kann seine Frau nach Gutdünken fortjagen, will aber kein andrer sie nehmen so ist er verpflichtet sie zu tödten. Die Greise beschäftigen sich mit dem Spinnen der Baumwolle und müssen von ihren Kindern ernährt werden; haben sie deren nicht, so ist es Pflicht der jungen Leute des Stammes für die Alten zu sorgen.

Diese Indianer anerkennen ein höchstes Wesen, welches sie wie es scheint auch Gebete richten. Sie glauben an eine Unsterblichkeit der Seele; diese meinen sie, wandle nach dem Tode in Ebenen, wo unaufhörlich die herrlichsten Früchte wachsen, die man gar nicht zu pflanzen braucht. Ein Mann der gestorben ist, wird in seiner eigenen Hütte beerdigt.

Im Kriege tödten die Apiacas alle erwachsenen Feinde welche in ihre Hände fallen, ohne Unterschied des Geschlechtes. Darauf zerschneiden sie den Körper und rösten ihn. Die Kinder werden als Gefangene mit fortgenommen, in den Dörfern mit den Kindern der Apiacas erzogen und sehr gut behandelt, nur daß sie zuweilen aneinander gebunden auf dem Felde arbeiten müssen. Sobald ein paar dieser Unglücklichen das zwölfte oder vierzehnte Jahr erreicht

haben, wird ein großes Fest im Dorfe veranstaltet. Schon früh am Morgen erschallen die Trompeten und alle Bewohner schmücken sich auf das Prächtigste, namentlich mit Arasfedern. Sobald alle sich versammelt haben, bildet die Gemeinde einen Kreis, in welchen die zum Opfer bestimmten Kinder hineingeführt werden. Hinter ihnen stehen die Männer, in deren Familie sie erzogen wurden und diese sind es auch welche ihnen auf ein gegebenes Zeichen den Hirnschädel mit einer Keule einschlagen. Nachher werden die Opfer gebraten und verzehrt; die ganze Nacht hindurch tanzen die Apiacas in wilder Lust. Junge Mädchen werden manchmal sechs Jahre aufgehegt, ehe man sie auf solche Weise für den Fraß abschlachtet. Alles was nicht zum Stamme gehört wird unfehlbar geopfert. Als der hübsche Apiata dem Reisenden diese Einzelnheiten erzählte, war seine Stimme sanft, er lächelte freundlich, und fand das Alles in der Ordnung. Er habe, sagte er, recht viel geweint, als einst sein Vater einen seiner Gespielen todt schlug. Auch seine Mutter habe Thränen vergossen, aber es habe doch einmal nicht anders sein können.

Mehrere Brasilianer welche bei der Erzählung jenes Apiaca-Antropophagen zugegen waren, bestätigten die Richtigkeit des Gesagten. Einer war einmal bei einem solchen Opfer zugegen gewesen, und hatte einen beträchtlichen Geldwerth geboten, um eins der Kinder zu retten, aber Alles war vergeblich. Zur Zeit der Entdeckung waren bei den meisten Stämmen an der Küste Brasiliens ähnliche Grausamkeiten im Schwunge. Uebrigens martern die Apiacas ihre Feinde nicht, sondern schlagen sie ganz einfach tod. Dagegen hängen die Jahuaritita-puios ihre Gefangenen an Bäume und zünden unter ihnen ein Feuer an, das sie langsam verzehrt. Diese Indianer sollen, gleich den Guatas auch rohes Menschenfleisch essen; die Oropias und Parabitatas, zwei einander feindselige Stämme, kochen dasselbe. Die Apiacas leben in Fehde mit den Mutonchuenes und Sitihuavas, die gleichfalls Anthropophagen sind. Gold soll in ihrem Lande in Fülle sein, sie machen sich aber nichts daraus und nennen es den Gott der Weißen.

Die Apiacas haben Zauberer. Ihre Dörfer bestehen aus einem einzigen ungemein großen Holzgebäude, in welchem mehre hundert Menschen beisammenhausen — offenbar um nicht vereinzelt den Feinden preisgegeben zu sein, wie auch die Pueblos-Indianer in Neu-Mexico sogenante Casas grandes haben. —

Die Tschiroki-Indianer in Nordamerika.

Man kann sich keinen schroffern Gegensatz denken als jenen zwischen so durchaus wilden Indianern in Brasilien, z. B. den Apiacas, und den Tschirokis (Cheerokees) in Nordamerika. Bekanntlich wird noch heute viel darüber hin und her gestritten, ob überhaupt irgend eines von den amerikanischen Jäger-

völkern sich der höhern Gesittung zuführen lasse. Die Antwort ergiebt sich indessen leicht und hat die Erfahrung zur Seite. Will ein Indianerstamm bei seinem alten Jägerleben verharren, so muß er mit Nothwendigkeit zu Grunde gehen, denn keine Macht der Erde kann ihn retten. Wo sich der weiße Mann ansiedelt, ist ferner kein Bleiben für den braunhäutigen Jäger; wo auf dem Felde die grüne Saat wogt, wo die Axt das Dunkel des Waldes lichtet, ist für das Wild keine heimische Stätte mehr; die eisernen Fallen und Feuergewehre räumen unter den Thieren des Waldes und der Prairie fürchterlich auf. So geht am Ende dem Indianer die Grundbedingung für sein Jägerleben verloren. Bequemt er sich nicht zum Ackerbau, welcher seinem ganzen innersten Naturell widerstreitet, so ist er verloren. Wendet er sich aber dem ansässigen Leben zu, bauet er Mais oder Weizen, züchtet er Vieh, verzichtet er überhaupt auf sein angeborenes Thun und Treiben, lernt er Lesen und Schreiben, wird er Christ, so hat er mit alledem aufgehört ein naturwüchsiger Indianer zu sein; er wird zum großen Theil vereuropäert. Das gilt heute von den Irokesen und von den verschiedenen algonkinischen Stämmen, welche, rings von Yankees umschlossen, ihre alte Eigenthümlichkeit völlig preisgeben mußten.

Die Prairie-Indianer mögen wohl noch einige Jahrzehnte in alter Weise den Büffel jagen, aber schon ist die Zeit nahe, in welcher auch ihr Schicksal sich erfüllt.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat bekanntlich mit großer Ausdauer dahin gestrebt, wo möglich alle Indianer auf das rechte Ufer des Mississippi hinüber zu schaffen. Dort liegt das sogenannte Indianergebiet, welches im Osten von den Staaten Arkansas und Missouri, im Süden von Texas, im Westen von Texas und Neu-Mexico, im Norden von Nebraska begränzt wird. Im Jahre 1852 sind dort nahezu 100,000 Indianer angesiedelt. Für die von ihnen im Osten des Stromes abgetretenen Ländereien zahlte die Bundesregierung ihnen einen Theil der Kaufsumme baar aus, von einem anderen Theil zahlt sie die Zinsen, welche vertragsmäßig für bestimmte Zwecke, zum Beispiel für Schulen, verwandt werden. Außerdem giebt sie noch den einzelnen Stämmen gewisse Jahrgelder.

Nun geht im Indianergebiet ein merkwürdiger ethnologischer Proceß vor sich. Die Bundesregierung läßt jedem einzelnen Indianerstamm seine ganze Vollmächtigkeit; sie überwacht das Ganze nur in so weit, daß die verschiedenen Völker einander nicht mit den Waffen befehden dürfen; im Uebrigen können sie ganz nach ihrem Gefallen leben. Dabei zeigt sich, wie die frühere Naturanlage noch jetzt in ganz neuen Verhältnissen nachwirkt. Den Jägerstämmen und den Völkern von der Prairie fällt es entsetzlich schwer, sich an ein seßhaftes Leben zu gewöhnen, namentlich den Letzteren, und insbesondere den Osagen. Dagegen haben die Schahnis Wohnhäuser und große Scheunen mit gefüllten Speichern.

Bei weitem leichter ist der Uebergang zur Civilisation den südlichen Stämmen geworden, welche schon in ihrer Heimath von Alters her mehr Ackerbauer als Jäger waren, und sich daher viel leichter zu regelmäßigen Arbeiten verstanden. Gerade sie haben auch zuerst den Sinn des amerikanischen Staatslebens begriffen, insbesondere die Creeks (Krihks) und die Choktaws (Tschaktahs). Diese Letzteren besitzen eine geschriebene Verfassung und geschriebene Gesetze, eine Volksvertretung und Geschwornengerichte; bei den Ersteren entscheidet eine Landesversammlung in höchster Instanz.

Am weitesten sind die Tschirokis (Cherokees) fortgeschritten. Sie wohnen in einem zum Getreidebau wohlgeeigneten Lande am Arkansas, zwischen den Krihks und den Osagen; der Boden ist dort reich an Kohlen, Kalk und Gyps. Ihre alte Heimath lag im Gebirge am obern Tennessee und im Hochlande von Carolina, Georgien und Alabama. Diese Gegend bildet ohne Frage den schönsten und gesundesten Theil der Vereinigten Staaten und ist herrlich bewässert. Die Tschirokis baueten Mais, Weizen und Taback, führten die auf ihren Aeckern gezogene Baumwolle und den Ertrag ihrer zahlreichen Heerden auf eigenen Schiffen nach Neuorleans. Sie hatten Landstraßen gebaut, blühende Dörfer angelegt und trieben Handwerke. Ihre Zahl war von 10,000 Köpfen im Jahre 1819 auf 13,563 in 1825, und später auf 18,000 Seelen gestiegen. Ihre gesetzgebende Versammlung verbot die Einfuhr geistiger Getränke, alle Verhältnisse waren in trefflicher Weise geordnet, und einige hundert Weiße, welche sich unter ihnen niedergelassen hatten, besaßen volles Bürgerrecht; nur konnten sie keine öffentlichen Aemter bekleiden.

Aber die Tschirokesen kamen in Irrungen mit dem Staate Georgien. Diesem hatte einst die Bundesregierung alles innerhalb der Staatsgränze belegene unbewohnte Gebiet gewährleistet, sie hatte aber auch gegen die Krihks und Tschirokis die Verpflichtung übernommen, dieselben in dem von ihnen bewohnten Lande gegen jeden Angriff zu schützen und sicher zu stellen. Nun aber machten die Georgier Anspruch auf dasselbe; sie fingen mit den Indianern Streit an, um sie zu verdrängen; die Legislatur verfügte, ohne doch dazu irgend berechtigt zu sein, daß die Gesetze, welche die Tschirokis sich selbst gegeben, null und nichtig seien; sie verordnete ferner, daß kein Indianer gegen einen Weißen Zeugniß ablegen könne, und unterwarf die rothen Leute den Gesetzen Georgiens. Die schwer Bedrängten erhielten von Männern wie Webster und Clay Gutachten zu ihren Gunsten; sie wandten sich mit ihren Klagen an das Obergericht zu Washington, welches ihnen durchaus Recht, den Georgiern Unrecht gab.

Leider waren die Tschirokis damals in zwei Parteien gespalten. An der Spitze der einen, welche den Fortschritt wollte, standen halbblütige Männer, namentlich John Roß, an der Spitze der anderen ein gewisser Ridge. Der höchste Gerichtshof entschied, wie gesagt, durchaus gegen die Georgier, diese jedoch kehrten sich an den Urtheilsspruch nicht. Die Tschirokis aber wichen nicht. Man versuchte mit Bestechung zum Ziele zu gelangen und schloß mit einigen Häupt-

lingen von Ridges Partei Auswanderungsverträge, die in keinem Falle für den ganzen Volksstamm verbindlich sein konnten. Auch die Bevollmächtigten der Bundesregierung verfuhren treulos gegen sie, und ließen 1839 die Tschirokis mit Waffengewalt vertreiben. Sie durften sich der freien Presse gegen ihre Dränger nicht mehr bedienen, mußten Neu-Echota und die übrigen von ihnen gegründeten Dörfer räumen und 1838 auf die andere Seite des Mississippi hinüberwandern. Ridges Partei, welche den Verrath an der Nation verübt, bereuete denselben viel zu spät. Er wurde schwer an dem Hauptschuldigen gerächt. Ein Gesetz, welches die Tschirokesen sich früher in ihrer alten Heimath selbst gegeben, erklärt Todesstrafe für Jeden welcher ohne Zustimmung der Mehrheit der Nation Land an Weiße verkaufe. Ridge hatte sich dieses Hochverraths schuldig gemacht. Am 22. Febr. 1829 drangen vierzig Männer in sein Haus und ermordeten ihn.

Uebrigens befindet sich das interessante Volk in seiner neuen Heimath in günstigen Verhältnissen. Ein Amerikaner, welcher die Tschirokesen vor einiger Zeit besuchte, entwirft von ihren Zuständen folgende Schilderung:

„Ich habe sie vor etwa dreißig Jahren gekannt. Sie lebten damals noch in kleinen Dörfern, und manche unter ihnen waren dem Genusse des Branntweins ergeben. Nur wenige unter ihnen sprachen und verstanden Englisch. Jetzt haben sie eine regelmäßige Staatsverwaltung mit gesetzgebenden, richterlichen und vollziehenden Behörden, eine geschriebene Verfassung, Kirchen, Schulen, Gasthöfe und Waarenmagazine.“

„Die Bevölkerung beträgt etwa 18,000 Seelen (— nach Schoolcraft nahe an 26,000 Köpfe —), 1844 Negersklaven und 64 freie Farbige ungerechnet. Folgende statistische Angaben sind nicht ohne Interesse. Die Tschirokis hatten 1851 bereits 27 öffentliche Schulen, 38 Kirchen, 65 Schmiedewerkstätten, 14 Mahlmühlen, 10 Sägemühlen, 2 Lohmühlen und hübsche Salzwerke. Sie besaßen 5770 Pferde, 25,705 Stück Rindvieh, 35,832 Schweine, 233 Maulthiere und Esel. Diese Zählung bezieht sich nur auf jene, welche nach 1835 ihre alte Heimath verlassen hatten. Die schon früher ausgewanderten bilden gleichfalls eine beträchtliche Anzahl.“

„Der moralische Fortschritt, welchen dieses Volk gemacht hat, läßt sich nicht durch Ziffern nachweisen. Die Häuser sind aus Baumstämmen oder Fachwerk gezimmert, haben steinerne Feueressen und werden sehr reinlich gehalten. Die Meiereien sind in gutem Zustande und liefern ein vortheilhaftes Zeugniß für den Fleiß der Bewohner. Auf das Jägerleben haben die Tschirokis völlig verzichtet, und die meisten indianischen Bräuche sind unter ihnen verschwunden. Ich blieb drei Wochen in ihrer Mitte, verkehrte mit vielen, sah und beobachtete Tausende, und bemerkte nicht Einen, der schlecht gekleidet, schmutzig oder betrunken gewesen wäre. Die Nüchternheitsgesetze sind sehr streng; es gilt für eine Art Kapitalverbrechen, geistige Getränke, namentlich Branntwein, im Hause zu haben. Die öffentliche Meinung ist mit dieser Strenge völlig einverstanden, und

so ist die für den Indianer doppelt verderbliche Trunksucht ganz und gar verschwunden.“

Das Land zerfällt in acht Gerichts- und Wahlsprengel, deren jeder seinen Circuit- und Appellrichter hat. Die Gerichtshäuser sind aus Backsteinen aufgeführt, und die Gerechtigkeitspflege ist zum mindesten so gut wie jene in den Vereinigten Staaten. Jeder Sprengel sendet drei Mitglieder in das Repräsentantenhaus und zwei in den Senat. Als ich mich im Lande befand, hielt gerade die Legislatur ihre Sitzungen, und ich überzeugte mich, daß die Verhandlungen rasch und mit großem Anstand vor sich gingen. Der Vorsitzende des Senates (Comité's) und der Sprecher des „Rathes“ verstehen und sprechen englisch und tschirokesisch, und übersetzen die Reden in beide Sprachen. Der Senat oder das Comité besteht aus 16 Mitgliedern, lauter achtbaren Leuten. Die zwei Hauptredner waren die Herren W. P. Roß, der in der höheren Lehranstalt zu Princeton graduirt worden ist, und James Kell. Jener drückt sich klar und zierlich aus und könnte in jeder gesetzgebenden Versammlung eine bemerkenswerthe Rolle spielen. Kell ist nicht so ausgebildet, aber in jeder Hinsicht ein interessanter Mann. Man sieht es ihm schon am Gesicht an, daß er Talent und Charakter hat, und seine ganze Haltung zeigt, daß er die Nachtheile, welche ein Mangel an Erziehung im Gefolge zu haben pflegt, überwand. Beide sind im öffentlichen wie im Privatleben gleich sehr geachtet, und leisten ihrem Volke wichtige Dienste.“

Im Repräsentantenhause nimmt Herr Pott unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Er redet klar, ist sehr scharfsinnig, entwickelt seine Gründe vortrefflich, und würde überall eine Rolle spielen. Nächst ihm bemerkte ich meinen alten Freund Sir Killer, ein Vollblut-Tschiroki. Da er in seiner Landessprache redete, so begriff ich die Einzelnheiten seines Vortrages nicht, aber sein Organ war volltönig, seine Bewegungen und seine ganze Haltung waren vortrefflich.

„Die Schulen werden auf Kosten der Nation unterhalten. Außer den drei Anstalten in jedem einzelnen Bezirk giebt es noch zwei in der Hauptstadt Talequah. Bis auf zwei Wegstunden von derselben ist das Land dünn bevölkert und nichts weniger als einladend. Man ist dann um so mehr erstaunt, wenn man mitten in einer weiten Prairie zwei sehr hübsche Gebäude bemerkt. Das größere ist 80 Fuß lang, hat zwei Flügel je von 40 Fuß, und einen netten Säulengang. Die eine Anstalt ist ein Erziehungshaus für Mädchen. Dieses wie jenes für die Knaben nimmt einhundert Zöglinge auf, von denen jährlich 25 ausscheiden. Die Kosten bestreitet das Volk. Ich war beim Gottdienste in der Kapelle zugegen und hörte eine sehr gute Predigt. Es hatte für mich etwas zugleich Anziehendes und Rührendes, diese bescheidenen indianischen Mädchen zu betrachten. Sie waren alle gut gekleidet und sehr bescheiden. Die Einrichtung dieser Schulen besorgte John Roß.“

„Wenn ich bedenke, was die Tschirokis vor 30 Jahren gewesen und was sie jetzt sind, so bin ich geneigt an Wunder zu glauben. Auch ein tschirokesischer Cadmus ist vorhanden. Die Sprache dieses Volkes hat viele Töne, welche sich in keinem der bekannten Alphabete richtig andeuten lassen. So erfand ein Indianer, Namens Guest, ein besonderes Alphabet. Die wöchentlich zu Talequah erscheinende Zeitung ist zur Hälfte mit Tschirokilettern gedruckt.“

Die neue Hauptstadt Talequah erhielt ihren Namen nach einem alten Orte, der am Holstonflusse in Tennessee lag.“

Zeichensprache der Indianer auf den nordamerikanischen Prairien.

Auf den ausgedehnten Wiesenfluren, welche sich vom Mississippi bis zu den Felsengebirgen hin ausdehnen, treffen in Frieden oder Feindschaft Indianer vieler Stämme mit einander zusammen. Wie sollen diese zu ganz verschiedenen Sprachgruppen gehörenden Menschen mit einander ihre Gedanken austauschen? Die mündliche Rede des Einen ist dem Andern durchaus unverständlich. So ist man denn auf eine Zeichensprache verfallen, welche jeder Prairie-Indianer kennt, gleichviel welchem Stamme er angehören möge. Auch die Handelsleute, welche die Steppe durchziehen, sind mit derselben bekannt, und einer derselben, J. J. Cooper aus St. Louis, hat vor einigen Monaten Näheres über dieses Verständigungsmittel bekannt gemacht. Wir geben hier einige Proben.

Ein Nordamerikaner und im Allgemeinen ein Weißer wird von den meisten Prairie-Indianern so bezeichnet, daß sie mit der Hand quer über die Augenbrauen fahren. Sie wollen dadurch andeuten, daß der Mann einen Hut trägt. Die Sioux haben dasselbe Zeichen, nur daß sie dabei die Hand nicht offen, sondern zusammengeballt halten.

Einen Franzosen bezeichnen die Sioux so, daß sie mit der Hand über den Mund, der Breite nach, fahren, gleichsam als schnitten sie mit einem Messer.

Einen Spanier oder Mexicaner deuten sie so an, daß sie über die Lippe emporstreichen, als wollten sie sich den Schnauzbart aufwichsen.

Ein Schlangen-Indianer oder Kamantsche wird so bezeichnet, daß man den Vorderfinger ausstreckt und nach vornehin damit eine schlängelnde Bewegung nach dem Boden zu macht.

Ein Arrapahoe. Man tippt mit den Fingerspitzen auf der Brust herum, — eine besprenkelte Brust.

Ein Scheyenne. Man macht drei Zeichen (Marks) auf den linken Arm nahe der Schulter, und zwar mit den drei Vorderfingern der rechten Hand. Das ist nämlich das Abzeichen und Merkmal der Scheyennes.

Ein Pawnee oder Wolf-Indianer. Man hebt die beiden ersten Finger jeder Hand empor und legt die Hände dicht an den Kopf; man will damit Ohren andeuten.

Ein Sioux. Man macht die Bewegung des Halsabschneidens.

Ein Sioux-Brulé. Man reibt die Hüfte, als hätte man sich verbrannt.

Ein Sioux casse de flèche. Man thut als ziehe man eine Bogensehne zurück, und dann, als bräche man in beiden geschlossenen Händen einen Pfeil entzwei.

Ein Krähen-Indianer. Man breitet beide Hände mit den Fingern nach oben aus, und wehet mit den Armen als wären sie Flügel.

Ein Schwarzfuß-Indianer. Man reibt mit einer Hand den Spann des Fußes.

Ein Häuptling. Man steckt den Vorderfinger der rechten Hand etwas gekrümmt nach auswärts vor, macht mit demselben eine halbkreisrunde Bewegung, so daß die Fingerspitze nach unten hin gerichtet ist, und zeigt so nach oben und unten; deutet hoch und niedrig an, und will so zu verstehen geben, daß der Häuptling zu befehlen habe.

Ein Starkmuthiger, Tapferer. Der Vorderfinger der rechten Hand wird ausgestreckt und nach vorne zu ausgereckt; man will andeuten daß der Mann vorwärts dringe.

Ein Feigling. Man zieht die rechte nach innen gekrümmte Hand dicht an die rechte Seite des Körpers, um einen zu bezeichnen, der sich zurückzieht.

Ein Mann der hören kann, aber nicht will. Man bewegt den Vorderfinger der rechten Hand bis ans rechte Ohr, und den Vorderfinger der linken Hand vom andern Ohr weg, um anzudeuten: was in das eine Ohr komme, gehe aus dem andern wieder hinaus.

Ein alter Mann. Man ballt die Hand zusammen, so daß die innere Seite nach außen steht, macht am Kopfe einen Kreis, und deutet an, daß viele Jahre über ihm hinweggerollt seien.

Ein Narr. Man hält die Knöchel der Hand nach einwärts vor die Stirn und deutet so einen harten Kopf an.

Freude. Beide Hände werden dicht zusammengeschlagen und aneinander gehalten.

Arm und verlassen. Man reibt den Vorderfinger der linken Hand mit jenem in der rechten nach abwärts, um völlige Entblößung anzudeuten.

Mager am Körper. Man legt die hohlen Hände gegen die Brust und zieht sie nach auswärts so, als wolle man Fleisch von der Brust wegnehmen.

Eine Frau, Squaw. Man streicht mit den Händen zu beiden Seiten vom Kopfe nach unten; was langes Haar bedeuten soll.

Branntwein. Man hält die rechte Hand fest zusammengeballt in die Höhe und bewegt sie hin und her.

Taback. Man hält die rechte Hand so, als hätte man eine lange Pfeife in derselben, zieht sie langsam an sich und giebt einen puffenden Ton mit de

Nase von sich, als würde Rauch aus derselben ausgestoßen. Denn die Indianer rauchen vorzugsweise gern durch die Nase.

Pfeife. Bewegung wie die vorige; nur wird die Hand still gehalten.

Schießgewehr. Man hält die Arme so, als wolle man ein Gewehr abdrücken.

Pulver oder Mehl. Man hält die Finger so, als hätte man eine Prise davon genommen, und thut dann, als ob man das Mehl oder Pulver verstreue.

Salz. Die Vorderfinger der rechten Hand werden auf die Zunge gelegt.

Rothe Farbe, Zinnober. Man reibt sich die Wangen.

Glasperlen. Man macht mit den Fingern eine Menge kreisförmiger Bewegungen um den Hals, wenn man große Perlen andeuten will; kleine werden so bezeichnet, daß man den Finger an das Ohr hält. Denn große trägt man um den Hals, kleinere dienen zum Putz der Ohren.

Getrocknetes Fleisch. Man macht das Zeichen als schneide man ein Stück Fleisch in der Weise, wie die Indianerinnen den Büffel zerlegen.

Handel treiben. Man legt zwei Finger kreuzweis über einander.

Tauschen. Mit jedem Vorderfinger zugleich einen rechten Winkel machen.

Aufrollen. Man macht die Bewegung als wolle man eine Decke zusammen nehmen.

Aufpacken. Man klappt beide Hände auf einander, um die Lage der Packete auf einem Maulthier anzudeuten.

Aufsatteln. Man legt die innere Fläche der rechten Hand auf den hohen Rand der vertikal gehaltenen linken Hand.

Aufbruch. Der linke Arm wird nach vorne gehalten, und zwar so, daß er am Elbogen etwas gekrümmt und die Hand geschlossen ist; man thut als wolle man etwas aufheben.

Hund. Man macht das Zeichen eines Wolfes (wie oben bei den Wolf-Indianern), hält aber die rechte Hand nach hinten.

Sonne. Es wird ein Kreis mit Daumen und Vorderfinger gemacht, so daß die Spitzen beider aneinander schließen.

Tageszeit. Man macht das Zeichen der Sonne, und bewegt dasselbe bis zu der Stelle am Himmel, wo etwa die Sonne zu der Zeit stehen würde, welche man bezeichnen will.

Nacht. Man breitet Arme und Hände aus, die letzteren nach unten gekehrt, und bewegt sie über einander, um zu zeigen, daß etwas bedeckt sei.

Nachtzeit. Dasselbe Zeichen wie bei der Tageszeit, nur daß dann der Mond die Stelle der Sonne vertritt.

Berg oder steiler Weg. Der linke Arm wird vom Leibe weg im rechten Winkel ausgestreckt, die Hand ist zusammengeballt.

Tod. Der linke Arm wird mit geschlossener Hand nach vorwärts gestreckt

Kraft, Stärke. Man hält beide Unterarme dicht an die Oberarme, die stark zusammengepreßten Hände nach vorne, wie wenn man ein recht wildes Pferd fest im Zügel hielte.

Gang, Gehen. Man hält die ausgebreiteten Hände vor sich, die innere Fläche nach unten, und macht eine Bewegung damit auf und nieder.

Ueberraschung, Verwunderung. Die innere Fläche der rechten Hand wird auf den Mund gelegt und dicht auf denselben gepreßt, als hielte man den Athem an.

Schnee und Regen. Der rechte Arm wird hoch über den Kopf gehalten, so daß alle Finger nach abwärts hängen. Diese bewegt man stärker oder schwächer, je nachdem die Stärke des Regens oder Schneefalles angedeutet werden soll.

Kälte. Die geballten Fäuste werden mit einer zitternden Bewegung dicht an die Brust gehalten.

Liebe. Man drückt die zusammengeballten Hände an die Brust.

Tödten, erschlagen. Man bewegt die Faust, als ob man Jemand zu Boden schlage.

Böse. Die rechte Hand geballt; dann wird sie plötzlich mit einem Ruck nach abwärts geöffnet.

Groß, breit, umfangreich. Man streckt die Arme weit weg mit offenen Händen, und hält die Fingerspitzen beider zusammen, so daß ein Kreis gebildet wird. Es soll bedeuten: so viel als man umspannen kann.

Weit weg, fern. Man hält die linke Hand an die Brust und weist mit der rechten in die Ferne.

Nahe. Hände wie eben, aber die rechte Hand wird zur Linken geführt.

Gut. Man hält die Hände gerade, die Finger dicht zusammen, die innere Fläche nach unten, und bewegt sie vom Kinn ab von sich weg.

Nein. Ein Strich mit der offenen flachen Hand vom Körper weg.

Ja. Man streckt den Vorderfinger der rechten Hand und mit abgekehrter innerer Fläche aus, und macht nach aufwärts und von sich weg eine kreisförmige Bewegung.

Es ist lange her. Der rechte Arm wird mit geschlossener Hand ausgestreckt, und streift mit der linken Hand vom Handgelenke bis zur Schulter.

Sehen. Mit den beiden ersten Fingern der rechten Hand wird geradeweg von den Augen aus gezeigt.

Sprechen, reden. Man macht mit den beiden Vorderfingern der rechten Hand eine Bewegung vom Munde ab.

Lügen. Mit dem Vorderfinger der rechten Hand geht man über den Mund hin bis zur linken Schulter, um anzudeuten, daß Jemand krumm spreche oder nach links hin rede. Die Kanzas legen die Finger so, daß dieselben den Mund kreuzen.

Die Wahrheit sagen. Der Vorderfinger der rechten Hand wird über den Mund gehalten, und etwas gekrümmt nach oben und unten hin bewegt.

Hören. Man legt den Vorderfinger mehrmals an das Ohr.

Nicht hören oder taub sein. Dieselbe Bewegung; dann wird die Hand geöffnet und vom Ohre fortgestoßen.

Wissen. Man nimmt die geöffnete rechte Hand, die innere Fläche nach oben, und hält sie vom Kinn nach auswärts.

Ehefrau. Man hält die beiden Vorderfinger neben einander ausgestreckt, die Knöchel nach oben gekehrt, und deutet so an, daß man denselben Lebensweg mit einander gehe.

Bruder oder Schwester. Man hält die beiden Finger wie eben, nur nach innen zu, und steckt sie in den Mund.

Kind. Die Hand mit der innern Fläche abwärts gekehrt in schiefer Richtung von den Lenden, und zeigt dann, wie groß das Kind ist.

Büffelbulle. Man bewegt den Daumen an den Kopf und hält den Vorderfinger etwas gebogen wie ein Horn.

Büffelkuh. Man verlängert den Vorderfinger, um ein längeres Horn anzudeuten.

Pferd. Man legt die beiden Vorderfinger der rechten Hand auf die beiden Vorderfinger der linken, und macht eine Bewegung wie im Gallop.

Maulthier. Man steckt beide Hände mit dicht zusammengehaltenen Fingern an den Kopf, und bewegt sie rückwärts und vorwärts, um lange Ohren anzudeuten.

Bieber. Man streicht mit der innern Fläche der rechten Hand über die äußere der linken, und will dadurch andeuten, daß das Haar auf dem Rücken weich sei.

Ein Fort. Man hält beide Enden nach Innen etwas gebogen zusammen und macht so einen Kreis. Die meisten im Indianerlande angelegten Forts sind rund.

Zelthütte. Man legt die Hände so, daß sie einen inwendig hohlen Kegel bilden.

Lager. Man hält die rechte Hand so, daß sie eine Rundung bildet, und macht eine Bewegung auf und ab. Aufstehen und niedersitzen.

Man zählt so, daß die Finger der Hand von 1 bis 10 bedeuten. Der Daumen der rechten Hand bedeutet 1; 6 bis 10 sind die Finger der linken Hand. Um 20, 30, 40, 50, 60, 70, 80 und 90 anzudeuten, öffnet und schließt man die Hand, was jedesmal 10 bedeutet. Für 100 werden beide Hände einmal geöffnet und dann wieder geschlossen, für 200 geschieht dasselbe zweimal und so fort. Um 90 anzudeuten, kann man auch beide Hände öffnen, nur muß man den Daumen der rechten Hand anhalten; 80 Daumen und den Vorderfinger der rechten Hand anhalten und so fort.

Man begreift, daß mit Hülfe einer solchen Zeichensprache die Indianer, welche ohnehin viele ausdrucksvolle Körperbewegungen haben, sich genugsam verständigen können.

Deutsche Auswanderung nach Brasilien.

Die zu Hamburg erscheinende „Hansa“ enthält ein Schreiben aus Brasilien, dem wir Folgendes entnehmen:

Die jetzigen Colonisations-Unternehmungen theilen sich in zwei ganz verschiedene Classen:

Die eine, von brasilianischen Pflanzern ausgehend, sucht Colonisten auf die Pflanzungen zu ziehen, wo sie als Ersatz für die theuer werdenden Neger in einem abhängigen Verhältniß die Caffee-Cultur betreiben sollen. Hierher gehören die Colonie von Senador Vergueiro in St. Paulo, das Unternehmen von Visconde de Baependy, und andere. — Die andere überläßt an Colonisten Land und stellt diese von vorne herein als freie und unabhängige Bürger hin, die nach eigenem Geschmack ihren Boden cultiviren. Hierher gehören fast alle Colonien in Rio Grande und Sta. Catharina, namentlich S. Leopoldo, Doña Francisca und Blumenau.

Es kann kein Zweifel sein, daß die letztere Classe auf das Entschiedenste den Vorzug verdient, — nur wird in den meisten Fällen der Colonist etwas Eigenthum zur Bestreitung der Ueberfahrt und seines ersten Etablissements besitzen müssen. Bei der erstern Classe hingegen kann der Pflanzer gerne einige Opfer bringen und doch noch seine Rechnung finden, wenn er den Leuten von ihrer Heimath aus auch Alles vorschießen muß. — Viele sind sehr gegen dieses System eingenommen und meinen, daß solche Colonisten wenig besser als weiße Sclaven zu betrachten sind. Ich muß gestehen, daß ich dasselbe nicht so unbedingt verwerfen möchte. (?) Leute, die nicht einmal die Mittel besitzen, ihre Passage zu bezahlen, finden hier Erleichterungen, nach denen sie sich vergebens auf den freien Colonien umsehen. Das materielle Wohl der Leute scheint mir gesichert (?) genug, mäßige Arbeit und Nahrung und sonstige Lebensbedürfnisse zur Genüge. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Colonisten ganz in die Hände ihrer Gutsherren gegeben sind und eigentlich keinen andern Schutz als die Ehrlichkeit derselben haben.*) Indessen, wenn der Pflanzer auf der einen Seite auch ein Interesse hat, die Leute durch Schulden möglichst lange in seiner Abhängigkeit zu erhalten, so hat er doch noch ein weit größeres Interesse dabei, daß es den Familien wohl gehe, damit sie ihm dauernd nützlich werden und andere Familien nach sich ziehen können. — Würde es nun diesen Colonisten möglichst erleichtert, sich später freien Grund-

*) Wir verweisen in dieser Beziehung auf einen Artikel über den National-Charakter der Brasilianer, den wir in einer frühern Nummer des Westlandes mittheilten, und sind der Ansicht, daß allerdings solche der brasilianischen „Ehrlichkeit“ preisgegebene Leute in jedem Falle unglücklich daran sind. Man kann nicht genug vor solcher „weißen Sklaverei“ warnen. Redakt. des Westlandes.

besitz zu erwerben, und wären sie sicher, in dem hiesigen Repräsentanten ihres Vaterlandes moralischen Anhalt und Schutz gegen die Uebergriffe der brasilianischen Gutsherren zu finden, so könnte gerade dieses System noch vielleicht das wirksamste von allen werden, da es bis jetzt das einzige ist, bei dem der reiche brasilianische Besitzer ein Interesse sieht, sich mit seinen Capitalien zu betheiligen. (— Lauter Wenn und Aber! —)

Ich gehe jetzt zu den einzelnen Colonien über, von denen die in den südlichsten Provinzen des Reiches belegenen die wichtigsten für Deutschland sind.

In der Provinz Rio Grande zeichnet sich vor allen Dingen die Colonie San Leopoldo aus, die schon seit 30 Jahren besteht und jetzt über 10,000 Seelen zählt. Sie ist in Europa genügend bekannt. Mehrere andere Colonien in jener Provinz sind vor der Hand von keiner Bedeutung.

In der Provinz Sa. Catharina sind es vorzüglich zwei Colonien, die für Deutschland von Wichtigkeit sind, die Colonie Doña Franciska auf den Ländereien des Prinzen Joinville, dem Hamburgischen Colonisations-Verein von 1849 gehörig, und die Colonie Blumenau am Itajahy.

Die Colonie Doña Franciska steht wohl unter allen bisherigen derartigen Unternehmungen oben an. In den ersten Monaten des Jahres 1851 kamen die ersten Colonisten dort an und jetzt, im April 1852, sind circa 400 daselbst vorhanden. Außer einer Sendung von 74 Norwegern, die von hier ab hinunter gingen, haben 4 Schiffe direct von Hamburg im vorigen Jahre Colonisten gebracht. Die größten Schwierigkeiten des ersten Etablissements sind bereits überwunden und es steht zu erwarten, daß die Colonie sich rasch und blühend entwickeln wird. Schon jetzt hat der Geschäftsverkehr zwischen der Stadt Sa. Francisca und Rio vervierfacht. Eine Dampfschifffahrtsverbindung zwischen diesen beiden Plätzen ist in Aussicht, die ohne Zweifel von den wichtigsten Folgen für die Colonie sein wird.

Dr. Blumenau hat für seine Colonie „Blumenau" Ländereien und Geldunterstützungen von der Regierung bekommen. Die Sache ist im ersten Anfange, und bisher sind nur wenige Leute vorhanden, dort erwartet er bald einen Transport von einigem Belang. Dr. Blumenau hat mehrere Schriften herausgegeben, die nicht blos über seine Colonie, sondern auch über Colonisation im Allgemeinen handeln und im deutschen Buchhandel zu haben sind. Diese Schriften haben durch die ehrliche Behandlung und vermöge der Sachkenntniß, mit der sie verfaßt sind, mehr Werth als sie in ihrer anspruchlosen Form zu haben scheinen, und sind wohl das Beste was über Brasilianische Colonisation geschrieben ist. Dr. Blumenau's redliches und eifriges Streben verdient die vollste Anerkennung und Empfehlung. Sein Land soll sehr günstig gelegen sein.

In der Provinz St. Paulo befindet sich die Colonie „Senador Vergueiro," — die nach dem obenbezeichneten ersten System der Grundverpachtung errichtet ist. Es soll den Leuten gut gehen, doch kann nicht ge-

läugnet werden, daß sie ziemlich isolirt gehalten werden und in gänzlicher Abhängigkeit von der in jener Gegend sehr einflußreichen Familie Vergueiro leben. Nach Außen verlautet sehr wenig über diese Colonie. Graf van der Straaten, der frühere Belgische Minister, äußerte sich 1848 gegen mich sehr günstig über diese Colonie, die er selbst bereist hatte. Dr. Köstlin aus Hamburg, der sie im vorigen Jahre besuchte, behauptete, daß man ihn auf alle Weise verhindert habe, sich aus dem Munde der Colonisten selbst Nachrichten zu sammeln, was er (wohl mit Recht) für ein sehr ungünstiges Zeichen hielt.

In ähnlicher Weise wird in der Provinz Rio de Janeiro und Minas das Unternehmen vom Visconde de Baependy und anderen Pflanzern vorbereitet.

Von Neu-Freiburg und Petropolis rede ich nicht; sie gehören nicht hierher. Es sind daselbst viele Deutsche ansässig. Es wenden sich aber gegenwärtig keine neue Colonisten mehr dahin. Diese Orte sind schon mit den Brasilianischen Zuständen verschmolzen und namentlich für Petropolis, dem Sommeraufenthalt des Kaisers, sind die größten Geldopfer gebracht worden, die an keine gewöhnliche Ackerbau-Colonie verwandt werden würden. Auch bestehen die Leute mehr durch Industrie als durch Ackerbau.

Die „Skinner“ der Polizeihöfe in Neuyork.

Um sich einen kleinen Begriff der Kunstmittel zu schaffen, welche von den Polizisten und professionirten Blutsaugern angewendet werden, wollen wir (sagt die Neuyorker Criminalzeitung) eine kleine Geschichte erzählen, die während letzter Woche vorfiel, und deren Wahrheit wir verbürgen.

John Findlay, ein geborner Amerikaner, ging am 14. d. in einen Uhrmacherladen in Bleeker Str. und ließ daselbst seine goldene Uhr zur Reparatur, wogegen ihm eine galvanisirte messingene Uhr zum einstweiligen Gebrauch übergeben wurde. Nach 4 bis 5 Tagen trifft Findlay zufällig einen Bekannten, den er seit Jahren nicht gesehen; sie trinken zusammen, verjubeln den Abend und trennen sich in Mercer Str., wo Ersterer sogleich von einer Phryne in Beschlag genommen wird und selbige nach Hause begleitet. Zu sehr betrunken, um zu wissen, was um ihn vorgehe, läßt er sich die Uhr aus der Tasche stehlen und weiß überhaupt nicht, was ihm passirt, bis er sich Morgens früh auf der Straße findet — ohne Geld, ohne Uhr und Kette und ohne zu wissen, wo er gewesen.

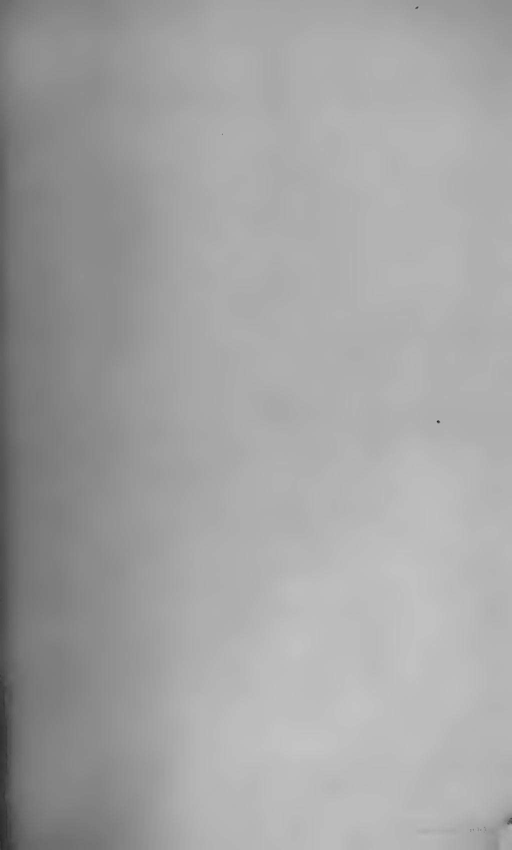
In seiner Verzweiflung geht Findlay zu dem Uhrmacher in Bleeker Str., erzählt sein Unglück, fragt auch nach dem Werthe der verlornen galvanisirten Uhr. „Galvanisirt?“ ruft erstaunt der Uhrmacher, „was meinen Sie, mein Herr, die Uhr war eine goldene und 110 Doll. werth.“ — „Schurke,“ erwiderte Findlay, „wagen Sie das mir gegenüber zu behaupten? Die Uhr war höchstens 8 Doll. werth!“ — „Sie sind der Schurke,“ unterbrach ihn der Uhrmacher, „und ich werde Sie bezahlen machen; einstweilen behalte ich Ihre Uhr und Sie schulden mir 40 Doll.“ —

Findlay lief halb wahnsinnig zu einem Polizisten in dem oberen Theil der Stadt und bat um seine Hülfe. Gegen eine Baarzahlung von 15 Doll. wurde ihm versprochen, daß vor Abend noch die Diebin verhaftet werden solle. Die Nacht verstreicht und am Morgen geht er abermals zum Polizisten, der sich damit entschuldigt, daß er 5 Doll. mehr gebraucht hätte, um zwei andere Polizisten zu engagiren, mit ihm zu gehen, daß sie sich aber weigerten, Etwas zu thun, bis das Geld bezahlt sei. Findlay zahlt die geforderte Summe und giebt sich der süßen Hoffnung hin, daß jetzt Alles geschehen sei, der Uhr nachzuspüren. Er irrt sich jedoch, und überzeugt sich selbst hiervon, denn nachdem er zwei Tage gewartet, erfährt er, daß der Polizist nach Long Island fischen gegangen ist und sich um gar Nichts bekümmert hat. Der viele Verdruß schreckte ihn jedoch nicht von weiteren Anstrengungen ab und er geht nach der 8. Ward, wo er mit Hülfe eines für 10 Doll. engagirten Advokaten einen andern Polizisten bewegt, ein Weib in Mercer Str., das er für die Diebin hält, zu arretiren und sie vor Richter Osborn zu bringen. Kaum ist der Arrest geschehen, so sagt der Advokat, daß die Sache ihm doch zu bunt sei und daß er Nichts mehr damit zu thun haben wolle, da das Weib sicher auf Schadenersatz klagen würde, falls der Richter sie entlasse. Eine zweite 20 Doll. Note bewegt ihn endlich, sich der Gefahr zu unterziehen, aber vor dem Richter angelangt, bleibt er mausestill und die Folge davon ist, daß die Arrestantin sogleich entlassen wird. Findlay beklagt sein Unglück und zieht ab, aber außen angelangt und unschlüssig, ob er nach Hause gehen oder sich ertränken solle, redet ihn Jemand an, der sich für einen Officer der 6. Ward ausgiebt und für 5 Doll. sich erbietet, die so eben Entlassene wieder in Haft zu bringen und sie die Nacht im Stationshause zu behalten, wo man ihr dann das Geheimniß abzwacken könne. Findlay, der diesen Plan als höchst praktisch ansah, gab das Geld und freute sich noch des versprochenen sicheren Erfolgs, als ein gut gekleideter Herr ihm auf die Schulter klopfte und ihn um seine Adresse bat. „Wozu denn?“ fragte der erstaunte Yankee. „Ich bin Berichterstatter für die Morgenblätter,“ sagte der Fremde, „und möchte die vollen Einzelnheiten dieser interessanten Geschichte dem Publikum vorlegen.“ — „Um Gotteswillen, thun Sie es nicht,“ rief Findlay, „ich bin ruinirt, wenn sie davon sprechen; mein Gott was würde meine Frau sagen!“ — Der Fremde lächelte und sagte, daß ihm ein hübscher Verdienst durch solche interessante Sachen von den Blättern erwachse. Dies war genug; Findlay griff in die Tasche und überreichte dem soi disant Berichterstatter seine ganze Habe aus ungefähr 20 Doll. bestehend. Der Kerl verbeugte sich und verschwand.

Es war spät am Abend, als Findlay im Corridor der Tombs auf und nieder gehend und die Zurückkunft des Polizisten erwartend von einem wirklichen Berichterstatter angeredet wurde und von ihm die Nachricht erhielt, daß er von allen Seiten betrogen worden und in die Hände einer Skinner Verbrüderung gerathen sei. Was aus dem armen Menschen geworden, mag der Himmel wissen.

Ein deutscher Reisender in Central-Amerika. Man schreibt aus Berlin: Der Botaniker v. Warszewicz, aus Thorn, bereiset jetzt, durch die Vermittelung A. v. Humboldt's, des Landes-Oekonomie-Collegiums und anderer Behörden, Central-Amerika, um dort neue, bisher unbekannte Gemüsearten, Futterkräuter und Nutzhölzer zu ermitteln. Diese Reise welche sich bis Peru, Chile und Patagonien erstrecken soll, ist bereits erfolgreich gewesen, denn Hr. v. W. hat unlängst Saamen zur Fortpflanzung solcher nützlichen Vegetabilien eingesendet

Druck von C. Schünemann.



Das Westland.

Magazin

zur

Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

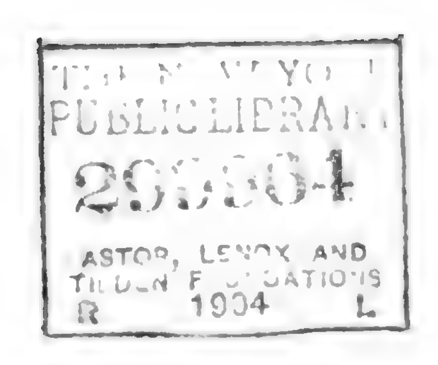
Vierter Band.

Bremen 1852.

C. Schünemann's Verlagshandlung.

Neu-York: Bernh. Westermann & Comp.,

290 Broadway, corner of Reade-St.


Digitized by Google

Inhalt.

Vierter Band.

Erstes Heft.

Seite

Eine Dampfschifffahrt von Bremen nach Neuyork 1
Das politische Parteiwesen in den Vereinigten Staaten 10
Die Vorbereitungen zur Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 27
Reisebriefe aus den Vereinigten Staaten 54
Der Handel auf dem Mississippi 62
Das dritte Gesangfest der deutschen Männergesangvereine der nördlichen, östlichen und mittleren Staaten der Union 63
Deutsche Buchhandlungen und deutsche Presse in den Vereinigten Staaten 67
Die Fortschritte des Mormonenthums 69
Das Klima von San Francisco 77
Wasch- und Badeanstalt für das Volk in Neuyork 79
Notizen 80

Zweites Heft.

Die englische Sprache in Nordamerika Amerikanismen 81
Der Staat Wisconsin 102
Die Mormonen; ihre Geschichte, ihr Leben und Treiben im Utah-Deseret. I. . . . 112
Einige Bemerkungen über Auswanderung. Von Friedrich Gerstäcker 130
Bruder Jonathan's Vorwärts 136
Die politische Seite der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten 142
Die Amerikaner und Franzosen in Californien 146
Amerikanische Expedition nach dem Amazonenstrome 150
Verhältnisse auf der Landenge von Panama 151
Verbindungslinien zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere 152

Seite
„Einbrecher" in Neuyork 156
Oeffentliche Hinrichtungen in den Vereinigten Staaten 158
Deutsche Freischulen in Neuyork 160

Drittes Heft.

Die Mormonen; ihre Geschichte, ihr Leben und Treiben im Utah=Deseret. II... 161
Vergleich zwischen Nordamerika und Australien im Interesse der deutschen Auswanderung 191
Die Stadt Neuyork, ihr Wachsthum und ihre Bedeutung. Erster Artikel...... 211
Eine Unterredung der neumexikanischen Pueblo=Indianer mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten 222
Die Verwirrung in Mexico 224
Missionäre und Corruption auf den Sandwichsinseln 227
Schwindler=Industrie und Glücksritterei in der Stadt Neuyork 229
Badeörter und Spielhäuser 236

Das Westland.

Magazin
zur
Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben
von
Dr. Karl Andree.

Vierten Bandes, erstes Heft.

Inhalt.

Eine Dampfschifffahrt von Bremen nach Neuyork.
Das politische Parteiwesen in den Vereinigten Staaten.
Die Vorbereitungen zur Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.
Reisebriefe aus den Vereinigten Staaten.
Der Handel auf dem Mississippi.
Das dritte Gesangfest der deutschen Männergesangvereine der nördlichen, östlichen und mittleren Staaten der Union.
Deutsche Buchhandlungen und deutsche Presse in den Vereinigten Staaten.
Die Fortschritte des Mormonenthums.
Das Klima von San Francisco.
Wasch- und Badeanstalt für das Volk in Neuyork.
Notizen.

Bremen, 1852.
C. Schünemann's Verlagshandlung.
Neu-York: Bernh. Westermann & Comp.,
290 Broadway, corner of Reade-St.

Druck von C. Schünemann.

Eine Dampfschifffahrt von Bremen nach Neuyork.

Von Dr. Karl Scherzer aus Wien.

Neuyork, 19. Juni 1852. Es scheint als ob über dem Gedeihen einer direkten Dampfschiffsverbindung zwischen Deutschland und den Verein. Staaten bisher ein ganz besonderer Unstern gewaltet habe. Kaum war nach mehrfach gescheiterten Versuchen und mit bedeutenden Geldopfern in Bremen eine für deutschen Handel und deutsche Auswanderung so wichtige direkte Verbindung zu Stande gekommen, so sah sich das junge Unternehmen Schlag auf Schlag von existenzbedrohenden Unfällen heimgesucht. Zwei elegante, comfortable, auf amerikanischen Schiffswersten mit Benutzung der neuesten nautischen Erfahrungen gebauete Dampfer, Washington und Hermann, waren vorläufig zur Gründung dieser deutsch-amerikanischen Linie bestimmt, und zwei gleich vortreffliche Schiffe, Humboldt und Franklin, sollten in den nächsten Jahren der Unternehmung eine gesteigerte Thätigkeit geben. Da geschah es, daß der Hermann nur höchst unregelmäßige Fahrten machte; noch in jüngster Zeit brach demselben unterwegs der Schaft der Maschine, und er mußte nach achttägiger Seefahrt wieder in den Hafen von Neuyork zur Reparatur zurückkehren. Zum zweiten Male ausgefahren, rannte ein unvorsichtiger Pilot das Schiff bei der Ausfahrt aus Neuyork an eine Sandbank, das Schiff war wiederholt zur Umkehr gezwungen, und so mußte die letzte Aprilfahrt gänzlich unterbleiben. Der zweite Dampfer, Washington, erfuhr fast zur selben Zeit den noch beispiellosern Unfall auf der Reise nach Europa seinen Kapitän durch Wahnsinn zu verlieren, nachdem Schiff und Passagiere tagelang in ernstlicher Gefahr gewesen. Ein solches Zusammentreffen unglücklicher Zufälle, von englischen Journalen mit vieler Gewandtheit ausgebeutet und unter die interessirte Reisewelt gebracht, begleitet von jener Theilnahmlosigkeit, gerade im entscheidenden Moment, welche schon so viele schöne Hoffnungen Deutschlands vernichtete, mußten den gewaltigen Strom deutscher Auswanderer, der einen Augenblick bereits „Halt“ gemacht hatte, wieder ungeschmälert fremden Häfen und namentlich Liverpool zuführen, das unbestreitbar den Vortheil der geographischen Lage hat und bei der Unzahl seiner rauchenden Dampfer leichter einen Unfall zu verschmerzen oder zu bemänteln im Stande ist. — Wir faßten indeß ein deutsches patriotisches Herz, und unbekümmert um mißliebiges Gerede und verdächtigende Zeitungsartikel, nahmen wir in Bremen, ohne auch nur das sieben Meilen entfernt liegende Schiff vorher gesehen zu haben, unsern Platz auf dem „Hermann“, in der Ueberzeugung, daß eine Unternehmung, welche man mit so viel Beharrlichkeit und Geldkräften ins Leben gerufen, nicht gar so unsicher und mangelhaft sein könne, als ein böser Leumund unablässig sie darzustellen sich abmühte.

Die Reisenden des „Hermann“ wurden in den Nachmittagsstunden des 20. Mai am Bord des kleinen Dampfers Telegraph nach dem 4 Fahrstunden von Bremen entfernten Bremerhaven gebracht, wo der Hermann, wie ein seiner gewaltigen Größe bewußter Koloß, auf den ihn umbrausenden Wogen ruhegehäbig vor Anker lag. Die lustigen Töne böhmischer Musikanten, die uns nach dem Einschiffungsplatze das spekulirende Geleite gaben, kontrastirten schmerzlich mit der Gefühlsweise der Scheidenden, welche, ernst von der Zukunft träumend, nach dem entschwindenden Ufer zurückblickten, dem hier die meisten für immer Lebewohl sagten. — Wir übernachteten an Bord des Hermann und ließen uns in den Frühstunden in einem kleinen Segelboote nach dem erst seit 1827 gegründeten, im üppigsten Aufblühen begriffenen Bremerhaven schiffen, um die Schiffswerfte, den Hafen und das Auswanderungshaus zu besuchen, dieses letzte Asyl, das deutsche Humanität dem scheidenden Unglück auf heimathlichem Boden erschließt. — Auf der Rhede lagen in trauriger Verkommenheit die Rudera der deutschen Flotte, und auf der „Hansa“ und dem „Barbarossa“ flatterte bereits als Beutezeichen der schwarze preußische Adler! Er kam uns vor wie ein Trauervogel, der, auf den Trümmern deutscher Einheit kauernd, an seinem eigenen Fleische nagt.

Am selben Tage, Mittags Punkt 12 Uhr, verkündete Kanonendonner die Abfahrt des Hermann, der unter der Aegide seines neuen Befehlshabers, Kapitän Higgins, von der amerikanischen Marine, ruhig und majestätisch in See stach. Die Reise von Bremerhaven nach Southampton glich einer gemächlichen Spazierfahrt; nicht Ein Passagier hatte das Unbehagen eine Meerkrankheit zu erleiden, und bei blauem, nur wenige Stunden nebelumhülltem Himmel und einer spiegelhellen Meeresglätte erreichten wir in den Frühstunden des Sonntags nach einer Fahrt von 42 Stunden den englischen Port. Hier hatten wir 3 Tage zu verweilen, um Waaren, Passagiere und die englische Post aufzunehmen, während die norddeutsche Briefpost, in wenig patriotischer Weise, (?) dem Weg über Liverpool den Vorzug einräumt.

Jedes Schiff, das in einem englischen Dock einläuft, hat für jede Tonne seines Gehaltes einen halben Schilling (engl.) zu entrichten, was beim Hermann von 1734 Tonnen, über 40 Pfd. Sterl. ausmachte. Der Kapitän besann sich daher mit Recht einige Zeit lang über die Nöthigung, das Schiff aus seiner kostenfreien Position einige englische Meilen vom Lande in die theure Hafenstation zu führen. Und noch etwas Anderes bewog den Kapitän unsere Landung zu verschieben, der Umstand nämlich, die Schiffsmannschaft möglichst lange von dem gewöhnlichen Einfluß des schwelgerischen Seestadtlebens fern zu halten, und so steuerten wir denn erst Dienstag um 5 Uhr früh nach den Docks und kamen gerade neben dem Riesendampfer „Parana“ zu liegen, der fast zu gleicher Zeit mit uns, aus Westindien hier eingetroffen war.

Am Mittwoch den 26. Mai, als dem festgesetzten Abfahrtstage, um 3 Uhr Nachmittags, war die oceanische Reisegesellschaft, Passagiere, Briefpakete und

Waarenladung in schönster Ordnung untergebracht. Der Lootse, der uns bis zu den Needles auf der Insel Wight das sichere Geleite geben sollte, *) hatte seinen imponirenden Posten eingenommen und die zahlreichen Schiffsbesucher, durch warnende Glockentöne von unserer unverweilten Abfahrt in Kenntniß gesetzt, beeilten sich, angstergriffen, über die schon schwankende Bretterlage das Land zu gewinnen. Bei einem Barometerstande von 27° 79 und einer Temperatur von 52° Fahrenheit in der Luft und 50° im Wasser, legten wir, begünstigt von einem segelfreundlichen Ostnordostwinde bis zum nächsten Mittag 209 engl. Meilen zurück. Die Einförmigkeit einer Seefahrt gab uns reichliche Muße das Schiff in allen Einzelnheiten zu besichtigen und jene Thatsachen zu verzeichnen, welche wir mit aller Freude eines patriotischen Herzens über ein für Deutschlands Handelsinteresse so hochwichtiges Unternehmen hier wiedergeben.

Der Hermann, im Jahre 1847 in Neuyork erbaut, von 750 Pferdekraft und 1734 Tonnen Gehalt, ist 245 Fuß lang, 42 Fuß breit und hat einen Tiefgang von 20 Fuß, der sich gemeiniglich gegen das Ende der Fahrt, in Folge der Lasterleichterung durch den Kohlenverbrauch, auf 17½ Fuß vermindert. Das Schiff ist im Stande im Ganzen 250 Passagiere komfortable zu beherbergen und ungefähr 600 Tonnen an Frachtgütern aufzunehmen. Es sind größtentheils theure Waaren, feine Seidenstoffe, Tuch, Opium rc. aus Deutschland und Frankreich, welche, selbst in ihrer beschränkten Quantität, zuweilen einen Werth von einer Million Dollars repräsentiren, indem billige Handelsartikel die hohen Frachtspesen von 25 Doll. (für schwere Güter) von 38 Doll. (für leichte Waaren) nicht zu ertragen vermögen. Zuweilen kommt wohl auch ein Cargo ganz eigenthümlicher Art zur Befrachtung. So war erst bei einer neuerlichen Fahrt ein deutscher Spekulant, ein zweiter Vogelhändler aus Imst, am Bord, der eine lustige Sängergesellschaft von 1000 verschiedenen europäischen Singvögeln in zahlreichen Käfigen mit sich führte. Bekanntlich herrscht in Amerika großer Mangel an diesen Waldsängern, und da selbst gewöhnliche europäische Gattungen, wie Zeisige, Nachtigalen, Rothkehlchen, Lerchen u. dgl. oft mit 5—15 Dollars das Stück bezahlt werden, so war dieser Transport, trotz der Fracht von 150 Dollars und den funfzig Sterbefällen während der Ueberfahrt, eine wohlgelungene Spekulation. Durch solchen Gewinn angeeifert schiffen nun bei jeder Hermannsfahrt einige Dutzende deutsche Singvögel über den Ocean und dienen der Schiffsmannschaft zu einer leichten Quelle reichen Erwerbs. Der Passagier aber mag sich inmitten dieses verschiedenartigen Ge-

*) Die englisch-amerikanischen Assecuranzen versichern nur unter der Bedingung ein Schiff, daß dasselbe bei der Einfahrt und Ausfahrt von einem sachkundigen Piloten des Hafens bis zu einer gewissen Stelle geführt werde. Bei der ungeheuern Concurrenz dieses ziemlich einträglichen Gewerbes wagen sich die spekulativen Pilotenboote oft hundert Meilen weit hinaus ins Meer, um jedes ankommende Schiff wo möglich zuerst zu erspähen, und dadurch dem minder muthigen oder dienstlässigen Gefährten den Rang abzugewinnen.

zwitschers mit geringen Phantasieanstrengungen in einen sangbelebten Wald unserer deutschen Gauen versetzt wähnen.

Die Schiffsmannschaft (crew), einschließlich des Kapitäns und des Arztes, beläuft sich auf 150 Personen, worunter sieben Ingenieure und dreißig Maschinenarbeiter. — Bei unserer gegenwärtigen Reise befanden sich 55 Passagiere erster Kajüte (à 160—190 Thaler Gold) und 80 Passagiere zweiter Kajüte (à 100 Thaler, die Beköstigung inbegriffen) am Bord; zugleich waren 200 Tonnen verschiedener Waaren in einer oberflächlichen Schätzung von 350,000 Dollars in Ladung. Das Schiff selbst ist für jede Reise zu seinem beiläufigen Kostenbetrage von 300,000 Dollars versichert.

Das Comfort des Schiffes und namentlich der ersten Cajüte mit seinem prachtvollen, goldverzierten Hauptsalon, dem breiten reinen Verdeck zur reizenden lustigen Promenade und den niedlichen Rauchhallen am obersten Schiffsende ist wahrhaft überraschend, und da nur die splendideste Verwaltung eine Concurrenz mit den verschwenderisch ausgestatteten englisch-amerikanischen Dampfbooten bestehen läßt, so steigern sich die Verpflegungskosten jeder Fahrt in fast unerschwinglicher Weise. Eine Kuh der theuersten Devonshirerace liefert in bester Güte den täglichen Milchbedarf, ein kaltes Douchebad erquickt wohlthätig den fortwährenden Lufteindrücken ausgesetzten Körper, reichliche Eismischung machte selbst aus dem filtrirten Meerwasser ein angenehm labendes Getränk, und damit auch der Toilette ihr Recht gesichert bleibe, besorgt ein Barbier die tägliche Gesichtsverschönerung und Haarkräuselung der eleganten Männergesellschaft. Was die Küche betrifft, so bietet das um 8 Uhr eingenommene Frühstück auf einer zierlich geschriebenen Breakfastbill bereits eine Auswahl von mehr als 20 Gerichten; das zweite Frühstück, um 12 Uhr (Luncheon) füllt die fast unabsehbare Tafel mit nicht wenigen Speisen kalter Küche; das Diner um 4 Uhr überrascht selbst das Auge des lüsternsten Gourmands durch die Zahl der auf silbernen Schüsseln kredenzten Delikatessen, welche meist ein Viertelhundert übersteigen; und das Souper um 7 Uhr Abends streitet an Reichthum und Auswahl des Gebotenen mit dem zweiten Frühstück um die Ehre. Und sollte man glauben, daß an diesen verschwenderischen, gesundheitzerstörenden Mahlzeiten der größte Theil der Schiffsgesellschaft den thätigsten Antheil nimmt, daß zuweilen sogar auf die ungerechtfertigste Weise eine einzelne übermüthige Klage über zu geringe Speisewahl oder ungenügenden Gaumenkitzel verlautet? In der Brust eines spartanischen Mäßigkeitsapostels wäre vielleicht aus Unmuth über diese frevelhaften Gelüste der schadenfrohe Wunsch rege geworden, die üppige Provision dieser Küche möchte einige Tage vor der Ankunft unversehens versiegen, und die Leckermäuler, welche mit solch verderbten Angewohnheiten ihr Glück in der neuen Welt suchen, eine Zeitlang als wohlthuende Buße, zur bescheidenen Soldatenration eines trocknen Rauchfleisches oder eines harten Schiffszwiebacks verurtheilt seien. Bei solcher Lebensweise erscheint ein Arzt als bedürftigste Beigabe, und die Schiffsapotheke des Dr.

Kämmerer ist so reichlich mit Arzeneien und chirurgischen Instrumenten ausgestattet wie es nur die üppigsten Tafelgenüsse erheischen. Die Kosten der Tafel betragen für jede Hin- und Rückreise nahe an 2000 Dollars, und die sämmtlichen Spesen der Fahrt übersteigen die Summe von 40,000 Dollars. Solche Kosten wären in der That bei dem bisherigen Verkehr auf die Dauer wohl unerschwinglich, würde nicht die amerikanische Regierung für die Beförderung der Postpakete einen Beitrag von 16,666 Dollars 16 Cents (oder 100,000 Doll. jährlich für die regelmäßigen sechsmaligen Doppelfahrten eines jeden Schiffes nach Bremen und zurück als Zubuße leisten. Dafür mußte sich freilich die Actienunternehmung gleich der andern hiesigen Packet-Dampfschifffahrts-Gesellschaft gegen die amerikanische Regierung contraklich verpflichten, im Falle eines Krieges ihre sämmtlichen Schiffe in Kriegsdampfer zu verwandeln und dieselben der Marine der Vereinigten Staaten gegen eine bestimmte Entschädigung zur freien Verfügung zu überlassen. Auf diese Weise erspart das kluge Gouvernement in Zeiten des Friedens die schwere Bürde einer Kriegsdampfmarine, die Actien-Gesellschaft hat den nicht unerheblichen Vortheil einer kostenerleichternden Subvention, und das Publikum endlich die angenehme Genugthuung, auf Schiffen zu reisen, deren Bau durch die in Aussicht stehende Verwendung solider, sorgfältiger und großartiger ausgeführt werden mußte, als jener von Fahrzeugen zu gewöhnlichen Reisezwecken.

Treten wir vom eleganten segelumflatterten Verdeck auf zierlich durchbrochenen Eisenstufen drei Stockwerke hinab in den Maschinenraum, wo zwei Dampfmaschinen von 750 Pferdekraft Tag und Nacht in lärmender Bewegung sich befinden und rußige Gestalten, die vier unersättlichen Feuerschlünde unaufhörlich mit Speise versehen, so ergreift wohl den Muthigsten in diesem geisterhaften Aufenthalt, 40 Fuß tief unter dem Verdeck, ein unheimliches Gefühl. Aber alle Beklommenheit wird bald überwältigt durch das erhebende Bewußtsein jener geistigen Kraft im Menschen, der es gelang, die gewaltigsten Elemente seinen Zwecken dienstbar zu machen. Und vielleicht knüpft der tiefere Beobachter an dieses Gefühl noch die Wahrnehmung, wie ein freies Volk in seinen Leistungen zugleich auch das geistig regsamste, in seinen Strebungen und Erfindungen stets das bewundernswertheste und mächtigste ist! In diesen Räumen lagerten 700 Tonnen Steinkohlen, von denen in der Regel während der Fahrt 40 Tonnen täglich verbraucht werden. Eine Tonne ist im Verhältniß zu 18 Centner Zollgewicht, und kostet gegenwärtig 5 Dollars. Eine kleine Quecksilbersäule steht durch eine Röhrenleitung in direkter Verbindung mit den Dampfkesseln und eine bis 20 Zoll numerirte Skala (steam gage) zeigt genau den Druck des Dampfes. Man rechnet zwei Quadratzoll Druck auf ein Pfund Dampf und wendet nie mehr als 15 Pfund Dampf für 100 Quadratfuß an. Eine zweite interessante Vorrichtung ist die Bestimmung der Zahl der Radumdrehungen während der Dauer der ganzen Fahrt, ähnlich jenen Maschinen auf Brücken und anderen zollbelegten Passagen, deren gewissenhafte Registrirungen

eines jeden einzelnen Reisenden, selbst dem mißtrauischen Beobachter zur beruhigenden Controle dient.

Wir fuhren bei ruhiger See in einer Geschwindigkeit von 12½ bis 13 Knoten pr. Stunde und legten in der ersten Woche unsere Reise derart regelmäßig 280–300 Meilen binnen 24 Stunden zurück, daß über die Dauer unserer Reise bereits sanguinische Hoffnungen laut wurden. Die Witterung blieb zwar fortwährend rauh, kalt, unfreundlich, aber der Wind war günstig und das Meer wenig bewegt; und so trösteten wir uns mit der seemännischen Voraussetzung, daß sich auch dieses Ungemach, sobald wir einmal das viel gefürchtete Black hole und die nebelberüchtigten Neufundländer Bänke im Rücken hätten, in eine heitere sonnenfreundlichere Atmosphäre auflösen würde!

Das Black hole ist eigentlich nichts weiter als ein Phantom, eine eingebildete unaufhörlich sturmbewegte Stelle, die sich zwischen dem 30. und 45. Breitegrade befinden soll; die Neufundländer Bänke hingegen, auf welchen das Meer zum ersten Male wieder in einer Tiefe von 200–300 Fuß stellenweise Grund gewinnt, genießen den Ruhm eines immerwährenden Nebels, welcher in dieser Region, wo im Frühling die rauhe Emigration grönländischer Eisberge nach dem Süden so häufig ist, selbst größeren Schiffen sehr gefährlich werden kann.

Am 2. Juni gegen 1 Uhr Nachmittags, seltsamer Weise gerade zur Zeit, wo wir die nebelverdächtigten Bänke erreichten, klärte sich der Himmel auf, und wir erblickten bei einem Thermometerstand von 50° Luft und 42° Wasser und einer Barometerhöhe von 29° 90 in einer Entfernung von ungefähr 5 englischen Meilen unter 36° 12′ Grad nördl. Breite u. 47° 1′ westl. Länge einen vom glänzendsten Sonnenlichte beschienenen kolossalen Eisberg, von beiläufig 100 Fuß Höhe und 250 Fuß Länge über der Wasserfläche, was ungefähr dem Drittheile seiner ganzen Größe gleich zu rechnen sein dürfte. Wie mit einem elektrischen Schlag war die ganze Schiffsgesellschaft, theils aus Neugierde, wohl mehr noch aus Schreck aufs Verdeck geflogen, und die vorhandenen Operngucker und Fernröhre waren in der geschäftigsten Bewegung.

Wasservögel, insbesondere Seemöven, Taucher und zahlreiche Fischschwärme belebten mit einem Male die Scene, sogar Fischerboote vom Cap Cod in Massachusets wurden sichtbar, und die letzten Strahlen der in ihrer ganzen Pracht scheidenden Sonne beschienen noch die Gipfel größerer und kleinerer Eisberge, welche in bescheidener Entfernung in höchst phantastischen Gestalten zum Vorschein kamen. Am 3. Juni gegen 12 Uhr wurde das Meer plötzlich mächtig bewegt, und das rasche Sinken des Barometers, ein scharfer, kalter Nordwind und ein dichteinfallender Nebel erschienen als sichere Vorboten eines nahen Unwetters. Der Himmel verdunkelte sich, die Wogen schlugen höher und höher, über dem tobenden Elemente flatterten scheu und unheimlich ungewitterahnende Seemöven, und mitten auf der entfesselten Fluth taumelte Nuß-

schalen gleich unsere hölzerne Arche! Unsere ganzen Hoffnungen waren sehnsuchtsvoll nach der kleinen Quecksilbersäule gerichtet, die prophezeiungsschwer in der Vorhalle des Hauptsalons hing, und zu der karawanenartig nicht nur das leichtgläubige Schiffsvolk, sondern auch Kapitän und Steuermann wie zu einem Orakel wanderten. Aber der viel begaffte, von mancher furchtsamen Dame angeflehte Barometer behielt nicht nur hartnäckig seinen niedern Stand, sondern war sogar fortwährend im Fallen begriffen, und das Einzige was stieg, war die Angst der Passagiere. Die Unheimlichkeit, das Gefahrvolle unserer Lage nahm bei eintretender Nacht noch mehr zu, wo sich zu einem dichten Nebel eine totale Finsterniß gesellte, und nicht nur der weibliche Theil der Schiffsgesellschaft hielt in seiner Aufregung einen Zusammenstoß mit Eisbergen, Felsklippen und Schiffen für unvermeidlich; auch vollbärtige Passagiere, welche den ganzen Tag über mit ihrem Muthe und ihrer Unerschrockenheit bramarbasirt hatten, zogen vor, anstatt sich bequem im Bett zu wiegen, in gestiefelter Toilette im großen Salon die ganze Nacht zu wachen, um beim ersten Nothsignal rasch und rettungsbereit aufs Verdeck eilen zu können.

Indessen hatte unser umsichtiger Capitän die weitreichendste Vorsicht getroffen, um durch scharfäugige Wächter fertige Feuersignale, unausgesetzte Glockenschläge *) und einen langsamern Gang der Maschine die drohende Gefahr irgend eines Zusammenstoßes nach Möglichkeit abzuwenden. Die vielbefürchtete Nacht ging glücklich, ohne den geringsten Unfall, vorüber, und wir hatten sogar trotz der Ungunst des Wetters in den letzten 24 Stunden 233 Meilen zurückgelegt.

Bei dieser Gelegenheit wurde es uns wieder recht klar, wie bei dem gegenwärtigen Höhepunkt der Nautik der größte Theil der jährlichen Seeunfälle mehr der menschlichen Unwissenheit und Nachlässigkeit als der Wuth der Elemente zugeschrieben werden muß. Wie wohlthätig nützlich reicht nicht der Geist der Wissenschaft dem praktischen Seemanne überall die Hand? Da ist der übliche Log, der die Geschwindigkeit des Schiffes nach Knoten**) berechnet, und der neuerfundene Patent-Log (propeller), welcher die täglich zurückgelegte Meilenzahl getreu verzeichnet. Die Anwendung von Chronometern, Quadranten und Sextanten läßt mit mathematischer Gewißheit den Breite- und Längengrad bestimmen, unter welchem ein Schiff segelt; andere auf geistreich combi-

---

*) Der geniale Kapitän, immerwährend auf Verbesserungen bedacht, hat die Absicht, schon bei der nächsten Fahrt anstatt der bisher üblichen, eine engl. Meile weit vernehmbaren Glockenschläge, den ausströmenden Dampf als Pfeife zu benutzen, deren gellender Ton in noch größerer Entfernung hörbar sein dürfte, als Glockensignale, selbst Hornstöße, welch letztere mich immer an das markdurchdringende Gebrülle der Leipziger Nachtwächter bei Feuersgefahr erinnern.

**) Ein Knoten ist = 45¾ engl. Fuß in 28 Sekunden Sandablauf = 1 Stunde.

nirte Proben basirte Hülfsmittel vermehren die Sicherheit, das Comfort und die Schnelligkeit des Schiffes, und werden oft sogar einem schwerfälligen Segler den Vortheil über seinen baubegünstigten Gegner einräumen. So z. B. erfuhr der Hermann unter der unermüdlichen Sorge seines neuen Kapitäns in Folge einer geschickten Vertheilung seines Ballastes (trimming), durch Beschwerung oder Erleichterung gewisser Schiffsstellen mittelst wassergefüllter Fässer, Ankerverschiebung, Versetzung der Eisenstöcke (cantlings), der Kanonen, der Ladung, des Kohlenvorrathes u. s. w. eine so bedeutende Erhöhung seiner Segelfertigkeit, daß derselbe im Stande war, anstatt wie bisher 10 Meilen, gegenwärtig 14 Meilen in der Stunde zurückzulegen, mithin um 4 Meilen mehr als das Maximum seiner frühern stündlichen Leistungsfähigkeit.

In den letzten Tagen unserer Fahrt hatten wir fast beständig conträren Wind, hochgehende See und dermaßen Regen und Nebel, daß wir seit dem 31. Mai gar keine astronomischen Beobachtungen anstellen konnten, und zuweilen nur 7–8 Knoten in der Stunde zurücklegten. Am 7. Juni endlich um 5¾ Uhr Morgens 20 Meilen O.N.O. von dem Highland kam mit großer Anstrengung ein an der Chiffre seines Segels erkennbares Lootsenboot herangesteuert; das Dampfschiff wurde angehalten und der küstenkundige Pilot erhob sich auf einer Strickleiter zu uns aufs Verdeck. Sein erstes Geschäft war dem Kapitän den New York Herald vom selbigen Morgen zu überreichen, der die noch neueste Nachricht von der Wahl des General Pierce zum demokratischen Kandidaten für die nächste Präsidentschaft enthielt.

Gegen 7½ Uhr bekamen wir zum ersten Mal die amerikanische Küste zu Gesicht; jenen langen flachen Landstrich von Long Island, der sich in nordwestlicher Richtung hinzieht und bereits die herrlichsten Ansiedlungen, die prächtigsten Bauten zählt. Nun kam ein neues Leben in die seekranke Reisegesellschaft. Es war eine wirre Geschäftigkeit der seltensten Art. Die grüne lachende Freudigkeit der Scenerien, welche allmälig dem neugierigen Auge sichtbar wurden, übertrug sich auf jeden Einzelnen der Schiffsgesellschaft. — Das erste Haus, dessen wir bei unserer Näherung ansichtig wurden, war kein Palast des Luxus oder schwelgerischen Reichthums, es war ein Asyl der Armuth, ein großes Hospital. Links schwammen noch halb im Nebel die üppig grünen Fluren von Staaten Island, und entfalteten nur allmälig ihre ganze Wälderpracht. Die Thürme von Sandy hook lighthouse, die Navesink Leuchtthürme und die lieblichen Ufer von Neu Jersey links, der hohe Kirchthurm von Trinity Church, die bunten Massen von Segelschiffen und Dampfern rechts, treten aus ihrer magischen Verschwommenheit immer vollendeter und ausgeprägter näher; einen Augenblick wird angehalten, um an der Quarantaine den Sanitätsoffizier zur formellen Prüfung des Gesundheitszustandes aufzunehmen, aber bald setzt sich die keuchende Maschine wieder in Bewegung und fährt an dem „horse shoe“ vorüber, durch die „Narrows“ in den Hafen von Neu York. Offen und frei wie seine Institutionen blickt diese freundliche Stadt

jedem Ankömmling mit heiterer Physiognomie ins Auge und heißt den Vaterlandslosen doppelt willkommen.*)

Punkt 11 Uhr Vormittags athmete die Maschine zum letzten Mal, der Dampf qualmte massenhaft aus dem rothübertünchten Rauchfange und erinnerte durch sein Getöse an das feierliche Gebrumme einer Riesenglocke; die mächtigen Triebräder hielten inne, nachdem sie seit Bremen 255,997 Umdrehungen vollendet, — wir lagen am Hudson im dritten Pier vor Anker.

Die Reise von Southampton hierher, 3150 engl. Meilen war in der selten erreichten Kürze von 11 Tagen 19 Stunden zurückgelegt worden**) und die Zufriedenheit der Reisenden mit dem Comfort des Schiffes und der freundlichen Zuvorkommenheit des Kapitäns und seiner Offiziere war eine so allgemeine, daß man einstimmig beschloß, Kapitan Higgins und sein Schiff durch eine öffentliche Anerkennung zu ehren. — Möge man es als den Ausdruck der reinsten Theilnahme an diesem für Deutschlands Beziehung zu Amerika so wichtigen Unternehmen betrachten, wenn wir schließlich einige Andeutungen beifügen, auf welche Weise unserer unmaßgeblichen Meinung nach das Gedeihen dieser neuen Verkehrslinie zu fördern und dauernder zu sichern sein dürfte.

Vor allem müßte die Zahl der verkehrenden Schiffe um mindestens drei Dampfer vermehrt werden, dermaßen, daß im Ganzen zwischen Bremen und Neu York fünf Boote eine regelmäßige Verbindung unterhielten. Auf solche Weise könnten jeden Monat zwei Fahrten stattfinden und ein Schiff in steter Reserve bleiben. Das Unternehmen gewänne dadurch an Vertrauen, man dürfte nicht mehr wie jetzt befürchten, daß durch irgend einen unerwarteten Zwischenfall die Fahrt Aufschub oder gar Einstellung erlitte, und der Zug oceanischer Reisenden aus Deutschland würde sich gewiß bald schon aus Grund bedeutender Zeit- und Kostenersparniß in rascher Zunahme nach Bremen richten. — Sodann dürfte eine einfachere minder üppige Küche den deutschen Gewohnheiten mehr zusagen, und deren Einführung um so gerechtfertigter erscheinen, als der größte Theil der Reisenden Deutsche sind, und sie wohl zu jeder Fahrt zwei Drittheile des ganzen Passagiercontingents stellen. Und es wäre eine doppelte Genugthuung, wenn durch eine solche Vereinfachung der gegenwärtigen wahrhaft verschwenderischen Küche zugleich eine Ermäßigung der Fahrpreise erzielt werden könnte. —

K. Sch—r.

---

*) Jeder Fremde, der zum ersten Male die Vereinigten Staaten besucht, hat ein Kopfgeld von 1 Dollar zu bezahlen. Für die Reisenden des Hermann zahlt die Gesellschaftskasse diese Taxe, deren Ertrag für die Unterstützung armer, kranker Einwanderer Verwendung findet.

**) Noch im Jahre 1850 war die Reisetour eines Dampfschiffes von Bremen nach New York, incl. des Aufenthaltes in Southampton durchschnittlich 21 Tage, die längste Fahrt 23 Tage, die kürzeste 19 Tage.

Das politische Parteiwesen in den Vereinigten Staaten.

Wir geben in einem nachfolgenden Aufsatze einen ausführlichen Bericht über die Vorbereitungen zu der Wahl eines neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten. Der Leser wird aus demselben sich eine deutliche Vorstellung von der eigenthümlichen Art und Weise bilden können, in welcher die Nordamerikaner ihren obersten Staatsbeamten ernennen. Sie würden aber das innere Getriebe nicht verstehen, wenn sie nicht zuvor sich darüber orientirt haben, wie die Parteien sich gestalteten.

Das Parteiwesen ist in jener transatlantischen Republik von weit größerer Bedeutung und Wichtigkeit, als in irgend einem europäischen Staate. Seit Annahme der Bundesverfassung knüpft sich die Geschichte des Landes eben an die verschiedenen Parteien, welche ganz anders gestaltet sind als jene in Europa. Hier, in der alten Welt, stehen die Vertheidiger volksthümlicher Rechte den Vertheidigern des sogenannten göttlichen Rechtes, der Legitimität, gegenüber. In den Vereinigten Staaten hat dagegen die Demokratie vollständig gesiegt, und seitdem die englischen Loyalisten und Tories das Land geräumt hatten, fand die Legitimität keinen einzigen Vertheidiger mehr. Jedermann steht seitdem auf dem Boden unbedingter Volkssouverainetät, und seit 1789 erkennen alle Parteien ohne Ausnahme den Volkswillen als die einzig berechtigte Quelle all und jeder Staatsgewalt an.

Einer der wenigen Engländer, welche die amerikanischen Verhältnisse ohne Vorurtheil betrachten, — der kürzlich auf seiner Rückreise aus Indien verstorbene Alexander Mackay, — bemerkt in seinem Werke über die Vereinigten Staaten: es müsse dem oberflächlichen Beobachter allerdings auffallend erscheinen, daß in jenem Lande überhaupt ein so starker Parteigeist vorhanden sei. Wenn wie man behauptet, die Regierung nur im Interesse der bei weitem überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung handelt, so müsse das, theoretisch betrachtet, gerade in den Vereinigten Staaten mehr als anderwärts der Fall sein, weil dort Alles von den Bestimmungen der Majorität abhängt, von der man annehmen müsse, daß sie gleichsam aus Instinkt den rechten Weg finden werde. So würde es sein, wenn das Volk so verständig wäre, als es sein könnte, und so patriotisch als es sein müßte. Aber auch der allerunbedingteste Republikanismus bietet kein unbedingtes Hülfsmittel gegen die Schwächen der Menschen, und die unbedingte Demokratie keinen Schutz gegen die Selbstsucht der Einzelnen. In den Massen giebt es immer Viele, welche roh und ungebildet oder leichtgläubig sind; auch die besten Institutionen stellen das Gemeinwesen vor Mißbräuchen keineswegs sicher.

Die große amerikanische Republik ist nicht etwa der Schauplatz politischer Harmonie, sondern ein ungeheures breites Feld für ein politisches Parteitreiben, das sich durch eine Heftigkeit auszeichnet, wie sie kaum je in einem andern

Lande vorgekommen. Aber dieses Parteitreiben ist unblutig; man „guillotinirt in Amerika nicht den Kopf vom Rumpfe;“ sondern statt der Guillotine hat man die Stimmurne, und einer Partei wird von der andern der Hals abgeschlagen, ohne daß sie darum aufhörte, sich des politischen Lebens zu erfreuen. Sie wird in den Wahlkämpfen besiegt und muß nun zuwarten, bis die Reihe zum Siegen wieder an sie kommt, was auch insgemein nicht allzu lange dauert. Sie kann aber nur auf einen Triumph rechnen, wenn sie ihre Gegner überstimmt; es wird also unumgänglich nöthig sein, so viele Stimmen als irgend möglich für sich zu gewinnen. So kommt es gleichsam von selbst, und liegt im Wesen des amerikanischen Volkslebens, daß Jeder ein mehr oder weniger thätiger Parteimann ist. In den Vereinigten Staaten ist Jedermann auf sich selbst gestellt und politisch durchaus unabhängig; er findet keine Thüre verschlossen, es kommt lediglich auf ihn an, was er aus sich zu machen weiß. Es giebt im Grunde eben so viele Parteimänner als stimmberechtigte Männer.

Für uns Europäer hat die Betrachtung dieser Wahlkämpfe ein großes Interesse. Wir erblicken auf der ungeheuern Arena, die von New York bis San Francisco und von Minnisota bis Texas reicht, eine politische Regsamkeit, welche in Erstaunen setzt. Aber es ist nicht leicht, in diesem Gewirr des Parteilebens einen Faden aufzufinden, an welchem man sich hindurchwinden könnte. Wäre der Vergleich mit einer Maschine zuläßig, so könnte man sagen, diese Maschine mit ihren Kurbeln, Rädern und Walzen arbeite nach allen Richtungen hin und in jeden nur irgend denkbaren Winkel; der Mechanismus sei ungemein verwickelt und in seinen Bewegungen sehr weit umfassend. Als das Wunderbare an dem Ganzen erscheint aber der Umstand, daß diese merkwürdige Maschine nicht in hunderttausend Trümmer zerschellt. Aber gerade das erklärt sich sehr leicht und einfach. In diesem scheinbaren Gewirre ist eben doch Regelmäßigkeit und Methode. Das amerikanische Parteiwesen ist wie ein großer Banianenbaum mit einem gewaltigen Hauptstamme und einer sehr großen Menge von Ausläufern und Nebenschüssen.

Die großen Parteien zerfallen nämlich in eine große Menge von Unterabtheilungen, Sektionen und Untersektionen. Im Allgemeinen ist die demokratische wie die Whigpartei über gewisse leitende Principien einig, und diese werden festgehalten; über einzelne Gegenstände aber zerspalten sie sich. Dann giebt es innerhalb der Partei die heftigsten Kämpfe; sobald es sich aber darum handelt, der anderen Partei im entscheidenden Augenblicke entgegenzutreten und das Schlachtfeld zu behaupten, so steht die aus Millionen Köpfen zusammengesetzte Partei wie Ein Mann da. Das zeigte sich in diesen Tagen, als in der Mitte Juni die Demokraten ihre Bevollmächtigten zur Convention nach Baltimore sandten, um dort über die Wahl einer geeigneten Persönlichkeit sich zu verständigen, auf welche die Stimmen der Partei sich vereinigen sollen. Durch die Sklavenfrage war ein tiefer Riß auch in die demokratische Partei gekommen; die Nationaldemokraten, Old Hunkers, und die Barnburners, Freesoilers,

hatten bis dahin gleichsam einander die Ohren vom Kopfe gerissen. In Baltimore war der Kampf äußerst hartnäckig. Aber nachdem sich die Kräfte der einzelnen Fraktionen gegen einander gemessen, gelangte man zu vollster Einmüthigkeit, machte Front gegen die Whigpartei und sieht nun, mit furchtbarer Macht ausgerüstet, dem Tage der Wahlschlacht mit Zuversicht entgegen. In der scheinbaren Verwirrung der Parteien wird doch bei jedem irgend wichtigen Vorgange eine äußerst strenge Mannszucht beobachtet; namentlich bethätigt sich eine wunderbare Cohäsionskraft, sobald es sich um Wahlen und Maßregeln handelt welche für das ganze Land von Bedeutung erscheinen. Dann vergißt man den innern Zwist, oder vertagt ihn bis auf Weiteres.

Aber welches auch die Frage sein möge, die gerade das politische Tapet einnimmt, und gleich viel ob sie sich auf einzelne Ortschaften, Bezirke, Staaten oder auf die ganze Union bezieht, Eins steht allemal fest: — die Parteiwogen haben immer Fluthhöhe. In der alten Welt handelt es sich, wie schon oben bemerkt ward, meist um zwei große, einander entgegengesetzte Principien, zwischen alten und neuen Systemen. Bei dem Kampfe über solche Lebensfragen, über Grundsätze welche die eine oder andere Regierungsformen bedingen, ist die Stärke der Parteileidenschaft eben so natürlich als erklärlich; nicht minder begreift Jeder, welcher Menschen und Geschichte kennt, den zeitweiligen Enthusiasmus der Völker und die revolutionären Ausbrüche, welche oft das Gepräge der Großartigkeit tragen. Aber in Amerika wird oft bei scheinbar geringfügigen Dingen ein Luxus von Parteigeist entfaltet. Alles, worüber in Europa die Völker mit der Legitimität streiten, ist dort längst erreicht; es wird von keiner Seite her irgendwie in Frage gestellt oder angetastet und bedrohet. Hier ist also nichts mehr zu thun; man sieht sich auf praktische und innere Fragen beschränkt, und bethätigt nun bei der Wahl von Dorf- und Stadtbeamten einen Eifer, dem nichts gleich kommt. Denn bei der Eigenthümlichkeit der Staatseinrichtungen und bei der gegenseitigen Stellung der großen Parteien ist es nicht im mindesten gleichgültig, ob in der Gemeinde, dem Bezirke oder im Staate ein Anhänger der einen oder anderen Partei zu dem oder jenem Amte gewählt wird. Die politischen Gefechte nehmen daher in der Union das ganze Jahr hindurch kein Ende; in dem weiten Gebiete wird heute da, morgen dort eine Schlacht geliefert, und das Guillotiniren in der Presse, in der Stimmurne, im Gemeinderath, in den gesetzgebenden Versammlungen oder im Congreß nimmt gar kein Ende. Im Handel und Wandel kommen flaue Zeiten vor; der Landwirth hat seine ruhigen Tage in manchen Monaten des Jahres, aber in politischen Dingen kommt der Amerikaner, in seiner Gesammtheit betrachtet, nie zur Ruhe. Vom ersten Januar bis zum einunddreißigsten December muß er unablässig auf der Warte stehen; das Millionentheil Vollmächtigkeit (Souverainetät) das er in sich verkörpert, bringt ihm eine Menge von Pflichten und Obliegenheiten, und da er mit seinen Nachbarn von der andern Partei unablässig kämpft, so kommt allmälig etwas von politischer Strategie in ihn.

Gott Mammon hat in allen Ländern viele und allemal durchaus aufrichtige Verehrer, und in den Vereinigten Staaten reichlich eben so viele, wo nicht noch mehrere als anderwärts. Denn in jenem Lande giebt Reichthum ebensowohl Vortheile wie in den Monarchien der alten Welt; der thätige Mann hat Aussicht irdische Glücksgüter zu erwerben, und dann gesellschaftlich eine Rolle zu spielen, wenn er will. Aber die Reichen gelten in ihrer Sphäre doch nur so viel, als man sie überhaupt gelten lassen will; in der Schale der politischen Wage haben sie an sich eben kein Schwergewicht zu werfen. Denn Jeder ist eben Politiker und Alle haben gleiche Rechte.

In den nördlichen Staaten, welche bekanntlich stärker und dichter bevölkert sind als jene im Süden, findet man sehr begüterte Klassen vorzugsweise nur in den Städten; auf dem Lande leben mäßig begüterte Landwirthe, und für das Emporkommen einer ländlichen Aristokratie von Gutsbesitzern fehlt es bei der gleichen Vertheilung des Bodens an jeder Vorbedingung. Eben so mangelt auch ein ländliches Proletariat, welches durch die in Europa so unheilvoll wirkende unbedingte Theilbarkeit der Bauernhöfe nothwendig erzeugt wird. In den Vereinigten Staaten ist auch in den alten Staaten noch auf ein Jahrhundert hinaus neuer Grund und Boden für verhältnißmäßig billigen Preis zu erwerben; und wem es in den alten Staaten zu eng wird, der zieht nach Westen oder Süden, um sich dort anzusiedeln. So bildet überall ein mäßig wohlhabender Stamm von Landwirthen den Haupttheil der Bevölkerung außerhalb der Städte, und gerade diese Klasse von Bürgern giebt den politischen Verhältnissen der großen Union ein eigenthümliches Gepräge. Der Landwirth ist nämlich meist ein Mann, welcher an öffentlichen Angelegenheiten sehr lebendigen Antheil nimmt. Zunächst bekümmert er sich um alle Verhältnisse seiner Gemeinde. Dort wählt er Mitglieder in die Ausschüsse für das Schulwesen, für Straßen- und Brückenwesen; er wählt den Friedensrichter und andere Beamte; er muß darauf gefaßt sein eine Stelle oder mehrere selbst bekleiden zu müssen, denn alle werden durch Wahl besetzt. Seinen Pflichten als Wähler kann und will er sich nicht entziehen, und so wird er unwillkürlich und ganz von selbst ein Gemeindepolitiker. Aber auf diesem beschränkten Standpunkte kann er nicht lange verharren, denn die Gemeinde ist Theil eines Bezirkes, (der County), und er kann nicht umhin, sich als ein Mann, welcher nun einmal der Oeffentlichkeit angehört, auch um Bezirksangelegenheiten zu bekümmern. Er nimmt also auch an Bezirkswahlen Theil, und wollte er lässig werden, so würden seine Freunde und Nachbarn nicht ermangeln, den erschlafften Eifer neu zu beleben. In einigen Staaten, z. B. in Newyork, haben die Bezirksbeamten auch legislative Befugnisse neben der ausübenden Beamtengewalt; jeder Bezirk hat dort sein „Board of Supervisors“, und diese Körperschaft bildet ein Parlament im Kleinen, das in der Hauptstadt des Bezirkes die auf Finanzen, Wege, Schulen 2c. bezüglichen Dinge ordnet und bestimmt. Nun werden die Gemeindeämter und die Bezirksämter meist von solchen wohlhaben-

den Landwirthen bekleidet. Die Bezirke stehen aber mit dem Staate in innigster Beziehung, und so wird der Landwirth auch ein Staaatspolitiker, und dadurch kommt er in häufige Berührung mit Männern, welche anderen Berufsklassen angehören; er ist nun einmal mitten im Strudel der Politik. Unter den Beamten des Staates findet man allerdings auch manche Advokaten und Kaufleute, aber an Zahl überwiegen die Landwirthe, während jene doch eigentlich leitenden politischen Einfluß üben. Der ländliche Politiker hat sich nun allmälig in allen Verhältnissen des Staates gründlich zurecht gefunden, und meist begnügt er sich in dieser Sphäre. Ist er aber ehrgeizig und trachtet er nach Höherm, so ist die innere Politik des Staates für ihn nur ein Sprungbrett, von dem aus er das Höhere erreicht; er schwingt sich, wie man zu sagen pflegt, auf die Plattform der Union. Um aber jenes Sprungbrett zu erreichen, muß der Politiker viele Stadien durchmachen; in der Gemeinde zuerst, dann in der gesetzgebenden Versammlung oder als Beamter des Staats. Der ganzen Nation wird er eigentlich erst bekannt, sobald er über die Gränzen seines Staates hinausgeht. Man mag ihn in Ohio, Neuyork oder Virginien für einen ganz ausgezeichneten Mann halten, aber in der Union als solcher nimmt man eigentlich erst Notiz von ihm, wenn er im Congreß zu Washington auftritt, es sei denn daß er längere Zeit Gouverneur in seinem heimathlichen Staate war, und sich in irgend einer großen nationalen Angelegenheit in der Weise hervorthat, daß er die allgemeine Beachtung auf sich lenkte.

Somit muß der amerikanische Politiker erst eine Reihenfolge von Stufen erklimmen, bevor er in weiteren Kreisen Ruf und Bekanntschaft gewinnt. Auf den ersten Blick mag es befremden, wie es einem Geschäftsmann, der seine eigenen Angelegenheiten nicht vernachlässigen will, möglich ist, der Politik so viel Zeit zu opfern. Und viel Zeit kostet sie allerdings, und sie greift in alle möglichen Lebensverhältnisse ein. Allein der Amerikaner hat es verstanden, dem Pfluge, dem Comptoir, der Werkstatt ihr Recht angedeihen zu lassen, und der Politik gleichfalls. Er hat nämlich die Parteien vortrefflich disciplinirt. Für den Landwirth, der über das Land zerstreut wohnt, müßten zum Beispiel die häufigen Wahlen sehr kostspielig in einem Lande sein, wo Zeit mit Geld gleichbedeutend ist; aber man hat die Sache in der Weise eingerichtet, daß dieser Verlust nur sehr gering erscheint. Die Wahltage fallen für Jedermann bequem, und die ganze Organisation ist der Art, daß der Geschäftsmann keine Einbuße an Zeit erleidet.

Es gilt für ehrenhaft, streng mit der einmal erwählten Partei zu gehen. So ist der Amerikaner als Parteimann in der Regel zuverlässig, er folgt den leitenden Männern, aber nicht blind. Es liegt ohnehin schon in seinem calculirenden Nationalcharakter, daß er prüft; die Anhänglichkeit der Einzelnen an die Partei ist also viel weniger ein Werk des Zufalls oder der Unbedachtsamkeit, sondern reiflicher Ueberzeugung. In jenen Theilen, wo das Volk noch weniger sorgfältig unterrichtet worden ist, z. B. in einzelnen jüngeren Staaten mag es

sein, daß da und dort einzelne gewandte Führer einen ungebührlichen Einfluß üben; es wäre dann etwa ein Verhältniß vorhanden wie in Europa, wo wir doch auch eigentlich nirgends von einer „aufgeklärten“ Volksmenge reden können. Dagegen ist der Amerikaner von seinen Knabenjahren an mit politischen Dingen bekannt und an Raisonniren, an Erörtern gewöhnt. Mit Recht hat man gesagt, daß das junge Blut Amerikas einen ungeheuern Einfluß auf die Geschicke des Landes übe. Ob das gut sei, möge hier unerörtert bleiben; Uebelstände sind mit dieser Thatsache allerdings verknüpft; die jungen Leute, welche noch nicht stimmberechtigt sind, machen sich oft in politischen Dingen schon viel zu breit in ihren Flegeljahren; namentlich durch öffentliche Reden. Aber ländlich, sittlich. Die bejahrten Leute haben ihre Freude daran und muntern die Jugend auf; sie meinen daß diese Jugend dann um so eher einen praktischen Anstrich erhalten und mit den öffentlichen Belangen um so eher vertraut machen werde. So kommt es, daß auch der gewöhnliche Mann in der Partei insgemein sehr präcise zu sagen weiß um welchen Hauptpunkt es sich bei einer Streitfrage handele, mit andern Worten: er hat über eine Sache gedacht, er versteht darüber zu räsonniren. Ob er immer richtig räsonnirt, ist eine andere Frage; es erscheint aber als bedeutend, daß er sich die Dinge durch Erörterung nach seiner Art zurecht zu legen weiß. Wenn man Abends in die Wohnstube des Farmers tritt, so ist es gewiß als eine Ausnahme zu betrachten, wenn man ihn nach des Tages Arbeit und Mühen nicht beim Lesen einer Zeitung trifft. Denn in Amerika liest jeder, Mann, Frau, Kinder, und der Landwirth meint sehr richtig, er sei doch zum allermindesten verpflichtet die Lokalzeitung zu halten und zu unterstützen, welche Organ seiner Partei ist. Viele halten außerdem noch ein Blatt, welches in der Hauptstadt des Staates erscheint. Der Amerikaner kann es einmal nicht unterlassen, mit Jedem, am liebsten aber mit einem Ausländer, ein Gespräch über Politik anzuknüpfen. Zuerst wird er von den Marktpreisen sprechen, nachher kommen sicherlich öffentliche Angelegenheiten an die Reihe. Man findet diese ländlichen Politiker meist viel weniger einseitig als man wohl anzunehmen geneigt sein möchte, denn sie lesen sehr eifrig auch die Reden und Zeitungsartikel der Gegenpartei, wäre es auch nur um sie widerlegen zu können. So wird der Parteimann mehr oder weniger geistig geschult, und es ist daher keine ganz leichte Sache ihn hinters Licht zu führen oder ihn zu bestechen. Bestechungen kommen allerdings vor, sie sind aber von ganz anderer Art als in Europa. Gewiß wird sich eine Partei viel leichter am Bande der Führer leiten lassen, wenn jeder Einzelne nicht so unabhängig denkt, wie das in Amerika der Fall zu sein pflegt; wo die meisten Leute mehr oder weniger nur Werkzeuge in den Händen Anderer sind, wird man sie bis auf einen gewissen Punkt leichter regieren können. Aber in Amerika beruhet das Wohl und die Sicherheit des Staates auf der Intelligenz der Massen, und deshalb war die Fürsorge, den Kindern aller Bürger unentgeldlichen Schulunterricht zugängig zu machen, nicht bloß eine Nothwendigkeit.

Auch die Frauen nehmen lebhaften Antheil an politischen Dingen; doch sind Ladies welche als active Politiker auftreten, immer nur Ausnahmen. Wenn sie in größerer Anzahl Versammlungen und Reden halten und Adressen veröffentlichen, so handelt es sich allemal auch direkt oder indirekt um häusliche Angelegenheiten, z. B. in dem Sturme gegen König Alcohol.

Wer einen rechten Begriff von dem Parteitreiben in den Vereinigten Staaten sich verschaffen will, muß die Bewegungen in der Zeit vor irgend einer wichtigen Wahl beobachten. Die Zeitungen befehden dann einander mit furchtbarer Heftigkeit, man läßt an dem Candidaten der Gegenpartei nicht ein gutes Haar, die Reden in der öffentlichen Versammlung sind von der Art, daß sie dem Unterthanen eines modernen europäischen Polizeistaates über alle Maßen subversiv erscheinen; wer die Lage der Dinge nicht näher kennt, kann sich der Besorgnisse nicht erwehren, daß eine fürchterliche Katastrophe unvermeidlich sei, und daß es zum Alleräußersten kommen müsse. Und hört er am Wahltage selbst den gewaltigen Lärm, sieht er die Masse von Menschen mit Fahnen und Musik durch die Straßen ziehen, so meint er wohl, es gehe nun bald los. Aber nach einigen Stunden überzeugt er sich, daß Alles in Heiterkeit sich auflöst; man stimmt eben ab, und damit ist die Sache geschehen. So wird ein Präsident der Vereinigten Staaten, der Gouverneur irgend eines Staates in der allerfriedlichsten Weise erwählt; Millionen Leute gehen an die Stimmurne, und es kommt nicht einmal zu Schlägereien bei solchen Wahlen; bei solchen, welche sich auf lokale Angelegenheiten beziehen, gewinnen dagegen die Dinge manchmal einen anderen Charakter, und es geht turbulent genug her. Wir haben schon bemerkt, daß man bei dergleichen Wahlen möglichst viel Zeit ersparen will; sie dauern daher nur ausnahmsweise länger als einen Tag. Die Landgemeinden wie Städte sind in kleine Bezirke getheilt, deren jeder seine besondere Stimmbude hat. So wird der große Strom der Wählerschaft in eine Menge von kleinen Kanälen abgeleitet; sie besteht selten aus mehr als einigen hundert Köpfen in den einzelnen Abtheilungen, und die Wahlhandlung ist allemal schon vorbei, ehe eine gefährliche Aufregeung Platz greifen kann. Auch giebt es in den Vereinigten Staaten keine Hustings, öffentliche Rednerbühnen, von denen herab Candidaten vorgeschlagen oder Reden gehalten würden. Die Vorschläge werden in geschlossenen Räumen gemacht und dort auch die sogenannten Massenversammlungen gehalten. So hat man an der Stimmbude, am Wahltage, weiter nichts zu thun, als seine Stimme abzugeben. Zur Zeit, als General Harrisons Präsidentenwahl vor der Thür war, herrschte in der ganzen weiten Union eine furchtbare Aufregung; es wurden mehr als zwei Millionen Stimmen abgegeben, und doch hatte Alles einen ruhigen Verlauf; der Unfug, welcher stattfand, ereignete sich zumeist nur in den großen Städten, welche von Irländern heimgesucht sind.

Das amerikanische Parteitreiben strudelt und wirbelt dermaßen, daß man es mit dem Maelstrom bei den Lofodden verglichen hat. Man mag die jedes-

malige Parteifrage sehr genau kennen, weiß aber darum noch nicht, wie die einzelnen Parteien sich zu denselben stellen; denn es giebt neben den grundsätzlichen Widersachern auch gelegentliche. Auf den bloßen Namen, welchen die Parteien führen, darf man nicht zu viel Gewicht legen. Da hat man Whigs, nördliche Whigs, südliche Whigs, progressive Whigs, Freiboden-Whigs, Higher Law Men, Demokraten, nationale Demokraten oder Old-Hunkers, Barnburners, Nulliieres, Seceders, State rights Men, Föderalisten, Native Americans ꝛc.; und bei jeder wichtigen Gelegenheit bilden sich neue politische Schattirungen.*) Auch die Titel der Zeitungen drücken nicht allemal die Richtung der Blätter aus. Es giebt „Demokraten," welche von der Partei gar nicht als solche anerkannt werden, und eben so verhält es sich oft mit dem Titel Whig.

Ein Prüfstein für die Parteien ist allemal eine Wahl zum Congreß; dann kommt plötzlich System und Methode in das scheinbare Chaos. Die Partei im Großen und Ganzen schaart sich zu einer Phalanx zusammen, und die lokalen Abneigungen und die Schattirungen schweigen dann. Die einzelnen Theile verschwinden nothgedrungen im Allgemeinen. Es ist dabei wohl in Obacht zu halten, daß die großen Parteien alle ihre Wurzeln in großen nationalen Fragen haben, deren Saft von dem Hauptstamme ausgeht und zu demselben wieder zurückkehrt. Das Parteiwesen trägt nicht wesentlich einen sectionellen Charakter; die Vorgänge im Juni 1852 bei den Conventionen zu Baltimore geben abermals dafür einen deutlichen Beweis. Die Parteistreitigkeiten können in „sektionellen Differenzen" ihren Ursprung haben, sie sind aber dann im weitern Verlauf gar nicht durch eine geographische Scheidelinie getrennt. Es gibt keine südlichen und nördlichen, keine östlichen und westlichen Parteien. Die dem Norden genehm erscheinende Politik wird vielleicht in dem einen oder andern Falle vom Süden nicht gut geheißen und umgekehrt; aber darum ist diese Politik noch nicht specifisch nördlich oder südlich. Es giebt Freihändler und Schutzzöllner in allen Theilen der Union; es giebt im Norden auch viele Männer, die keine Gegner der Sklaverei sind, und das vielbesprochene Compromiß Heinrich Clays hat gerade im Norden die eifrigsten Vertheidiger und Freunde gefunden. Die feste Burg der Sklaverei ist im Süden, die Abolitionisten fußen im Norden; aber Freunde und Gegner der einen wie der anderen sind überall. Allein die Sclavenfrage hätte eine geographische Parteibedeutung gewinnen können, aber diese Angelegenheit ist vorerst und hoffentlich auf lange hinaus beseitigt.

In allen Fragen von nationaler Bedeutung treten zwei große Hauptparteien hervor. Die Union und die Verfassung bilden den Born aus welchem diese Parteien hervorquellen und wie zwei mächtige Ströme das ganze große

---

*) Kurze Geschichte der politischen Parteien in den Vereinigten Staaten bis zum Jahre 1846. Neu York 1851. Der auf dem Titel nicht genannte Verfasser ist Herr Hermann E. Ludewig. Das kleine Werk giebt eine gute Uebersicht der Entwickelung des Parteiwesens bis zu dem angezeigten Jahre.

Land durchziehen. Sie senden, wie wir schon bemerkten, auch eine Menge von Verzweigungen aus, aber diese fließen zur rechten Zeit allemal wieder in die Hauptgewässer zurück. Jedermann in den Vereinigten Staaten ist im Grunde Whig oder Demokrat. Ursprünglich handelte es sich in dem Streite zwischen Beiden über den Umfang der Souverainetät welche den Einzelstaaten beizulegen sei, und im Gegensatze um eine möglichst starke Centralregierung.

Die Whigs sind ebensowohl Republikaner die auf dem Boden der demokratischen Verfassung stehen; aber sie betrachten sich als Träger des conservativen Princips in dieser Verfassung, während die Demokraten für Männer des „Go ahead“, des Immer zu, Immer drauf, gelten. So erklärt sich daß namentlich in Fragen allgemeiner Politik, z. B. der auswärtigen, die Demokraten den Whigs viel zu rasch, stürmisch und nicht besonnen genug auftreten. Auch ist zu allen Zeiten das Geldinteresse hauptsächlich durch die Whigs vertreten und vertheidigt worden; sie waren für die Nationalbank, welche am Ende doch, und zwar mit vollem Rechte, von den Demokraten über den Haufen geworfen wurde; denn diese wollten eine von Privatleuten unabhängige Verwaltung der Staatsgelder herstellen. Die Whigs haben überhaupt den Banken Vorschub geleistet, die Demokraten sind aber darin über die Interessen Amerikas verblendet, daß sie dem Freihandel in englischem Sinne das Wort reden, sich gegen einen schützenden Tarif aussprechen und so dazu beitragen, daß ihr Land von dem gewerblich viel weiter vorgeschrittenen und mit sehr billigem Kapital arbeitenden England recht systematisch ausgebeutet werden kann. Die Whigs treten, nach europäischen Begriffen, anständiger auf, als die sich häufig roh gebehrdenden Demokraten; im Allgemeinen ist ihr Ton, Europa gegenüber, etwas mehr verblümt als jener der andern Partei; sie drücken sich höflicher aus, wenn man so sagen kann, vornehmer. Die Demokraten dagegen wissen nicht viel von politischen Skrupeln, wie sich das in den texanischen Angelegenheiten und im mexicanischen Kriege wieder gezeigt hat. Sie sind weit mehr Ultra als die Whigs, fragen immer nur ihr Parteiinteresse, machen sich aus dem Urtheil und den Ansichten der übrigen Welt blutwenig, und sind im Allgemeinen auch sehr ruhmredig. Erst kommt in ihrer Skala der Demokrat als Amerikaner, in zweiter Linie der Amerikaner, in dritter das, was man als Gentleman bezeichnet, während die Whigs von sich sagen, daß sie selbst das „gentlemanly Interest“ vertreten, während die Demokraten viel Jan Hagel (rabble) um und an sich hätten, der mit politischen Tollköpfen und Abenteurern durch Dick und Dünn gehe. Aber patriotisch durch und durch sind beide Parteien; beide stehen auf dem Boden der demokratisch-republikanischen Verfassung, über wirklich fundamentale Dinge ist unter ihnen eigentlich kein Streit, keine abweichende Meinung, und die Verfassung gilt der einen wie der andern für unantastbar, und weicht die eine einmal ab, so wird sie wieder zur Pflicht zurückgebracht. Das eben unterscheidet das amerikanische Parteileben von jenem in den meisten europäischen Staaten, in denen auf eine Weise an den Verfassungen herumexperi-

mentirt wird, welche deutlich zeigt daß noch gar kein fester Boden vorhanden ist, auf welchem irgendwer sich sicher fühlen könnte.

In diesen Staaten haben die Demokraten die Mehrheit der Stimmen, in anderen die Whigs. Man sagt daher, jener Staat sei demokratisch oder whiggisch. Es ist bemerkenswerth und für das amerikanische Staatswesen eigenthümlich, daß die Amerikaner nie als Gesammtheit eine allgemeine Wahl vornehmen. Es geschah das nur einmal, als es darauf ankam über die Annahme der Verfassung zur Entscheidung zu kommen. Im Repräsentantenhause zu Washington handelt und verfügt das Volk als Gesammtheit durch seine von ihm gewählten Abgeordneten; sonst aber treten die Amerikaner in der Ausübung ihrer Rechte nirgends als Gesammtheit auf. Nehmen wir einmal die Präsidentenwahl. Dazu ernennt jeder einzelne Staat seinen besondern Wahlkörper, der zu nichts anderm befugt ist, als eben den Präsidenten zu wählen. Die Wähler des einen Staates kommen mit jenen der übrigen, und wären es auch jene des Nachbarstaates, gar nicht zusammen. Sie wählen für sich, ohne sich um das was in irgend einem andern Staate vorgeht zu kümmern. Das Wahlcollegium versammelt sich in dem Capitolium der Hauptstadt, z. B. von Georgien oder Maine, verrichtet seinen Auftrag, und der Gouverneur des Einzelstaates übermacht das Resultat der Abstimmung an die Regierung nach Washington. Oder was geschieht, wenn eine Lücke im Senat der Vereinigten Staaten zu ergänzen ist? Dann wählt die Legislatur des betreffenden Einzelstaates den Senator. So aber kommt es, daß jede nationale Angelegenheit von Bedeutung zugleich eine wichtige Frage für den Einzelstaat wird. Wenn z. B. der Staat Neuyork einen Senator aus der Whigpartei nach Washington bringen möchte, so kann das nur geschehen, wenn zuvor die Legislatur des Staates in ihrer Mehrheit aus Mitgliedern der Whigpartei besteht. Andererseits berühren nationale Fragen den Einzelstaat bei der Wahl von Abgeordneten zum Repräsentantenhause, die in den Counties vorgenommen wird und also bis in jede kleine Gemeinde hin von Interesse ist; denn überall sind Wähler, überall Parteien. Das Volk in den Vereinigten Staaten nimmt somit an nationalen Angelegenheiten nur innerhalb des Einzelstaates Theil. Darin liegt wesentlich eine Bürgschaft für Aufrechthaltung der Ruhe und des öffentlichen Friedens. Zur Zeit allgemeiner Wahlen lenkt sich so von selbst die Aufmerksamkeit des Volks auf eine Menge verschiedener Punkte. Jedermann findet den Mittelpunkt seiner politischen Thätigkeit in seinem eigenen Staate; und das ist sehr zweckmäßig. Denn es würde bei einer so durchweg auf dem Volkswillen beruhenden Regierung gewiß oftmals gefährlich sein, wenn bei aufgeregter öffentlicher Meinung sich die ganze ungebundene Kraft auf einen einzigen Punkt hinlenkte. So aber wird diese Kraft vertheilt, und zwar jetzt mehr als dreißigfach. Man hat daher ganz richtig bemerkt, daß jeder einzelne Staat einen Theil des großen Wasserdammes der Union bilde, welcher diese vor Ueberfluthungen sicher stellt.

Wenn aber die Nation keinen für Alle gemeinschaftlichen Fechtboden für die Parteien hat, so besitzt sie dagegen eine große Menge von Tummelplätzen in den einzelnen Staaten, und so kommt es, daß die beiden großen Parteien auf diese den größten Einfluß üben. Manchmal vergessen sie indessen über die inneren, rein häuslichen Angelegenheiten ihre sonstigen Parteiverhältnisse. So jetzt eben im Süden in Hinsicht auf die Compromißfrage, so früher in Neuyork und Pennsylvanien in dem sehr heißen Streit über Banken, Kanäle, Schulen, Eisenbahnen. Ist aber die Lokalfrage entschieden, oder handelt es sich auch während der Agitation gleichzeitig um eine Sache von nationalem Belang, dann schaart sich flugs ein Jeder um sein altes Parteibanner.

Wir haben schon erwähnt, daß in Bezug auf schützenden Tarif oder bloßen niedrigen Finanzzoll, die Whigs mehr dem erstern, die Demokraten dem letztern gewogen sind. Doch ist das nicht ganz durchgängig der Fall. Denn z. B. in den Staaten von Neu-England und in Pennsylvanien sind viele Demokraten entschiedene Anhänger eines schützenden Tarifs und stimmen in allen darauf bezüglichen Fragen mit den Whigs, von welchen einzelne im Westen dagegen mit den Demokraten Hand in Hand gehen.

Eigentlich sektionell sind nur die Nullifiers und Seceders, welche sich von der Union lossagen wollen, sobald in der Slavenfrage der Norden sich nicht mehr an die Verfassung bindet. Sie sind am stärksten in Süd-Carolina und einigen anderen südlichen Staaten der Union vertreten. Ueber die Sklavenfrage und ihre Bedeutung für das Parteiwesen reden wir in einem andern Aufsatze.

Ueberall wo das allgemeine Stimmrecht gilt, kann es nicht fehlen, daß diejenigen, welche eine politische Rolle in der Partei spielen wollen, nach Popularität jagen. Das geschieht besonders auch in den Vereinigten Staaten oft in einer höchst anstößigen Weise, und die Massen merken es zuweilen doch, daß man sie „gehumbugt" hat. Bei der nächsten günstigen Gelegenheit geht aber der Humbug in anderer Gestalt wieder von vorne an. In den Mitteln um Parteizwecke zu erreichen, ist man gar nicht allzubedenklich, und in den großen Städten bildet namentlich der zahlreiche irländische Pöbel einen Stoff, welchen die Parteiführer leicht mit Branntwein kneten. Diese Subjecte sind auch für Geldbestechung zugängig, und überhaupt ein widerwärtiges Werkzeug, dessen beide Parteien sich bedienen.

Uebrigens findet man doch, bei allem sonstigen Zusammenhalten der Parteien, zuweilen einzelne Abtheilungen derselben, welche auf eigene Faust operiren. Einer oder der andere äußerste Flügel einer Partei ist gewöhnlich in einer Art von Rebellion gegen die Autorität der ganzen Partei. Es giebt begreiflicherweise unter den hunderttausenden auch ehrsüchtige Politiker und aufstrebende Geister, welche keine Zucht anerkennen mögen und von Subordination nichts wissen wollen. Es ist überhaupt nicht gerade leicht, die Disciplin in einer Partei aufrecht zu erhalten; Jeder will zeigen daß er ein unabhängiger Mann sei,

daß kein Anderer ihm etwas vorzuschreiben habe, und so werden Viele untractabel, auch dann, wenn es nicht einmal in ihrer Absicht liegt, der Partei entgegen zu handeln. Ein Parteiführer muß in Amerika mit der äußersten Umsicht verfahren, wenn er nicht anstoßen will. Aber sobald die Interessen der großen Partei einmal wirklich gefährdet sind, sobald der gemeinsame Feind sich anschickt, die Anarchie in der Partei bei wichtigen Vorfällen zu seinem Nachtheil zu benutzen, — dann sind im Nu alle jene Zwiste vergessen, die Insubordination ist wie durch Zauber verschwunden und die Disciplin vollständig wieder gekehrt. Die kurz vorher einander so heftig befehdenden Fractionen sind zu einer festen und zusammenhaltenden Masse geworden, die nun ihrem Führer folgt wie eine gedrillte Armee den Befehlen ihrer Generale. Die Conventionen der Demokraten wie der Whigs haben so eben wieder davon Zeugniß gegeben.

Am allerheftigsten treffen die Parteien in Washington zusammen, im Congresse, wo die Bundesangelegenheiten und die Maßregeln über die allgemeine Politik endgültig entschieden werden. Für die Interessen der Union ist es ohne Zweifel ein Vortheil, daß jene Bundeshauptstadt, das Herz des ganzen politischen Systems, nicht hunderttausende von Einwohnern zählt. Wäre sie zum Beispiel so volkreich wie Neuyork oder Philadelphia, so würde das chronische politische Fieber in den Volksmassen der Capitale steten Wiederhall finden und der ganze Staatskörper würde von der Krankheit ergriffen werden, die sich dann kaum heilen ließe. Aber die politischen Pulsschläge in Washington allein sind zu schwach, als daß sie bis in die Extremitäten des Landes gefühlt werden könnten; die Entzündungssymptome gehen meist rasch vorüber. Während in Washington die Parteien sich so zu sagen in Stücke zerreissen, ist es im übrigen Lande vergleichsweise ruhig. Wäre das nicht der Fall, so sähe man auch gar nicht ab, wie den Amerikanern überhaupt Zeit bleiben sollte, sich mit etwas Anderem als mit der Politik zu befassen.

Nun müssen wir Einiges über die Organisation der Parteien in den Vereinigten Staaten bemerken. Man begreift, daß in einer über einen so weiten Raum zerstreuten Bevölkerung, die über mehr als dreißig verschiedene Staaten vertheilt ist, und schon aus geographischen Gründen manche verschiedene Interessen hat, für welche doch eine Ausgleichung gefunden werden muß, daß, sagen wir, in einem solchen Lande eine große Partei gar keinen wirksamen Einfluß üben könnte, wenn sie nicht sehr gut organisirt wäre, wenn nicht Alles wie eine Art Räderwerk in einander griffe.

Die Organisirung der Parteien schließt eine mannigfache Gliederung in sich. Eine Partei hat ihre nationale, ihre Staats- und ihre Bezirksgliederung. Die nationalen Interessen der Partei werden vorzugsweise und in erster Reihe von Conventionen wahrgenommen und geleitet. Eine solche Convention besteht aus einer Versammlung von Bevollmächtigten, welche zusammengenommen und in ihrer Gesammtheit die Partei im Großen und Ganzen repräsentiren. Eine nationale Convention einer Partei ist weder durch irgend ein Gesetz ge-

schaffen, noch weiß die Bundesverfassung von einer solchen; sie ist allemal nur zeitweilig und lediglich ein Ausfluß der Partei; man kann sie als eine Art von Partei-Parlament betrachten, indem mit ihr jede Partei neben ihrer gesetzgebenden Maschinerie in den Conventionen auch eine vollziehende Maschinerie besitzt. Diese letztere besteht in einem nationalen Centralausschuß. Dessen Aufgabe ist es, Zeit und Ort für die Zusammenkunft der Convention anzuberaumen, wenn seiner Ansicht nach das Interesse der Partei eine Zusammenberufung erforderlich macht. Derselbe richtet an alle Mitglieder der Partei im ganzen Lande einen Aufruf zur Wahl von Bevollmächtigten, und schreibt deren Anzahl und Wahlort vor. Bei einem Wahlkampfe stellt sich die Sache dann etwa in folgender Weise heraus.

Alle vier Jahre, ungefähr im Anfange des November, findet die Wahl eines Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika Statt. Man begreift, welch eine Lebensfrage für die Partei es ist, daß sie einen Kandidaten aus ihrer Mitte durchsetze. Sie operirt nun in folgender Weise. Sehen wir uns z. B. einmal die Parteitaktik der Demokraten an.

Schon im Frühjahr zeigt sich in der Partei größere Regsamkeit, der demokratische nationale Centralausschuß erläßt einen Aufruf an die ganze Partei und fordert dieselbe auf, Delegaten zu wählen, welche an dem und dem Tage, in der und der Stadt als Convention sich versammeln sollen um in derselben den Candidaten zu bezeichnen, welchem in dem bevorstehenden Wahlkampf die Partei ihre Stimme geben soll. Insgemein entspricht die Anzahl dieser Delegaten der Anzahl der Wahlcollegien, welche endgültig den Präsidenten zu wählen haben, und die Partei in jedem Staate sendet so viele Delegaten zur Convention als Wähler im Wahlcollegium des Staates Platz finden. Auf diese Weise ist die Vertretung in der Convention unter den verschiedenen Staaten so ziemlich im Verhältniß ihrer Volksmenge vertheilt. Insgemein kommt die Nationalconvention im Mai oder Juni zusammen, und man wählt am liebsten eine Stadt welche sich von Süden und Norden bequem erreichen läßt, z. B. früher Philadelphia; jetzt hat Baltimore den Vorzug, das allerdings als eine sehr geeignete Oertlichkeit erscheint.

Bis zum Tage der Zusammenkunft hat die Partei es nicht an Regsamkeit fehlen lassen; sie hat ihre Delegaten in der vorgeschriebenen Weise gewählt, und diese finden sich zu rechter Zeit und Stunde ein. Mit und hinter ihnen strömen zugleich Massen von Faiseurs der Partei ein und hunderte von Berichterstattern für die Zeitungen; die Delegation constituirt sich, und bleibt dann in Berathung bis der Zweck ihrer Zusammenkunft erreicht. Aus dem nachfolgenden Aufsatze über die Vorbereitungen zur Präsidentenwahl ersehen die Leser, wie sich diesmal die Dinge in Baltimore gestalteten. Der Parteicandidat für die Präsidentschaft wird bestimmt. In der Convention sind alle Schattirungen der Partei ohne Ausnahme vertreten; die verschiedenen Ansichten und Wünsche treten einander gegenüber, werden erörtert, und man giebt sich die

größte Mühe das Abweichende auszugleichen und Alle dem großen ganzen Parteiinteresse ein- und unterzuordnen. Man erwägt ferner die Taktik, die Haltung, die Aussichten der Gegenpartei, erörtert die Beschaffenheit der einzelnen Candidaten, und am Ende fallen die Stimmen nicht auf den, welcher etwa als öffentlicher Charakter am meisten hervorragt, der als Staatsmann die größten Verdienste, und bei einem großen Theile der Nation die meiste Beliebtheit hat, sondern auf einen Mann, gegen welchen die wenigsten Einwendungen erhoben werden. So ging es eben jetzt wieder bei der demokratischen Convention in Baltimore. Die Wahl geschieht durch Kugelung, Ballot; und meist wird einhalb hundertmal gekugelt, ehe ein Candidat aus der Urne hervorgeht.

Sobald die Ernennung entschieden ist, wird sie der Partei bekannt gemacht. Und liegt in der einen oder andern Abtheilung der Union nicht etwa ein ganz außerordentlicher und zwingender Grund zum Mißvergnügen und zur Abneigung gegen den Candidaten vor, so erhält der von der Convention bezeichnete Mann alle Stimmen der Partei. Die Blätter stellen seinen Namen an die Spitze der Zeitungen, Tag für Tag, mit großen Lettern, bis im November die Entscheidung gefallen ist.

Während die Demokraten in der angegebenen Weise operiren, befolgen die Whigs genau dasselbe Verfahren. Sie haben auch ihre Delegaten gewählt, die Lage ihrer Partei erörtert, ihre Aussichten hin und her erwogen, und denjenigen Candidaten erwählt, von dem sie annehmen, er werde der überwiegenden Mehrheit ihrer Anhänger genehm sein. Manchmal, und wieder eben jetzt im Jahre 1852, kommen ihre Delegaten in derselben Stadt zusammen, in welcher auch die Demokraten ihre Convention abhielten, und zwischen beiden Versammlungen liegen immer wenige Wochen, zuweilen nur wenige Tage. So hat denn jede Partei ihren Kandidaten zur Präsidentenwürde. Für jeden ernennt die respective Partei einen Ausschuß, welcher nun bis November ununterbrochen in Wirksamkeit bleibt, mit den Ausschüssen in den einzelnen Staaten correspondirt, und Alles scharf im Auge behält.

Die Wahl eines Kandidaten ist, wie gesagt, die Hauptaufgabe einer solchen nationalen Parteiconvention, aber insgemein beschränkt sie sich nicht allein auf diese Handlung. Denn meist, und eben jetzt im Jahre 1852, ist die Lage der Dinge von der Art, daß eine umfassende Erörterung der allgemeinen politischen Lage der Union und der Parteiinteressen zur Nothwendigkeit wird. Diese Erwägungen finden ihren Abschluß in einer Reihe von „Resolutionen“, welche als Manifest an die Partei oder an die Nation erlassen werden. Ein Hauptzweck ist, durch sie möglichst großen Enthusiasmus zu erregen. So faßte im Mai 1844 die demokratische Convention zu Baltimore die sogenannten Oregon-Resolutionen, und gewann durch diese die Wahl. Die Resolutionen werden dann von den Zeitungen als Parteiprogramm betrachtet, unterstützt und anempfohlen.

Wir haben schon gesagt, daß die Parteien in dem weitausgedehnten Lande, in welchem jeder Bezirk, ja jede Gemeinde eine eigene kleine Republik bildet, ohne eine feste Organisation gar nicht wirken könnten. Alles würde sonst aus einander fallen, die Partei hörte auf, irgend welche Bedeutung zu haben. Wenn man daher eine Partei der Tyrannei gegen ihre einzelnen Mitglieder beschuldigt, so ist dabei der angegebene Umstand nicht außer Acht zu lassen. Daß es überall heftig zugeht, wo die Woge der Partei hoch fluthet, ist übrigens leicht zu erklären. Wehe dem irgendwie aus der Menge hervorgetretenen Politiker, der vom Whigthume oder von der Demokratie abgefallen ist; die verlassene Partei brandmarkt ihn in öffentlichen Versammlungen und in der Presse; er läuft durch tausend Zeitungsblätter Spießruthen, und ist er von irgend welcher Bedeutung, so wird nichts unterlassen, wodurch er politisch vernichtet werden kann. Nicht einmal Reue über seinen Abfall nützt ihm dann noch etwas. Ein beliebiger Mann darf die an der Spitze seiner Partei stehenden Männer so arg schmähen als er will, man verzeiht ihm das; er kann in den Reihen der Partei sich äußerst ungeberdig und ungefügig zeigen, man sieht es ihm nach; so lange er nur die Partei nicht im Stiche läßt, so lange er nicht abfällt, hat das Alles nur wenig zu bedeuten. Aber verloren ist er, sobald er auch nur einen Finger gegen die Partei selbst erhebt und gegen ein Parteimanöver arbeitet, also wohl gar gegen die Partei in einer wichtigen Parteifrage stimmt. Er kann dann allen politischen Aussichten und Hoffnungen Lebewohl sagen, falls ihn nicht die andere Partei rückhaltlos aufnimmt, was immer nur selten der Fall zu sein pflegt.

Das Alles bezeichnet man eben als politische Parteityrannei, als einen Despotismus, welchem jedes Mitglied unterworfen sei. Der Mann soll mit seiner Partei denken, soll handeln wie sie will, gewissermaßen seine Individualität aufopfern, denn der Wille der Partei, den er freilich mit bestimmen hilft, soll sein höchstes Gesetz sein. Diese Folgsamkeit wird in allen Dingen gefordert; das Programm der Partei soll in allen Stücken befolgt werden, ein Abweichen wird gar nicht verziehen. So betrieb die demokratische Partei den Krieg gegen Mexico, und kein Demokrat durfte etwas gegen denselben einwenden, wenn er nicht anrüchig werden wollte. Wer nicht heiß ist mit den Uebrigen, gilt für kalt, und wird als ein unbrauchbares Glied am Parteikörper betrachtet.

Diesem Einfluß sind nicht blos die gewöhnlichen Mitglieder der Partei unterworfen; — auch die Führer gehorchen ihm. In diesem Gehorsam gegen die Partei, auch gegen deren Irrthümer und Vorurtheile, beruht ein großer Theil ihres Einflusses. Um diese leitenden Männer herum stehen immer Hunderte, die jede nicht ganz richtige Handlung, jede etwas unbedachtsame Aeußerung dem gemeinschaftlichen Gebieter, das heißt der Partei, durch die Presse mittheilen. Man sucht sich unbequemer Nebenbuhler zu entledigen, indem man ihnen Fallen stellt. Kurz, politisch wird das Individuum in und von der Partei absorbirt, und darin liegt wohl ein Uebelstand des politischen Lebens in Ame-

rika. Im freiesten Lande der Welt finden wir die Anomalie, daß ein Politiker weniger Freiheit im Denken und Handeln hat als in denjenigen Staaten Europas, welche wirklich constitutionell sind.

Das Alles gilt aber nur von Individuen. Sobald eine Verschiedenheit der Ansichten oder Interessen eine ganze Abtheilung in der großen Partei zum Abfall treibt, so ist die Loosung nicht mehr Unterdrückung sondern Wiederversöhnung. Eine solche hat jetzt eben in Baltimore zwischen den beiden großen Fractionen der demokratischen Partei, den Old-Hunkern und den Barnburnern stattgefunden.

Seit Jacksons Erwählung ist es nicht mehr vorgekommen, daß eigentlich hervorragende Staatsmänner als Parteicandidaten für die Präsidentenschaft nominirt werden. Der Grund davon liegt zum Theil in den sogenannten sectionellen Interessen. Ein Führer, welcher in der Hauptsache der großen Masse der Partei vollkommen annehmbar wäre, verstößt vielleicht gegen einen Zweig derselben oder gegen mehrere Abtheilungen. So war seit längerer Zeit die Sklavenfrage der gefährliche Fels, an welchem mehr als ein hervorragender Politiker gescheitert ist. So sind namentlich angesehene Whigs des Nordens in dieser Hinsicht dem Süden gegenüber compromittirt, und von den Demokraten gilt ganz dasselbe. Erst zu Baltimore hat man nun eine Ausgleichung gefunden. Hervorragende Männer haben auch gegen den Neid anzukämpfen, welcher ja überall das Talent verfolgt, und kleine Geister zur Opposition antreibt. Wer in Amerika viele Freunde besitzt, hat auch viele Feinde selbst in den Reihen seiner eigenen Partei, und gerade diese arbeiten seiner Erhebung zur höchsten Würde entgegen. Das wissen die Parteien auch recht wohl, und um ihre Kräfte nicht zu zersplittern, finden sie es in der Regel nothwendig, beim Herannahen der Präsidentschaftswahl ihre Zuflucht zu einem mehr oder weniger unbekannten, als Politiker nicht bedeutenden Kandidaten zu nehmen. Solche Männer heißen Compromißpräsidenten, und solche waren bei den Whigs Harrison und Taylor, bei den Demokraten war es Polk, und Franklin Pearce wird gleichfalls ein Compromißpräsident in diesem Sinne, falls die Demokraten diesmal in der Wahlschlacht Sieger bleiben. Es kann übrigens nicht in Abrede gestellt werden, daß die Vereinigten Staaten mit ihren Präsidenten Glück haben; die Wahl ist allemal auf tüchtige, wenn auch nicht immer auf politisch hervorragende Männer gefallen. Auf keinen Fall brauchen sie einen Vergleich mit den Staaten der alten Welt zu scheuen.

Aus dem bisher Gesagten wird einleuchtend sein, in welcher Weise die Organisation der Parteien, die Maschinerie des ganzen Parteiwesens auf die Politik bestimmend einwirkt. In jedem Einzelstaate hat jede Partei wieder ihren besondern Staatsausschuß, welcher nöthigenfalls wieder eine Staatsconvention zusammen beruft, die dann Kandidaten für die Besetzung der Aemter im Einzelstaate bezeichnet und die Parteiinteressen wahrnimmt, in so weit sie eben den Staat insbesondere angehen. Diese Staatsconventionen greifen aber

auch manchmal weiter aus; sie stellen z. B. auch wohl eine Liste von Parteikandidaten auf, welche ihnen im Interesse der Partei auch in anderen Staaten genehm zu sein scheinen. Sie veranlassen Erörterungen über allgemeine nationale Gegenstände, und veröffentlichen darüber Resolutionen. Diese aber sind dann keineswegs bindend für die Partei im Allgemeinen, nicht einmal für jene in dem betreffenden Staate selbst; man macht sie bekannt, um zu sondiren, zu prüfen, das Feld, welches man beackern will, ein wenig vorzubereiten; und macht das Interesse der Partei es nöthig, sie fallen zu lassen, so läßt man sie eben fallen. So z. B. erklärte im Jahre 1847 die demokratische Staatsconvention des Staates Ohio, nachdem sie andere Geschäfte abgethan, den General Caß zum Präsidentschaftskandidaten; so wurden 1852 derselbe Caß, Webster, Fillmore, Buchanan und andere von der oder jener demokratischen oder whiggischen Staatsconvention zu Kandidaten erklärt. Das hat aber weiter keine Bedeutung; man drückt damit nur einen Wunsch aus; denn die Entscheidung steht bei der Nationalconvention der einen oder der andern Partei. Es ist in der amerikanischen Parteitaktik einmal hergebracht, Strohhalme in die Luft zu werfen, um zu wissen woher der Wind weht; weiß man das, so rüstet man sich für den eigentlichen Feldzug. Noch bevor die Nationalconvention zusammen tritt, kann die Partei alle Conflicte und Gegensätze in ihrer Mitte überschlagen, und sich ein festes, sicheres Urtheil über die Sachlage bilden. Eine Ueberrumpelung durch Aufwerfen von Fragen, die man nicht schon erörtert hätte, ist auf diese Weise nicht möglich; es mag kommen was da wolle, die Convention ist orientirt und wird nicht überrascht.

Auch die Counties haben ihre Centralausschüsse und Conventionen, die im Allgemeinen nur Gegenstände von örtlicher Bedeutung erörtern, aber sich doch manchmal auch veranlaßt fühlen, ihre Ansichten durch Resolutionen ihren Mitbürgern im Staate kund zu geben. Und diese Organisation geht bis in die Gemeinden hinunter.

Das ist der regelmäßige Gang der Parteimaschine. Manchmal, wenn die Noth es erfordert, wirkt sie aber auch in außerordentlicher Weise. Wenn es zum Beispiel nöthig erachtet wird, Enthusiasmus zu erregen, so beliebt man besondere Demonstrationen zu solchem Behuf, und organisirt zu diesem Zweck. Wenn die Partei es für angemessen hält im Staate eine Demonstration zu machen, so ist der Staats-Centralausschuß ermächtigt eine solche in Gang zu bringen, wie denn das z. B. vielfach während Kossuths Rundreise durch die Vereinigten Staaten geschah. So werden auch außerordentliche Bezirksversammlungen und zwar vom Central-Comité des Bezirks ausgeschrieben. Nicht selten veranstalten auch die jungen Leute irgend eines Staates eine Demonstration auf eigene Hand durch ihre „Young Mens State central committee“. Doch haben solche Kundgebungen keinen entscheidenden Einfluß. Die jungen Leute lieben das Demonstrationen-Machen. Sie versammeln sich bei einer ihnen passend scheinenden Gelegenheit zu Hunderten und manchmal zu Tausenden auf

irgend einem centralen Punkt und lagern wohl auch im freien Felde. Sie ziehen in munterster Weise mit wehenden Fahnen und mit Spielleuten durch Dörfer und Städte, wo sie von den älteren Leuten ihrer Partei freundlich begrüßt, von den Gegnern ausgelacht werden. Dafür rächen sie sich durch Absingen eines politischen Spottliedes. Das Ganze nimmt einen lustigen Verlauf, da gewöhnlich beide Parteien lachen. Da der Amerikaner Geschäftsmann durch und durch ist, so benutzt er namentlich auf dem platten Lande die politischen Versammlungen, um nebenher so viele Geschäfte als möglich abzuthun oder neue Verbindungen anzuknüpfen.

In Amerika bieten sich bekanntlich die Kandidaten den Wählern nicht an, sondern sie werden von den Parteien aufgestellt. Dieses Verfahren dient wesentlich dazu, die Einigkeit in der Partei aufrecht zu erhalten; denn sie stellt den Mann auf und er kann daher auf ihre Stimmen rechnen. Braucht man einen Kandidaten, so bespricht man sich vorher über die tauglichen Männer, dann wird gekugelt, nachher geschieht die Ernennung für denjenigen Kandidaten, welcher die meisten Stimmen hatte. Nur ein solcher Kandidat hat Aussicht gewählt zu werden, nicht aber ein „Stump-Kandidat", d. h. ein solcher, der auf eigene Faust sich den Stimmabgebern vorstellt.

Die Vorbereitungen zur Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Das amerikanische Staatswesen unterscheidet sich bekanntlich durchaus von dem europäischen. Dieses hat in den letztverflossenen Jahrhunderten die alte germanische Grundlage mehr und mehr verlassen, und ist in Bezug auf die Ableitung der Monarchie von Gottes Gnaden durchaus orientalisch geworden. Das deutsche Alterthum und Mittelalter kannte diesen Begriff eben so wenig, wie jenen der Legitimität. In Nord-Amerika hat das Staatswesen seine germanische Grundlage zurückerobert, und was in England sich, wenn wir so sagen dürfen, insularisch entwickelte, ist dort wieder continental geworden.

Schon vor der ersten französischen Staatsumwälzung äußerte der ältere Adams, von den Vereinigten Staaten sei das erste Beispiel einer Regierung gegeben, die ganz einfach und unvermischt auf natürlichen Grundsätzen beruhe; die Politik sei in Amerika ein Menschenwerk wie jedes andere. Allerdings gilt der Staat dem Amerikaner für ein Erzeugniß des Interesses, an welchem nichts mehr und nichts weniger „Göttliches" sei als an anderen menschlichen Erzeugnissen auch. Man macht das Staatswesen, wie man es eben gebrauchen kann;

man entkleidet dasselbe von jedem Nimbus; es ist ganz und gar irdisch, vollkommen von dieser Welt, es erkennt die christliche Sittlichkeitslehre vollkommen an, aber Religion und Kirche haben als solche lediglich gar nichts mit dem Staate zu schaffen; beide ignoriren einander völlig. Schon daraus allein kann man abnehmen, wie gegensätzlich sich der amerikanische Staat zum europäischen verhält.

Nichts ist geeigneter diesen Gegensatz in so helles Licht zu stellen, als eine Präsidentenwahl. Alles ist dabei Berechnung der Parteien; es läuft auch nicht eine Spur von Romantik mit unter; die Besetzung der höchsten Stelle, der angesehensten Würde in den Vereinigten Staaten ist ein manchmal sehr verwickeltes Rechnenexempel.

In dem vorhergehenden Aufsatze haben wir das Parteiwesen in der großen amerikanischen Union in allgemeinen Umrissen zu schildern versucht. Wir fügen hier hinzu daß die Geschichte jenes Landes seit Washingtons Tode sich nicht sowohl an Personen knüpfte, sondern weit mehr an die Parteien. Jedes hervorragende Individuum ist Träger, Ausdruck, Organ der einen oder andern Partei, welche entweder zur Majorität d. h. zur Herrschaft gelangt ist, oder dieselbe dadurch zu erreichen sucht, daß sie die Mehrheit der Stimmen erwirbt. Jeder Präsident der Vereinigten Staaten, jeder Gouverneur eines Einzelstaates, überhaupt jeder gewählte oder von der Regierung ernannte Beamte ist ein Product der Partei. Die Partei macht den Präsidenten.

Die vierjährige Amtsperiode, in welcher nach Taylors Tode, 9. Juni 1850, der dermalige Vicepräsident Millard Fillmore die Präsidentenwürde bekleidet, geht im Anfang März 1853 zu Ende. Im November des laufenden Jahres wird der neue Präsident ernannt. Schon seit dem Januar waren die Parteien in Thätigkeit, um die geeigneten Männer für die Nationalconventionen zu ernennen. Beide sollten zu Baltimore gehalten werden; die Demokraten hatten die ihrige auf den 1. Juni, die Whigs auf den 16. desselben Monats anberaumt. Zu Anfang des Jahres war endlich die unheilvolle Aufregung wegen der Sklavenfrage, welche der großen Union allerdings nicht geringe Gefahr drohte, beinahe völlig verschwunden, nachdem sie zwei volle Jahre lang die Leidenschaften auf das heftigste erbittert hatte. Die Erörterungen über das bekannte Compromiß bewiesen am Ende, daß auch im Congreß alle Parteien dieses Themas müde waren. Der abolitionistische Norden gestand zu: die Bundesverfassung verlange die Auslieferung flüchtiger Sklaven. So blieb den Freesoilers, den Freibodenmännern, nichts weiter übrig als sich wieder mit den großen Parteien zu verschmelzen. Sie eben hatten die gefährliche Agitation hervorgerufen, und hatten Verwirrung weit und breit über das Land gebracht. Wenn die Union nicht in Trümmer gehen soll, so muß man die Sklavenfrage ihrer Lösung in sich selbst überlassen. Diese richtige Ansicht wurde gegenüber dem verrückten Treiben der Abolitionisten, der „Wollköpfe“ sowohl von den nationalen Whigs als von den nationalen Demokraten aufgestellt. Gelang es die abge-

fallenen Parteifraktionen zur Vernunft zu bringen, so war eben dadurch die Union vor neuen Angriffen sicher gestellt, und die großen Parteien standen sich wieder als compakte Massen gegenüber. Dann aber war der Sieg zweifelhaft.

Zu einer dritten sogenannten Fortschrittspartei wurde allerdings mehrfach der Versuch gemacht; es zeigte sich aber bald daß für sie kein Raum sei. Die Demokraten waren in Old-Hunkers oder Nationaldemokraten und in Barnburners, Scheunenbrenner, getheilt; es war bitterer Zwist in der vormaligen großen Locofoco-Partei. Die Old-Hunkers waren die vernünftigeren; sie behaupteten streng den Boden der Verfassung, nannten sich die „regulären" Demokraten, und betrachteten auch die Sklavenfrage ganz verfassungsmäßig. Somit waren sie für die bekannten Compromißmaßregeln; sie wollten sich nicht in die Sklavenangelegenheit mischen, als welche verfassungsmäßig ein Gegenstand sei, um welchen sich nur die betreffenden Einzelstaaten zu bekümmern haben; sie traten auch dem humanitären Wahnwitz der Abolitionisten energisch entgegen. Die „Barnburner" welche sich abgezweigt hatten, und mit den Abolitionisten liebäugelten, galten ihnen zwar nicht wie diese letzteren für „dickschädelige Wollköpfe", doch aber für „silbergraue", und für eine „verrätherische Clique", welche zur Zeit ihres Führers, des Präsidenten Martin van Buren, durch Corruption und Geldvergäudung Schande über Schande auf die demokratische Regierung gehäuft habe. Allerdings kam nach van Buren ein whiggischer Kandidat, Harrison, auf den Präsidentenstuhl, und die Demokraten waren somit verdrängt. Die Partei legte dieses Mißgeschick den persönlichen Anhängern van Burens und diesem selbst zur Last. Diese letzteren aber bildeten dann eine besondere Abtheilung der demokratischen Partei, die sogenannten Barnburners. Sie benutzten die im Norden vorwaltende Abneigung gegen weitere Ausbreitung der Sklaverei, warfen vermittelst des bekannten Wilmot Proviso eine Brandfackel ins demokratische Lager und „verbrannten die Scheune"; sie „baueten sich ein eigenes Haus in Buffalo", wo sie eine Convention abhielten, und stellten eine Freiboden-Plattform, d. h. ein politisches Glaubensbekenntniß auf, das namentlich in Bezug auf die Betrachtung der Sklavenfrage von jenem der Old-Hunkers abwich.

Neuyork ist in der That ein Empire State, wie die Amerikaner sich ausdrücken, d. h. er giebt in den meisten politischen Fragen den Ausschlag oder ergreift wenigstens die Initiative. Blieb also der Riß unter den neuyorker Demokraten unausgefüllt, so hatte die Demokratie kaum Aussicht auf günstigen Erfolg bei der Präsidentenwahl. Das begriff man auf beiden Seiten sehr wohl und suchte daher eine Einigung hervorzurufen. Die nationalen Demokraten konnten und wollten den Boden des Rechts und der Verfassung nicht aufgeben; es blieb also den Barnburnern, den Freibodenmännern, nichts weiter übrig, als wieder auf den Boden der Constitution zurückzukehren. Das haben sie denn auch vorerst gethan; sie haben in Baltimore zugestanden, daß

der Compromiß wegen Auslieferung der flüchtigen Sklaven eine endgültige Maßregel und ein Gesetz ist, zu dessen Vollziehung der Präsident verpflichtet sei. An sich verstand sich das freilich von selbst. In Baltimore hatten sie keine eigene Fahne aufgesteckt, sondern waren dem Banner des Althunker-Candidaten Marcy gefolgt. Es scheint, als ob sie auf eine passende Gelegenheit warteten, um in den Schooß der demokratischen Partei zurückzukehren. Nur darauf richteten sie ihr Augenmerk, daß der unter den nationalen Demokraten sehr beliebte Caß nicht ernannt wurde.

So wirkten beide Abtheilungen der demokratischen Partei zusammen und ernannten gemeinschaftlich einen Candidaten, welcher ihnen Allen genehm war, und auf den sich nun die Stimmen sämmtlicher demokratischer Wähler vereinigen werden.

In Baltimore, der „Stadt der Monumente,“ war schon in den letzten Tagen des Maimonats ein ungemein reges Leben. Ein Freund schreibt uns von dort unterm 2. Juni Folgendes: „Wenn Sie jetzt hier in Baltimore wären, so würden Sie recht deutlich übersehen können, wie sich hier die amerikanischen Institutionen geltend machen. Seit Anfang der Woche ist hier die demokratische Convention versammelt und beräth die Aufstellung eines demokratischen Candidaten für die Präsidentenwahl. Man berechnet, daß etwa 10,000 Fremde hier in der Stadt sind; außer Süd Carolina und Californien sind alle Staaten der Union vertreten. Neben den Schönheiten unserer Stadt, — und sie sind Schönheiten, — welche sich in dem reichsten Putz auf den fashionabeln Straßen zeigen, drängen sich die verschiedensten Gestalten, worunter hier der breitschultrige Mann aus Kentucky, dort der ritterliche Mann aus Louisiana, und nicht minder kräftige Gestalten aus Nord-Carolina und Georgien. Neben diesen leidenschaftlichen Männern aus dem Süden erblicken wir die ruhigeren, zum Theil sehr nüchtern aussehenden Delegaten des Nordens. Welch ein Schauspiel, welche Aufregung, welch fieberhaftes Hin- und Herwogen! Noch schwankt die Waage, und erst nach vielen Abstimmungen wird sich herausstellen, wer der Erkorene ist!“

Der Berichterstatter eines Newyorker Blattes, der seit zwanzig Jahren Baltimore nicht gesehen hate, bemerkt: „Wo früher Hügel und Wald zu einem Spaziergange einluden, haben sich dichte Häuserreihen und wohlgeregelte Straßen erhoben; wo früher ärmliche Hütten standen, hat der wachsende Wohlstand prächtige Paläste erbauet. Keine Spur von Armuth, Elend, Bettelhaftigkeit; überall vollständige Befriedigung der materiellen Bedürfnisse.

Ich habe dieses Treiben nunmehr zwei Tage beobachtet. Es ist ein wunderliches, unbeschreibliches Schauspiel, diesmal wegen der eigenthümlichen Lage, in die sich die Partei wegen der vielen auftretenden Präsidentschafts-Candidaten versetzt sieht, vielleicht mehr so als je zuvor. Jeder Prätendent hat seine Vertheidiger und seine Werber, jeder will den andern von seinen Ansichten überzeugen und der Stockschacher während der Börsenstunden in Wallstreet würde

nur ein schwaches Bild von dieser babylonischen Verwirrung liefern. Alle diese Ueberredungskunst hat bis jetzt keine andere Wirkung gehabt, als dem Gase Luft zu machen, mit dem gefüllt jeder Delegat hierher gekommen zu sein scheint, und den noch unerfahrenen Parteihähnen die Ueberzeugung zu geben, daß das Wetter sich nicht nach ihnen richte. Spricht man mit einem Buchananmann, so hat sein Liebling die Nomination bereits in der Tasche; hört man die Douglasmänner, so wird der „junge Riese des Westens" mit verhängtem Zügel durch die Convention sprengen; fragt man die Caßmänner, so muß Caß der Auserwählte werden und kein anderer. Außerdem wird viel im Trüben gefischt; Gouv. Marcy ist nicht unthätig und hat ein munteres Fähnlein Gewappneter zusammen geblasen; Herr Dickinson würde sich durchaus nicht weigern, die schweren, verantwortlichen Pflichten des Präsidentenamts zu übernehmen, wenn das Volk es so haben wollte, und noch mancher andere soll in dem süßen Traume schwelgen, daß seine Nummer gezogen werden wird, wenn sich die jetzigen Heerführer ermüden und am Kampfe verzweifelnd zurückziehen, — mit einem Wort, Alle hoffen, Keiner weiß, wie die Würfel fallen werden."

In den obigen Sätzen sind die verschiedenen demokratischen Candidaten aufgezählt. Bevor wir aber zu den Einzelnheiten der Wahlverhandlungen über gehen, wird es statthaft sein, einiges über die früheren demokratischen Nationalconventionen zu sagen.

Die erste derselben wurde zu Baltimore am 21. Mai 1832 eröffnet. Bis zu jener Zeit wurden die Candidaten durch einen sogenannten Caucus, d. h. vorläufige Probeabstimmungen der Congreßmitglieder, der Partei bezeichnet. Der letzte derartige Caucus wurde 1824 abgehalten; dann wurden 1828 die Candidaten durch Staatsconventionen bezeichnet. Die Wahl fiel damals auf Andreas Jackson, und Vicepräsident wurde Calhoun aus Süd-Carolina. Zwischen beiden war Uneinigkeit entstanden, und es kam daher 1832, als Jackson abermals zum Kandidaten vorgeschlagen wurde, für die demokratische Partei darauf an, sich über einen Vicepräsidenten zu einigen. Um Regel und Uebereinstimmung in der Partei herzustellen, brachten die Demokraten in der Legislatur des Staates Neu-Hampschire eine allgemeine Convention in Vorschlag, welche zu Baltimore abgehalten werden sollte. Dort trat sie, wie gesagt im Mai 1832 zusammen. Damals wurde auch die sogenannte Zweidrittel-Regel von Herrn Saunders aus Nord-Carolina beantragt, und sie ist seitdem eine unwandelbare Regel geblieben. Demgemäß ist jeder einzelne Staat berechtigt, so viele stimmfähige Mitglieder in die Convention zu senden, als er Wahlcollegien bei der eigentlichen Präsidentenwahl besitzt; zur Ernennung eines der ganzen Partei genehmen Candidaten sollen zwei Drittel Stimmen aller Delegaten erforderlich sein. Auf diese Weise wurde Jackson wieder zum Präsidenten, Martin van Buren aber zum Vicepräsidenten „nominirt", d. h. der Partei vorgeschlagen, und von derselben auch angenommen und gewählt.

Die zweite demokratische Nationalconvention fand wieder zu Baltimore statt, am 20. Mai 1835; es stimmten damals 441 Bevollmächtigte und diese Versammlung erklärte anfangs mit 231 gegen 210 Stimmen eine einfache Majorität für ausreichend zu einer Ernennung, beseitigte jedoch am nächsten Tage dieses einfache Mehrheitsprinzip wieder, und erklärte sich für die Zweidrittel-Regel. Die dritte Convention wurde abermals in Baltimore abgehalten, am 5. Mai 1840; es hatten sich Bevollmächtigte von 21 Staaten eingefunden; die vierte war auch zu Baltimore am 27. Mai 1844. Damals schwankte die Waage zwischen van Buren, Caß und Polk, der in den ersten 7 Abstimmungen gar nicht in Frage kam. Caß war nachheriger Candidat der Hunkers, van Buren später jener der Barnburner; hier war an keine Ausgleichung zu denken; so verfiel man auf einen dritten Mann, eben jenen Herrn Polk, der bei der achten Abstimmung 44, bei der neunten aber mit 266 Stimmen ernannt wurde. Er war ein sogenannter Compromiß-Candidat. Die Demokraten brachten dann Polk wirklich auf den Präsidentenstuhl; aber auf dieser Convention war es zum Bruch zwischen den van Buren-Männern und den übrigen Demokraten gekommen, welche letzteren dann ihren Hauptbannerträger Caß 1848 so wenig durchsetzten, wie jetzt 1852. Die fünfte Convention wurde zu Baltimore am 22. Mai 1848 eröffnet. Die Demokraten stellten als Candidaten auf: Caß, Buchanan, Woodbury, Calhoun, Worth, Dallas. Der erstere erhielt 179 Stimmen, was genügend war; aber bei der allgemeinen Wahl ließen die Barnburner ihn im Stiche.

Diesmal begann das „Zerren am Draht“ schon am 31. Mai. Die amerikanischen Blätter berichten über das Wahlgeschäft fast in ähnlicher Weise, wie sie das Steigen und Fallen der Börsencourse notiren würden. Wir wollen versuchen in der Kürze diese Art von politischem Börsenspiel zu schildern. Also:

Am 31. Mai standen die Stocks für Caß sehr hoch, für ihn operirten hauptsächlich General Ward aus Neuyork und Senator Bright von Indiana, beides vollendete Taktiker. Senator Dickinson von Neuyork scheint auch für Caß zu wirken, doch steht er auf der Lauer, um seine eigenen Aktien in die Höhe zu treiben.

Das Junge Amerika, welches Douglas vertritt, zählt eine Menge enthusiastischer Freunde, welche die Zeit gekommen glauben, um die „Old Fogies“ auszutreiben.*)

Die Freunde des Herrn Buchanan aus Pennsylvanien und Virginien und anderwärts her sind in Menge da; sie scheinen ruhig wie ein Sommermorgen. Seine Mäkler operiren äußerst geschickt, um seinem Papier Gunst zu verschaffen. Da sind z. B. Gouverneur Porter, Oberst Patterson und General Parker, welche aus der Politik ein Studium gemacht haben. Während

*) Bartlett in seinem Dictionary of Americanism's erklärt: Fogy; — a stupid fellow, ein dummer Kerl.

andere schwatzen, handeln sie. Gelingt ihnen nun ihre Sache, so ist der Beweis geliefert, was kluge Faiseurs vermögen.

Auch Gouverneur Marcys Anhänger sind flink auf den Beinen. Er hat bei den Bevollmächtigten aus Neuyork große Gunst und Dickinson wird viele Mühe haben, ihn herunter zu drücken. General Bullers Freunde werden wohl am Ende für Caß stimmen; mit diesem wird auch Tennessee gehen; Ohio wird sich zwischen Caß, Douglas und Marcy theilen.

Alles in Allem genommen ist hier die Scene sehr belebt; der politische Kessel brodelt und zischt, und an der hinreichenden Menge von Köchen fehlt es auch nicht. Es sind ihrer fast zu viele; sie werden den Brei versalzen. —

Liest man diese Schilderungen der Wahlmanöver, so glaubt man einen alten Bericht über ein römisches Conclave vor sich zu haben. Der heilige Vater wird bekanntlich von den Cardinälen gewählt, und im Cardinalcollegium haben die einzelnen katholischen Staaten ihren besondern Anhang. Auch dort behilft man sich oft mit einem Compromiß-Kandidaten.

Am 1. Juni. Die Dampfmaschine geht mit Hochdruck. Delegaten, lobby members, politische Planfabrikanten, und alle Arten von fussy people*) sind eifrig am Werke. Das Wettrennen wird zwischen drei oder vier Kandidaten stattfinden, die übrigen ziehen sich vom großen Rennen zurück, Caß und Buchanan, die zwei bisher am meisten begünstigten, verlieren jetzt an Boden; man wettet schon 2 gegen 1, daß sie nicht ernannt werden; für Marcy und Douglas zeigt sich viel geneigtere Stimmung, für den letztern namentlich unter einigen südlichen Delegaten. Von diesen letzteren hat einer auch eine neue Platform vorgeschlagen, durch welche allen Abtheilungen der Union ihr Recht geschehen soll. Sie will die vollkommene Gleichheit aller Staaten anerkennen, und ein Gleichgewicht der Macht zwischen Norden und Süden herstellen. Man soll nämlich Cuba erwerben; die Barnburners würden damit zufrieden sein, falls der Süden wegen des Gesetzes über Auslieferung flüchtiger Sklaven nicht allzu stark drängt. Douglas ist für eine Anknüpfung von Cuba, und würde dafür im Nothfall als Flibustier auftreten. So sagt man nun: Douglas und Cuba gegen Scott und Canada.

Die Convention selbst wurde in dem größten Saale Baltimores, der Halle des Maryland-Institutes, abgehalten. Man hatte große Vorkehrungen in dem Saale getroffen, der 300 Fuß lang und 54 Fuß breit ist. Ringsum läuft eine Gallerie, auf welcher etwa 2000 Personen Platz haben, im Saale selbst 3000

*) Fussy ist ein englischer Provinzialismus, der in Amerika viel gebraucht wird. Er bedeutet in obiger Zusammensetzung: Leute, die geschäftig hin und her eilen, als ob sie viel zu beschaffen hätten, — Wichtigthuer. to lobby bedeutet: versuchen, ob man auf die Mitglieder einer Körperschaft, deren Mitglied man selbst nicht ist, Einfluß üben könne. Das lobbying ist nun in Amerika sehr allgemein geworden; lobby member is a person who frequents the lobby (die Vorhalle, den Vorsaal) of a house of legislation.

und mehr. Am Südende der Halle befand sich eine Emporbühne von 75 Fuß Länge und dennoch mangelte es bald an Raum. Einzelne Staaten hatten sehr viele Delegaten, wenn auch nicht lauter stimmberechtigte, geschickt, Virginien z. B. 120, Mississippi 46. Die Comitteen für die einzelnen Staaten hatten ihr Hauptquartier in verschiedenen Theilen der Stadt; ihre Anhänger zogen mit Flaggen und Fahnen durch die Straßen, mit kolossalen Inschriften, z. B. „Neuyork geht für Caß!“ Dabei wurden Kanonen abgefeuert.

Um 12 Uhr war der Saal gedrängt voll; der Delegat Hallet erklärte die Convention für eröffnet, d. h. er rief dieselbe zur Ordnung. „Erklären Sie Alle, daß die demokratische Partei in der ganzen Union ein und dieselbe ist, und daß sie die Union aufrecht erhalten will.“ Der alte Saunders von Nord-Carolina, der schon an der ersten Convention Theil genommen, wurde zum Vorsitzenden gewählt. Er ermahnte die Bevollmächtigten der Demokratie zu ruhigem Erwägen und zur Einmüthigkeit. Die Versammlung ernannte dann aus jedem Staate einen Ordner, und prüfte die Beglaubigungsschreiben. Bevor sie aber ihre Arbeiten beginnen konnte, gab es viel Verwirrung im Saale; es fehlte doch an Plätzen. Endlich wurde Herr Davis von Indiana definitiv zum Präsidenten gewählt; und die Zweidrittel-Regel ausdrücklich angenommen. Dadurch schwanden die Aussichten für Caß auf Null, denn er konnte nicht auf die Barnburners rechnen, und nicht auf jene Demokraten, welche seine Aeußerungen gegen Kossuth und seine Verpflichtungen zu Gunsten einer Intervention in die europäischen Angelegenheiten mißbilligen. Einzelne Delegaten waren allerdings geneigt, Kossuths Nichtinterventionslehre zu einem Glaubensartikel der Demokraten zu machen; das geschah aber nicht, weil keine Aussicht auf Erfolg vorhanden war.

Noch bevor die Convention zusammengetreten war, hatte ein Virginier, Herr Robert Scott, an dreizehn Männer, auf welche möglicherweise die Ernennung fallen konnte, einen Brief gerichtet, in dem er sie um entschiedene Erklärung wegen des Compromisses in der Sklavenfrage und namentlich wegen des Gesetzes über die Auslieferung flüchtiger Sklaven bat. Ob z. B. Houston, Caß rc., wenn die Wahl auf sie falle, ganz entschieden allen ihren Einfluß und ihre verfassungsmäßigen Befugnisse geltend machen würden zu Gunsten dieser Gesetze? Von allen lauteten die Antworten bejahend.

Am zweiten Tage dauerte die Prüfung der Beglaubigungsschreiben noch fort. Ein Hauptführer der Freibodenpartei, Rantoul aus Massachusetts, mußte dabei einem Nationaldemokraten weichen. Die ersteren hatten im Ganzen nur über 83 Stimmen gegen 199 zu verfügen. Durch diese Abstimmung war das Machtverhältniß der beiden demokratischen Abtheilungen klar geworden. Darauf verlangte Herr Nabors, Unionsdemokrat aus Mississippi, daß die Convention noch bevor sie ihre Kandidaten ernenne, die Platform der demokratischen Partei entwerfe. Der Antrag wurde mit 155 gegen 123 Stimmen verworfen, weil man ohnehin wußte, daß kein Kandidat auf das Tapet kommen

würde, der nicht für das ganze und volle Compromiß zu stimmen sich verpflichtet hatte.

Am dritten Tage begannen die Abstimmungen. Zuerst wurden die Delegationen eines jeden Staates einzeln befragt, welchen Kandidaten sie vorzuschlagen hätten. Hier zeigt sich deutlich, daß die demokratische Partei gar nicht geographisch sektionell ist, und in dieser Beziehung erscheint nachstehende Uebersicht von Interesse. Buchanan ist aus einem der mittleren Staaten, Pennsylvanien; Marcy aus Neuyork; Caß aus Michigan; Douglas aus Illinois; Houston aus Texas. Nun gaben die Delegaten folgende Stimmen ab:

Staaten.	Kandidaten.	Stimmen.	Staaten.	Kandidaten.	Stimmen.
Alabama	Buchanan	9	Michigan	Caß	6
Arkansas	Buchanan	4	Mississippi	Buchanan	—
Californien	Weller	4	Missouri	Caß	19
Connecticut	Caß	4	Neu-Hampshire	Caß	4
"	Buchanan	2	" "	Douglas	1
"	Douglas	1	Neu Jersey	Caß	7
"	Houston	1	Neu-York	Caß	11
Delaware	Caß	3	"	Marcy	24
Florida	Douglas	2	Nord-Carolina	Buchanan	10
"	Dickinson	1	Ohio	Caß	16
Georgia	Buchanan	10	"	Douglas	2
Indiana	Lane	13	"	Butler	2
Illinois	Douglas	11	"	Houston	2
Iowa	Caß	2	Pennsylvanien	Buchanan	27
"	Douglas	2	Rhode Island	Caß	3
Kentucky	Caß	12	" "	Marcy	1
Louisiana	Caß	6	Tennessee	Caß	6
Maine	Caß	5	" "	Buchanan	6
"	Buchanan	3	Texas	Houston	4
Maryland	Caß	8	Vermont	Caß	5
Massachusetts	Caß	9	Virginien	Buchanan	15
" "	Douglas	1	Wisconsin	Caß	2
" "	Marcy	2	"	Dodge	3
" "	Houston	1			

Süd-Carolina war nicht vertreten; der einzige von dort erschienene Delegat hatte kein genügendes Beglaubigungsschreiben. So stimmten 288 Bevollmächtigte ab. Zur Ernennung nach der Zweidrittelregel waren 192 Stimmen erforderlich. Caß erhielt 116 Stimmen, Buchanan 93, Douglas 20, Marcy 27 ꝛc. Von der zweiten bis zur achten Kugelung blieben die Resultate sich ziemlich gleich. Diese letztere stellte sich so: Caß 113, Buchanan 87, Douglas 34, Marcy 26. In der elften Kugelung fiel Missouri von Caß ab. Ein Bevollmächtigter dieses Staates rief: „Wir haben unsere Schuldigkeit für Herrn Caß gethan, und nun für Douglas gestimmt!“ (Große Aufregung, und Rufe: „Mit Caß ist es nun vorbei!“) Dieser hatte jetzt nur 101 Stimmen, Buchanan

87, Douglas 50. Man sieht, daß die Zweidrittelregel für die Candidaten ersten Ranges gefährlich ist. Mit der siebenzehnten Kugelung, welche noch kein Ergebniß lieferte, wurde die dritte Sitzung Abends 6 Uhr geschlossen.

Am vierten Tage hatten bei der sechsundzwanzigsten Abstimmung Caß, welcher bei der achtzehnten noch 96 Stimmen erhielt, nur noch 33; dagegen Buchanan 101, Douglas 80, Marcy blieb von Anfang an auf 26 stehen, Buttler hatte 24, Houston 10, Lane 13, Dickinson 1. Bei der achtzehnten Kugelung erklärten die Delegaten von Rhode Island, sie sähen wohl, daß sie mit ihrem Candidaten Caß nicht durchzudringen vermöchten und würden daher nun für Douglas stimmen; auch Kentucky ließ bald nachher Caß fallen und gab seine 12 Stimmen für Buttler ab. Aehnliches geschah nach und nach von Seiten anderer Staaten.

Aber bei der dreiunddreißigsten Abstimmung stieg Caß wieder auf 123, Buchanan fiel auf 72, Douglas auf 60, Marcy auf 25. So schwankte die Wage hin und her, auf und ab.

Am fünften Tage ermahnte ein Delegat von Maryland die Versammlung endlich zum Abschlusse zu kommen. Das ganze Land halte seine Blicke in gespanntester Aufmerksamkeit nach Baltimore gerichtet; die Pulse schlügen fieberisch. Inzwischen warfen die Damen von der Gallerie Blumen hinab, als Dickinson Alle ermahnte für Caß zu stimmen; Virginien aber hielt an Buchanan fest, Mississippi sprach sich für Marcy aus. Man ernannte eine Comité, welche einen demokratischen Nationalausschuß wählen sollte. Einzelne Abgeordnete wurden ohnmächtig. Noch stand kein Resultat in Aussicht.

Bei der fünfunddreißigsten Absicht schlug sich Rhode Island wieder auf die Seite von Caß, Georgia ließ Buchanan fallen und gab seine Stimmen für Douglas ab. Jetzt traten die Delegaten von Virginien, welche sich zurückgezogen hatten, wieder in den Saal und erklärten: sie würden ihre Stimmen Herrn Franklin Pierce aus Neuhampshire geben. Dieser Name ward jetzt zum ersten Male in der Convention genannt. In der sechsunddreißigsten Abstimmung erhielt Pierce 30 Stimmen. Bald erklärte sich auch Kentucky für ihn, und andere Staaten folgten, z. B. Nordcarolina, dessen Delegaten ihren Beschluß in folgender Weise motivirten:

„Wir aus Nord-Carolina sind hierher gekommen um allesammt unsere Stimme einem und denselben Candidaten zu geben. Wir haben in gutem Glauben für einen Lieblingssohn des Schlußstein-Staates (Pennsylvanien) uns entschieden, der seit lange unsere wärmsten Sympathien hat. Wir gingen dann für einen der beliebtesten Söhne Neuyorks (Marcy), dessen Verwaltungstalent schon von einem der Söhne Mississippis so wohlverdiente Lobpreisungen erhielt. Wir haben in gutem Glauben dem Norden den Oelzweig entgegengehalten, und Nord-Carolina will auch ferner diesen Oelzweig darreichen. Da wir nun sehen daß man die Absicht hegt einen Mann zu ernennen, der im Felde bewiesen hat daß er ein tapferer Krieger ist, und der lange genug im Cabinet war,

um sich als geschickten Staatsmann bewähren zu können, der auch im Congreß bethätigte daß er es ehrlich mit den Rechten der Einzelstaaten und mit der Union derselben meint, dessen demokratische Grundsätze so fest sind wie die Granitberge seines heimathlichen Staates, — deshalb giebt Nord-Carolina seine zehn Stimmen für Franklin Pierce von Neuhampshire."

Lauter Zuruf erschallte. Herr Cohen, Delegat von Georgien: "Georgien hat auf den Norden seinen Blick gerichtet, auf den Bannerträger der demokratischen Partei. Wir schauten uns um den Norden. Nun begrüßt Georgien einstimmig den Granitstaat Neuhampshire. (Ungeheuerer Jubel.) Die frohe Nachricht von unserer Einmüthigkeit wird als Freudenbotschaft weit und breit durch unsere große Union vernommen werden. Georgien stimmt für Franklin Pierce!"

Nach dem langen Zählen und Abwägen, nach dem Hin- und Herzerren war nun plötzlich Großartigkeit und Weihe in die Versammlung gekommen. Mississippi folgte; "es giebt seine Stimme für den tapfern und edeln Sohn Neuenglands, General Pierce von Neuhampshire." Der Jubel stieg immer höher, als nun auch Herr Polk sich erhob mit der Erklärung: "Wir sympathisiren mit Newyork und Nord-Carolina und anderen Schwesterstaaten; die Delegation von Tennessee hat mich zu der Erklärung ermächtigt, daß sie für Franklin Pierce stimme." In demselben Sinne erklärten sich nach einander Alabama, Vermont, Neu-Jersey, Missouri und Arkansas. Dann erhob sich Herr Bright von Indiana: "Wir stimmten bisher für Ludwig Caß, welcher im Herzen der eisernen Demokratie dieses Landes seine Heimath hat, so groß und weit wie kaum irgend ein anderer lebender Mann. Nur mit Blutstropfen und Seufzern lassen wir ihn bei dieser Gelegenheit fallen. Als der Fanatismus seine schwarze Flagge aussteckte, als er das Banner des Verraths im Norden entfaltete, als dunkle Wogen über alle freien Staaten zu fluthen droheten, da hemmte General Caß ihren Andrang; er warf die Fluth des Fanatismus zurück, und unter seinen Auspicien steht heute die Demokratie hier, und die Staaten sind einig. Wir haben gegen den Lieblingssohn Neuhampshires nichts einzuwenden. Er hat sich im Rathe des Volks wie auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet, wo auch der Lieblingssohn Indianas, General Lane, sich hervorgethan. Aber in Rücksicht auf die Einigung und das Zusammenhalten der Demokratie geben wir heute, wie wir es auch im nächsten November thun werden, die dreizehn Stimmen unseres Staates Indiana dem General Franklin Pierce, so wahr die Sonne aufgeht und untersinkt." Darauf folgten Neuyork und Pennsylvanien. Das letztere legte seine siebenundzwanzig Stimmen für Pierce in die Wagschale, Ohio siebenzehn; sodann Illinois, Louisiana und Michigan, das dem neuen Candidaten zugleich die eifrigste Unterstützung des Generals Caß versicherte. Auch Delaware, das sich den Diamantstaat nennt, ging zu Pierce über; ebenso Florida, Texas, Jowa und Wisconsin. Der Jubelruf und das Blumenwerfen wollten kein Ende nehmen.

Endlich wurde das Resultat der Abstimmung bekannt. Für Franklin Pierce waren 282 Kugeln abgegeben; alle Staaten hatten ihn einstimmig erwählt, mit einziger Ausnahme von Ohio, das getheilt war, und, außer den Stimmen für Pierce, 6 für Butler, 1 für Caß, 2 für Douglas und 2 für Houston in die Urne legte.

Somit war Franklin Pierce der demokratische Präsidentschaftscandidat, nachdem neun und vierzig Abstimmungen stattgefunden hatten. Die Telegraphen berichteten das Ergebniß nach allen Theilen der Union, und die Kanonen donnerten in Baltimore.

Schon am Nachmittage, als die Convention wieder versammelt war, wurden telegraphische Depeschen aus Washington verlesen. Douglas wünschte der demokratischen Partei Glück zu ihrer Wahl; ebenso erklärte Caß, daß er Franklin Pierce unterstützen werde. Houston schrieb: „Die Wahl ist vortrefflich; sie wird die ganze Demokratie wieder einig machen.“ Eine andere Depesche lautete: „Die Demokraten in Washington rufen neunmal Lebehoch für Franklin Pierce!“

Sodann wurde die Wahl zur Ernennung eines Vicepräsidenten vorgenommen. Sie fiel mit 277 Stimmen auf Wilhelm Rufus King von Alabama.

Inzwischen gingen immer mehr telegraphische Botschaften ein. Aus Steubenville in Ohio schrieb man 3½ Uhr Nachmittags: „Wir feuern eben drei und dreißig Schüsse für Pierces Ernennung ab.“

Sodann wurde über das Programm, das politische Glaubensbekenntniß oder wie man in Amerika sagt, die Platform der demokratischen Partei für die nächste Präsidentschaft von Major French verlesen und fast einstimmig angenommen. Sie lautet:

„Beschlossen: daß die amerikanische Demokratie ihr Vertrauen setzt in die Intelligenz, den Patriotismus und die charakteristische Gerechtigkeit des amerikanischen Volkes.

Beschlossen: daß wir dies als ein unterscheidendes Kennzeichen unseres politischen Glaubens betrachten, und daß wir stolz sind, dasselbe vor der Welt zu behaupten, als das große moralische Element in einer Regierungsform, welche aus dem Volkswillen entspringt und von demselben getragen ist; und wir stellen es dem Glaubensbekenntniß und der Praxis des Föderalismus gegenüber, unter welchem Namen oder welcher Gestalt er auch auftreten möge, welcher den Willen des Constituenten zu lähmen sucht und keinen Betrug für zu monströs für die Leichtgläubigkeit des Volkes hält.

Beschlossen deshalb, daß, von dieser Ansicht ausgehend, die demokratische Partei dieser Union durch ihre in einer allgemeinen Convention der Staaten versammelten Delegaten, welche in einem Geist der Eintracht und der Ergebenheit für die Lehren und den Glauben einer freien Repräsentativ-Regierung zusammengetreten sind und an ihre Mitbürger für die Redlichkeit ihrer Absichten appelliren, vor dem amerikanischen Volke die Erklärungen der Grund-

sätze erneuern und nochmals bestätigen, zu denen sie sich bei früheren Gelegenheiten, wo sie in allgemeiner Convention ihre Candidaten der Abstimmung des Volkes empfahlen, bekannt haben.

1. Daß die Bundesregierung eine solche von beschränkten Befugnissen ist, welche allein aus der Constitution hergeleitet sind, und die in derselben verliehene Macht von allen Departements und Agenten der Regierung eine strikte Auslegung finden muß, und daß es unstatthaft und gefährlich ist, eine zweifelhafte constitutionelle Macht auszuüben.

2. Daß die Constitution der Bundesregierung keine Macht verleiht, ein allgemeines System innerer Verbesserungen einzuführen.

3. Daß die Constitution der Bundesregierung weder auf direkte noch auf indirekte Weise die Autorität verleiht, die Schulden der einzelnen Staaten, welche für lokale innere Verbesserungen oder andere Staatszwecke contrahirt wurden, zu übernehmen; eine solche Uebernahme würde weder gerecht noch thunlich sein.

4. Daß Gerechtigkeit und eine gesunde Politik der Bundesregierung verbieten, einen Zweig der Industrie zum Nachtheil eines andern zu schützen, oder die Interessen eines Theils zum Nachtheil eines andern Theils unsers gemeinsamen Vaterlandes hervorzuheben; daß jeder Bürger und jede Section des Landes ein Recht hat, Gleichheit der Rechte und Privilegien zu verlangen und darauf zu bestehen, wie auch auf vollständigen und genügenden Schutz der Person und des Eigenthums gegen Gewaltthätigkeit im Innern oder Angriffe von Außen.

5. Daß es die Pflicht jedes Zweiges der Regierung ist, die strengste Sparsamkeit in Verwaltung unserer öffentlichen Angelegenheiten zu üben und zu erzwingen, und daß keine höhere Einnahme erhoben werden darf, als erforderlich ist, um die nothwendigen Unkosten der Regierung zu bestreiten und für die allmälige aber sichere Abtragung der öffentlichen Schuld zu sorgen.

6. Daß der Congreß keine Macht hat, eine Nationalbank zu errichten; daß wir eine solche Anstalt als eine Todfeindin der besten Interessen des Landes ansehen, gefährlich für unsere republikanischen Institutionen und die Freiheiten des Volks, und darauf berechnet das Geschäft des Landes unter die Controle einer concentrirten Geldmacht und über die Gesetze und den Willen des Volks zu stellen; und daß die Resultate einer demokratischen Legislation in dieser und allen anderen finanziellen Maßregeln, über welche zwischen den beiden politischen Parteien des Landes Streitfrage erhoben worden ist, den aufrichtigen und praktischen Männern aller Parteien ihre Richtigkeit, Sicherheit und Nützlichkeit in allen Geschäftszweigen bewiesen haben.

7. Daß die Trennung der Regierungsgelder von Bankinstituten unumgänglich nothwendig ist für die Sicherheit der Regierungsfonds und die Rechte des Volks.

8. Daß die liberalen Prinzipien, welche durch Jefferson der Unabhängigkeitserklärung einverleibt und in der Constitution genehmigt wurden, und welche unser Land zu dem Lande der Freiheit und zu dem Asyl der Unterdrückten aller Nationen machen, beständig Hauptgrundsätze in der demokratischen Glaubenslehre gewesen sind; und daß jeder Versuch, das Recht Bürger zu werden und Grundeigenthum zu erwerben, zu verkürzen, denselben Geist des Widerstands finden muß, der die Fremden- und Aufruhr-Gesetze aus unserm Statutbuche hinausfegte.

9. Daß der Congreß unter der Constitution keine Macht hat, sich in die inneren Institutionen der einzelnen Staaten einzumischen oder sie zu controliren, und daß solche Staaten die einzigen passenden Richter über Alles sind, was zu ihren eigenen Angelegenheiten gehört und nicht durch die Constitution verboten ist; daß auch alle Bemühungen der Abolitionisten und Anderer den Congreß zu bewegen, daß er sich in die Fragen der Sklaverei mischen oder einleitende Schritte hierfür thun solle, nicht umhin können zu den schrecklichsten und gefährlichsten Folgen zu führen, und daß alle solche Bemühungen die unvermeidliche Tendenz haben, das Heil des Volks zu vermindern und die Festigkeit und Dauer der Union zu gefährden, und deshalb von keinem Freunde unserer politischen Institutionen unterstützt werden dürfen.

Beschlossen, daß der vorhergehende Satz den ganzen Gegenstand der Sklaverei-Agitation im Congreß umfaßt. Und darum wird die demokratische Partei der Union, auf dieser nationalen Platform stehend, an einer getreuen Ausführung der Acte, welche als die Compromiß-Maßregeln bekannt sind und von dem letzten Congreß festgestellt wurden, festhalten — den Act für Auslieferung Arbeits-Flüchtiger eingeschlossen, welcher Act bestimmt ist, eine ausdrückliche Bestimmung der Constitution auszuführen, und dessen Widerruf oder Veränderung, um seine Wirksamkeit zu vernichten oder zu schwächen, sich nicht mit der Treue gegen dieselbe vereinigen läßt.

Beschlossen, daß die demokratische Partei sich jedem Versuch, in oder außer dem Congreß die Agitation der Sklavenfrage zu erneuern, widersetzen will, unter welcher Gestalt oder Farbe der Versuch auch gemacht werden mag.

Beschlossen, daß der Erlös der öffentlichen Ländereien gewissenhaft für die nationalen Zwecke, welche in der Constitution angegeben sind, verwendet werden muß; und daß wir uns irgend einem Gesetze für Vertheilung dieses Erlöses an die Staaten widersetzen, indem es gleich unweise in der Politik und der Constitution widerstreitend ist.

Beschlossen, daß wir entschieden dagegen sind, dem Präsidenten die qualificirte Macht des Veto zu entziehen, durch welche er befähigt ist, unter Beschränkungen und Verantwortlichkeiten, welche vollkommen genügend sind,

um das öffentliche Interesse zu wahren, die Annahme einer Bill zu verschieben, deren Vorzüge die Zustimmung von zwei Dritteln des Senats und Hauses der Repräsentanten nicht erlangen können, bis das Urtheil des Volks darüber gehört werden kann. Das Veto hat das amerikanische Volk von der korrupten und tyrannischen Herrschaft der Vereinigten Staaten Bank gerettet und von einem korrumpirenden System innerer Verbesserungen.

Beschlossen, daß die demokratische Partei die Prinzipien getreulich befolgen und aufrecht erhalten will, welche in den Kentucky- und Virginia-Beschlüssen von 1792 und 1798 niedergelegt sind, so wie in dem Bericht des Herrn Madison an die Legislatur Virginiens in 1799; daß sie diese Prinzipien annimmt als die Hauptgrundlage ihres politischen Glaubens, und entschlossen ist, sie in ihrem offenbaren Sinne auszuführen.

Beschlossen, daß der Krieg mit Mexiko, nach allen Grundsätzen des Patriotismus und gemäß dem Völkerrecht, ein gerechter und nothwendiger Krieg von unserer Seite war, in welchem kein amerikanischer Bürger sich seinem Lande entgegen gezeigt und weder moralisch noch physisch, durch Wort oder That dem Feinde Hülfe und Trost gegeben haben sollte.

Beschlossen, daß wir über die Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen mit unserer Schwester-Republik Mexiko erfreut sind, und für sie ernstlich alle die Segnungen und das Gedeihen wünschen, welches wir unter republikanischen Einrichtungen genießen; und daß wir dem amerikanischen Volk zu den Resultaten jenes Kriegs gratuliren, welche die Politik und das Verfahren der demokratischen Partei so offenkundig gerechtfertigt und den Verinigten Staaten Schadloshaltung für die Vergangenheit und Sicherheit für die Zukunft gesichert haben.

Beschlossen, daß in Betracht der Zustände volksthümlicher Institutionen in der alten Welt eine hohe und heilige Pflicht, mit vermehrter Verantwortlichkeit, der Demokratie dieses Landes, als der Partei des Volks, übertragen ist, die Rechte jedes Staats und dadurch die Union der Staaten aufrecht zu halten, und unter ihr eine verfassungsmäßige Freiheit zu erhalten und zu befördern, indem sie fortfährt, sich allen Monopolen und der ausschließlichen Legislation zum Nutzen der Wenigen auf Unkosten der Vielen zu widersetzen und durch ein wachsames und beständiges Festhalten an diesen Prinzipien und den Kompromissen der Constitution, welche weit genug und stark genug sind, um die Union, wie sie ist und wie sie sein sollte, zu umfassen und zu stützen, in der vollen Spannkraft der Energie und Kraft dieses großen und fortschreitenden Volkes."

Wer die dermalige Lage der Vereinigten Staaten erwägt, und die Stellung der großen Parteien zu einander ins Auge faßt und sich außerdem daran erinnert, daß es sich im Wesentlichen darum handelt, ob die Union fortbestehen soll oder nicht, wird die Nomination des Herrn Franklin Pierce eine glückliche nennen müssen. Vier Tage lang kämpften die Demokraten unter einander eine

heiße Schlacht; am Ende fanden sie, daß kein einziger der Führer der streitenden Heeresabtheilungen das Feld behaupten werde. Sie sahen, daß die, gleichfalls in sich selbst getheilte Gegenpartei auf der Lauer stand, und den Ausgang abwartete. Da leitete ein guter Instinct die Virginier, und nach Verlauf einer Stunde war die demokratische Partei so stark und einig, wie sie es nur zu Jacksons Zeit gewesen.

Wer ist nun Franklin Pierce, dessen Name plötzlich in der ganzen Welt genannt wird, und der, wie wenigstens Viele keinen Augenbrick zweifeln, am zweiten November dieses Jahres zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika gewählt werden wird?

Er stammt aus Neu-Hampshire, einem der neuenglischen Staaten, aus dem Bezirk Hillsborough, in welchem auch die Wiege von Caß und Webster stand. Sein Vater trug die Waffen im Unabhängigkeitskriege, und bekleidete später das Amt eines Gouverneurs im „Granitstaate". Franklin studirte die Rechte, und zeichnete sich im bürgerlichen Leben als tüchtiger Advokat und guter Redner aus. Im Jahre 1833, da er erst sechs und zwanzig Jahre alt war, sandte man ihn als Repräsentanten in den Congreß von Washington, und wählte ihn nach Ablauf seines Mandates wieder; 1837 ernannte ihn die Legislatur seines Heimathstaates zum Senator der Vereinigten Staaten, und das blieb er bis 1842. Dann trat er ins Privatleben zurück, practicirte wieder als Advokat, und lehnte die Stellen eines Kriegssecretärs und eines Staatsanwaltes (Attorney general) ab, welche Präsident Polk ihm übertragen wollte. Pierce erklärte, daß er nur in Kriegszeiten seine friedliche Beschäftigung für einige Zeit aufgeben werde. Als der Krieg mit Mexico ausbrach, trat der vormalige Senator als gemeiner Soldat bei den Freiwilligen ein; bald nachher wurde er zum Brigadegeneral ernannt, führte eine aus 2500 Mann bestehende Verstärkungsschaar von Vera Cruz nach Puebla dem General Scott zu, warf mit großer Entschlossenheit und kaltblütigem Muthe mehrmals die Mexicaner zurück, und zog mit in die Hauptstadt ein, wo einst „Montezumas Hallen" standen.

Dann aber ging er wieder in seine heimathlichen Berge zurück, und war abermals Rechtsanwalt, geachtet von Allen, welche mit ihm in Berührung kamen. Als am 8. Januar die demokratische Staatsconvention von Neu-Hampshire sich zu Concord versammelte, — diese Stadt liegt am Merrimac, und dort wohnt Pierce, — empfahl sie ihn als einen geeigneten demokratischen Präsidenten. Er aber lehnte die Nomination ab, und veranlaßte, daß Neu-Hampshire sich für Caß erklärte.

Fast jeder bedeutende Staat hatte seinen besondern Lieblingscandidaten vorgeschlagen, so z. B. erklärte sich Michigan für Caß, ein Theil von Neu-York für Marcy, ganz Pennsylvanien für Buchanan, Kentucky für Butler, Neu-Jersey für Stockton, Ohio für Allen, Illinois für Douglas, Indiana für Lane, Texas für Houston, Wisconsin für Walker. Wir haben

weiter oben geschildert, wie hartnäckig der Kampf war, bevor Pierce als ächter Compromißcandidat den Sieg gewann, ganz ohne sein Zuthun. Er gilt für einen in öffentlichen Angelegenheiten wohlbewanderten Mann; hat sich in Staatsämtern und im Kriege wacker ausgezeichnet, und seine Rechtschaffenheit wird auch von den Whigs gerühmt. Er gehört gewissermaßen zu den Vertretern des „Jungen Amerika“, ist aber besonnener als Douglas, und er hat sich, obwohl Junger Amerikaner, doch stets als Demokraten der alten jeffersonschen Schule bewährt. Von ihm dürfen die Abolitionisten keinerlei Vorschub für ihr wahnsinniges, landverderbliches Treiben hoffen.

Wilhelm Rufus King ist ein Mann von etwa 65 Jahren, stammt aus Nordcarolina, war nie verheirathet, und lebt seit etwa 40 Jahren im Staate Alabama, der ihn bei dem Eintritt in die Union als Senator nach Washington schickte. Das blieb er bis 1844, als er zum Gesandten der Vereinigten Staaten in Paris ernannt wurde; 1847 kehrte er zurück und wurde abermals in den Senat gewählt, dessen Vorsitzender er gegenwärtig ist.

Beide Ernennungen wurden von den Demokraten der ganzen Union mit der lebhaftesten Freude aufgenommen; alle Abtheilungen der Partei waren durch dieselben zufriedengestellt, auch das immer schmollende und sich gern bei Seite haltende Südcarolina. Es ist herkömmlich, daß die Parteien in den einzelnen Staaten nach der Nomination, welche von ihren Bevollmächtigten ausgeht, noch einmal große Demonstrationen machen, und in Genehmigungs-Versammlungen (Ratifications-Meetings) die Ernennung billigen oder ihr Mißfallen aussprechen. Es geht dabei laut genug her. Diesmal haben sich keine tadelnden Stimmen erhoben; die Demokratie ist hoch erfreut, daß der alte Hader in ihren eigenen Reihen endlich beschwichtigt worden ist, sie fühlt instinktmäßig, daß sie den Sieg gewinnt, wenn sie einig bleibt.

Zunächst machte die Hauptstadt von Neuhampshire, Concord, eine große Freuden-Demonstration. Der Jubel äußerte sich, wie ein Neuyorker Bericht sagt, in einer solchen Weise, daß ein eben ankommender Fremder die als so kalt und besonnen bekannten Neu-Engländer für plötzlich toll gewordene Leute hätte halten können. Als der Telegraph das Ergebniß der Abstimmung brachte, welches keiner vorher auch nur ahnen konnte, rannten die Leute von Haus zu Hause um Freunden und Bekannten mitzutheilen, welche Ehre dem Granitstaate und der alten guten Stadt Concord wiederfahren sei. Alle Arbeit wurde eingestellt, das Volk strömte nach der Hauptstraße und dem Marktplatze, und man feuerte 281 Kanonenschüsse ab, einen zur Ehre jedes Delegaten, der für Pierce gestimmt. Abends war große Massenversammlung, welche der Convention Dank votirte. Während die Beschlüsse gefaßt und Reden auf Reden, natürlich im bekannten amerikanischen Styl gehalten wurden, läutete man mit allen Glocken der Stadt, der Kanonendonner nahm kein Ende, Raketen stiegen in die Luft und für die liebe Jugend, welche auch nicht leer ausgehen durfte, brannten chinesische Feuerwerke.

Einen weit ernstern Charakter trug die Ratificationsversammlung zu Neuyork. Sie war eine der größten, von welcher jene Empire City jemals Zeuge gewesen, und von hoher politischer Bedeutung. Gerade in Neuyork hatte die Uneinigkeit der beiden großen demokratischen Abtheilungen seit Jahren schon einen hohen Grad erreicht, und gerade dort hatte man dem Ausgange der Convention mit einer gewissen Angst und Spannung entgegen gesehen. Man wußte, daß nur eine vollständige Einigung aller demokratischen Elemente den Sieg bei der Wahl im November verbürgen könne; daß nur dann ein demokratischer Präsident in das weiße Haus zu Washington einziehen könne, wenn die Demokratie als geschlossene Phalanx auf den Kampfplatz trat.

Nachdem in Baltimore Old Hunkers und Barnburners sich endlich einander die Hand gereicht, mußte in der Stadt Neuyork ein Gleiches stattfinden. Die Ratificationsversammlung wurde für die Tammany-Halle, welche seit 1811 als das eigentliche Hauptquartier der Neuyorker Demokratie betrachtet werden muß und welche die Nationaldemokraten nie verlassen hatten, anberaumt. Diese alte demokratische Scheune (Barn) hatten die Barnburners seit Jahren nicht mehr besucht; jetzt kehrten sie in dieselbe zurück.

Schon vor 8 Uhr Abends wurden die Versammlungen in den einzelnen Wards (Stadtvierteln) durch Kanonenschüsse zusammenberufen. Die Tammany-Halle war glänzend beleuchtet und in der Umgegend derselben hatte sich eine so zahlreiche Menschenmenge zusammengedrängt, daß selbst die aus den einzelnen Wards heranziehenden Processionen, deren Musik vom Jubel der Menge übertäubt wurde, nur mit Mühe ihren Einzug in das alte „Wigwam“ halten konnten.

Nachdem die Versammlung ihre Vorsitzer erwählt hatte, wurden Schreiben von den Herren Dickinson und Marcy, zwei Präsidentschaftskandidaten, verlesen. Beide erklärten, sie würden eifrig darauf hinwirken, daß der von der Convention ernannte Kandidat auch die Wahlstimmen der ganzen Partei erhalte. Sodann trug man Beschlüsse vor, deren wesentlicher Inhalt etwa lautet: „Die Demokratie von Neuyork ist stolz unter den ersten zu sein, welche sich um das demokratische Banner schaaren. Während wir nichts von unserer alten und beständigen Anhänglichkeit für die verehrten Staatsmänner aufgeben, welche so lange und pflichtgetreu die demokratischen Heere in den Kampf geführt haben, schließen wir uns doch herzlich und einstimmig dem Geist des Friedens und der Versöhnung an, welcher die Nationalconvention beseelte, und verpflichten uns, den Ernannten, Franklin Pierce und Wilhelm Rufus King, eine nachdrückliche, enthusiastische und triumphirende Unterstützung angedeihen zu lassen.“ Ferner wird gesagt, daß die demokratische Partei von Neuyork die zu Baltimore gefaßten Beschlüsse, — die oben von uns mitgetheilte Platform, — als ihr Glaubensbekenntniß annehme. Dieselben wurden vorgelesen und einstimmig gutgeheißen.“

Unter den Rednern waren Männer aus den verschiedensten Staaten. General Pillow aus Tennessee, unter dessen Oberbefehl Herr Pierce im mexicanischen Kriege focht, schilderte denselben als einen redlichen Mann, standfesten Demokraten und braven und fähigen Krieger. Auch zu den vor dem Gebäude stehenden Massen wurde geredet. Kapitän Rynders bemerkte: er habe zwar gehofft in der Halle selbst reden zu können, als Repräsentant der barfüßigen Demokratie jedoch (Gelächter), wolle er freudig hinausgehen und dort reden.

Dann trat Georg Bancroft auf, der nach Prescott für den besten Geschichtschreiber Amerikas gilt, und früher eine Zeitlang Gesandter in England war. Es wird für unsere Leser von Interesse sein, den ausgezeichneten Historiker auch als Redner kennen zu lernen. Er sprach Folgendes:

„Mitbürger! Ich schätze mich sehr glücklich, wieder einmal von der Demokratie von Neuyork bewillkommt zu werden; nicht länger als Ihr Gast, sondern jetzt als einer von Ihnen. Vor einer Woche verfolgten wir ängstlich die Berathungen unserer Delegaten zu Baltimore; es fehlte nicht an solchen, welche die Demokratie selbst in Gefahr wähnten. Eitle Hoffnungen derer, welche uns Böses wünschten! Es war nur der Schatten der vorüberziehenden Wolken, welche durch ihren Wiederschein den Felsen selbst erbeben scheinen ließen; die Demokratie bleibt unbeweglich und unverändert. (Beifall.) In der Erwählung unserer Bannerträger sah die Convention sich nach einem Staatsmann um der bekannt wäre durch starke Ueberzeugungen und unbeugsame Festigkeit, und sie fand einen solchen Mann in Franklin Pierce von Neuhampshire. (Ungeheurer Beifall.)

Er ist von reifen Jahren und doch in der Kraft der Mannheit, besitzt einen festen Willen und gutes Urtheil; von Jugend auf war er der Sache der Demokratie ergeben und hielt so fest und so offen an ihren Principien, daß in seiner ganzen öffentlichen Laufbahn nichts ist, was er zu verwischen, und nichts was er noch zu erklären wünschen könnte. Er ist ein Mann, den das Vertrauen der Demokratie seines Distrikts frühzeitig als ihren Repräsentanten in den Congreß schickt, den sein Geburtsstaat zu seinem Senator erwählte und gern zu seinem ersten Magistrat erwählt hätte; ein Mann, den die demokratische Partei zu wiederholten Malen in dem Kabinet zu sehen gewünscht hat, und der, seit dem Tode des betrauerten Woodbury, unbestritten als der Erste in der Demokratie von Neuengland dagestanden hat. Nie hat er einen selbstsüchtigen Gebrauch von dieser hervorragenden Stellung gemacht. Er haschte nie nach öffentlichen Ehren; er hat sie oft ausgeschlagen. Er nahm nie Theil an einer Intrigue; er neigte sich nie zu einer Faction; er ermangelte nie, die Verdienste Anderer vollständig anzuerkennen. Seine Bescheidenheit und Mäßigung waren der Art, daß er, wie ich bestimmt weiß, zu verschiedenen Malen hohe Stellungen abgelehnt hat, zu welchen seine Freunde ihn drängten; zufrieden mit der reinen Luft und dem einfachen Leben einer neuenglischen Landstadt, mit hoher Werthschätzung von Seiten seiner Amtsbrüder und der Achtung seiner Nachbarn und Aller die ihn näher

kannten. Und so muß zugestanden werden, daß die Nomination für die Präsidentschaft auf einen Mann gefallen ist, der vollbracht hat, was der größte Sieg genannt werden muß — die Herrschft über sein eignes Selbst. (Beifall.)

Die Demokratie von Neuyork sieht mit besonderem Vergnügen den Namen von William R. King von Alabama als ihren Candidaten für das zweite Amt in der Nation. (Großer Beifall.) Es heißt dies nur durch die Stimme des Volks den Posten ihm bestätigen, welchen auszufüllen seine Collegen und Gefährten in den Senat — die Männer, welche ihn am Besten kennen — ihn zu verschiedenen Malen durch ihre Stimmen für den Würdigsten erklärt haben.

Auch müssen wir nicht vergessen, daß die demokratische Partei sich für Principien und Maßregeln verpfändet hat; daß diese die Ursache ihrer Vereinigung und die Bürgschaft ihrer Beständigkeit ausmachen. Unser Erfolg wird der Triumph der Freiheit sein. Die ungeheure Entwickelung der Hülfsmittel unseres Landes, unter der freien Anwendung der Kräfte seiner Bürger, wird ununterbrochen fortdauern; auch werden fremde Nationen sich nicht versucht fühlen, durch neue Beschränkungen unsererseits, ihre Häfen gegen unsere Schiffe, die Früchte unseres Landbaus und die verschiedenen Erzeugnisse unserer Industrie zu verschließen. Das System einer verfassungsmäßigen Schatzkammer, welches, wie jetzt zugestanden wird, während des letzten Jahres das Land vor den bedauerlichsten Unfällen schützte, wird aufrecht erhalten werden.

Als das Gebiet seines Landes von dem Feinde betreten wurde, gab unser Candidat seine häuslichen Beschäftigungen auf, und wagte freudig sein Leben in Vertheidigung des Landes. (Ungeheurer Beifall.) Seine Tapferkeit, seine Fähigkeit als Oberofficier sind dem Lande wohl bekannt, eben so wohl, daß er sich frei zeigte von jedem Neid' und daß er stets bereit war, denen um ihn und über ihm Ehre anzuthun, sowie diejenigen, welche unter seinem Commando standen, zu ermuthigen und zu unterstützen. Unser Sieg wird deshalb der Welt eine Ankündigung sein, daß nach dem feierlichen Urtheil dieses Volks die Anknüpfung von Texas und die Erwerbung von Californien weise und constitutionelle Maßregeln waren, gebilligt durch das Völkerrecht und voll unberechenbarer Vortheile für dieses Land und die Menschheit.

Diese große Republik wird bald dasjenige Land sein, in welchem sich alle civilisirten Nationen der Erde vertreten finden. Die Erwählung von Franklin Pierce als Präsident erklärt den Republikanern der ganzen Welt, daß, wenn sie zu uns kommen wollen, sie fortwährend die Freiheiten und Ehren genießen sollen, welche unsere Väter errangen nicht für uns allein, sondern für die Menschheit; daß sie ihren Antheil an dem Eigenthum und der Bebauung des Bodens nehmen sollen. (Beifall.) Die Demokratie wird sich jedem engherzigen Versuch, ihre Aufnahme unter uns auf gleichem Fuße als Brüder und Amerikaner zu verhindern, widersetzen und ihn aus dem Felde schlagen.

Unser Sieg ist ein Pfand einer Rückkehr von Seiten der Regierung zu den Gewohnheiten einer mäßigen Verwaltung und strengen Sparsamkeit. Der

schlechte Geist der Corruption und extravaganten Ausgaben muß ausgetrieben werden; das System der Bundesregierung muß gereinigt und regenerirt und zu der Einfachheit zurückgeführt werden, welche in den Tagen Jefferson's und Washington's charakterisirte. Ein Wort mehr. Unser Sieg wird der Triumph der Union sein. Wir haben viel gehört von Gefahr für die Union, sind aber getrosten Muthes geblieben. Die große Partei des Landes ist die demokratische Partei, und in ihr giebt es Niemanden, der nicht für die Union verpfändet ist. (Großer Beifall.) Die Union ist gebilligt durch ihre Vernunft und werth gehalten in ihren Neigungen und Gefühlen. In den Worten von Franklin Pierce selbst; „Wir kennen keinen Norden, keinen Süden, keinen Osten, keinen Westen unter der Constitution; aber ein gemeinsames Band und eine gemeinsame Brüderschaft!“ Oder in den Worten des alten Patrioten Gadsden von Carolina: „Keiner von uns ist Newyorker, keiner von uns Caroliner, sondern Alle Amerikaner“. (Ungeheurer Beifall.) Unser Ticket trägt als seinen Stempel die Anhänglichkeit an die Union. Einer unserer Candidaten ist von den Granithügeln an unserer nördlichen Grenze, der andere von den Ufern des Golf von Mexico. Der Central-Staat Virginien, selbst die Mutter so vieler Staaten und so oft in gefährlichen Lagen der weise Rathgeber der Nation, war der erste, die Namen unserer Candidaten zu präsentiren. (Enthusiastischer Beifallsruf.) Diejenigen, welche zuerst unsere Unterstützung erhielten, haben nichts verloren von unserer Zuneigung oder unserem Vertrauen. Sie beweisen, wie wohl angebracht dies Vertrauen war, indem sie uninteressirt, prompt und eifrig zur Unterstützung der Sache und der Männer sich schaaren, mit deren Sieg der Triumph der Sache jetzt identificirt ist. Wir laden zur Unterstützung von Pierce und King jeden wahren Freund seines Landes ein, jeden Mann, der bereit ist aufzutreten für Freiheit, die Macht des Volkes und für die Union.“

Nachdem noch einige Männer geredet, trat Martin van Burens Sohn auf, John van Buren, einer der Häupter der Barnburners. Er hatte noch nie in Tammanyhall geredet, wurde aber jetzt mit lautem Jubel begrüßt, und erklärte: er sei bereit auf der zu Baltimore beschlossenen Platform zu stehen, und das werde ganz Newyork thun. Er wolle nicht fragen, unter welchem Einfluß und mit welcher Stimmenzahl sie angenommen worden sei, wohl aber aussprechen, daß er unbedingt und ohne den mindesten Rückhalt jene Platform für diese Wahl billige und treu und mit ganzem Herzen auf ihr stehen wolle. Dann sprach der Redner seine Hoffnung aus, daß durch diese Versammlung eine völlige Vergessenheit aller früheren Zwiste bewirkt worden sei; daß die Benennungen Hunker und Barnburner verschwinden möchten, daß man ferner keinen Unterschied kennen solle, als den eines Demokraten und eines Whigs. Somit sind die Barnburners in die einst von ihnen niedergebrannte demokratische Scheune wieder eingetreten.

Wir wenden uns nun zu der Nationalconvention der Whigs, welche wenige Tage später als die demokratische, gleichfalls zu Baltimore abgehalten wurde. Hier können wir uns kürzer fassen, weil der Mechanismus in beiden Versammlungen ziemlich derselbe war.

Die Whigs zogen nicht so frohen Muthes in die Stadt der Denkmäler ein als ihre Gegner. Während der letzten Monate hatten ihre Abgeordneten im Repräsentantenhause sich vergeblich abgemühet, eine Einigung zu erzielen. Die nördlichen Fanatiker, welche in ihrer Verbissenheit eher die Union in Gefahr brachten, als daß sie ausdrückliche und sonnenklare Bestimmungen der Bundesverfassung ehrlich hätten gelten lassen, waren nicht zur Vernunft zu bringen und beharrten steifsinnig in ihren abolitionistischen Vorurtheilen. Dadurch wurde der Riß in der eigenen Partei noch vergrößert. Alle Probeabstimmungen in Washington waren vergeblich, denn die Whigs aus dem Süden mußten schon im Interesse der Selbsterhaltung streng darauf dringen, daß kein Präsidentschaftskandidat vorgeschlagen werde, der nicht entschieden für die ehrliche Ausführung der Compromißmaßregeln sich ausgesprochen hatte. Gegenüber der großen Whigpartei, in welcher auf solche Weise ein Mangel an Disciplin zersetzend wirkte, gebehrdeten sich die äußersten Flanken derselben, namentlich die „Liberty Partei“ und die Freesoilers, sehr auffahrend. Und so konnte das einflußreichste Organ, welches die Whigs in der Presse besitzen, die zu Neuyork erscheinende Tribune, im Anfang Juni das Geständniß nicht unterdrücken: „Die Whigpartei ist in der That kaum noch eine Partei zu nennen, d. h. im genauen Sinne des Wortes; sie erscheint vielmehr nur noch als eine lose und lockere Gemeinschaft Derer, welche sich gedrungen fühlen, gewissen Bestrebungen und Zwecken derjenigen Partei zu widerstehen, welche sich mit dem Mantel der Demokratie bekleidet hat.“ Dasselbe Blatt verzweifelte auch daran, einen politisch bedeutenden Mann, etwa Webster, als Kandidaten aus der Urne hervorgehen zu sehen. Gegen solche ist gerade in Amerika der Neid allzu rege. Die Tribune sagte: „Es giebt Männer, und zwar reichbegabte, ausgezeichnete Männer, welche aus der Politik ein Geschäft machen und den Profit in ihre eigene Tasche zu stecken suchen. Solchen Männern mißtraut das Volk; es fühlt wenig Enthusiasmus für sie. Dies ist ein Hauptgrund, weshalb militärische Kandidaten von den Massen vorgezogen werden. Diese Letzteren ehren öffentliche Dienste jeder Art, fühlen sich aber vorzugsweise mit einem Manne sicher, der neben großen Fähigkeiten und einer merkwürdigen Laufbahn seinen unbescholtenen Ruf vor jenen Flecken bewahrt hat, vor denen Manche auf der krummen und schwierigen Laufbahn der Politik sich nicht in Acht zu nehmen wissen.“ Damit war der Kandidatur des Generals Scott das Wort geredet.

Bei den Whigs war von Anfang an nur von drei Männern die Rede, welche in Vorschlag gebracht werden sollten, eben vom General Scott, vom Präsidenten Fillmore und Daniel Webster. Die beiden letzteren hatten sich ausdrücklich zu strenger Aufrechterhaltung der Compromißmaßregeln verpflichtet,

während Scott hinter dem Berge hielt. Fillmore war insbesondere dem Süden und Südwesten genehm; der General hat seine Hauptanhänger in den mittleren Staaten.

Schon am 15. Juni strömten Massen von Delegaten nebst deren politischen Freunden und „Lobby Members“ nach Baltimore, wo die Convention der Whigs gleichfalls in der großen Halle des Marylands-Instituts abgehalten werden sollte. Die Fillmore-Candidaten entwarfen eine Platform, in welcher sie die Compromißmaßregeln für endgültig erklärten. Für Webster arbeiteten die Delegaten aus dem Nordosten, soweit sie nicht zu den Abolitionisten gehörten, mit großem Eifer. Ein Caucus (Probeabstimmung und die eine solche veranstaltende Versammlung) von Bevollmächtigten aus Massachusetts, Maine, Rhode Island, Louisiana, Kentucky, Mississippi, Alabama und Nordcarolina beschloß, keinen Candidaten zu unterstützen, der nicht klar und deutlich über die politischen Hauptfragen sich ausgesprochen habe.

Am 16. Juni zogen die Delegaten in die festlich geschmückte Halle ein. Gleich nachdem die vorbereitenden Geschäfte, z. B. die Wahlen der Beamten, abgethan waren, traten die südlichen Delegaten mit ihrem Antrage auf eine Platform hervor. In derselben wird erklärt, daß die Bundesregierung eine Regierung sei, deren Macht begränzt sei, und die keine andere Macht ausüben könne, als jene, welche durch die Verfassung ihr ausdrücklich zugestanden worden. Es wird die von Kossuth und vielen Demokraten (nicht allen, namentlich nicht von den südlichen) aufgestellte Interventionslehre verworfen. Man verlangt billigen Staatshaushalt und einen Tarif, welcher alle Zweige der Industrie in allen Theilen des Landes zu heben geeignet sei. Der sechste Beschluß ist zu Gunsten eines Systems innerer Verbesserungen durch die Bundesregierung, in soweit solche Verbesserungen wirklich allgemein nationale sind. Sodann werden die Compromißmaßregeln für endgültig erklärt.

Die Abolitionisten widersetzten sich der Aufstellung einer Platform, unterlagen aber mit 97 gegen 199 Stimmen. Die Minorität bestand aus Neuyork, Neu-Jersey, Indiana, Michigan, Wisconsin und Ohio. Am 17. Juni dauerten die Plänklerdebatten über das Compromiß fort. Auch am 18. waren die Sitzungen, deren man täglich zwei hielt, äußerst lebhaft. Endlich wurde die Platform angenommen. Es heißt in derselben:

Die in einer Convention versammelten Whigs der Vereinigten Staaten bekennen sich zu den großen conservativen republikanischen Maßregeln durch welche diese Staaten controlirt und regiert werden. Jetzt wie vor je verlassen sie sich auf die Einsicht des amerikanischen Volkes, und hegen Vertrauen zu dessen Fähigkeit, sich selbst zu regieren, so wie zu seiner Anhänglichkeit an die Verfassung und die Union. Sie erklären den Inhalt der noch stehenden Sätze als ihre politische Ueberzeugung, an welcher sie als politische Partei festhalten. In einem der Sätze wird „die Union für das Palladium unserer Freiheiten“ erklärt; in einem andern Washingtons berühmte Abschiedsadresse als Norm

hingestellt, namentlich auch in der Beziehung, daß die Vereinigten Staaten sich von allen zu Verwickelungen führenden Bündnissen mit auswärtigen Staaten fern halten sollen. „Es ist nicht unsere Mission als Republik, für unsere Ansichten Propaganda zu machen, oder anderen Völkern unsere Ansichten aufzuzwingen, sei es auf Umwegen oder durch offene Gewalt; es ist vielmehr unsere Aufgabe, durch Beispiel zu belehren und durch unsere Erfolge, durch Mäßigung und Gerechtigkeit den Segen der Selbstregierung und die Vortheile freier Staatseinrichtungen darzuthun.“

„Wo das Volk die Regierung einsetzt und dieselbe controlirt, muß dasselbe der Verfassung gehorsam sein, den Gesetzen und Verträgen Folge leisten, schon aus Rücksicht auf Achtung für sich selbst und die Achtung, welche es von fremden Mächten verlangt und nöthigenfalls erzwingt.“

„Die für die Ausgaben einer sparsamen Regierungsverwaltung ausreichenden Einkünfte müssen in Friedenszeit aus Einfuhrzöllen und nicht durch direkte Steuern beschafft werden. Eine gesunde Staatskunst verlangt, daß bei Auflagen solcher Zölle eine gerechte Unterscheidung gemacht werde, durch welche dem amerikanischen Gewerbfleiß eine angemessene Aufmunterung zu Theil wird, die für alle Klassen und alle Gegenden des Landes gleich ist.“

„Die Verfassung spricht dem Congresse das Recht zu, Häfen zu eröffnen und auszubessern, und aus schiffbaren Strömen Hindernisse hinweg zu räumen. Es ist angemessen, daß der Congreß eine solche Befugniß auch ausübe, sobald dergleichen Verbesserungen für die gemeinsame Vertheidigung, für den Schutz und die Erleichterung des Handels mit fremden Nationen oder den Staaten unter einander nöthig sind; indem dergleichen Verbesserungen in jeder Hinsicht als von nationalem und allgemeinem Charakter erscheinen.“

„Die Bundesregierung und die Regierungen der einzelnen Staaten sind Theile ein und desselben Systems, gleich nothwendig für die allgemeine Wohlfahrt, für Frieden und Sicherheit, und beide sollten gleichsehr mit herzlicher, hergebrachter und unwandelbarer Anhänglichkeit betrachtet werden. Schon die einfache Rücksichtnahme auf das Wohlergehen des ganzen Bundes, der einzelnen Staaten und jedes Einzelnen sollte Achtung für die Autorität derselben einflößen und als Pflicht betrachtet werden.“

Der letzte und achte Absatz der Platform ist unter den gegenwärtigen Umständen der wichtigste. Derselbe besagt, daß eine Reihe von Beschlüssen des zweiunddreißigsten Congresses, mit Einschluß des Gesetzes über die flüchtigen Sklaven, von der Whigpartei der Vereinigten Staaten angenommen worden als eine principielle und wesentliche Beilegung und Beseitigung der gefährlichen und aufregenden Fragen, welche sie einschließen, und „so weit sie in Betracht kommen, wollen wir diese Beschlüsse aufrecht erhalten und auf ihrer genauen und strengen Durchführung bestehen, bis Zeit und Erfahrung gelehrt haben, daß eine weitere Gesetzgebung erforderlich sei, einerseits gegen die Umgehung dieser Gesetze, andererseits gegen die Mißbräuche der durch sie gegebenen Be-

fugnisse, — Alles unbeschadet ihrer gegenwärtigen Wirksamkeit. Wir sind entschieden (we deprecate) gegen alle weitere Agitation in Bezug auf diese solchergestalt entschiedenen Fragen, denn sie wären für unsern Frieden gefahrbringend, und wir werden allen Bestrebungen entgegen treten, welche darauf abzwecken, eine solche Agitation zu erneuern, gleichviel wann, wo und wie ein solcher Versuch gemacht würde. Und dieses System wollen wir aufrecht erhalten als wesentlich nothwendig für die Nationalität der Whigpartei und die Integrität der Union."

Diese letzte Resolution, welche den Schwerpunkt der ganzen Platform der Whigs bildet, wurde mit 226 gegen 66 Stimmen angenommen. Es konnte jetzt nur von einem Kandidaten die Rede sein, der sich ausdrücklich verbindlich machte, die Compromißmaßregeln durchzuführen. Ganz richtig bemerkte ein Redner, daß diese Beschlüsse wohl das Volk theilen, aber die Union zusammen halten. Von den 66 verneinenden Stimmen fielen 4 auf Ohio, 1 auf Connecticut; 22 auf Neuyork (gegen 12 bejahend); 6 auf Pennsylvanien (gegen 21); 15 auf Ohio (gegen 8); 6 auf Indiana; 5 auf Illinois; 6 auf Michigan; 1 auf Wisconsin und 4 auf Californien. In diesen Staaten ist also ein Theil der Whigs noch jetzt dem Compromiß feindlich.

Sodann erhob sich die Frage, ob zur Bezeichnung des Kandidaten der Parteien zwei Drittel Stimmen oder einfache Mehrheit hinreichend sein solle. Man entschied sich für einfache Mehrheit, worin schon der Beweis lag, daß die Whigs sich nicht so entschlossen und compact fühlen, wie die Demokraten. Als Zweifel darüber erhoben wurden, ob General Scott die Platform annehmen werde, traten mehrere Redner auf und bekräftigten, daß solches allerdings der Fall sein werde, und so begannen nun die Abstimmungen.

Es wurden, wie wir schon bemerkt haben, drei Kandidaten vorgeschlagen. Bei der ersten Kugelung erhielt Fillmore, für welchen alle südlichen Staaten ihr Votum abgaben, 133 Stimmen; Scott erhielt 131; Webster nur 21 Stimmen und zwar diese beinahe alle aus den neuengländischen Staaten. Am vierten Tage schwankte die Abstimmung hin und her, ähnlich wie bei den Demokraten. Am fünften Tage neigte sich endlich die Waagschale zu Gunsten Scotts, nachdem die Delegaten von Tennessee, Virginien und Georgien erklärt hatten, sie würden denselben unterstützen, falls er sich entschieden für das Compromiß erkläre. Das geschah und von General Scott lief ein Schreiben ein, in welchem er ausdrücklich die Verpflichtung übernahm, das Compromiß durchzuführen,

So erhielt General Scott in der dreiundfünfzigsten Abstimmung 158 Stimmen. Fillmore nur 158, Webster 21; einige wenige andere hatten sich einzeln auf Crittenden vertheilt. Nun erklärten sich auch die südlichen Staaten für ihn. Die Ernennung zum Vicepräsidenten fiel auf Graham, den gegenwärtigen Marineminister.

So hatten denn die Demokraten 49, die Whigs 53 Kugelungen gehabt, ehe die Ernennung eines Kandidaten zu Stande kam; jene hatten acht oder zehn Kandidaten, diese stellten nur drei auf. Aber während die Ernennung des Herrn Pierce überall von den Demokraten, die ihre alte Disciplin bewährten, mit einstimmigem Jubel aufgenommen wurde, schmollten viele Abtheilungen der Whigs über Scotts Ernennung. So erklärten z. B. die „Silbergrauen“ offen ihr Mißvergnügen; die Anhänger Websters, namentlich in Connecticut und Neu-Hampshire weigerten sich unumwunden, zu Ehren des Ernannten Kanonenschüsse abzufeuern; ganz im Gegensatze zu den Demokraten. Pierce ist ein Hunker, aber als seine Nomination bekannt wurde, jubelten nicht nur diese, sondern eben so sehr die Barnburners, die Ultra-Secessionisten von Süd-Carolina, die Unions- und Southern-Rights-Männer von Mississippi, und Alle nahmen die Platform und Pierce an. Offenbar hat sich die demokratische Partei wieder stark gekräftigt und neu verjüngt.

Scotts Ernennung erscheint als eine Niederlage der verständigen Leute unter den Whigs, d. h. jener, welche für Fillmore und Webster stimmten, gegen die Seward- und Tappan-Whigs, obgleich diese sich am Ende doch auf den Boden der Compromißmaßregeln stellen mußten, wenn sie nicht ihre ohnehin geschwächte Partei völlig auseinander sprengen wollten.

So stehen nun in dieser Hinsicht Demokraten und Whigs auf derselben Basis, und zwar zum Glück für den Fortbestand der Union. Beide haben sich an dieselben großen Interessen im Lande gewandt, und beim Wahlkampf wird es sich also mehr um verschiedene Parteien und Personen, als um verschiedene Maßregeln handeln. Die alten ausgezeichnetsten Männer der Whigpartei, unter welchen Webster nun unbestritten die erste Stelle einnimmt, sind für immer beseitigt; Clay hat noch das Resultat der Abstimmungen vernommen, ehe er seine klaren und doch müden Augen schloß.

Beide Präsidentschaftscandidaten, Scott sowohl wie Pierce, „repudiiren“ die Antisklaverei-Elemente, welche der Norden, und die Trennungs- (Secessions-) Elemente, welche der Süden in sich schließt. Die Männer im Süden sind mit Pierce's Ernennung zufrieden gestellt; nicht aber jene Fanatiker im Norden, welche als Freesoiler, Liberty-Männer und Abolitionisten bezeichnet werden. Alle drei wollen nun besondere Candidaten aus ihrer Mitte aufstellen, und sie haben auch ihre besondere National-Conventionen ausgeschrieben. Jene der Antisklaverei-Faktion ist auf den 4. August nach Cleveland am Ohio ausgeschrieben worden. Die Freiboden-Männer wollen die ihrige am 1. September zu Buffalo abhalten; die Liberty-Männer am 11. August in Pittsburg. Auch war in Neuyork auf den 6. Juli eine Staatsconvention nach Worcester ausgeschrieben worden, von Leuten ähnlichen Schlages. Die Tendenz in allen diesen vier Conventionen wird im Wesentlichen dieselbe sein, man wird am Ende gemeinschaftliche Sache machen und feindlich sowohl gegen die Demokraten wie die Whigs auftreten. Allem Anschein nach bildet

sich nun eine dritte Partei, die wir unbedenklich als eine unheilvolle Partei von Fanatikern bezeichnen. Sie wird vielleicht der Union viele schwere Tage bereiten, und man darf sich dort wohl auf heftige Kämpfe gefaßt machen. Aller Fanatismus ist ansteckend wie eine Seuche; und von der Thorheit der Abolitionisten gilt das im vollsten Maße. Sie wollen nicht begreifen, daß die Sklaverei nicht mit kurzer Hand und nicht über Nacht abgeschafft werden kann; sie sehen nicht ein, daß der Süden zu Grunde gerichtet wäre, wenn man ihm plötzlich seine Sklaven nähme, die einen Geldwerth von nicht weniger als 1800 Millionen Dollars repräsentiren. Gewiß ist die Sklaverei ein Uebel und das begreift auch der Süden. Aber das wahnwitzige fanatische Gebahren der Abolitionisten zwingt mit Nothwendigkeit die Sklaven haltenden Staaten zu den schärfsten Maßregeln, und zwar im Interesse der Selbsterhaltung.

Die Abolitionisten, welche die Bundesverfassung mit Füßen treten und ein sogenanntes „höheres Recht“ über dieselbe stellen, — sie nennen sich deshalb selbst gern Higher Law Men, — suchen die gutmüthige Schwachköpfigkeit auszubeuten und verwirren die Leute durch ungeheure Massen von Traktätchen, wovon eins „Uncle Toms Cabin“ sie binnen wenigen Wochen in 160,000 Bänden verbreitet haben. Sie verfügen in den nördlichen und westlichen Staaten gegenwärtig über mehr als 300,000 Stimmen. Diese fallen bei einer Wahl schon ins Gewicht.

General Harrisons Wahl war die letzte, bei welcher die Parteien streng zusammenhielten. Seitdem ist jede Wahl eigentlich durch eine Minorität entschieden worden. Im Jahre 1844 fielen von den Whigs viele Stimmen ab; 1848 fiel die van Buren'sche Partei der Barnburners von den Demokraten ab. Jetzt haben die letzteren sich geeinigt, aber es fragt sich, wie viel Gewicht nun die Freibodenmänner, deren es in den Reihen beider großen Parteien bisher gab, ausüben. Wie es scheint wird Pierce den Preis davon tragen; auf den Süden kann er wenigstens unter allen Umständen bauen wie ein Fels.

Aus den letzten amerikanischen Blättern ersehen wir, daß die Freesoil-Partei zu Cleveland zum Präsidenten vorschlagen will Herrn J. P. Hale aus Neuhamshire, zum Vicepräsidenten den wüthenden Abolitionisten Cassius M. Clay aus Kentucky. Die Zeitungen der Antisklaverei-Partei erklären, sie würden der demokratischen Platform energisch entgegentreten, aber eben so auch den Candidaten der Whigs bekämpfen.

Wir werden mehrfach auf diese Parteiverhältnisse zurückkommen und alle diese interessanten Bewegungen scharf im Auge behalten.

Reisebriefe aus den Vereinigten Staaten.

II.

Auf dem Mississippi.

Du bist ohne Zweifel schon in amerikanischen Briefen und Reisebildern den Benennungen „Bluffs", „Bottomland", „Highland" und „Prairie" begegnet; man hat ganz sicher Deine Augen zugleich an sehr weitläufige Ausmalungen oder Beschreibungen dieser dem amerikanischen Westen eigenthümlichen Erscheinungen sich gewöhnen lassen, während Dein Geist und Deine Wißbegierde ganz bestimmt unbefriedigt gelassen wurden. Ich werde zwar um von diesen Dingen zu sprechen, gleichfalls etwas weit ausholen müssen, vielleicht einen ganzen Brief mit demselben Gegenstande füllen, doch hoffe ich trotzdem den Vorwurf nicht auf mich zu laden: auf vielen Seiten nichts gesagt zu haben.

Ein Bericht über die Vereinigten Staaten erscheint allemal und mit Recht unvollständig, wenn in demselben das große Mississippithal in seiner weltumfassenden Bedeutung und Wichtigkeit nicht gehörig gewürdigt ist; das geschieht denn auch in solchen Berichten. Doch wie? Nun, man beschreibt das große Mississippithal; Du aber sollst es kennen lernen.

Ich bin sicher, daß Du Deinem Freunde einige „Breite" nur dann vergeben wirst, wenn er Dir wahrhaft Interessantes, Neues oder Originelles bietet; Du wirst mir um so bereitwilliger folgen, wenn im Verlaufe der Darstellung Dir auch das Nützliche aus derselben hervorleuchtet, da im Gegensatz zur Mehrzahl Deiner holden Schwestern Dein kosmopolitischer Sinn selbst von dem Schönen und Erhabenen den Begriff des Nützlichen nicht trennen lassen will. Du bist nicht transscendental, Du bist plastisch, praktisch — wärst eine ächte Amerikanerin geworden; eine Amerikanerin mit deutschem Gemüthe. Es giebt kein vollkommeneres Wesen! Doch zur Sache. — Wer in den Monaten Mai, Juni oder Juli — in denen die „Rocky Mountains" (das Felsengebirge) vom obern Missouri ihre Fluthen geschmolzenen Schnee's den Mündungen des Mississippi zusenden — vom merikanischen Golf gegen diese Mündungen fährt, dem bietet ein eigenthümliches, fremdartiges Phänomön sich dar.

Noch ist man eine halbe Tagereise von der Mississippi-Mündung entfernt, da gewahrt man schon kleine, lehmfarbne Flecke in dem prachtvoll, tief ultramarinblau gefärbten Meere. Je näher man der Küste kommt, um so häufiger und größer werden diese Flecke, um so mehr verschwindet die ursprüngliche Farbe des Meerwassers, bis man zuletzt nur noch einen Ocean von flüssigen Sand- und Thon-Massen vor sich hat. Die Strömung dieser Massen ist dabei sehr verschieden von der der reinen Flüssigkeit, und da sie in Worten schwer zu beschreiben sein möchte, so sei es mir erlaubt, für die bessere Anschauung eine Analogie zu suchen. Die Bewegung des dem Mississippi entströmenden Inhaltes

gleicht genau dem Aufwallen einer siedenden Flüssigkeit, so etwa, wie die Kochquelle in Wiesbaden den Siedeprozeß vor unsere Augen bringt. Nichts ist erklärlicher. Die große Quantität der im Mississippiwasser schwebenden Erdtheile strebt vermöge ihrer specifischeren Schwere beständig nach unten, die Fluthen streben voran — es entsteht sonach eine combinirte, d. h. eine rollende und und aufwallende Bewegung. In unmittelbarer Nähe angeschaut ist diese Bewegung immerhin noch rasch genug; aus einiger Entfernung gesehen, erscheint es uns nicht anders als ob wir nur vom Winde eine mehr oder minder stark bewegte Sandfläche vor uns hätten. Wir sind geneigt das Object dieser kräuselnden Bewegung für Barren oder Sandbänke zu nehmen, bis wir, näher gekommen, gewahren, daß es immer nur die Fluthen des Mississippi sind.

Was ist der Effekt dieser eigentlichen Strömung? Ein wunderbarer, ein kaum glaublicher! Wir hören wohl berichten, daß da und dort eine Bucht oder ein Hafen, in welche ein Fluß mündet, versandeten; wir können mit Bestimmtheit angeben wie an verschiedenen Stellen die Mündungen von Flüssen heute um einige Meilen weiter hinausgerückt sind, als vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden es der Fall war; ja wir können sogar die heimathliche Donau unter diese Beispiele zählen und wissen dasselbe vom Po und anderen bekannten Strömen. Doch was will das alles sagen gegen die Eroberungen, welche der Mississippi gemacht hat und noch macht? Was bedeuten diese Spannen Land gegen die Riesenstrecken, welche der Vater der Ströme dem Meere abgewonnen hat? Die Wogen des Golfs bespülten einst jene hoch im Lande gelegenen Höhen, welche man „Bluffs“ nennt und die Reste der Meerwasser-Schalthiere findet man noch auf ihrem Scheitel. Heute tobt die Brandung desselben Meeres fast 1000 Meilen ferne von diesen Stätten. Ein Viertheil des großen Golfbeckens hat der Mississippi schon in Beschlag genommen und dehnt alljährlich seine Herrschaft weiter über das Meeresgebiet aus. Die schwammigen Zuckerfelder Louisiana's, das reiche Bottomland in Mississippi und Tennessee verdanken ihm ihren Ursprung. Ohne die vom Mississippi und seinen kleineren Brüdern hervorgerufenen Revolutionen würde das gesegnete Amerika heute keinen Zucker und keine Baumwolle ärndten und der reichsten Kornfelder entbehren; denn namentlich in der Hervorbringung des Welschkorns ist das aufgeschwemmte Land des Mississippi ebenso unerschöpflich als unübertroffen.

Wenn wir später auf die Beschaffenheit dieses Landes näher eingehen, so wird es klar werden, welche Bedeutung dessen Vorhandensein oder vielmehr dessen Bildung für die rasche Cultur des Westens hatte, ja wie dasselbe unerläßlich war, um in fabelhaft kurzer Zeit aus einer Wildniß ein cultivirtes und reiches Gebiet mit allen Hülfsquellen für einen schrankenlosen Wohlstand und Fortschritt zu schaffen. Doch erst die Entstehungs- und dann die Entwickelungs-Geschichte.

Während man auf der Illinoisseite sowohl wie auf der Missouriseite von der Mündung des Ohio an aufwärts den Mississippiufern entlang die Ge-

steinsformation immer kräftiger zu Tag treten sieht, und von Zeit zu Zeit auf jene in einem rechten Winkel auf den Strom stoßende fast senkrecht abfallende Felskämme, die Bluffs, stößt; während diese Bluffs in dieser Breite nur sehr selten und dann nur kurze Strecken weit mit dem Mississippi parallel laufen, dagegen sich meilenweit vom Fluß ab ins Land erstrecken, das heißt, mit der Nordküste des Golfes parallel laufen, und während endlich hoch hinauf bis an den Mündungen des Missouri und Illinois dieser geognostische Charakter der Gegend sich nicht nur wesentlich gleichbleibt, sondern erst recht ausbildet — gewahrt man unterhalb der Ohiomündung eine fast in allen Stücken entgegengesetzte Physiognomie des Landes; die Bluffs werden anfänglich niederer und kürzer, verschwinden endlich ganz und gar, indem sie nicht nur durch isolirte mit der Strömung parallele Felswände, sondern sogar durch einzelne Felsblöcke inner- und außerhalb des Flußbettes ersetzt werden, bis endlich selbst diese verschwinden und nur noch Alluvialformationen dem Auge sich darbieten.

Wir haben es bei den Bluffs offenbar mit einem vormaligen felsigen Küstenlande, bei den zuletzt bezeichneten Gesteinspartien dagegen mit den von der Küste in Gruppen oder einzeln in das Meer auslaufenden Riffen und Felsen zu thun. Wo jetzt Farmen, Plantagen, Dörfer, Städte, Straßen und Eisenbahnen, Wälder und Felder sich in buntem Gewirre neben einander befinden, da plätscherten ehedem die Gewässer des mexikanischen Golfes. Eine ungeheure Thalstrecke, einen Flächenraum von 400,000 engl. Quadratmeilen bedeckend, ist durch die Niederschläge des Vaters der Ströme nach und nach aus dem Meeresgrund emporgestiegen; auf eine Längenerstreckung von fast 1000 Meilen fließt der Mississippi durch ein selbstgeschaffenes Bette. Alle Alluvialbildungen, denen wir irgendwo auf der Erdoberfläche begegnen und die durch Flüsse und Ströme hervorgerufen worden sind, schrumpfen zu winzigen Erscheinungen gegenüber der Riesenarbeit zusammen, welche der Mississippi gethan und heute noch thut; ja nachgerade in einem Besorgniß erregenden Maße. In einer schlangenähnlichen Richtung fließt der Mississippi durch die von ihm selbst geschaffene Ebene, und zwar mit einem Fall von durchschnittlich 3¼ Zoll die Meile. Die Quantität der aus dem Hochlande, hauptsächlich durch den Missouri, herabgeschwemmten Materialien hat sich nicht vermindert, sondern seit den letzten 15 bis 20 Jahren stufenweise ein größeres Verhältniß zur gesammten Wassermasse angenommen.

Durch die immer weiter westlich und nordwestlich vordringende Cultur und die damit verbundene Lichtung der Wälder werden die Zuflüsse und Nebenströme des Mississippi wasserärmer, während zugleich dem verheerenden Platzregen ein freierer Spielraum zur Fortführung fester Theile eingeräumt ist. Von der Stärke dieser Platzregen, von der Gewalt der Alles mit sich fortreißenden Wasserströme, welche durch die ersteren in erstaunlich kurzer Zeit gebildet werden, kann man sich kaum eine Vorstellung machen, wenn man nicht Zeuge ihrer Verwüstungen

gewesen ist. Riesige Bäume, Felsblöcke, Gebäude, Dämme u. s. w. werden mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit von dem in einem einzigen Gusse aus den Wolken herabfließenden Strome hinweg geführt, die in Erstaunen setzen muß. Creeks (Bäche), die Tags zuvor kaum Wasser genug hatten, um den sie durchwatenden Wanderer zu irgend welchen Vorbereitungen zu nöthigen, sie werden über Nacht oder innerhalb weniger Stunden so reißend und tief, daß Mann und Roß in ihnen versinken und schwere Lastwagen gleich Federbällen von der tückischen Strömung fortgerissen werden. Tausende von Baumstämmen werden entwurzelt, meilenlange Strecken von „Fencen“ (Umzäunungen) entführt, den Bayous oder größeren Nebenflüssen zugetragen, bis zuletzt der Mississippi die ganze Masse in seinen breiten Schooß aufnimmt. Du wirst Dir von einer solchen Katastrophe wohl leichter eine Vorstellung machen können, wenn ich hier erwähne, daß ich selbst es erlebte, wie der Ohio innerhalb einer einzigen Stunde um 15 Fuß stieg.

Wenn dann Bäume, Gras und Sträucher, wenn Zäune, Blockhäuser, Scheunen und feste Gebäude, wenn Sand, Thon, Steine und Felsblöcke, wenn Vieh und Menschen von der unwiderstehlichen Fluth ergriffen und fortgeführt und dem gemeinsamen Kanal, dem Mississippi, zugetragen worden sind, dann bietet dieser einen fürchterlichen, schreckbaren Anblick, dessen ganze Gewalt Du empfindest, wenn Du in einer solchen Zeit stromaufwärts fährst. Der unterhalb der Einmündung des schmutzigen Missouri stets trübe Mississippi gleicht vollends einer mit Wasser gefüllten Lehmgrube, während seine Oberfläche mit den von der Fluth entführten tausend Dingen buchstäblich bedeckt ist. Eine unabsehbare Wasserfläche bietet sich stellenweise den Blicken dar; wie zwergiges Gesträuch oder arme Weidenbüsche schauen die Spitzen kolossaler Wälder uns aus den Fluthen an; diese Fluthen selbst aber rollen und toben daher gleich den Meereswogen, wenn ein herannahender Sturm sie jagt. Die sonst die Ufersäume bedeckenden Blockhäuser neuer Ansiedeler und die Hütten der Holzhauer sind Deinen Blicken entrückt, Du fährst vielleicht über den Giebel ihrer Stroh-, Schilf- oder Schindeln-Dächer einher. Prachtvolle, in aller Ueppigkeit der wärmern Zone prangende Plantagen sind überschwemmt und verwüstet — die ganze Scene mahnt nur noch an die Urzustände der Natur.

Doch das Beängstigende und die Gefahr liegen näher. Wenn immer der Westen von solchen verheerenden Fluthen heimgesucht wird, dann sind es nicht die jüngeren, schwanken und nachgiebigen Bäume, die niedergerissen und entführt werden, sondern die ältesten und schwersten; und wenn Du dieselben ohne Unterlaß dem leichtgebauten und gebrechlichen Kasten, dem Du Dein Leben anvertrautest, entgegen tanzen siehst, da schwindet Dir jedes Gefühl von Sicherheit, und es bemächtigt sich Deiner die beklemmende Ueberzeugung, daß ein einziger unglücklicher Stoß von einem solchen Riesen Dir und allen Uebrigen den Untergang bereiten muß. Der Kapitän und die Piloten weichen nicht von ihren Posten; die verhängnißvolle Schelle tönt ohne Unterlaß in den Maschinen-

raum hinab; das ununterbrochene Einstellen und Wiederloslassen der Dampfkraft, verbunden mit den mehr oder minder heftigen Stößen der schwimmenden Bäume, sind unsäglich beängstigend und rauben Dir jede Freude an der Eigenthümlichkeit und Neuheit der Situation. Hat endlich gar die Nacht Dich überrascht, treiben Verstimmung und Ermüdung Dich in die Koje, dann wird auch die tadelloseste Herzhaftigkeit Dich beim Tönen der Schelle und den darauf folgenden Stößen vor einem ängstlichen Auffahren nicht bewahren können. Denn ohne auf dem Meere zu schwimmen, bemächtigt sich Deiner die Ueberzeugung, daß Muth und Geistesgegenwart in dieser Lage zu kurz kommen, wenn einer der tausend Stämme Deiner gebrechlichen Behausung mehr als einen Streifstoß versetzen sollte. Die Fluth, von der ich redete, richtete allein im Ohiothal einen Schaden von zwölf Millionen Dollars an.

Glücklicher Weise sind die alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen nicht immer so verderblich. Die Erscheinung selbst läßt sich sehr bestimmt charakterisiren. Die Hauptträger derselben sind nämlich außer dem Mississippi der Missouri und Ohio; die vorzüglichsten Quellen: das Felsengebirge, welchem jener, und die Alleghanies, denen dieser durch eine Vereinigung des Monongahela und Alleghani-Flusses seinen Ursprung verdankt.

Die wiederholt angestellten Untersuchungen haben ergeben, daß die vom Mississippistrome getragenen festen Bestandtheile $^1/_{3000}$ der ganzen Wassermasse betragen. Die mächtige Strömung des Mississippi, welcher in einer Stunde durchschnittlich vier engl. Meilen zurücklegt, reißt die Körper unaufhaltsam bis zur Mündung, in deren Nähe dann eine wesentliche Veränderung in dem „Current", d. h. der Strömung eintritt. In dieser Aenderung liegt der Schlüssel zur Bildung des Mississippilandes, und wenige Worte werden genügen, den Prozeß vollends aufzuklären. Heute noch bietet Louisiana verhältnißmäßig wenig festes, nutzbares Land dar; sandige und sumpfige Stellen und ausgedehnte Wasserbecken, Bayous genannt, nehmen einen großen Theil seines Flächeninhaltes ein; diese Verhältnisse werden nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden, wenn die Bildung des Festlandes um ein Beträchtliches weiter in den Golf vorgeschritten ist, verschwinden und Louisiana wird dann in seinen inneren Theilen dasselbe Ansehen gewinnen, welches heute der Mississippistaat bietet, d. h. die Sümpfe, Sandsteppen und Bayous werden in Wiesen und Wälder umgewandelt sein; auch die abschreckende Landplage, das gelbe Fieber, wird um jene Zeit ihren gefährlichen Charakter verlieren und die Herrschaft den im Westen einheimischen weniger schlimmen Wechselfiebern abtreten. Hoffen wir nicht früher darauf, und gestehen wir zugleich gelegentlich, daß bis zu jener Epoche das allerdings wichtige und bedeutende Neuorleans auf die Rolle einer Weltstadt, zu der es sonst berufen wäre, verzichten und für das nächste Jahrtausend diesen Anspruch an das 1300 Meilen höher gelegene St. Louis abtreten muß.

Selbst in dem mit Riesenschritten voraneilenden Amerika giebt es Zustände, an welche man nicht den Zollstab und das Decennium als Maaß anlegen kann; das Delta des Mississippi, wenn auch umfangreicher und beweglicher als das des Niels oder der Donau verlangt nichtsdestoweniger den großen Ruthenstab des Geologen, um seine Zukunft zu messen. —

Ein großer Theil der compacten Masse, die der Mississippi nach Louisiana trägt, ergießt sich daselbst in die vorerwähnten Bayous, und erleidet die rasche Strömung schon dadurch eine Minderung; einen weitern Widerstand setzen die Gewässer des Golfes an der Mündung selbst dem Strome entgegen, was zur Folge hat, daß die substantielleren Körper sich unmittelbar vor der Mündung ablagern und so die Veranlassung zur Bildung von Sandbänken und endlich von festem Lande geben. Der Mississippi zeigt sich bei diesem Landbildungsvermögen nur ungleich rascher und mächtiger als andere Ströme. Doch trotz alledem, welch' eine unzählbare Reihe von Jahren muß der Vater der Ströme gebraucht haben, um sich vom einstigen Golfgestade unterhalb seiner Vereinigung mit dem Ohio, von den letzten „Bluffs", „Riffs" und „Rocks", bis in die heutige Atchafalaya- oder Plaquemine-Bay ein festes Bette zu bilden? Hundert Meilen liegen der Atchafalayastrom und der Plaquemineinarm auseinander; das dazwischenliegende Festland ist zum Theil schon in Cultur, zum Theil beherbergt es noch Seen und Bayous. Schon ist der Atchafalaya versandet und unfahrbar, und rasch und drohend rückt die Zeit heran, wo dies auch mit dem Plaquemineinarm der Fall sein wird, denn nicht mehr mit der ganzen Kraft stürzt sich der Strom auf den widerstrebenden Golf, sondern in drei bis vier Armen wühlt er sich mühsam durch den Sand ins Meer. Noch ein wenig weiter getheilt und geschwächt — und dem weiter oben alles überwältigenden Fluße ist auch hier der freie Eintritt in den Golf versagt. Eine Ueberfluthung ein neuer Durchbruch folgen dann, und wiederum beginnt der Riesenkampf zwischen den azurnen Fluthen des Golfs und dem lehmfarbnen Gewässer des Mississippi. Wann werden das Riesengebirge und die Alleghany-Berge abgetragen sein, um das Tausende von Meilen weite und unermeßlich tiefe Becken des mexikanischen Meerbusens auszufüllen? Unergründliche, ewige Schöpfungs- und Zerstörungskraft, wir beugen uns vor dir!

Ich habe Dich den Mississippi hinauf, ich habe Dich den Mississippi hinab geführt, doch es hat trotzdem nicht den Anschein, als wenn wir so bald auf dem Spiegel des „Schönen" schwimmen sollten, wie die bilderreiche Indianersprache mit dem Worte Ohio das Gewässer bezeichnet, das uns nach dem reizenden Louisville führen wird. Nimm unterdessen die beruhigende Versicherung hin, daß unser Kapitän noch nicht mit Harz eingeheizt hat und daß außer einer zwischen mehreren Spielern von Profession aufgeführten Bowiemesserscene, die mit einer kräftigen Tracht Prügel und einer unfreiwilligen Landung der Betheiligten endete, auf unsrer Fahrt sich nichts Außergewöhnliches begeben hat.

Als ich weiter oben von den Alluvialbildungen des Mississippi sprach, erwähnte ich vorübergehend der mit ihnen nothwendig verbundenen Versandungen des Fahrwassers und der Buchten. Dieser Gegenstand ist zu wichtig für uns Amerikaner und überhaupt von so allgemeinem Interesse, daß Du mir gestatten wirst, etwas näher darauf einzugehen.

Wenn auch nirgends die Landbildung in so großartigem Maßstabe wie im Mississippidelta sich wiederholt, so ist dies doch keineswegs die einzige Oertlichkeit in den Vereinigten Staaten, wo dergleichen stattfindet. Während wir aber neben den der Schifffahrt entgegentretenden Hindernissen und Störungen, womit diese Ausfüllungen des Meeresgrundes verbunden sind, bei dem Mississippi wenigstens auch den Umfang und die Größe dieses Phänomens bewundern dürfen, treten uns an anderen Stellen nur die Nachtheile, und zwar um so empfindlicher entgegen. Die Mündungen des zum Mobileflusse vereinigten Tombigby und Alabama, welche in die Mobile Bay sich ergießen, sind nahezu versandet; der in den atlantischen Ocean mündende Savannah in Georgien versperrt den Hafen, und der Charleston Bay steht ein gleiches Geschick bevor. Es sind auffallender und betrübender Weise gerade die vier großen Handels- und Stapelplätze des Südens, Neuorleans, Mobile, Charleston und Savannah, welche von dieser Geißel heimgesucht werden. Die daselbst angehäuften Sandbänke nehmen alljährlich ein bedrohlicheres Aussehen an, die Einfahrten werden geschmälert und das Wasser in den Baven und Mündungen wird immer seichter Von Seiten der Regierung geschah seither sehr wenig zur Verhütung der drohenden Calamität, und erst ganz neuerdings fing man an, ihren Charakter, Umfang und die unausbleiblichen Folgen zu studiren. Die Politik und das Parteiwesen, zwei Erbübel der Menschheit wie es scheint, waren auch hier wieder einmal der Stein des Sisyphus. Er soll nun aus dem Wege gewälzt werden....

Wie das Centralisationsbestreben, die Consolidirung der Macht von jeher der leitende Grundzug der Whigpartei war, so befolgte sie auch in dieser Beziehung dieselbe Politik und strebte nach der Einführung eines allgemeinen Systems für die inneren Verbesserungen, mit dessen Ausführung die Generalregierung betraut werden sollte. Dieser Politik entgegen bestand die demokratische Partei darauf, daß jedem einzelnen Staate, oder mehreren sich vereinigenden Staaten die Sorge für die inneren Verbesserungen überlassen bleiben müsse, so verlange es nämlich das Souveränetätsrecht der Staaten, wie die National-Oekonomie. Der unablässige Kampf, welcher im Congreß ob dieser beiden abweichenden Ansichten entstand, ließ es zu keiner wirksamen Gesetzgebung kommen, und das Uebel wurde immer schlimmer. Noch im Jahre 1847 legte Präsident Polk gegen eine im Congreß passirte „River und Harbour Bill“ (Fluß- und Hafenverbesserungsgesetz) sein Veto ein. Der Nothschrei der Bewohner der vier genannten Städte hat ganz neuerdings

abermals die Verhandlung der wichtigen Frage angeregt, und haben die Demokraten in Bezug auf dieselbe endlich jene Position angenommen, die einerseits zum Ziele führen und andererseits vor Mißbräuchen bewahren kann. Du wirst von der ungemein bedeutsamen national-ökonomischen Maßregel und der Stellung unserer beiden großen Parteien, der whiggischen und demokratischen Partei zu derselben, Dir am leichtesten eine Vorstellung machen können, wenn ich aus den Parteiplatformen, wie sie in den neuerdings zu Baltimore abgehaltenen Nationalconventionen aufgestellt wurden, die bezüglichen Paragraphen ausziehe.

Die Demokraten sagen:

„Die Constitution verleiht der Bundesregierung keine Macht ein allgemeines System innerer Verbesserungen einzuführen.“

Bei den Whigs heißt es:

„Die Verfassung giebt dem Congreß die Befugniß Häfen anzulegen und im Stand zu halten, und Verstopfungen schiffbarer Ströme zu beseitigen; doch müssen solche Maßregeln in jedem einzelnen Falle von allgemein nationalem Interesse sein.“

Du wirst hieraus ersehen daß sich die Parteien bezüglich dieser Fragen ziemlich nahe gekommen sind, nachdem dieselben Jahre lang zu mitunter sehr heftigen Debatten Veranlassung gegeben haben. Nachdem man zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß die Platformen der Parteien nicht fest genug stehen um den Sandbänken widerstehen zu können, wird es nicht viele Schwierigkeiten haben, sich auch über das Wie und Wo zu verständigen.

Ganz vor Kurzem ist dem Congreß der Vereinigten Staaten ein auf den Mississippi Bezug habender Antrag gestellt worden, der dahin lautet: daß man mit einem Kostenaufwande von 100,000 Dollars die Mississippimündung für zehn Jahre frei von jeder Obstruction durch Sand und Schlamm machen wolle; für die Summe von 125,000 Dollars erbietet sich derselbe Ingenieur die Mündung des Stromes für funfzehn Jahre offen zu erhalten. Der verhältnißmäßig höchst billige Vorschlag ist unbedingt einer Prüfung werth, und man wird sie ihm auch angedeihen lassen.

Ich glaube diesen Brief nunmehr nicht entsprechender schließen zu können, als wenn ich demselben einen kleinen in der „New-Yorker Abendzeitung“ erschienenen Aufsatz über die Bedeutung des Handels auf dem Mississippi anhänge. Was mein nächster Brief bringen wird, weiß ich noch nicht; jedenfalls hofft Dein sonst sehr bescheidener Freund etwas weniger alltäglich zu sein, als jener neueste amerikanische Briefschreiber in der „Didaskalia“ dessen hausbackenes Produkt noch nicht einmal das Verdienst einer richtigen Auffassung und treuen Schilderung der Zustände im Westen in Anspruch nehmen kann. Ich denke auf dem Ohio finden wir uns wieder!

M. G.

Der Handel auf dem Mississippi.

Die Neuorleanser Handelskammer hat an den Congreß eine Denkschrift gerichtet, worin sie demselben die Sorge für Offenhaltung der von Tage zu Tage mehr versandenden Mississippimündungen ans Herz legt. Wir selbst haben vor einigen Wochen auf die Nothwendigkeit einer solchen Maßregel hingewiesen, auf welcher der Wohlstand und das Gedeihen der ganzen westlichen Staaten beruht; denn der „Vater der Gewässer“ ist die eigentliche Puls- und Schlagader für den Handel derselben, und wenn dieser Handelsweg verstopft würde, so müßte der Rückschlag auf die Produktion unberechenbar in seinen Folgen sein. Um die ungeheure Bedeutung des Mississippi als Verkehrsstraße zu erläutern, stellt die Neuorleanser Handelskammer in jener Denkschrift eine Uebersicht der alljährlich auf demselben ausgeführten Hauptprodukte des Südens und des Westens zusammen, die wir hier mittheilen wollen.

1,000,000	Ballen Baumwolle	Werth	35,000,000	Dollars.
60,000	Orhoft Taback	"	4,500,000	"
50,000	Orhoft Zucker	"	2,500,000	"
100,000	Faß Syrup	"	900,000	"
600,000	Faß Mehl	"	2,400,000	"
375,000	Faß Pökelschweinefleisch	"	4,500,000	"
59,000	Orhoft Speck	"	3,500,000	"
1,150,000	Faß Talg und Fett	"	4,200,000	"
52,000	Faß Pökelrindfleisch	"	364,000	"
400,000	Block (à 250 Pfund) Blei	"	1,200,000	"
800,000	Sack Korn	"	800,000	"
		Summa	59,904,000	Dollars.

Die zahllosen sonstigen Handelsartikel, welche unter den hier angeführten nicht mit inbegriffen sind, werden nach zuverlässigen Angaben noch auf weitere 30 Millionen Werth geschätzt, so daß also der Gesammtwerth der Güter, welchen der Mississippi alljährlich als Fahrstraße dient, zum mindesten durchschnittlich 90 Millionen Dollars betragen würde.

Weiter führt die Denkschrift an, daß allein in den ersten Wochen des Monats Mai nahezu 40 Schiffe an der versandeten Flußmündung festrannten und dort von 2 Tagen bis zu 8 Wochen liegen bleiben mußten. Einige davon waren genöthigt, einen Theil ihrer Ladung über Bord zu werfen; andere, dieselbe auf Lichter umzuladen um wieder flott zu werden. Der Verlust, der durch den unfreiwilligen Aufenthalt einerseits, wie durch die Beschädigung der Waaren und der Schiffe andererseits verursacht wurde, wird nach einer mäßigen Schätzung auf 500,000 Dollars angeschlagen, wobei indessen die Verluste, welche durch

Veränderung der Marktverhältnisse und des Waarenpreises während jener Zeit für den Kaufmann entstehen, außer Rechnung gelassen sind.

Die Einnahmen von den Zöllen für Waaren, welche auf dem Mississippi importirt werden bestehen aus mindestens 3 Millionen Dollars, wenn man zu der im vorigen Jahre allein in Neuorleans erhobenen Summe von 2,960,790 Dollars noch ungefähr 700,000 Dollars zuzählt, die in Neuorleans berechnet, aber in Cincinnati, Louisville und St. Louis erhoben wurden.

Unter solchen Umständen erscheint die Bewilligung einer Summe, hinreichend um die überhandnehmenden Verstopfungen des Flusses zu beseitigen, selbst im Interesse der Staatskasse zu liegen, die sonst bald an der verminderten Zolleinnahme sehr fühlbare Verluste erleiden würde. Die Arbeiten, welche erforderlich sind um den angeführten Zweck zu erreichen, sollen keineswegs so kostspielig sein als man auf den ersten Anblick glauben würde. Es kann sich nämlich, da die Versandung alljährlich in einem bestimmten Verhältnisse zunimmt, nicht um eine einmalige Hinwegräumung handeln, sondern nur darum, fortlaufend den anschwemmenden Sand auseinanderzuharken, so daß der Wasserstrom Kraft genug erhält, ihn mit sich fort ins Meer zu führen. Die Handelskammer glaubt, daß dies mit einem jährlichen Kostenaufwande von 100,000 oder höchstens 150,000 Dollars bewerkstelligt werden könnte.

Das dritte große Gesangfest der deutschen Männer-Gesangvereine der nördlichen, östlichen und mittleren Staaten der Union.

Neuyork, 26. Juni. Unsere gute Stadt Neuyork war am 19., 20., 21. und 22. d. Zeugin eines Festes wie noch nie ein solches in ihrem Bereiche zu Stande gekommen war, ja, wie man unter unseren so vielfach zerrissenen deutschen Zuständen kaum hätte für möglich halten sollen, wäre nicht die Lust und Liebe unserer wackeren Sänger, etwas tüchtiges zu schaffen, eine so unendliche gewesen, daß sie alle, selbst die unübersteiglichsten — financiellen — Hindernisse glücklich zu überwinden wußten.

Dem Reisenden, der von Europa aus nach unserer Stadt kommt, fiel bisher vor allem der beinahe gänzliche Mangel an allen gemeinnützigen Instituten und Vereinen unter der hiesigen deutschen Bevölkerung auf. Außer der ihrer Tendenz nach freilich fortwährend den unlautersten Angriffen ausgesetzten deutschen Gesellschaft gab es eben nur verschiedene geheime und offene Gesellschaften, ein paar Militärcompagnien, aber von gemeinnützigen und vor allem von Bildungsanstalten war durchaus keine Rede. Wir haben weder eine deutsche Bibliothek, noch ein — so unendlich nöthiges — deutsches Hospital; kurz es

fehlt uns alles was in der Regel einzelne Nationalitäten im Auslande zusammenführt. Wie kann dies aber auch anders sein? Unsere individuellen Tendenzen sind bereits im alten Vaterlande fast nur centrifugal, um wie viel mehr vollends hier, wo unbeschränkteste Freiheit jeder solchen Tendenz ihre Sporen in die Seite drückt und sie im freiesten Fluge dem einmal gewählten Ziele nachführt! Zudem haben wir, obgleich viel Wohlhabende, doch durchaus keine deutsche Aristokratie, und die wenigen, welche auf den Namen von Aristokraten im hiesigen Sinn Anspruch machen konnten (bis jetzt wohl nur Astor und Gebhardt, welche zu gemeinnützigen und Bildungszwecken größere oder geringere Summen verwendeten), waren so amerikanisirt, daß ihre Schenkungen auf das deutsche Leben keinen Einfluß mehr haben. Die Astor-Bibliothek ist nun unter amerikanischer Leitung, und die Gebhardt'sche Professur der deutschen Sprache am Columbia-College, die wir einst so gern Freiligrath hätten zuweisen mögen, wird auch von einem Amerikaner versehen, nachdem Professor Tellkampf nach Europa zurückgekehrt ist. Die Stellung von Kunst und Wissenschaft unter solchen Verhältnissen läßt sich leicht denken; sie ist eine schwierige, von allen möglichen Kümmernissen bedrohte; und obgleich wir in den letzten Jahren sehr viele geistig Befähigte nach unseren Ufern haben kommen sehen, ist doch bis jetzt kein einziges Beispiel bekannt worden, wo eine solche Befähigung irgend eine wirkliche Unterstützung zu wissenschaftlichen Zwecken gefunden hätte.

So traurig dies auf den ersten Anblick erscheint, so segensreich stellt es sich dar wenn man die Verhältnisse näher betrachtet; denn unser geistiges und künstlerisches Leben muß sich, wie alles andere hier, naturgemäß von unten herauf entwickeln, und die Tantalusqualen so vieler Hochbefähigten, die mitten in dem oft gränzenlosen Luxus unserer Stadt keinen Markt für ihre geistigen Waaren finden, erzeugten nach und nach einen Stolz der Armuth, einen mehr oder weniger liebenswürdigen Trotz den materiellen Schätzen gegenüber, die gewiß nur zu den wohlthätigsten Reibungen führen werden.

Unter den von unten aufblühenden Bildungsvereinen deutscher Einwohner Newyorks zeichnen sich nun seit fünf Jahren die Männer-Gesangvereine vorzugsweise aus. Als sich 1847 der Liederkranz bildete (nachdem vorher schon eine elegante Musikgesellschaft, Concordia, zusammengetreten war, sich aber wenige Jahre darauf wieder aufgelöst hatte), da waren es eben nur einige zwanzig junge Leute, welche die Liebe zum deutschen Männergesange, diesem Wahrzeichen unseres edlen Volkes, zusammenführte, und die sich seither, unter allerhand Bedrängnissen financieller Art, nicht bloß in erfreulichster Einigkeit erhalten, sondern auch im steten Fortschreiten künstlerisch schon so Tüchtiges geleistet haben, daß sie sich ohne Scheu den Vereinen des alten Vaterlandes zur Seite stellen können. Seit 1847 haben sich an fünfzehn solcher Vereine gebildet, an denen vorzugsweise junge Handwerker, Künstler und Literaten Theil nehmen. Als nun im Jahre 1849 die Frage: ein Gesangfest in ächt deutscher Weise abzuhalten, ernster zur Sprache kam, als namentlich Philadelphia

und Baltimore, wo solche Gesangvereine bereits seit 1835 und 1836 existirten (die der wackere, bescheidene Welsreffer zusammengebracht hatte) für Abhaltung eines solchen Festes sich auf das bestimmteste aussprachen, da mußte Neuyork vorzugsweise dahin wirken, das Fest nicht etwa in seinen Mauern feiern zu lassen, denn es hätten die Kräfte dazu auf keine Weise ausgereicht, und an allgemeinere Theilnahme war unter den obigen Umständen nicht zu denken. Die Feste in Philadelphia und Baltimore, 1850 und 1851, waren wahre Triumphe des deutschen Gesanglebens, sie kräftigten das edlere deutsche Element unendlich, und Neuyork namentlich, dessen Liederkranz auf beiden Festen die hervorragendste Stelle einnahm, konnte es wagen, als 1851 der Stadtrath von Reading (Pennsylvania) die Sänger auf 1852 zu sich einladen wollte, das Fest für 1852 zu übernehmen, und dieses Fest haben wir in den Tagen vom 19. bis 22. d. gefeiert.

Neuyork mußte natürlich seiner Stellung als Weltstadt entsprechend auftreten, was zu bewerkstelligen ein kühnes Unternehmen für die armen Sänger war, eine Aufgabe die sie dennoch glänzend gelöst haben. Sie haben ein neues Wahrzeichen des deutschen Volkslebens aufgestellt und einer der liebenswürdigsten Seiten dieses Lebens die vollste Achtung unserer amerikanischen Mitbürger gesichert.

Seit Monaten schon hatten sich die Neuyorker Gesangvereine zu einem „Sängerbund“ vereint und durch eigene Beamte die Herstellung des Festes in Angriff genommen. Sie hatten sich nach Möglichkeit besteuert um zu den auf 6000 Dollars mindestens berechneten Ausgaben wenigstens die ersten Mittel zu erlangen. So hatten sie unter sich die nöthigen Summen beschafft um anfangen zu können, und überdem hatte man zuletzt, da natürlich die Kräfte nicht ausreichten, bei unsern wohlhabenderen deutschen Mitbürgern um unverzinsliche Vorschüsse gebeten, wobei viele unserer ersten Handelshäuser sich gern mit 25, ja selbst mit 50 Doll. betheiligt hatten, so daß, außer den Fonds der Sänger, ungefähr 6 bis 700 Dollars auf letztere Weise zu Stande kamen — mehr als je zu einem deutschen rein künstlerischen Zweck zusammengebracht wurde, wogegen freilich amerikanische derartige Zwecke oft an einem Tag ebensoviel Tausende Unterstützung finden, wie hier in Wochen Hunderte. Tag und Nacht hatten die jungen Männer gearbeitet, Proben gehalten und alle Einrichtungen getroffen, als endlich der 19. Juni anbrach und mit ihm die fremden Gesangvereine ihren Einzug hielten. Die Apollo-Rooms in Broadway (zwischen Walker- und Canalstreet) waren als Hauptquartiere der Vereine eingerichtet und künstlerisch sinnig verziert worden. Im Laufe des Tags kamen die Vereine und Delegaten von Albany, Boston, Chicago, Hartford, Kingston, Millwaukie, Newark, Neuburg, Patterson, Poughkeepsie; Abends aber trafen mit einem eigens abgesendeten Bote von South Amboy her die Vereine von Philadelphia, Baltimore und Washington ein. Die Neuyorker Sänger empfingen die Gäste vor dem Stadthause, im Park bei

Fackelschein mit einem „Willkommen“ von Stunz, begrüßten sie dann mit einem Hurrah und führten sie hierauf mit Fackeln nach dem Hauptquartier, wo der Festpräsident H. E. Ludewig eine kurze Anrede hielt, dann aber eine kleine Collation stattfand, nach welcher die Sänger in ihre Quartiere eingewiesen wurden.

Sonntags war Hauptprobe des Abends aufzuführenden Concerts (hier noch immer Sacred Concert zu nennen), wobei der Neuyorker Sängerbund seinen unermüdlichen, durchaus tüchtigen Dirigenten Agricol Paur mit einer Gabe der aufrichtigsten Anerkennung überraschte. Abends war Sacred Concert in Metropolitan-Hall, mit Wettgesang der auswärtigen Vereine, wobei der junge Männerchor von Philadelphia den ersten, der Hartforder Liederkranz den zweiten Preis errang. Montags war großer Zug zur Festprobe und Abends das große Concert in welchem nur Gesangstücke aller Sänger (über 1100) ausgeführt wurden. Dienstag endlich das Picnic oder ländliche Fest im Elmpark (Col. Thornes ehemaliger Wohnung), einem wundervoll geeigneten Platz mit herrlichen Bäumen und Wiesen, ausreichend groß um 40,000 Menschen bequem zu fassen. Eine Beschreibung der Heiterkeit dieses Festes zu geben wäre vergeblich. Nahe an 20,000 Menschen waren versammelt, und alle von einer so innigen Lust beseelt daß das Ganze das Ideal eines gemüthlichen Volksfestes, zum freudigen Staunen aller anwesenden Amerikaner, verwirklichte. Der Mayor der Stadt, der mit den Stadtvätern als Gast eingeladen war, konnte sich gar nicht trennen von der Alles begeisternden Lust und ging erst am Schluß des Festes nach der Stadt zurück. Deutschen in Deutschland die Einzelnheiten eines solchen Festes zu schildern, wäre wohl nicht am Platz; und doch hätte gewiß der an die dortigen Feste Gewöhnte hier staunend die Heiterkeit einer neuen Welt gesehen, deren erstes Lebenselement, „Freiheit“, dem Ganzen einen so unendlichen Reiz geben mußte.

Spät am Abend trennten sich die Sänger, die denn an den nächsten Tagen ihrer Heimath wieder zugingen; gewiß nahmen Alle von Neuyork das Bewußtsein mit, sich Freude und dem deutschen Namen Ehre gemacht zu haben.

Und so hätten wir denn das erste deutsche Sängerfest in der Metropolis der neuen Welt gefeiert, hätten ein Volksfest hergestellt wie man es hier noch nie gesehen, einen Triumph der Kunst bereitet die Deutschland allein eigen ist und eigen bleiben wird, und dies Alles durch etwa 6 bis 800 junge Männer, die meistens nur unter Entbehrungen die Mittel zusammen zu bringen hatten und noch haben, um ihrem alten Vaterland im neuen Ehre zu machen, und die zur Deckung der vielen Kosten vielleicht noch ein Jahr lang sich besteuern müssen, um diese Ehre auch mit Ehren gewonnen zu haben. Denn die erlangten Einnahmen deckten die Unkosten bei weitem nicht. Gerade diese Entbehrungen aber, dieses mühsame Schaffen und Arbeiten wird das Band der Sänger nur desto fester schließen, und sie werden auch von den Nachwehen des Festes sagen: „sie schmerzen nicht“, weil sie das stolze Bewußt-

sein haben, daß es galt deutscher Kunst und deutschem Leben eine sicherere Heimath diesseits des Oceans zu schaffen.

Dem vorstehenden Bericht, welcher einer Correspondenz der Allgemeinen Zeitung entnommen ist, wollen wir Einiges aus unseren Neuyorker Blättern hinzufügen. Wir halten uns namentlich an die verbreitetste Zeitung jener Stadt, den Herald, dessen Herausgeber in dem Rufe steht, den Deutschen eben nicht gewogen zu sein. Aber auch der Herald muß zugeben und ausdrücklich eingestehen, daß Neuyork ein solches Fest noch nie gesehen habe. Es hat den Amerikanern aufs Höchste imponirt.

Das Meiste daran mußte ihnen fremdartig erscheinen. Sie kennen eigentlich nur politische oder religiöse Aufregung; die gemüthlichen Seiten des deutschen Lebens sind ihnen fremd. Plötzlich sahen sie Tausende von jungen Männern, von denen viele manche hundert Meilen weit hergekommen waren, lediglich um zu singen, in zwanglosester und doch anständigster Art durch die Straßen ziehen und ein Schauspiel aufführen, wie es nur allein Deutschen möglich ist. Das unbehinderte, man kann sagen etwas burschikose Wesen, welches überhaupt die Sängerfeste auszeichnet, überraschten sie. Vor allem aber waren sie über den großen Fackelzug verwundert, der vom Park ausging, die große Ordnung in dem scheinbaren Gewirr, die vielen Fähnlein und die Abzeichen der Ordner. Der Herald vergißt auch nicht ausdrücklich zu erwähnen, daß alle diese Deutschen „fond of lagerbier" seien. Dieses Lagerbier sei ein recht angenehmes nicht sehr starkes Getränk, bestehe aus Malz und Hopfen, und schmecke etwas bitterlich. Die Deutschen tränken recht reichlich davon. Der Fackelzug und der Gesang hätten die herrlichste Wirkung gemacht. Auch wären die berittenen Marschälle mit ihren farbigen Schärpen sehr imponirend gewesen und eigenthümlich die Leinwandröcke und die Strohhüte. An Fähnlein und Flaggen zählte man etwa 50. „Das Ganze war ungemein malerisch; die Musikbanden der einzelnen Vereine spielten vortrefflich. Die Appollo-Rooms waren mit Blumen und grünen Gewinden äußerst geschmackvoll verziert, neben dem schwarzroth-goldenen Banner hing die sternenbesäete Flagge der Vereinigten Staaten. Tafeln mit den Namen: Händel, Mozart, Meyerbeer, Mendelssohn, Beethoven, Weber, Gluck, Bach, Spohr und Vogler, waren mit Lorbeerkränzen behängt. Dr. Hermann E. Ludewig begrüßte die Gäste in ansprechender und beredter Weise; das Mahl war gut, die Weine „excellent;" der große Zug „imponirend." Am andern Tage wurde wieder viel Lagerbier „out of glass mugs" d. h. Seideln, getrunken.

Die Zahl der deutschen Sänger in den verschiedenen Liedertafeln der Union ist schon auf mehr als 20,000 angewachsen. Zwischen den Leistungen der einzelnen Sängervereine will der Herald keine Vergleichung anstellen, da sie allesammt ganz bewunderungswürdig gesungen hätten. Der Gesang sei kunst- und regelrecht gewesen (highly scientific), und die Wirkung in der That prachtvoll gewesen. Auch die herrlichsten Leistungen einzelner großer Gesangs-

virtuosen traten hinter solche Leistungen zurück; in einem Chore solcher deutscher Sänger liege etwas ungemein Großartiges, und das Herz werde davon mächtig bewegt. So sei denn auch der enthusiastische Beifall verdient gewesen, wie überhaupt das Fest einzig dastehe. The effect was really grand and beyond description.“

Deutsche Buchhandlungen und deutsche Presse in den Vereinigten Staaten.

Im Börsenblatte für den deutschen Buchhandel theilt der seit einem Jahre in Nordamerika, im Staate Pennsylvanien, lebende Buchhändler Friedrich Gerhard eine sehr interessante und, wie uns scheint, auch vollständige Uebersicht der in den Vereinigten Staaten befindlichen deutschen Buchhandlungen und deutschen Buchdruckereien, sowie der daselbst erscheinenden deutschen Zeitungen mit.

Hiernach giebt es in der Union neunundsiebzig deutsche Buchhandlungen und siebenundneunzig Buchdruckereien, während sich die Zahl der deutschen Blätter auf hundertzweiundfunfzig beläuft, so, daß auf jede Buchdruckerei $1\frac{3}{5}$ der letzteren kommen. Da deutsche Bücher wenig oder gar nicht in Amerika gedruckt werden, so besteht die Arbeit der Buchdruckereien natürlich nur aus dem Druck der Zeitungen und der damit verbundenen Geschäftsanzeigen. Letztere haben dort allerdings einen noch spekulativeren Charakter, als in anderen Ländern. So lassen viele Geschäftsleute jahraus jahrein ihre Firmen und ihre Wohnung, ohne weitere Hinzufügung, auf die erste in die Augen fallende Seite eines viel verbreiteten Blattes abdrucken, wofür sie natürlich dem Verleger eine Aversionalsumme für die bestimmte Zeit zahlen.

Eine andere Eigenthümlichkeit der periodischen Presse in Amerika ist, — wofür sich übrigens auch in England manche Beispiele finden, — die Wochenausgabe der Tagblätter. Der Inhalt der letzteren wird nämlich unter Weglassung des bloß ephemeren und nur für den Tag Werth habenden Theils, am Ende jeder Woche zu einer einzigen umfassenden Nummer zusammengestellt, um dann als Sonntagsblatt zu einem niedrigern Portosatze in die entfernteren Landestheile versandt zu werden. Herr Gerhard rühmt zugleich die ungemeine Wohlfeilheit des Zeitungsportos in Amerika, sowie den Umstand, daß innerhalb des Kreises (county), in welchem das Blatt erscheint, dasselbe portofrei von den Posten befördert wird. Wir können jedoch diese außerordentliche Begünstigung der Zeitungen nur als eine Concession auf Kosten des Bücherumsatzes und der Wissenschaft, sowie der Literatur überhaupt, erblicken, wie denn auch der Berichterstatter selbst zugeben muß, daß kein anderer Zweig der Typographie in Amerika so blühend sei, als eben die periodische Presse. Von den 97 deutschen Buchdruckereien besitzen die Staaten Pennsylvannien 35, Ohio

15, Newyork 11, Wisconsin 6, Illinois 5, Missouri 4, Louisiana 4, Maryland 3, Indiana 2, Kentucki 2 und jeder der Staaten Massachusetts, Tennessee, Virginien, Vermont, Michigan, Jowa, Süd-Carolina und Texas, sowie der District Columbia, 1. Die Buchdruckereien haben zum bei weitem größten Theile andere Firmen als die Buchhandlungen.

Nach dem von Herrn Gerhard aufgestellten Verzeichnisse der deutschen Buchdruckereien und Buchhandlungen wird man den Spuren der in Amerika ansässigen Deutschen sehr leicht folgen können. Da, wo die meisten dieser Etablissements vorhanden sind, wird man auch die zahlreichsten und ältesten deutschen Niederlassungen finden. Am meisten bestätigt sich dies in dem mit 35 Buchdruckereien und 18 Buchhandlungen ausgestatteten Pennsylvanien, wohin bereits unter Penn viele Mennoniten vom Rhein und zahlreiche Landleute aus Schwaben gekommen, welche Letzteren auch noch in den ersten Jahrzehenden unseres Jahrhunderts zahlreiche Nachfolger aus ihrer Heimath erhielten, die eben so wie die Schwaben im südlichen Rußland (Sarepta) ihrer heimathlichen Sitte und Sprache bis auf den heutigen Tag treu geblieben sind. Wir haben selbst noch vor etwa zwanzig Jahren eine deutsche Bauern- und Jägerzeitung aus Pennsylvanien gesehen, die ganz in schwäbischem Dialekte oder doch in einem Deutsch geschrieben war, das in Deutschland selbst nirgends mehr gedruckt wird. Allerdings kamen darunter sehr viele englische Wörter vor, aber das süddeutsche Element verrieth sich überall — selbst in seiner Unbeholfenheit und Naivetät — und auch das von Herrn Gerhard angeführte Pennsylvanier-Deutsch trägt noch ganz seinen schwäbischen Ursprung. Von den in der Union erscheinenden 152 deutschen Blättern kommen auf Pennsylvanien 47 (in Philadelphia 7, worunter ein „Monatsbericht für Natur- und Heilkunde", und ein „illustrirtes Unterhaltungsblatt"); ferner erscheinen in den Staaten Ohio 28, Newyork 23, Missouri 12, Maryland 9 und Wisconsin 8 Blätter. Nur zwölf von den einunddreißig vereinigten Staaten besitzen in diesem Augenblicke weder ein eigenes deutsches Organ noch eine deutsche Buchdruckerei oder Buchhandlung. Diese zwölf Staaten, in welchen nur eine sehr schwache deutsche Bevölkerung sich findet, sind: Alabama, Arkansas, Californien (— dieses hat seit Juli 1852 eine deutsche Zeitung —), Connecticut, Delaware, Florida, Georgia, Maine, Mississippi, Neu-Hampshire, Nord-Carolina und Rhode-Island.

Die Fortschritte des Mormonenthums.

Wir müssen abermals dem interessanten Volke am großen Salzsee unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Mit Recht hat man gesagt, das Dasein der Mormonen erscheine in dem ohnehin so merkwürdigen neunzehnten Jahrhundert doch als die allermerkwürdigste Thatsache.

Unsere Leser erinnern sich, daß wir schon öfter uns mit diesen wunderlichen Heiligen des jüngsten Tages beschäftigten. Neuerdings sind wieder Nachrichten von ihnen eingelaufen, welche Kunde bringen über eine in der That überraschende Ausdehnung und Verbreitung, welche diese Sekte bereits gewonnen hat. Wir finden sie in dem amtlichen Bülletin, das in der Stadt am großen Salzsee durch die Beamten der Mormonenkirche bekannt gemacht worden ist. Unterm 18. April 1852 erließen nämlich Brigham Young, Heber C. Kimball und Willard Richards an ihre „geliebten Brüder“ die „siebente allgemeine Epistel der Präsidentschaft der Kirche Jesu Christi der Heiligen des jüngsten Tages vom großen Salzsee-Thale, an die über alle Welt zerstreuten Heiligen, diese grüßend.“ Sie erklären, daß seit ihrer letzten Epistel vom 22. September viele Dinge geschahen und bekannt wurden, welche geeignet waren, die Herzen zu erfreuen, und aufzumuntern die Mühen und Arbeiten der Getreuen. Den zerstreuten Gläubigen wird der Gruß dargebracht, damit sie kennen lernen das Wohlergehen Zions und sich freuen in allem Jubel.

In wunderbarster Weise spielt mitten in die religiöse Exaltation die handgreifliche materielle Lebenspraxis hinein. Die Mormonen sind Schwärmer, aber sie sind zugleich berechnende, durch und durch utilitarische Yankees von ächtestem Schlage. Der Himmel, der liebe Gott und das irdische Wohlergehen reichen sich bei ihnen brüderlich die Hand; sie halten es für eine Sache, die sich ganz von selbst verstehe, daß man das Materielle und das Spiritualistische nicht etwa in jenen Gegensatz bringe, an welchem die Gesellschaft in der nichtmormonischen christlichen Welt so schwer krank ist; sie haben, ihrer Versicherung nach, das große Problem gelöst, eine Harmonie zwischen Himmel und Erde, zwischen diesseits und jenseits, zwischen Bedürfniß und Befriedigung herzustellen, und auf jeden Fall sind sie mit sich selbst außerordentlich befriedigt. Es giebt vielleicht keine in sich glücklichere und zufriedenere Menschen als jene Schwärmer in der obercalifornischen Wüstenei, welche dem Psychologen und Anthropologen, dem Staatsmanne, dem Geistlichen und dem Socialisten gleich sehr Stoff zum Nachdenken geben können. Diese alle mögen sich fragen: Worin liegt der Grund, daß diese praktischen, nüchternen Schwärmer sich so glücklich fühlen, und in materieller Beziehung in so beneidenswerther Art gedeihen? Wir geben Thatsachen.

Die Epistel hebt hervor, daß der verflossene Winter im Thale sich äußerst mild gezeigt habe; Groß- und Kleinvieh habe im Freien bleiben können, und dadurch sei Heu erspart worden. Wir säeten vielen Weizen, und zwar früher als sonst geschah, und haben seit dem Herbstgeschäft auch viele Gebäude vollenden können.

Die erste Abtheilung der runden Mauern (bent) unseres Tabernakels wurde am 21. November errichtet, das Ganze aber am 21. Januar mit Schindeln gedeckt und eingehägt; und zwar in einer Länge von 126 Fuß, in einer Breite von 64 Fuß. Die Mauern sind drei Fuß dick, und das Ganze stre b

in Einem Bogen von der Grundlage empor. Die Kanzel befindet sich in der Nähe der westlichen Mauer; die Sitze sind so geordnet, daß 2200 Gläubige Platz finden und alle gleich gut sehen können. Das Ganze wird am 6. Mai eingeweiht, dann wird auch die Generalconferenz stattfinden. Nie zuvor sind die Heiligen des jüngsten Tages so zahlreich versammelt gewesen.

Auch ist viel Erde ausgegraben, damit die Mauer aufgeführt werden kann, welche den Tempel-Block umgiebt; viele Steine liegen schon. Die Brüder sind im Allgemeinen sehr prompt gewesen mit der Abgabe eines Zehnten von allem ihren Eigenthum; sie votirten einen solchen Zehnten auf der letzten Septemberconferenz. Noch nie war das Vorrathshaus des Herrn (Lord's Storehouse) so reichlich versorgt mit Weizen, Fleisch, Butter, Eiern, Vegetabilien und anderen nützlichen Waaren, nie die Weide des Vorrathshauses so reich an Vieh als eben gegenwärtig.

Im vorigen Jahre war bei uns sehr wenig Geld im Umlauf. Es war vorher für fremde Waaren weggegeben worden, die zu unserer Behaglichkeit nothwendig erschienen. Bald aber hat der Mangel an Geld das Volk veranlaßt, sich mit Eifer dem Manufacturwesen zuzuwenden. Eine im vorigen Jahre angelegte Wollenfabrik wird gegen den Sommer ihre Thätigkeit beginnen; eine andere im Utah-Thale wird zur diesjährigen Schur vollendet sein. Bereits sind viele Spinnrocken und Handwebstühle in Thätigkeit, und außer Teppichen, Strümpfen, sind bereits mehre tausend Yards Tuch angefertigt worden.

Wir haben außer der Deseret Töpferei in dieser Stadt noch eine andere zu Provo, im Utahbezirke; eine dritte wird im Sommer zu Fillmore, im Bezirk Millard, eröffnet. Auch eine Maschine zum Bereiten von Kämmen ist beinahe vollendet. Im Iron-Bezirke haben wir eine Nägelfabrik, eine zweite ist in Peto, eine dritte wird eben jetzt hier gebaut. Der Mangel an Nägeln hielt uns im Bauen sehr zurück; das wird künftig nicht mehr der Fall sein, denn wir bereiten uns die Nägel selbst. Die meisten Ansiedelungen haben schon ausreichende Mahlmühlen; wo dergleichen noch fehlen, sind sie im Bau. Die Zahl der Sägemühlen vermehrt sich beträchtlich. Mit Holznäpfen wird das Land von Provo aus versorgt.

Die Hauptansiedelungen besitzen schon Gerbereien; manche haben deren zwei bis drei, und für das einheimische Ledergeschäft eröffnen sich gute Aussichten, sobald nur erst die Borke geschält wird. Das Eisenerz am Coal-Creek in Iron County ist geprüft und als vortrefflich erfunden worden. Es hat aber aus Mangel an Kohlen bisher noch wenig geschehen können; aber dieser Brennstoff liegt in Menge in einem nahen Berge, wohin jedoch bisjetzt noch keine Wagen fahren konnten. Nun ist die Landstraße dorthin im Angriff.

Die Zeitung „Deseret News“ konnte wegen Mangels an Papier einige Zeit nicht erscheinen; sie begann am 15. November ihren zweiten Band und hat nun größeres Format. Dieses Blatt übt heilsamen Einfluß auf das hei-

mische Gewerbwesen. Im Volke herrscht ein reger Wetteifer die zum Verbrauch nöthigsten Waaren selbst zu erzeugen; Stühle, Tische, Zuber, Fässer, Messer und dergleichen sind auf unseren Märkten immer häufiger zu finden.

Die Gesetzgebung unseres Gebiets versammelte sich in dieser Stadt am 22. September. Nach einer kurzen Sitzung wurde entschieden daß von nun an die Regierung in Fillmore City, Millard County, ihren Sitz haben soll. Commissäre besorgen einen geeigneten Platz zur Anlage eines Capitols. Nachdem die Gesetzgebung manche nützliche Verfügungen getroffen, welche eben jetzt im Druck sind, entwarf sie eine Denkschrift an den Congreß; sie bittet um Gelder für den Bau einer nationalen Landstraße, für eine Eisenbahn und Telegraphen vom Missouri bis zur Westküste; ferner um solche für eine Landstraße die vom Norden nach Süden durch das Gebiet ziehen soll; um Gelder für ein Spital und ein Strafhaus; um Gelder für einen Postcours von der Stadt am Salzsee nach San Diego, um eine wöchentliche Postverbindung mit den Staaten und um ein Haupt-Briefpostamt. Am 14. Februar vertagte sich die Legislatur.

Die Epistel geht dann auf die Bemühungen der Apostel über. Sie sagt: „Präsident Orson Hyde ging von hier nach Kanesville am 23. September; Ezra T. Benson folgte ihm am andern Tage eben dorthin; mit ihm ging Aeltester J. M. Grant, und zwar nach Washington; Samuel W. Richards und Andere machten sich auf den Weg nach England und Deutschland.“ Unmittelbar an diese apostolische Nachrichten schließt sich folgender Satz: „Am 25. September erhielten wir 1500 Pfund Samen der Zuckerrübe vom Aeltesten Taylor aus Frankreich, und wir vernehmen daß die Maschinen für die Zucker- und Wollenfabriken sich schon in Kanesville befinden; sie werden bald hier sein.“ Aeltester Orson Prats kam am 4. October aus England an. Er brachte mit ein prächtiges Teleskop, Mikroskope, Erd- und Himmelskugeln, Probirtiegel und geognostische Sammlungen. Diese Alle sind uns für wissenschaftliche Bestrebungen sehr nothwendig. Auch sind die Bücher für die Utah-Bibliothek bereits ausgepackt worden; es ist eine sehr gute Auswahl getroffen worden, Alles kam in guter Ordnung an.“

Die Commissäre haben bestimmt daß das Capitolium zu Fillmore errichtet werden soll in 38° 58′ 40″ nördlicher Breite, 4789 Fuß über der Meeresfläche.

Der letzte Zug eingewanderter Heiligen traf am 24 October ein. Gebirge und Hochebene waren am 10. November zum ersten Male mit Schnee bedeckt; am andern Tage hatten wir den heftigsten Sturmwind, welchen wir bisher im Thale erlebt. Doch ist im Ganzen den Winter über nur sehr wenig Schnee gefallen. Die Schulen in den verschiedenen Gemeinden sind fleißig besucht worden; unter Anleitung des Kanzlers Spencer und Anderer ist ein Lehrerseminar (Parent School) eingerichtet worden. Professor Pratt hat eine Reihe von Vorträgen über Astronomie gehalten; wie wir uns denn überhaupt alle mögliche Mühe geben Künste und Wissenschaft zu fördern.

Aus Oregon haben wir seit vorigem Herbst nur eine einzige Post erhalten; jene aus San Sacramento ging verloren; ohne Zweifel wurden die Postboten von den Indianern erschlagen am Marys- (Humboldt-) Flusse; obschon die Leiche des Herrn Woodward dreißig Meilen jenseits des Bear River gefunden wurde. Aus Independence, also aus den Staaten, kam uns vom 1. December bis zum 3. April gar keine Post zu; wir sind also nur dürftig über den Stand unserer auswärtigen Missionen unterrichtet. Aus den letzten Berichten nehmen wir ab, daß die Aeltesten John Taylor und F. D. Richards auf der Rückreise hierher waren; Aeltester Erastus Snow befand sich in Dänemark, Aeltester Lorenzo Snow in Calcutta, wo im vorigen Jahre Missionen errichtet worden sind; er wird über den großen Ocean her zurückkommen. Unser Werk gedeihet in Frankreich, England, der Schweiz, Dänemark und Deutschland und in den angränzenden Ländern, so weit das Evangelium gepredigt wurde. An vielen Orten hat man sich demselben stark widersetzt, zum Beweise daß Satan nicht gefesselt ist. Das Buch Mormon ist schon übersetzt worden ins Walisische, Französische, Dänische, und wahrscheinlich jetzt auch schon vollständig ins Deutsche und Italienische. Es gewinnt eine allgemeine Verbreitung.

Die letzte Post aus San Sacramento meldete uns, daß Aeltester P. P. Pratt im November zu Valparaiso in Chile sich befand; er war vom Aeltesten Rufus Allen begleitet, und schickte sich an das Evangelium zu predigen. Uns ist berichtet worden daß die Aeltesten Hawkins, Cannon und Ferrer vor dem 20. November auf den Sandwichs-Inseln etwa 400 getauft hatten. Aeltester Woodbury war damals auf jenen Inseln; mehrere Andere hatten auf ihrer Reise nach den Gesellschafts-Inseln dort vorgesprochen. Die Aeltesten A. Lyman und C. C. Rich befanden sich an der Westküste, wo sie eine Niederlassung zu San Bernardino, in Los Angeles County, Californien, gegründet haben. Andere Missionäre befanden sich zu Sydney in Neusüdwales.

Wir verkündeten am 1. Januar 1852 den Neujahrstag, als einen Tag der Demüthigung, des Lobes und der Danksagung durch eine Proklamation des Gouverneurs Young. Und diesem Jahre ist noch kein anderes gleichgekommen in Bezug auf die Willfährigkeit der Heiligen ihren Zehnten zu bezahlen und dem ihnen gegebenen Rathe zu folgen. Herzensfreude und der gute Geist sind auf sie hinabgeströmt und haben in unverkennbarer Weise offenbart, daß wenn die Kinder des Reiches (Kingdom) ihre Pflicht erfüllen, Gott stets bereit ist, die ihnen gemachten Versprechungen zu erfüllen und so viele Segnungen über sie zu ergießen, bis kein Raum mehr ist um solchen zu empfangen.

Obgleich wir bei der Conferenz das große Tabernakel benutzten, so konnten doch viele Hunderte keinen Platz finden und mußten draußen stehen. Da fühlten Alle das Bedürfniß nach einem größern Gebäude. Aber Alles war Friede,

Eintracht, Liebe, und der Heilige Geist schien in den Herzen Aller den Vorsitz zu führen. Brigham Young wurde von der Conferenz einmüthig bestätigt als Präsident, Prophet, Seher und Offenbarer der Kirche Jesu Christi, der Heiligen des jüngsten Tages über alle Erde, und Heber C. Kimball und Willard Richards als seine Räthe, und auch die übrigen Kirchenbehörden wurden bestätigt.

Die Conferenz dauerte bis zum 11. April, und es wurde viele Zeit darauf verwandt, um zu lehren und alte und neue Dinge zu offenbaren. Der Bericht über die finanziellen Angelegenheiten der Kirche ergab, daß vom Anbeginn des Zehnten im Thale, das heißt vom 6. November 1848 bis zum 27. März 1852 im Zehntamte Gegenstände eingingen im Werthe von 244,747 Dollars 3 Cents; als Anleihe und aus anderen Quellen gingen ein 145,513 Dollars 78 Cents; im Ganzen aber 390,260 Doll. 81 Cents. Davon wurden während derselben Zeit verausgabt für Rathhaus, Vorrathshaus, gemiethete Lagerräume, Old Bowery, Grobschmied, Kirchenscheune, Tabernakel, öffentliches Badehaus, Graben um den Tempel, Eisenbahn, Meiereien, Bauplätze in der Stadt, Papierfabrik, Töpferei, Wasserbehälter, für die Armen, für Häuser der Aeltesten und Missionen, für Superintendenten, Clerks, öffentliche Arbeit, Getreide, Heu, Lebensmittel, Unterstützung an Einwanderer, Papier und Schreibmaterialien: 353,765 Dollars 69 Cents. Bleibt also 36,495 Doll. 12 Cents.

Gegenwärtig haben wir in Vorrath an Getreide, Vegetabilien, Waaren, behauenen Steinen, Bauholz, Schindeln, Druckerpresse, Obligationen, Pferden, Maulthieren und anderem Nutzvieh 74,512 Dollars.

Im nächsten Frühjahr soll der Tempel begonnen werden; zu solchem Zwecke werden im Laufe dieses Jahres die Vorbereitungen getroffen. Aber wir brauchen Geld um Sachen zu kaufen, die wir selbst nicht verfertigen können. Von den Heiligen in England vernehmen wir gute Botschaft, rechnen darauf, daß sie in ihren guten Werken fortfahren und daß Andere ihrem Beispiele folgen.

Es wurde der Conferenz vorgestellt daß Heilige über die Prairien ziehen mit Handkarren und Schubkarren. Da erboten sich drei und neunzig Brüder freiwillig mit Zugthieren und Lebensmitteln ihnen entgegen zu gehen und ihnen auf der Reise behülflich zu sein, als eine freie Gabe für das Reich Gottes.

Es wurde dann in der Conferenz bestimmt, daß als Missionäre nach Italien gehen sollten Thomas Margetts und Alfred Smith; nach Calcutta Wilhelm Fotheringham, und acht andere Heilige gehen nach anderen Missionen ab, wahrscheinlich nach England.

Eduard Hunter wurde zum vorsitzenden Bischof der ganzen Kirche ordinirt; als seine Beiräthe empfahl er Brigham Young und Heber C. Kimball, unter Billigung der Conferenz. Dann wurden die stellvertretenden Bischöfe gewählt; einige wenige Leute wurden des Priesterthums verlustig erklärt, und sieben und sechszig Andere für dasselbe ordinirt. Am Sonntag Nachmittage, vor dem Schlusse der Conferenz, wurde des Herrn Abendmahl genossen, darauf eine

Sammlung für das Tabernakel veranstaltet; sie ergab 149 Dollars in Silbermünzen, außerdem noch einige Pfund an Uhrgehäusen, Löffeln, Ringen und anderm Schmuck. Dann vertagte sich die Conferenz bis zum 6. October.

„Und nun, Brüder, nachdem wir euch eine kurze Geschichte der Lage der Kirche im Thal gegeben haben, und sie ist günstiger als wir euch je zuvor melden konnten, haben wir an euch ein Wort des Rathes zu richten, den ihr hoffentlich befolgen werdet, damit ihr bei uns Theilhaber werdet an den reichen Segnungen Ephraims. Und also vor Allem, lebt, soweit es irgend möglich ist, im Frieden mit allen Menschen, wie denn auch unsere letzte Conferenz dahin übereinkam, alle Zwiste und Processe niederzuschlagen. Wenn ihr krank seid, so schickt nach den Aeltesten, die für euch beten werden, die euch mit Oel salben und auf euch die Hände legen. Nährt euch von Kräutern und leichter Speise; und wenn ihr das thut und habt den Glauben, und nehmt kein Gift und keine giftigen Arzeneien, welche Gott nicht für des Menschen Gebrauch bestimmt hat, so werdet ihr gesegnet sein.“

Unterstützt die Regierung der Nation wo ihr auch sein möget, und redet gut von ihr; denn solches ist recht, und die Regierung hat ein Recht, solches von euch zu erwarten, so lange sie euch in eurer bürgerlichen und religiösen Freiheit erhält; in diesen Rechten, welche jeder auf Erden geborenen Person erblich anhaften. Und wenn ihr verfolgt werdet in euerm Heimathlande, und wenn man euch das Recht versagt den wahrhaftigen Gott im Geist und in der Wahrheit zu verehren, — dann fliehet hierher in das Land Zion, nach Amerika, nach den Vereinigten Staaten, wo Freiheit und verfassungsmäßige Rechte sind, wie kein anderes Land sie in größerm Umfange aufzuweisen hat. In der jüngsten Zeit hielt Gott es für angemessen, hier die Vertheilung der Erlösung zu erneuern, durch Offenbarungen vom Himmel herab. Hier sind durch Verfassungen und Landesgesetze, falls dieselben ehrlich vollzogen werden, in all und jeder bürgerlichen und religiösen Freiheit, soweit der Mensch fähig ist auf Erden sich derselben zu erfreuen, geschützt. Und unsere volksthümlichen Einrichtungen werden auch niemals uns im Stiche lassen, es wäre dann durch die Verkehrtheit des Volkes selbst und die Pläne böser Menschen, die doch nur kurz im Amte sind. Denn diese Rechte wurden für dieses Land von Gott verordnet, damit die Grundsätze der Wahrheit feste Wurzel fassen auf Erden. Unsere nationale Organisation hat ihren Ursprung im Himmel.

„Mögen alle Aeltesten von Israel ertönen lassen die Drommeten der Erlösung mit lauter Stimme, denn sie wissen, daß die Zeit kurz ist, in welcher ein großes Werk gethan werden muß. Und fürchtet nicht, was Menschen thun können, denn sie vermögen nur den Körper zu tödten. Wohl aber fürchtet Gott, welcher die Seelen der Bösen und der Abtrünnigen in der Hölle zerstören wird.“

„Wenn die Heiligen mehr Gold und Silber besitzen als sie nöthig haben den Armen zu geben, bringt es mit euch, helft euch unter einander, thut wie

ihr möchtet daß euch selber geschähe; laßt aber nicht den Armen daheim oder den ihr unterwegs trefft, verkommen. Jene von den Inseln im Westen, von Neu-Holland, Ostindien und überhaupt aus den wärmeren Gegenden werden wohl thun, wenn sie nach San Diego in Californien kommen, und dort die Rathschläge der Apostel oder der Präsidentschaft zu San Bernardino entgegennehmen. Jene aus England und Nord-Europa werden wohlthun einen nördlichen Weg einzuschlagen, über Neuorleans, Kanesville und durch den Südpaß. Und wenn ihr kommt, so bringt Muster der besten Maschinen zu gewerblichen Zwecken mit, auf daß bei uns alle nützlichen Waaren verfertigt werden können, welcher der Mensch bedarf; auch wählet Sämereien von allen Arten aus. Die Welt ist voll von arbeitersparenden Maschinen, und Modelle von solchen nebst solchen Artikeln, welcher man zum Maschinenbau benöthigt ist, wird den Heiligen von größerm Werthe sein, als ihr Gewicht an Gold und Silber."

"Endlich, Brüder, fürchtet Gott, seid rechtschaffen und findet euch recht bald ein. Bereitet euch vor, im nächsten Jahre in Zehntausenden zu kommen. Aber glaubt nicht, daß euer Weg hierher euch durch üppiges Land führe. Wir haben von Wasser und Brot gelebt; und Jahre lang auch von sehr wenig Brot, Alles um für die Heiligen ein gutes Land zu suchen und sie dort anzusiedeln. Das haben wir gethan mit dem Segen des himmlischen Vaters, und nun laden wir euch ein, euch zu erfreuen an fetten Dingen, in einem Lande, wo ihr bei angemessener Arbeit alle eure Bedürfnisse befriedigen könnt. Und Jeder, der sich einen Bissen Brot verschaffen kann und einen Anzug auf seinem Rücken hat, möge sich versichert halten, daß es an klarem Wasser am Wege nicht fehlt. Zweifelt nicht länger, sondern findet euch im nächsten Jahre am Sammelplatz ein, heerdenweis, wie Tauben bei einem Sturm in die Fenster fliehen."

"Wenn ein Mann oder ein Volk das Evangelium vernimmt, so gehorcht dessen obersten Grundsätzen, laßt euch taufen um Vergebung eurer Sünden, und empfanget durch Auflegung der Hände den heiligen Geist. Dann ist es Zeit, daß ihr unverweilt nach Zion aufbrecht, wenn nicht die Vorsteherschaft etwa ruft, daß ihr noch zögert und erst noch das Evangelium Denen predigt, welche dasselbe noch nicht gehört haben. Je länger sie aber zögern, um so schwerer wird es für sie sein, in die Heimath zu gelangen. Wer eine Gelegenheit hat, sich mit Anderen zusammen zu schaaren, und benutzt sie nicht, den wird der Teufel betrüben."

"Als Jesus auf Erden war, sagte er zu seinen Jüngern: Wie gern hätte ich euch erst um mich versammelt, wie die Henne die Küchlein unter ihren Flügeln versammelt, aber ihr wolltet nicht. — Und wenn die Heiligen nun nicht auf den Ruf des guten Hirten hören, und sich nicht versammeln laut dem heiligen Gebot, dann ist die Zeit nicht fern, wo Pest, Hunger, Krankheit und Noth die Erde heimsuchen. Dann wird Sicherheit nur in Zion sein, in diesem Lande, das Gott zeigte, der Heimath der Heiligen, ein Land, auserwählt in

Producten und Regierung über allen anderen Ländern. Darum sagen wir euch: Erhebet euch, und kommet und säumet nicht; denn der große Tag des Herrn ist nahe, und wer wird seiner Ankunft harren?"

"O Herr Gott Abrahams, unser Vater, gieße aus deinen heiligen Geist auf dein Volk, über die ganze Erde, jenen Geist, den du verleihest deinen Dienern, auf daß alle deine Kinder gehorsam seien in allen Dingen, und rasch die unsern werden in den Thälern der Gebirge Ephraims. Auf daß dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel, worum wir bitten im Namen Jesu Christi. Amen!"

Diesem Aufrufe sind auch im Jahre 1852 Tausende gefolgt. Manche haben unterwegs große Gefahren zu bestehen gehabt. So finden wir eine Nachricht aus St. Louis vom 5. Juni, folgenden Inhalts:

Die von hier ausgewanderten Mormonen wurden am Platteflusse von Indianern überfallen und ihrer Reiseeffekten beraubt. Im Thale des Elkhorn River kamen Nachts berittene Rothhäute und schossen mit Bogen und Büchsen. Die Bestürzung dieser Auswanderer, welche wenig von den Gewohnheiten der Wilden wußten, war außerordentlich. Sie griffen sofort zu den Waffen. Als die Indianer ernsten Widerstand sahen, flohen sie; aber zwei Mormonen waren auf dem Platze geblieben. Außerdem waren mehrere verwundet und Pferde und Kühe fortgetrieben. Wer niemals Zeuge eines Indianerangriffes war, kann sich keinen Begriff davon machen, mit welch entsetzlichem Geschrei die wilde Rotte über ihre Opfer herfällt. Dadurch verbreitet sie unter Unkundigen oder Furchtsamen eine solche Bestürzung, daß sie mit geringem Verlust den Zweck ihres Raubzuges erreicht.

Das Klima von San Francisco.

Doctor Gibbons hat Beobachtungen über das Klima von San Francisco in Californien angestellt. Er bezeichnet dasselbe in gewissen Beziehungen als das außerordentlichste der Welt. Die Stadt hat auf der einen Seite ein Meer, auf der andern eine große Bucht. Vom Meere ist sie durch eine Bergwand geschieden, außer an der Lücke, durch welche die Bucht mit dem Ocean zusammenhängt. An der Küste herrscht fast unablässig eine Art von Passat, besonders im Sommer; von dort kommt auch eine starke oceanische Strömung. Der Seewind, welcher um die Mittagszeit sich erhebt, bringt die Temperatur zum Sinken. Die jährliche Mitteltemperatur zu Philadelphia ist 51½° F.; jene von San Francisco, das zwei Grade südlicher liegt, 54° F. Die Umgegend des goldenen Thores ist im Sommer viel kälter als irgend ein anderer Punkt der Westküste südlich von Columbia, und zwar wegen der fast ununterbrochenen wehenden Seewinde.

Ganz eigenthümlich für das Klima von San Francisco erscheint die Gleichförmigkeit seiner Temperatur. Dr. Gibbons fand, daß der wärmste Tag im Jahre der 28. April war, er hatte 84°; der 19. Oktober hatte 83°, der 18. August 82°; dieser letzte war der einzige Tag in den drei Sommermonaten, wo sie über 79° stieg. Der Thermometer stand im Jahre nur an 9 Tagen, von denen 6 auf den Oktober fielen, über 80°; zu Philadelphia ist das jährlich an 60 bis 80 Tagen der Fall. Nur einmal sank in San Francisco der Thermometer auf den Gefrierpunkt, und nur an 25 Morgen unter 40° F., ($3\frac{1}{2}$° Reaum). Zu Philadelphia fällt dagegen der Thermometer etwa 100 Mal im Jahr unter den Gefrierpunkt.

Der wärmste Monat im Jahr zu San Francisco, bei *Sonnenaufgang*, war August, dann September, hierauf Oktober; der Juli, welcher sonst überall der heißeste Monat ist, kommt erst als der vierte und ist weniger warm als der Oktober. Der wärmste Monat um *Mittag* war der Oktober, dann folgten August, September, April und Junius; Julius und Mai dagegen stehen sich gleich und sind um Mittag nur um weniges wärmer als März und November. Um 11 Uhr *Nachts* war August der wärmste Monat, dann folgten Oktober und September, der Juli dann erst in vierter Reihe; er ist um diese Stunde nur etwas wärmer als der November. Der November ist am Abend wärmer als der Juni.

Die niedrigste Temperatur im Jahre ist 30, die höchste 84°, der Unterschied beträgt also nur 54° F. (24° R.); dagegen ist am Ufer des Atlantischen Meeres der Unterschied 100, zu Philadelphia 104° F. Zu San Francisco stand im December 1850 der Thermometer an einigen Morgen 28° F. ($\frac{4}{9}$° R.) und stieg bis Mittag nicht über 38° ($2\frac{2}{3}$° R.), so daß im Schatten das Eis sich den ganzen Tag über hielt. Das galt für eine außerordentliche Kälte. Bis zum 25. Februar 1852 war die größte Kälte 35° F. ($+\frac{1}{3}$° R.) Im Jahre 1851 war der kälteste Monat zu San Francisco 9° wärmer als der durchschnittlich kälteste Monat zu Philadelphia; während der August, der wärmste Monat zu San Francisco, um 11° kälter war als der Juli, der wärmste Monat zu Philadelphia.

Zu San Francisco fällt die Temperatur am Nachmittag und Abend rascher als in den atlantischen Staaten, in der Nacht aber minder rasch. Von 11 Uhr Nachts bis Sonnenaufgang fällt in Philadelphia 9 Monate lang der Thermometer um 5°, zu San Francisco weniger als 2°, und 4 Monate lang weniger als 1°; in den Monaten November, December und Januar ist der Fall an beiden Orten ziemlich gleich, nämlich 2 bis $3\frac{1}{2}$°. Vom Februar bis September fällt der Thermometer zu Philadelphia zwischen 11 Uhr Nachts und Sonnenaufgang durchschnittlich 4mal stärker als zu San Francisco. In den Sommermonaten findet an letzterm Orte während der Nacht kaum eine Veränderung statt. Der frühe Morgen ist bald hell, bald wolkig, aber immer still. Eine Stunde nach Sonnenaufgang zerstreuen sich die Wolken, und die

Sonne scheint klar und prächtig. Gegen Mittag oder meistens gegen 1 Uhr tritt der Seewind ein und bewirkt eine vollständige Veränderung; von 60° bis 65° fällt der Thermometer rasch auf 50°, lange vor Sonnenuntergang, und bleibt dann bis zum nächsten Morgen fast bewegungslos.

Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß der Thermometer eine bis zwei Wochen lang um Mittag fast ganz auf demselben Punkte steht. März, April und October sind in dieser Beziehung die unregelmäßigsten Monate; es vergeht aber fast kein Monat im Jahr, in welchem nicht Wochen lang der Thermometer höchstens um 5° wechselt. Plötzliche klimatische Fluctuationen, wie sie dem atlantischen Gestade eigen sind, kennt man in San Francisco nicht, eben so wenig Nordweststürme, welche in wenigen Stunden den Sommer in Winter verwandeln. Aber die täglichen Abweichungen der Temperatur am Nachmittage sind bedeutend. Der durchschnittliche Fall des Thermometers zu Philadelphia zwischen Mittag und 11 Uhr Nachts ist 11°, in San Francisco 14°, und der Wechsel an letzterm Orte ist wegen seiner Schnelligkeit um so auffallender. In der Zeit der stärkeren Seewinde fällt die Temperatur in wenigen Stunden 15°, 20° und an den wärmsten Tagen 25° (11° R.), und dieser Wechsel tritt lange vor Sonnenuntergang ein. Dagegen ist der Unterschied zwischen den auf einander folgenden Tagen unbedeutend, und der höchste, den man beobachtete, war 21°.

Der gänzliche Mangel an Regen in den Sommermonaten dörrt den Boden aus, und macht ihn fast so unfruchtbar, wie es nur ein nordischer Winter könnte; die kalten Seewinde des Sommersolstitiums trotzen der fast senkrechten Sonne und fordern Flanell und Oberröcke. Wenn die Winde aufhören, was im September und October der Fall ist, kommt ein köstlicher Nachsommer; im November und December fallen die ersten Regen, und da die Temperatur mäßig ist, bricht die Vegetation hervor; der Mittewinter findet die Erde in lebhaftes Grün gekleidet und mit zahllosen Blumen bedeckt. Der Frühling tritt ein mit belebender Wärme, aber so wie die Aprilsonne eine Sommerwärme zu versprechen anfängt, nehmen die Winde und Nebel des Oceans ihr die Kraft. Das Alles aber gilt nur von einem kleinen Theile Californiens. Außerhalb des Einflusses der Bay von San Francisco sind die Seewinde kaum bemerkbar. (Ausland; nach Silliman, American Journal of Science and Arts. Mai 1852.)

Wasch- und Bade-Anstalt für das Volk in Newyork.

Schon vor 2 Jahren bildete sich hier eine Gesellschaft, um eine solche Anstalt nach dem Muster der in London eingeführten billigen Wasch- und Bade-Häuser zu errichten. Jetzt ist endlich das erste Etablissement der Art, wenn auch nicht vollendet, doch wenigstens so weit eingerichtet, daß es dem Publikum zum Gebrauch eröffnet werden konnte. Das Gebäude liegt in Mott St., nahe der Grand St., und kostet über 30,000 Doll. Es ist zwei Stockwerke hoch gebaut, etwa 44 bis 100 Fuß lang und breit, und ist

seinem Zweck so entsprechend, als die Mittel der Gesellschaft erlaubten. Das erste Stockwerk ist für Badezimmer eingerichtet, das zweite ist ein großer Wasch-Saal. Der Badezimmer sind 34, dazu noch 3 für Dampfbäder und außerdem 2 große Schwimmbäder, in denen 20 bis 30 Personen zugleich schwimmen können. Die Tiefe des Wassers in diesen Bassins ist an einem Ende 3, am andern 4 Fuß, indem der Fußboden schräg abläuft; das Bassin selbst ist von dicht verkitteten Backsteinen gebaut. Die Preise sind für ein gewöhnliches Schwimmbad 2 Cents, für ein warmes Bad 5 Cents und für Extra-Bäder 10 Cents.

Der Wasch-Saal ist außerordentlich bequem eingerichtet. Derselbe ist ebenfalls in Reihen von Zimmern oder Abtheilungen, ähnlich wie die Austersalons eingetheilt, und wenn die Einrichtungen vollendet sind, können 70, und im Fall einige Abänderungen getroffen sind, 90 Personen zu gleicher Zeit waschen. Jede Abtheilung hat ihre Nummer und einen Waschtrog, der zwei Abtheilungen hat. Eine Röhre führt heißes, eine andere kaltes Wasser in denselben, und mittelst einer kleinen Röhre, welche heißen Dampf zuführt, kann das Wasser zum Siedepunkt gebracht werden. Nahebei ist eine Tafel zum Bügeln, und über dem Kopf der Wäscherin ist eine Maschine zum Trocknen der Wäsche angebracht, die nach Belieben aufgezogen und herabgelassen werden kann. Sobald dieselbe mit der darauf ausgebreiteten Wäsche aufgezogen ist, wird ein Strom heißer Luft zugelassen, so daß die Wäsche in unglaublich kurzer Zeit trocken ist. Auf einer Miniatur-Eisenbahn werden währenddem die in einem gemeinsamen Heizofen erhitzten Bügeleisen in den Stand der Waschfrau hingefahren, und dieselbe Hitze welche zu ihrer Heizung gebraucht wird, dient auch zur Heizung der zum Trocknen der Wäsche gebrauchten Luft. Die Wäscherin hat 5 Cents für die Stunde zu bezahlen, und dafür liefert ihr die Association alles, was sie braucht, mit Ausnahme der Seife.

Der Zweck der Association ist die Beförderung der Reinlichkeit unter der ärmeren Volksklasse, und da die Erfahrung gelehrt hat, daß die Reinlichkeit des Körpers in strenger Wechselverbindung mit der moralischen Reinheit steht, so setzt man mit Recht große Hoffnung auf die Wirkung dieser Anstalt, welche bestimmt ist, gleich viel moralischen wie körperlichen Unrath wegzufegen, und aus diesem Grunde ganz in die Nähe des schmutzigsten Stadtviertels verlegt worden ist.

Notizen.

Der tapfere Vertheidiger Rom's, **General Garibaldi**, welcher sich gegenwärtig in der Hauptstadt Peru's befindet, bekam in einem Cirkel Händel mit mehreren Franzosen, als die Rede auf die Belagerung von Rom kam. Einige Tage später wurde der General von zweien dieser Franzosen auf offener Straße angefallen. Den Einen entwaffnete er und trieb den Zweiten in die Flucht, während er einen hinzukommenden Dritten mit dem eroberten Stockdegen einen Hieb über den Kopf versetzte, daß er zu Boden sank.

Die **Niagarafälle** haben durch die strengen Winterfröste in diesem Jahre bedeutende Veränderungen erlitten. Ein Felsstück an der Ziegeninsel, 120 Fuß lang und 60 Fuß breit, hat sich losgerissen; ein anderes Stück von etwa 80 Fuß Länge (zwischen der Ziegeninsel und dem Thurme) ist in den Fluß hinuntergestürzt, endlich ist eine mächtige Steinmasse von ihrer Umgebung losgeplatzt und steht nun als eine kolossale Säule von 200 Fuß Höhe isolirt da. Die Scenerie hat unter dieser Veränderung nicht nur nicht gelitten, sondern ist eher noch imposanter geworden.

Druck von C. Schünemann.

Das Westland.

Magazin

zur

Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Vierten Bandes, zweites Heft.

Inhalt.

[illegible] englische Sprache in Nordamerika (Amerikanismen.)
[illegible] Staat Wisconsin.
[illegible] Mormonen; ihre Geschichte, ihr Leben und Treiben im Utahgebiet.
[illegible] Bemerkungen über Auswanderung. Von Friedrich Gerstäcker.
[illegible] Jonathan's Vorwärts.
[illegible] politische Seite der Auswanderung nach den Verein. Staaten.
Die Amerikaner und Franzosen in Californien.
Amerikanische Expedition nach dem Amazonenstrome.
Verhältnisse auf der Landenge von Panama.
Verbindungslinien zwischen dem Atlantischen und Stillen Weltmeer.
„Einbrecher" in Neuyork.
Oeffentliche Hinrichtungen in den Vereinigten Staaten.
Deutsche Freischulen in Neuyork.

Bremen, 1852.
C. Schünemann's Verlagshandlung.
Neu-York: Bernh. Westermann & Comp.,
290 Broadway, corner of Reade-St.

Druck von C. Schünemann.

Die englische Sprache in Nordamerika.

Amerikanismen.

Keine andere unter den lebenden Sprachen ist in so umfassender Weise zur Weltsprache geworden, als die englische; sie ist als lebendige Rede über einen weitern Raum verbreitet, als jemals irgend eine Zunge es gewesen. Und da sie literarisch wie geschäftlich von gleich großer Bedeutung erscheint, da sie tiefe Wurzeln auf beiden Erdhälften geschlagen hat, da eigentlich kein höher gebildeter Mensch die Kenntniß der englischen Sprache entbehren kann oder mag, so folgt mit Nothwendigkeit, daß sie von Jahr zu Jahr mehr Boden erobert. Sie herrscht in Nordamerika am atlantischen wie am Stillen Ocean, ist über das ganze Binnenland verbreitet; sie hat sich an den Küsten von China, in Indien, in Australien und Neu-Seeland festgesetzt. Ueberall erscheint ihr Grundbau als ein und derselbe, sie behält ihr wesentliches und eigenthümliches Gepräge bei, aber in Einzelnheiten modificirt sie sich, je nach Beschaffenheit der verschiedenen Oertlichkeiten. Es kann auch nicht anders sein. Jede Sprache wird in einem neuen Lande, unter verschiedenen physischen und moralischen Verhältnissen, im Nebeneinander mit fremden Sprachen, manche Zusätze erhalten und Abänderungen erleiden. Auch werden viele Wörter neben ihrer alten Bedeutung noch eine neue gewinnen, auch wohl diese letztere allein behalten, jene erstere dagegen im Laufe der Zeit allmälig einbüßen. So erhält auch das Englische in fremden Erdtheilen nach und nach gewisse ganz neue dialektische Eigenthümlichkeiten, welche dann allemal bezeichnend für das Land sind, in welchem sie entstanden. Ganz besonders gilt dies von den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dort hat der angelsächsische Mensch, der auf dem britischen Eilande einen insularischen Charakter zeigt, sich wieder zu einem mehr continentalen Menschen umgewandelt, und die Sprache ist eine in vielen Beziehungen besondere, eigenthümliche geworden. Auf den alten englischen Stamm sind bereits Tausende von Amerikanismen gepfropft worden.*)

Auch die englische Sprache hat bekanntlich manche Wandlungen erfahren. Bis auf Shakespeare war ihr Grundgezimmer vorzugsweise germanisch, der Charakter überwiegend angelsächsisch. Seitdem ist das Romanische mehr und mehr emporgewuchert, namentlich im achtzehnten Jahrhunderte, als die gebildete Gesellschaft in England französischen Einflüssen anheimgefallen war. Viele

*) *Dictionary of Americanisms;* a glossary of words and phrases, usually regarded as peculiar to the United States. By John Russel *Bartlett.* Newyork 1848.

alte und gute Wörter kamen in Abgang; der Sprachgebrauch wurde ein anderer, ganz in derselben Weise wie vor länger als achtzehn Jahrhunderten der alte Horatius gesagt hatte: viele Ausdrücke werden obsolet, denn so will es usus, quem penes arbitrium est, et jus et norma loquendi. Wer ein englisches Wörterbuch aus dem siebenzehnten Jahrhundert mit einem Lexicon aus unsrer Zeit vergleicht, wird finden, daß die Zahl der veralteten, in der Schriftsprache und in der Umgangssprache der höher gebildeten Klassen nicht mehr gebräuchlichen Wörter ganz außerordentlich groß ist. Dagegen haben viele alte Ausdrücke sich in der Umgangssprache des gemeinen Mannes bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die verschiedenen Dialekte in England bildeten sich schon in sehr früher Zeit. In ethnologischer und geschichtlicher Hinsicht sind sie von Bedeutung, namentlich für die Besiedelung des Landes durch verschiedene Völker. Einem Aufsatz in der Edinburgh Review (April 1844) zufolge, sind in England nicht weniger als 30,687 rein locale und provincielle Ausdrücke und Wörter in verschiedenen Glossarien und Idiotiken verzeichnet. Davon kommen auf Shropshire 1993; auf Devonshire und Cornwall 878, Nord Devonshire 1146, Exmoor 370, Herefordshire 822, Lancashire 1922, Suffolk 2400, Norfolk 2500, Somersetshire 1204, Sussex 371, Essex 589, Wiltshire 592, Hallamshire 1568, Craven 6169, North Country 3750, Cheshire 903, Grose und Pegge (London) 3500. Dazu kommen dann noch die Localausdrücke und Provinzialismen für sechsundzwanzig Bezirke, über welche damals noch keine Idiotiken vorhanden waren, und man ist wohl nicht weit von der Wahrheit entfernt, anzunehmen daß in England noch immer an 60,000 Wörter und Ausdrucksweisen im Sprachgebrauch des gemeinen Mannes vorhanden sind, welche längst aufgehört haben, schriftgültig zu sein. Ein gute Uebersicht derselben gewährt *J. O. Halliwell's* Dictionary of archaic and provincial Words, obsolete Phrases, Proverbs and ancient Customs, from the fourteenth Century, London 1847. 2 Voll. Dieses vortreffliche Buch enthält etwa 50,000 solcher Wörter.

Es ist hier nicht der Ort auf eine Geschichte der englischen Sprache einzugehen; wir wollen lediglich auf einige Eigenthümlichkeiten hinweisen, welche sie in Nordamerika gewonnen hat, wo Leute von verschiedener Abstammung mit und neben einander leben, die, ohne Unterschied der Natiolität, nicht umhin können, sich des englischen Idioms zu bedienen. Dieser Umstand wirkt dann wieder auf die Sprache der Nichtenglischen ein, wie denn z. B. das pennsylvanische Bauerndeutsch fast zu einem Drittel aus englischen Wörtern und Redensarten besteht. Der Staat Neuyork ist zuerst von Holländern besiedelt worden. Die Zahl dieser niederländischen Ansiedler ist nie groß gewesen; sie drangen nicht über das Thal des Mohawk und das benachbarte Land hinaus, nichtsdestoweniger sind in dem nun schon mehr als drei Millionen Bewohner zählenden Staate nach Verlauf von zwei Jahrhunderten holländische Spuren in der Sprachweise zu erkennen. Namentlich schlägt mancher holländische Ausdruck in der Umgangs-

sprache der Städte Neuyork und Albany durch, und in einzelnen Dörfern wird noch holländisch gesprochen und gepredigt. Ja es giebt dort Leute, welche niemals ein englisches Wort gesprochen haben und die lediglich holländisch verstehen. Insbesondere geographische Benennungen sind bis auf diesen Tag holländisch geblieben, sodann Küchenausdrücke, die mehr oder weniger umgestaltet worden sind. Dahin gehören zum Beispiel *Cooky,* für a cake, ein Kuchen; *crullers,* ein gerollter Kuchen — a cake, made of a strip of sweetened dough, boiled in lard, the two ends of which are twisted or *curled* together; sodann *olykoke,* Oelkuchen; *spack and applejes,* Speck mit Äpfeln; *rullichies* was Bartlett erklärt: chopped meat stuffed into small bags of tripe, which are then cut into slices and fried; ferner *kohlslaa* oder *kool slaa,* d. h. Kohlsalat, cabbage salad. Ebenso *pit,* für *kernel,* z. B. a cherry *pit.*

Ebenso sind noch manche Ausdrücke für Spielsachen und dergleichen unter den Kindern holländisch geblieben. Dahin rechnet man zum Beispiel: *scup* für swing, Schwenge, Schaukel; — *hoople* für hoop, Reifen; — *peewee* für Klicker- oder Murmelsteine; — *pile,* (pyl,) arrow, Pfeil; — *pinkster* oder *pinxter* für Whitsunday; — *paas* für paasch, Ostern. Auch einzelne Kleidungsstücke haben Benennungen die auf holländischen Ursprung hinweisen, z. B. *clock mutch* für klapmuts, Nachthaube der Frauen. Manche holländische Ausdrücke sind indessen über die Gränze von Neuyork hinausgegangen, und in einigen nördlichen Staaten und Neuengland gang und gebe geworden. Dahin gehören *sloop,* a porch, und *boss,* statt *baas,* a master workman.

Die Zahl der Holländer in Nordamerika hat niemals die Ziffer von vierzigtausend Köpfen erreicht, und doch sind, wie wir sahen, in die englische Sprache sehr viele niederdeutsche Wörter, rein oder mehr oder weniger umgestaltet, übergegangen. Aber von weit größerem Einflusse wird das Deutsche sein, welches gegenwärtig von reichlich fünf Millionen Menschen in Nordamerika gesprochen wird, und das bei dem mächtigen und von Jahr zu Jahr an Ausdehnung gewinnenden Wechselverkehr zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten immer neue Kraft und frischen Zuwachs erhält. Die Zeit ist längst vorüber, in welcher nur weniggebildete Handwerker und Landleute nach der neuen Welt auswandern; ein sehr beträchtlicher Theil besteht aus Individuen, welche den gebildeten Schichten der Gesellschaft angehören. Die Deutschen geben und empfangen Einflüsse. Viele weit ausgedehnte Strecken in Pennsylvanien und Neuyork, Maryland und Virginien, besonders aber in den westlichen Staaten, haben eine überwiegend oder völlig deutsche Bevölkerung. Auch da, wo das deutsche Element vom englisch-amerikanischen bei weitem überwogen wird, hält jenes mehr oder weniger zäh an seiner Volksthümlichkeit fest. Und weicht nach langer Zeit allmälig das Deutsche dem Englischen, so geschieht es immer nur so, daß das Letztere mannigfach deutsch umgemodelt wird; es wird dann entschieden dialektisch. Bartlett meint, daß in Ohio das Deutsche allmälig vom

Englischen absorbirt werden müsse; wir glauben das Gegentheil. Wahrscheinlicher ist es, daß die Norweger in Illinois nach und nach ihre sprachliche Eigenthümlichkeit werden aufgeben müssen, trotzdem sie aus der ältern Heimath Prediger und Schulmeister mit hinüber brachten. Sie sind an Zahl zu schwach, um sich auf die Dauer dem Einflusse der englischen Sprache gegenüber selbstständig erhalten zu können.

In Pennsylvanien und Neuyork wohnen viele Tausende von Ansiedlern aus Wales. In dem letztern Staate, namentlich im Bezirk Oneida, kann man viele Meilen weit reisen, ohne ein anderes Wort als walisisch zu hören. Diese Waliser haben Tageblätter und Zeitschriften in ihrer Sprache, und in ihren Kirchen wird lediglich walisisch gepredigt. Es ist aber auch bei ihnen die Frage ob sie sich lange Zeit in dieser Weise werden erhalten können. Es scheint als ob sie dazu nicht zahlreich genug sind, auch wohnen sie in Gegenden, durch welche ein starker Verkehrstrom zieht. Auf keinen Fall werden sie auf die englische Sprache Einfluß üben, da diese von der ihrigen zu verschieden ist.

Im Süden haben sich bekanntlich in frühern Zeiten Spanier und Franzosen niedergelassen; jene waren Jahrhunderte lang im Besitz der Küstenstrecken am mexicanischen Meerbusen, diese besaßen Louisiana, das weit hinauf nach Norden reichte. Deshalb sind im Mississippilande wie in Canada so viele französische Benennungen geblieben, namentlich für geographische Abtheilungen, Flüsse, Berge, Buchten, für Eigenthümlichkeiten des Bodens und des Klimas, für Fische, Pflanzen 2c. So zum Beispiel: *cache*, *calaboose*, *bodette* (col. bedstead), *bayou*, *sault*, *levée*, *crévasse* (Deichbruch), *habitan*, *charivari*. Von den Spaniern hat man ins Englische herübergenommen die Ausdrücke: *canyon* (Gebirgsschlucht), *cavortin* (von *cavar*, to paw, mit dem Fuße kratzen; von Pferden gebraucht); z. B. in folgender Stelle der Georgia Scenes: „He tossed himself into every attitude which man could assume on horseback. In short he *cavorted* most magnanimously. Ferner *chapparal*, ein Eichengehölz; *pistareen*, von peseta sevillana, ein Fünftel eines Dollars, eine Münze im Werthe von 20 Cents; *rancho*, Gehöft; der Zuruf *vamos*, und viele andere.

Ebenso sind viele indianische Namen ins Englische übergegangen; namentlich geographische Benennungen. So blieben insbesondere in Neuengland die Namen der Berge und Flüsse, Vorgebirge und überhaupt der Landmarken indianisch, z. B. Housatonic, Connecticut, Quinnebaug, Pawcatuc, Merrimack, Kennebec, Penobscot, Narraganset, Passamaquoddy 2c. Eben so in anderen Theilen des Landes z. B.: Ohio, Mississippi, Susquehanna, Roanoke, Altamaha, Chattahoochie, Alabama 2c. Ebenso haben die großen Seen im Norden, ihre Buchten und Vorgebirge die alten indianischen Namen behalten. Dazwischen nehmen sich denn die aus England herübergenommenen Namen wunderlich genug aus. In Neuyork zogen die Ansiedler vor dem Unabhängigkeitskriege indianische Benennungen für Wohnorte 2c. vor; nach der Revolution kamen die Namen großer Staatsmänner an die Reihe.

Ein großer Theil der Einwandrer bestand und besteht noch aus Leuten, denen jede höhere Bildung fremd ist. Sie drücken sich roh und gemein aus, und ihre Kinder thun ein Gleiches. So gehen schlechte Ausdrücke von einer Generation auf die andere über. Oeffentliche Redner bedienen sich derselben, um ihrem keineswegs gewählten Publikum sich recht verständlich zu machen und drastisch auf dasselbe einzuwirken. Selbst im Congreß und den gesetzgebenden Versammlungen der einzelnen Staaten wird nicht immer correct geredet. Die unangemessenen Ausdrücke gehen in die Zeitungen über, und werden allmälig den Lesern geläufig; die Gewohnheit macht, daß man sie nicht mehr anstößig findet. Ferner muß man nicht vergessen, daß in Amerika die Reinheit der englischen Sprache am meisten durch die Prediger, überhaupt durch die Geistlichkeit leidet; unter ihnen sind viele, denen geradezu Barbarei im sprachlichen Ausdruck zur Last gelegt wird. Sie bilden Zeitwörter wie *to fellowship*, *to difficult*, *to eventuate*, *to doxologize*, *to happify*, *to donate*, und dergleichen mehr.

Zum Theil ganz neu und von den englischen abweichend, ohne alle Analogie mit diesen letzteren sind die politischen Benennungen, Spitz- und Parteinamen, z. B. ***Old Hunker***, ***Bucktail***, ***Federalist***, ***Barnburner***, ***Locofoco***, ***Young-Democracy***, ***Democratic-Republican***, ***Native-American***, ***Nullifier***, ***Nullification***, ***Coon***, ***Coonery*** und andere mehr, welche weiter unten verzeichnet und erklärt werden. Ferner giebt es Wörter, welche ihrem Ursprung eigenthümlichen Einrichtungen verdanken, dahin gehören: ***Caucus***, ***Bunkum***, ***Congress***, ***to lobby***, ***mileage***, ***gubernatorial***, ***general court***, ***general assembly***, ***message***, ***senatorial*** &c.

Was die Ortsbenennungen anbelangt so haben wir schon bemerkt, daß bis zum Unabhängigkeitskriege vorzugsweise gern indianische Namen gewählt wurden. Bartlett spricht daher von einer *aboriginal-period*, einer indianischen Periode. Dann kam die patriotische Zeit. Damals entstand Washington county, Washington village, ja Washington hollow. Eben so die Ortschaften, die man nach Jefferson, Jay, Adams, La Fayette, Hamilton, Madison, Pickney, Putnam, Pulaski, Schuyler, De Kalb, Steuben, Sullivan, Gates, Wayne &c. benannte. Auch Nelson, Moreau, Waterloo wurden Ortsnamen; sodann Freedom, Freetown, Freeport, Independence, Liberty, Victory, Hopewell, Harmony, Concord.

Dann folgt die classische Periode. Die Amerikaner plündern Griechenland, Rom und den alten Orient. Es wurde Mode neue Wohnorte zu benennen nach Homer, Virgil, Solon, Ovid, Cato, Brutus, Pompey, Tully, Cicero, Aurelius, Scipio, Ulysses, Seneca, Hannibal, Hector, Romulus, Lysander, Manlius, Camillus und Marcellus; — Athen. Sparta, Troy, Corinth Pharsalia, Palmyra, Utica, Smyrna, Rome, Carthago. Daneben grassiren Judennamen und Städte, welche in der Bibel vorkommen, selbst Sodom und Babylon neben Eden, Jerusalem, Jericho, Hebron, Goschen, Bethany, Beth-

page, Bethlehem, Sharon rc. Ferner finden sämmtliche europäische Staaten und Städte in Amerika ihre Doppelgänger, z. B. Norway, Sweden, Denmark, Copenhagen, Russia, Greece, Italy, Sardinia, Holland, Wales. Die Deutschen gründeten Teutonia, Hermann, Dresden, Frankfurt, Berlin rc. Auch giebt es Canton und Mexico, Delhi und Peru, Cairo, Cuba und China. Auch berühmte englische Schriftsteller mußten Pathe stehen, z. B. Milton, Addison, Dryden, Scott, Byron, Chesterfield, Junius; selbst Marlborough ist nicht leer ausgegangen. Andere Namen sind eben so sonderbar als willkürlich gewählt, z. B. ***Painted Post, Oxbow, Halfmore, Cow-neck***; andere deuten die Eigenthümlichkeit der Lage an: ***Owl Pond, Oyster Bay, Mud Creek, Mosquito Cove.***

Nothwendig und sprachgültig sind neugebildete Wörter, welche Gegenstände bezeichnen die den Vereinigten Staaten eigenthümlich sind. Dahin gehören: ***backwoods***, ***backwoodsmen*** (Hinderwäldler); ***breadstuffs***, was auch als Brotstoffe schon in die deutsche Schriftsprache übergegangen ist; ***barrens***, für sandige, hochgelegene Landstriche, z. B. pine barrens, sandige, mit Nadelwaldungen bestandene Strecken; ***bottom***, für das marschige Land an den Flußufern, ***buffalo robe***, Büffelhaut; ***cane brake***, Rohrbruch. ***Cypress brake.***; dieses Wort erklärt Bartlett so: — a basin shaped depression of land near the margin of shallow, sluggish bayous, into which the superabundant waters find their way. In these places are vast accumulations of fallen cypress trees, which have been accumulating for ages. These are called ***cypress brakes.*** Ferner ***clap board***, Schindel; ***corn broom***, ein Besen vom sogenannten Besenkorn, Sorghum saccaratum; — ***corn shucking*** ist, wenn ein Landwirth die jungen Leute aus der Nachbarschaft zu sich einladet um ihm beim Abhülsen des Welschkorns behülflich zu sein; ***clearing***, eine zum Behuf des Ackerbaues gelichtete, von Bäumen befreiete Strecke im Walde. ***Deadening***; in neu besiedelten Theilen der westlichen Staaten, wo man eine Strecke „klären“ will, pflegt man einige Bäume zu fällen, andere werden geringelt, are girdled, oder wie man sich ausdrückt ***deadened***, abgetödtet. Geschicht das mit der Mehrzahl der Bäume, so nennt man das Feld ***a deadening***, im Gegensatz zu ***clearing***, wo die Bäume abgehauen worden sind. ***Diggings***, (was man jetzt so häufig von Californien aus hört und liest) wurden die Bleigruben im Westen genannt; man bezeichnet mit diesem Worte Stellen an welchem Erz vorhanden ist. Man sagt nur selten a mine, sondern meist ***a digging. Dug-out*** heißt in den westlichen Staaten ein Nachen oder ein Boot, das aus einem einzigen großen Baumstamme ausgehöhlt worden ist. In Canada nennt man sie ***log canoes. Flat boat*** ist ein Boot mit flachem Boden. ***Husking.*** In Neuengland und auch im Westen laden die Landleute ihre Nachbarn ein, beim Abhülsen der Maiskolben behülflich zu sein; das letztere heißt husking. Dabei geht es gewöhnlich sehr lustig her, und man hat dann ***a husking frolic.***

Ferner gehören in die Reihe dieser amerikanischen Wörter mit neuer Bedeutung: *prairie*, *prairie dog*, *prairie hen*, eine Art Kranich, *shingle*, *sawyer*, *salt lick*, *savannah*, *snag*, *sleigh* statt sledge und viele andere.

Im Westen sind viele metaphorische oder sonderbare Reden aufgekommen, die allmälig auch anderwärts in die Umgangs- und Schriftsprache übergegangen sind. Wir wollen einige derselben anführen:

to cave in sagt man von der Erde welche niederfällt wenn man an einem Ufer gräbt; bildlich heißt es soviel als: aufgeben, niederbrechen, einbrechen.

to acknowledge the corn, ein ganz neuer Ausdruck; it means *to confess*, or acknowledge a charge, or imputation. Ein Mann aus dem Oberlande war mit zwei Flachbooten nach Neuorleans herabgekommen. Das eine war mit Mais (Korn), das andere mit Kartoffeln beladen. Beide verspielte er in einem der vielen übelberüchtigten Spielhäuser und ging dann nach seinen Schiffen zurück. Das mit Korn beladene war inzwischen untergegangen. Am andern Morgen kam der Spieler um beide Ladungen in Empfang zu nehmen. Der Oberländer rieb sich den Schlaf aus den Augen und sagte: Stranger, *I acknowledge the corn*, — take 'em, but the patatoes you can not have, by thunder. Der Ausdruck ist sehr allgemein geworden.

to flash in the pan, soviel als to fail of success; auf der Pfanne abblitzen, *to bark up the wrong tree*, den unrechten Baum anbellen, bedeutet, daß man das Ziel verfehle weil man einen unrechten Weg einschlägt. Auf der Jagd verfolgt ein Hund ein Eichhörnchen oder ein anderes Wild an einen Baum, vor welchem er bellt bis der Jäger kommt. Manchmal bellt er vor dem unrechten Baume und das Wild entkommt. Daher diese Metapher im Westen.

to pull up stakes, fortziehen; to pack up ones furniture or baggage preparatory to a removal; to remove.

to be a caution, soviel als to be a warning.

to fizzle out, wird in Ohio häufig gebraucht für to be quenched, extinguished; to prove a failure. Ziemlich dasselbe bedeutet *to flat out*, fehlschlagen. Von einer politischen Versammlung die nichts ausrichtet sagt man: the meeting *flatted out*.

to fix ones flint, eine Redensart aus dem Leben der Hinterwäldler, welche soviel bedeuten will als to settle, to do for, to dish.

to give him Jessy, soviel als to give him a flogging; eine Redensart der Squatters und Hinterwäldler

to see the elephant heißt im Süden soviel als in seinen Erwartungen sich getäuscht sehen. Es entspricht der Redensart to go out for wool and come back shorn. Ein Soldat der in den Krieg zieht und Ruhm zu erndten oder Beute zu machen glaubt, aber keines von beiden erwirbt, hat den Elephanten gesehen.

to fly around, sehr geschäftig sein.

tuckered out, abgesetzt, ermüdet.

to mizzle, weglaufen, sich verbergen; ein vulgäres Wort.

to use upp, zerstören, to discomfit, destroy.

to walk into, to get the upper hand of; to take advantage of; to punish.

to absquatulate, weglaufen.

to cotton to is to take a liking to him, to fancy him, buchstäblich *to stick* to him, as cotton would. Der Ausdruck ist im Süden und Westen sehr allgemein.

to hifer in Pennsylvanien für zögern, vertrödeln, to loiter.

Besonders im Westen und Süden liebt man stark auftragende und übertreibende Beiwörter, z. B. *awful*, *powerful*, *monstrous*, *dreadful*, *mighty*, *almighty*, *allfired* und dergleichen mehr.

Bartlett meint, die Wörter *bankable*, *boatable*, *mailable* und *mileage* seien gut; verwerfen müsse man dagegen entschieden *dubersome* statt doubtful; *disremember*, *decedent*, *docity*.

Aus den Indianersprachen ist, wie schon bemerkt, Manches in das amerikanische Engliche übergegangen. So hat man vom Mais *samp*, vom indianischen *Nascaump*, was bedeutet a kind of meale pottage unparched; from this, schreibt Roger Williams, the English call their *samp*, gesottenes Welschkorn mit Milch und Butter. Aehnlich ist das Gericht *supawn*, und *hominy* oder *hommony*, gekochtes Mais, zu welchem meist Honig gethan wird. *Hommony and hog* ist ein Lieblingsgericht der Ansiedler im Westen. Den Indianern sind auch die Ausdrücke *hamnoc*, *tobacco*, *mocassin*, *pemmican* entlehnt.

Es ist begreiflich daß in den verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten auch in der Aussprache manche Abweichungen vorkommen, und ein geübtes Ohr erkennt leicht aus welcher Landesgegend ein Mann gebürtig ist. In Neuyork findet man am wenigsten Eigenthümlichkeiten; dort kommt täglich frischer Zufluß aus Europa, die Bevölkerung ist entweder flüchtig oder erhält aus allen Ländern so viel Zuwachs, daß keine besondere Eigenthümlichkeit in der Aussprache festwurzeln kann. Dagegen finden sich dergleichen in Neuengland. Auch die Gelehrten in dem letztern schreiben ein Englisch das in Manchem von jenem der übrigen Amerikaner abweicht. Das bei jenen mit großem Eifer betriebene Studium der deutschen Sprache und Literatur hat auf ihre Ausdrucks- und Redeweise einen wie wir glauben sehr vortheilhaften Einfluß geübt. Sie drücken sich angelsächsischer, germanischer aus als die übrigen.

Die ackerbautreibende Bevölkerung im Innern Neuenglands zeichnet sich durch einen sehr scharf markirten Provinzialdialekt aus, durch welchen sie sich von allen übrigen Nordamerikanern unterscheidet. Man zieht dort die Wörter sehr lang und spricht durch die Nase, und sagt z. B. *eend* für end, *dawg*

für dog, *Gawd* für God. Vor *ow* und *oo* wird oft ein kurzes *i* eingeschoben, z. B. *kiow* für cow;*) *viow* für vow; *tioo* für too; *dioo* für do. Die meisten neuenglischen Provinzialwörter sind gute alte englische Wörter und meist noch heute in Nordengland im Munde des Volkes.

Im Süden und Westen spricht das Volk die Selbstlauter sehr breit aus, z. B. *whar* für where, *thar* für there, *bar* für bear.

Hier folgt eine Liste von Wörtern welche der gemeine Mann in den Verein. Staaten gewöhnlich unrichtig spricht. S. bedeutet Süden, W. Westen, N. E. Neu England; die übrigen sind so ziemlich über die ganze Union verbreitet.

arter	statt	after.	gownd	statt	gown.
ary	»	either.	har	»	hair. W.
attackted	»	attacked.	hath	»	hearth. S.
anywheres	»	anywhere.	hender	»	hinder.
bachelder	»	bachelor.	hist	»	hoist.
bagnet	»	bayonnet.	hum	»	home. N. E.
bar	»	bear. W.	humbly	»	homely. N. E.
becase	»	bacause.	hull	»	whole. W.
bile	»	boil.	ile	»	oil.
cheer	»	chair.	innemy	»	ennemy.
chimbley	»	chimney.	janders	»	jaundice.
cupalo	»	cupola.	jest	»	just.
cotch'd	»	caught.	Jeems	»	James.
critter	»	creature.	jine	»	join.
curous	»	curious.	jist	»	joist.
dar	»	dare. W.	kittle	»	kettle.
darter	»	daughter.	kiver	»	cover.
deu	»	do. N. E.	larn	»	learn.
delighsome	»	delightful.	larnin	»	learning.
drownded	»	drowned.	lives	»	lief.
druv	»	drove.	leetle	»	little.
dubous	»	dubious.	nary	»	neither.
eend	»	end.	ourn	»	ours.
everywheres	»	everywhere.	perlite	»	polite.
gal	»	girl.	racket	»	rocket.
gin	»	give.	rale	»	real.
git	»	get.	rench	»	rince.
gineral	»	general.	rheumatiz	»	rheumatism.
guv	»	gave.	ruff	»	roof. N. E.

*) Etwa wie in Deutschland die Mecklenburger statt Peerd, Pferd, Pierd sagen.

sarcer	statt	saucer.	spettacle	statt	spectacle.
sarce	»	sauce.	spile	»	spoil. N. E.
sarve	»	serve.	squinch	»	quench.
sass	»	sauce. N. E.	streech	»	stretch. W
sassy	»	saucy.	suthin	»	something.
scace	»	scarce. N. E.	tech	»	touch.
scass	»	scarce. W.	tend	»	attend.
sen	»	since.	tell'd	»	told. N. E.
shay	»	chaise. N. E.	thar	»	there. W.
shet	»	shut. S.	timersome	»	timorous.
sistern	»	sisters. W.	tossel	»	tassel.
sich	»	such.	umberell	»	umbrella.
sot	»	sat. N. E.	varmint	»	vermint. W.
sorter	»	sort of.	wall	»	well. N. E.
stan	»	stand. N. E.	whar	»	where. W.
star	»	stair. W.	yaller	»	yellow.
stun	»	stone. N. E	yourn	»	yours.
stiddy	»	steady. N. E.			

Bartlett ist nicht der erste, welcher die Amerikanismen verzeichnet. Schon 1761 schrieb Dr. Whiterspoon darüber in einer Zeitschrift The Druid (Nr. 5. 6 und 7). Diese Aufsätze wurden später in die gesammelten Werke dieses Schriftstellers aufgenommen, welche zu Philadelphia 1801 in vier Octavbänden erschienen. Viel wichtiger ist Pickerings Werk: A vocabulary or collection of words and phrases, which have been supposed to be peculiar to the united states of America; to which is prefixed an essay on the present state of the English language in the United States. Boston 1816, 206 Seiten, auf welchen etwa 520 Wörter und Redensarten erläutert werden. Das Buch erregte große Theilnahme, wurde vielfach commentirt und gab auch Veranlassung zu Sheerwoods Gazetteer of Georgia, welcher ein Glossarium der im Süden eigenthümlich vorkommenden Ausdrücke enthält.

Wir stellen in der nachfolgenden Liste eine Reihe eigenthümlicher amerikanischer Ausdrücke und Redensarten zusammen, welche sich auf das politische Leben und das Parteitreiben in den Vereinigten Staaten beziehen.

Antifederalist. Dieses Wort entstand um 1788, und bezeichnete die politische Partei, welche der Annahme der Verfassung der Vereinigten Staaten entgegen war, die man als *Federal Constitution* bezeichnete.

Anti-slavery, party, die Gegner der Sklaverei, wie

Anti-masons, die Gegner der Freimaurer; davon anti-masonic.

Badger-State, Dachsstaat, heißt wegen seiner Ergiebigkeit an Weizen der Staat Wisconsin.

Barnburners. Wir haben in der vorigen Nummer des Westlandes über die Barnburner-Partei und die Old-Hunkers ausführlich gesprochen. Ihre gegenseitige politische Stellung in der Demokratie wurde 1847 in einem Artikel der „Ohio Union" zu Cincinnati folgendermaßen bezeichnet:

„Es giebt in der demokratischen Partei eine Abtheilung, welche danach strebt, daß die Macht in den Händen einiger weniger Männer bleibe, und daß diese über die Besetzung von Aemtern und Stellen verfügen. Diese Klasse würde, wäre das anders möglich, die fortschreitende Tendenz der Demokratie hemmen. Sie ist der Ausdehnung des Gebietes der Freiheit (the area of freedom) nicht günstig, oder hegt Furcht vor einer solchen; sie würde, um mit den Worten Alexander Hamilton's zu sprechen »restrain the amazing violence of the popular or democratic spirit.« Sie möchte ferner für die Gegenwart wie für alle Zukunft eine feste Norm aufstellen, nach welcher die Demokratie jedes einzelnen Mannes zu beurtheilen wäre; sie möchte keinen Raum für abweichende Meinungen von geringerm Belang gestatten, und alle jene in Bann und Acht thun, welche ihre Gefühle, Einsicht und Ansichten nicht auf das Prokrustesbett dieser Klasse legen. Diese Klasse nennen wir Old Hunkers. — Es giebt aber auch eine andere Klasse, welche die Gewalt unter Vielen vertheilen und sie da lassen will, wohin sie gehört, bei den Massen des Volks. Sie will, daß Männer aus dem Volke die Aemter bekleiden, und nicht solche Subjecte, welche von Amt und Stelle leben, und die Politik zu ihrem Handwerk machen; — Männer, welche Sympathien für das Volk haben, dessen Interessen und Gefühle verstehen, und danach trachten, beiden ein Genüge zu leisten, während sie zugleich ehrlich und rechtschaffen ihre Amtsobliegenheiten erfüllen; — Männer, welche sich weniger um die Vertheilung der Aemter bekümmern, als um die Grundsätze der Demokratie, und die Maßregeln und die Politik der Regierung; — Männer, welche immer und allemal danach trachten, das Bereich der Freiheit möglichst auszudehnen; welche überzeugt sind von der Richtigkeit demokratischer Impulse, denen man gehorchen, und die man nicht durchkreuzen soll; — Männer, welche Jeden in unseren Reihen zulassen wollen, der mit uns übereinstimmt in Bezug auf die großen Hauptgrundsätze der Demokratie und die große nationale Politik; welche an den Fortschritt glauben, und über unbelangreiche Punkte nicht für alle Zeit eine feste Norm aufstellen mögen, sondern im Gegentheil so handeln wollen, wie im Fortgang der Ereignisse Umstände und Bedürfnisse erfordern, und welche jene Rechte und Interessen in's Auge fassen, welche der Fortschritt bedingt, und welche sich aus demselben ergeben; — Männer endlich, welche in ihrem Herzen geschworen haben ewige Feindschaft all und jeder Tyrannei über den menschlichen Geist. Diese Partei nennen wir die junge Demokratie, die progressive junge Demokratie." —

Der „New York Tribune" äußerte: „Spitznamen, welche Parteien beigelegt werden, sind nicht allemal logisch gerechtfertigt. Jene Abtheilung der demokra-

tischen Partei, welche Anspruch darauf macht, radicaler, fortschreitender, reformatorischer ꝛc. zu sein als die andere, gab dieser letztern den Namen Old Hunker, um anzudeuten, daß sie ganz andere Eigenschaften habe als diese. We believe the title was also intended to indicate, that those on whom it was conferred had on appetite for a large *hunk* of the spoils, — though we never could discover that the were peculiar in that. Andrerseits wurden die Gegner der Hunkers Scheunenbrenner, Barnburners, genannt. Dieses Wort bezieht sich auf die Geschichte von jenem alten Holländer, der sich der Ratten in seiner Scheune dadurch entledigte, daß er die Scheune niederbrannte. So wollen die Barnburners durch Ausrottung der Banken und Corporationen alle Mißbräuche beseitigen, welche mit diesen Anstalten verbunden sind.« — So findet man auch den Ausdruck: *barnburning radicalism.*

Bay State; Name für den Staat Massachusetts. Diese Colonie wurde ursprünglich Massachusetts-Bay genannt.

Bear State; so nennt man im Westen im gemeinen Leben wohl auch den Staat Arkansas. Auf die Frage, ob derselbe denn so viele Bären beherberge, daß man von einem Bärenstaate reden könne, erfolgte die Antwort: »Yes, *it* does; for J never know a man from that state but he was a *bar*, and in fact the people are all *barish* to a degree.« Man spricht nämlich in einigen südlichen und westlichen Staaten *bar* statt bear.

B'hoys, d. i. boys. So nennt man eine Klasse von jungen Leuten aus den niederen Klassen in Neuyork, welche sich durch Lärmen und rohe Unbändigkeit sehr unvortheilhaft auszeichnen, namentlich bei den Wahlen.

Bible Christians. Diese Sekte enthält sich aller thierischen Nahrung und geistigen Getränke; ihre Anhänger genießen lediglich Pflanzenkost. Sie glauben an die Einheit Gottes, die Göttlichkeit Jesu und die Erlösung der Menschen.

Blue book. Eine Druckschrift, welche ein Verzeichniß aller Beamten der Vereinigten Staaten Regierung, nebst Angabe ihrer Besoldungen enthält. Es entspricht dem red book der Engländer.

Blue nose. Spitzname für die Bewohner von Neu-Schottland. In dem humoristischen Romane Sam Slick wird gefragt, weshalb die Neu-Schottländer Blaunasen genannt werden, und die Antwort lautet: »It is the name of a patatoe, which they produce in great perfection, and boast to be the best in the world. The Americans have, in consequense, given them the nickname of *Blue noses.*

Blue skins, ein Spitzname, den man den Presbyterianern giebt from their alleged grave deportment.

Brother Jonathan. Ein achtzigjähriger Mann, welcher an dem Unabhängigkeitskriege Theil genommen hatte, machte dem „Norwich Courier" folgende Mittheilung: — Als General Washington zum Oberfeldherrn des

Revolutionsheeres ernannt worden war, kam er nach Massachusetts, um dort Vorkehrungen für die Landesvertheidigung zu treffen. Es fehlte sehr an Kriegsbedarf, den man sich nur mit großen Schwierigkeiten verschaffen konnte. Unter so bedenklichen Umständen wurde eine Berathung gehalten; Seine Excellenz Jonathan Trumbull war damals Gouverneur von Connecticut. Washington äußerte: „Wir müssen Bruder Jonathan über die Sache in Rath nehmen.“ Er gab nämlich viel auf das Urtheil dieses Mannes, welcher in der That in Versorgung der amerikanischen Truppen Außerordentliches leistete. Wenn man später irgendwie auf Schwierigkeiten stieß, so pflegte man wohl zu sagen: Wir müssen uns bei Bruder Jonathan Raths erholen. Allmälig wurde Bruder Jonathan ein bezeichnender Ausdruck für die Bewohner der Vereinigten Staaten, wie John Bull für die Engländer.

Buck-eye, Bocksauge. So nennt man die Bewohner von Ohio (nach den dort häufig wachsenden Kastanien, welche im gemeinen Leben Buck-eyes genannt werden.)

Buck-tail, Bocksschwanz. Benennung einer politischen Partei im Staate Neuyork, die um 1815 entstand. Hammond, in seiner politischen Geschichte von Neuyork, bemerkt: „Eine Abtheilung des demokratischen Tammanyvereins trug bei gewissen Gelegenheiten als Abzeichen am Hute ein Stück vom Hirsch- oder Rehschwanze. Sie war sehr einflußreich, und die Freunde de Witt Clintons gaben allen, welche die Ansichten des Tammanyvereins in Bezug auf diesen Candidaten theilten, den Namen ***Buck-tails***. So hieß denn die Partei, welche sich gegen Gouverneur de Witt Clinton in Opposition befand Buck-tail party.

Bullion State, der Staat Missouri; so genannt weil der denselben im Congreß vertretende Senator Benton mit großem Eifer für den Umlauf baaren Geldes gegen Banken und Papiergeld in die Schranken trat. Man nannte auch den Senator Benton oft ***Old Bullion***.

Caucus. Eine Privatzusammenkunft der leitenden Männer einer Partei, um über den bei einer bevorstehenden Wahl zu befolgenden Plan eine Vereinbarung zu treffen. Weil bei dieser Vorberathung auch Abstimmungen vorkommen, durch welche sich herausstellt wie viele oder wie wenige für einen Mann oder eine Maßregel sind, so nennt man auch diese Abstimmungen einen ***Caucus***. Man hat von diesem barbarischen Worte auch ***caucusing*** abgeleitet. Gordon bemerkt in seiner Geschichte der amerikanischen Revolution, 1788, es sei ihm trotz aller Nachforschungen unmöglich gewesen den Ursprung dieses Wortes zu entdecken. „Vor länger als funfzig Jahren pflegten in Boston Herrn Samuel Adams Vater und etliche zwanzig Andere zusammenzukommen, machten einen Caucus und legten Pläne vor, um gewisse Personen in einflußreiche Aemter zu bringen. Wenn sie damit fertig waren, gingen sie auseinander, und jeder machte seinen Einfluß im Kreise seiner Beamten für den Plan geltend.“ Da Samuel Adams Vater und die übrigen zwanzig Männer von „shipp business“ waren, so vermuthet Pickering, Caucus

möge wohl eine Corruption von *caulkers* sein, also ursprünglich Kalfaterer bedeuten.

useCns, die auf Anordnung der Bundesregierung veranstaltete Volkszählung. Man bezeichnet auch jede andere von irgend einer Staatsbehörde befohlene Zählung oder statistische Zusammenstellung, z. B. über den Ertrag der Bergwerke, des Viehstandes, des Ackerbauertrages rc. als Census.

Come outers. So nennt man die nicht unbeträchtliche Anzahl von Leuten, welche in den nördlichen Staaten, besonders in Neu-England, aus den verschiedenen Kirchen-Sekten ausgetreten sind. Sie haben sich noch nicht selbst zu einer Gemeinde constituirt, und meinen, man solle jedem Menschen seine vollkommen freie Ansicht über religiöse Dinge lassen, über welche keine menschliche Autorität richten oder sich ein Urtheil anmaßen dürfe. Die *Come outers* weichen unter einander in ihren Meinungen ab. Einzelne glauben an die biblische Offenbarung, andere erklären die Bibel für bloßes Menschenwerk. Jesus Christus sei ein von Gott inspirirter Lehrer und seine Religion eine Offenbarung der ewigen Wahrheit. Seinen Lehren zufolge bestehe die Religion in Reinheit des Herzens und geheiligtem Leben, nicht aber in Ansichten und Meinungen. Das Christenthum, wie es in Christo existire, sei mehr ein Leben als ein Glaube.

Congress. Die Vereinigten Staaten kennen deren drei verschiedene. Der erste war der sogenannte *Continental*-*Congress* der im Jahre 1774 zusammentrat und die Leitung der Geschäfte bis gegen den Schluß der Revolution besorgte. Der zweite war der *Federal-Congress*, welcher gemäß den Artikeln der „*Confederation*“ zusammentrat, und vom März 1781 bis 1789 saß. Der dritte ist der Congress of the United States, seit dem 4. März 1798. Man sagt jetzt nicht mehr *the* Congress, wenn man von dieser politischen Körperschaft spricht, sondern einfach Congress.

Congressional, was zum Congreß gehört, z. B. congressional debates.

Coodies, Name einer politischen Sekte im Staate New York, wo sie 1814 entstand. Damals erschienen in den Zeitungen viele sehr gut geschriebene Artikel, die *Abimelek Coody* unterzeichnet waren. Der Verfasser gab sich für einen mechanic aus, und war Foederalist, und war ein Fürsprecher des Kriegs. Ein „Reisender“ antwortete, und sagte unter anderm: „die politische Sekte der Coodies ist von zwitterhafter Beschaffenheit; sie besteht aus zusammengeworfenem Rogen von Foederalismus und Jakobinismus, ist aber weder Fisch noch Fleisch, ist nor bird nor beast, but a non decript made up of all monstrous, all prodigious things.

Coon, eine Verkürzung von Raccoon, ein Spitzname für die Whigpartei; so sagt man auch *Coonery*, statt Whiggery.

Corn cracker, Spitzname für die Kentuckier.

County, Grafschaft, Bezirk. Die Amerikaner sagen the county of Berkshire, während die Engländer sagen: the county of Berks oder bloß Berkshire.

Court. In Neu-England gebraucht man das Wort für die aus Senat und Repräsentanten gebildete gesetzgebende Körperschaft, z. B. the general court of Massachusetts.

Cracker, ein Spitzname für die Hinterwäldler Georgiens.

Creole bedeutet in Westindien und dem spanischen Amerika einen Landeseingeborenen von europäischer Abkunft; auch spricht man von Creolennegern, um anzudeuten, daß dieselben im Lande geboren, nicht aus Afrika herübergeschafft würden. In den Vereinigten Staaten bezieht sich das Wort Creole (Louisiana ausgenommen) auf Leute, welche mehr oder weniger afrikanisches Blut in sich haben.

Cunnunk, in den nördlichen Staaten, ein Spitzname, mit welchem man die Canadier bezeichnet.

Dough-faces, Teiggesichter, ein verächtlicher Spitzname, welcher den Abolitionisten, denen welche die Abschaffung der Negersklaverei befürworten, beigelegt worden ist. Doch bedeutet es auch so viel wie das englische Nose of wax, „a pliable politician, one who is accessible to personal influences and considerations."

Empire State, der Staat Neuyork, weil er in Bezug auf Volksmenge, Handel und politischen Einfluß der bedeutendste ist.

Federalist, ein Name welchen man den Freunden und Anhängern der Verfassung der Vereinigten Staaten zu der Zeit gab, als dieselbe berathen und angenommen wurde; auch hieß die politische Partei, welche die Administration Washingtons unterstützte, die foederalistische; to *federalize* das Verbünden verschiedener Staaten zu politischen Zwecken, to conferate for political purposes.

Floor. Ein im Congreß gebräuchlicher Ausdruck, z. B. to get the floor, d. h. eine Gelegenheit zur Theilnahme an der Debatte erhalten und reden. Die Engländer sagen dafür to be in possesion of the house.

Fence riding, auf dem Zaun reiten, d. h. in politischen Dingen sich neutral verhalten.

Flunky. So werden von den Mäklern in Neuyork Leute bezeichnet, die keine Kenntniß vom Handel mit Werthpapieren, Eisenbahnaktien &c. haben und doch Geld in solchen anlegen, meist zu ihrem Nachtheil.

Gerrymandering, heißt die politischen Bezirke in einem Staate so abzutheilen und zu verlegen, daß die nummerisch in der Minderheit befindliche Partei doch bei den Wahlen die Mehrheit bekommt. Dieser Ausdruck kam 1811 in Massachusetts auf, wo seit einigen Jahren die demokratische und föderalistische Partei einander das Gleichgewicht hielten. Die Demokraten hatten in der Gesetzgebung die Mehrheit und beschlossen den Staat in neue Wahlbezirke zu theilen und zwar so, daß die Abtheilungen, in welchen die Föderalisten auf eine starke Majorität rechnen konnten, in einen Distrikt zusammengelegt wurden. Die Folge war, daß bei den nächsten Wahlen die Demokraten entschieden obsiegten und

alle Stellen mit Männern ihrer Partei besetzten, obwohl aus der Stimmenzählung im Ganzen hervorging, daß fast zwei Drittel der Wähler zur föderalistischen Partei gehörten. Der schlaue Plan war von Elbridge Gerry erdacht. Daher der Name.

Grahamites, strenge Anhänger Grahams, d. h. Leute welche keine geistigen Getränke genießen, Teetotallers, welche nach Sylvester Grahams Vorschrift auch kein Fleisch essen.

Granit State, der Staat Neu-Hampshire.

Greek, ein Spitzname für die Irländer, wegen ihres angeblich milesischen Ursprungs.

Green Mountain State, der Staat Vermont.

Habitan, statt des französischen Habitant, bedeutet die niederen Klassen von französischer Abkunft in Canada.

Hoosier, Spitzname im Westen für die Bewohner des Staates Indiana. Der Ursprung des Namens soll folgender sein. Unter den ersten Ansiedlern im Westen waren Viele, welche sich ihrer Körperkraft rühmten und dieselbe beim Rollen von Baumstämmen und beim Häuserbau gern bethätigten. Sie wurden von ihren Mitbürgern »*hushers*« genannt, Stillmacher, weil sie die rechten Leute waren, welche ihren Gegnern Stillschweigen gebieten konnten. Man nannte im Westen jeden Großprahler, Renommisten und Eisenfresser (bully) einen husher. Die Bootsleute und Schiffer in Indiana waren sehr handfeste und reizbare Gesellen, und bestanden auf der Levée in Neuorleans manchen Faustkampf. Einst machte ihnen ein Ausländer die Sache nach, fing zugleich den Kampf mit Mehreren an und rief dabei: I am a hoosier! Die Sache wurde in den Blättern erzählt, und allmälig ging der Spitzname auf die Männer von Indiana insgesammt über.

Huge Paws, Großkrallen, Großklatschen, ein Spitzname in Neuyork für die Handarbeiter welche zur Locofoco, d. i. entschieden demokratischen Partei gehören.

Hunker, siehe Barnburner.

Keystone State, der Staat Pennsylvanien, Schlußstein-Staat, weil er den Centralstaat bildete, als die Constitution der Vereinigten Staaten aufgenommen wurde.

Loafer, ist ein Umhertreiber, ein Taugenichts, Lungerer, an idle lounger. Dieses Wort ist seit etwa fünf und zwanzig Jahren allgemein verbreitet. Zuerst gebrauchte man es für die Vagabunden in den großen atlantischen Städten, etwa in dem Sinne wie man in Neapel vom Lazzarone, in Mexico vom Lepero spricht. Jetzt wird es in der mündlichen Unterhaltung und in Schriften auch für Müssiggänger im Allgemeinen gebraucht. Ein pennsylvanisches Blatt sagt: »The loafer is not exclusively, as some suppose him, a ragged step-and-corner lounger, who sleeps in the sun, and »hooks« sugar on the wharf. On the contrary, the propensity to *loaf* is confined to no rank in life; all conditions are more or less, troubled with it.

Like squinting, the king and the beggar may be equally afflicted with the imperfection. There by your well dressed monied *loafer*, as well your loafer who is nightly taken by the watch.« Viele Loafers sind Raufbolde von Profession.

to lobby. Man gebraucht diesen Ausdruck von den Leuten, welche Einfluß auf die Mitglieder einer gesetzgebenden Versammlung, auch des Congresses, zu üben streben, ohne selbst die Mitglieder zu sein. Sie treffen die letzteren in den Vorzimmern oder Gängen des Hauses, und bieten Alles auf um deren Stimmen zu gewinnen für eine oder die andere Maßregel. Das *lobbying* ist jetzt allgemein im Schwange. Ein Neuyorker Blatt sagt: A committee has gone to Albany to lobby for a new bank charter.

lobby member heißt ein Mann welcher sich in den Vorsälen des Hauses zu dem oben angegebenen Behuf aufhält.

Locofoco. Parteiname der Demokraten. Er entstand im Jahre 1835 als ein Zwist in der Partei ausgebrochen war. Ein Ausschuß hatte Herrn Gideon Lee als demokratischen Candidaten für den Congreß in Vorschlag gebracht. Diese „Nomination“ sollte in hergebrachter Weise in einer allgemeinen demokratischen Versammlung in der Tammanyhalle bestätigt werden. Lee's Freunde besorgten eine nachdrückliche Opposition und erschienen deshalb in großer Anzahl. Zuerst sollte ein Vorsitzender gewählt werden; dabei mußte sich herausstellen auf welcher Seite die Mehrheit war. Lee's Freunde, die so genannten eigentlichen Tammanymänner, unterstützten Herrn Varian, die „Antimonopolisten“ dagegen Herrn Curtis. Die Tammanier drangen auf Hintertreppen in den Saal sobald dessen Thüren geöffnet waren; aber zu gleicher Zeit stürmten auch die Männer der „Equal Rights Partei“ die Vordertreppe hinauf. Beide Parteien lärmten sehr stark; die eine erklärte, Herr Varian sei gewählt, die andere verlangte Herrn Curtis zum Vorsitzenden. Die Verwirrung nahm mehr und mehr überhand, und stieg noch als plötzlich die Gaslichter im ganzen Saale erloschen. Die Equal Rights Männer hatten vielleicht etwas dergleichen geahnt oder einen Wink erhalten, daß die Lichter ausgelöscht werden sollten, genug, sie hatten sich mit Streichzündhölzchen, sogenannten locofoco matches, versehen und bedienten sich derselben. Der Saal war sogleich wieder erhellt. Die Zeitung „Courier and Inquirer“ nannte die Antimonopolisten, welche sich der Streichhölzchen bedienten, *Locofocos*, und diese Benennung ging dann auf die ganze demokratische Partei über.

to lynch. Worcester erklärt dasselbe in folgender Weise: to condemn and execute in obedience to the decree of a multitude or mob, without a legal trial. *Lynch law*, an irregular aud revengeful species of justice, administrated by the populace or a mob, without any legal authority or trial.

Mass meeting, eine große allgemeine Versammlung die zu irgend einem

besondern, meist politischen, Zweck zusammenberufen wird. Der Name kommt zuerst 1840 vor; jetzt nennt man jede große Versammlung so.

Meeting, a congregation. Die Methodisten sagen, wenn sie zur Kirche gehen, we are going to meeting.

Mileage, Meilengeld, welches die Congreßmitglieder auf der Reise von und nach Washington erhalten, und das sich für je englische 20 Meilen auf 8 Doll. beläuft. *Constructive Mileage* is the same allowance for journeys supposed to be made, but not actually made, from and to the seat of government. The allowance enures the members of the U. S. Senate once in every four years. Wenn nämlich ein neuer Präsident sein Amt antritt, so vertagt sich der Congreß am 3. März, und am 4. beginnt der Präsident seine Wirksamkeit. Der Senat wird aber sogleich wieder zur Session berufen, da er über die von Seiten des Präsidenten vorgenommenen Anstellungen ꝛc. seine Entscheidung abzugeben hat. Keines seiner Mitglieder hat Washington auch nur einen Augenblick verlassen; man nimmt aber an, der Senator sei nach Hause gereist und wieder zurückgekommen, binnen der zwölf Stunden welche zwischen der Vertagung und der Wiedereinberufung liegen. Für diese vermeintliche Reise wird den Senatoren ihr Reisegeld ganz in derselben Weise ausbezahlt, als ob der Weg in der That zurückgelegt worden wäre. Senatoren aus weit entfernten Staaten, z. B. aus Texas, erhalten auf diese Weise 1000 bis 1500 Dollars. Als im Jahre 1845 Präsident Polk sein Amt antrat, weigerten sich viele Senatoren dieses constructive mileage anzunehmen, weil dasselbe einen Betrug des Publikums in sich schließe. Ein solches wird übrigens bewilligt wenn eine außerordentliche Session des Congresses einberufen wird, nachdem die regelmäßige Sitzungsfrist abgelaufen ist. In diesem Falle wird keine Rücksicht darauf genommen, ob die Senatoren und Repräsentanten wirklich nach Hause gereist sind oder nicht.

Native Americans. Sie bilden eine Partei, welche den Einwanderern aus Europa erst das volle Bürgerrecht dann ertheilt wissen will, nachdem dieselben ein und zwanzig Jahre lang im Lande gewohnt haben.

to nominate, nominiren, bedeutet einen Mann für irgend eine Wahl vorschlagen, ihn als Candidaten aufstellen und empfehlen.

Non-committal; — that does not commit or pledge himself to any particular measure. *Non-committalism*; — the pracice or doctrine of non committing oneself.

to nullify; — to annul, to make void.

Nullification; the act of nullifying, a rendering void and of no effect, or of no legal effect. In den Vereinigten Staaten hat das Wort in politischer Hinsicht nur eine beschränkte Bedeutung. Der Congreß hielt Schutzzölle fest, um die amerikanische Industrie nicht durch die ältere, fester begründete, weiter vorgeschrittene und mit billigerm Kapital arbeitende englische Industrie zu Grunde richten zu lassen. In Südcarolina, das vorzugsweise

Baumwolle ausführt, glaubte man den Absatz dieses Artikels nach England und Frankreich bedeutend ausdehnen zu können, wenn in den Ver. Staaten die schützenden Zölle beseitigt und dann recht viele englische und französische Fabrikate eingeführt würden. Der Congreß verwarf das unvernünftige Begehren Südcarolina's, das überhaupt einen in politischer Hinsicht sehr turbulenten Staat abgiebt. Die dortigen Politiker wurden nun so ergrimmt, daß sie droheten, to *nullify* the tariff, d. h. englische und französische Fabrikate zollfrei in den Häfen von Südcarolina zuzulassen, somit die amerikanischen Zollbeamten außer Function zu setzen. So war nullification gleichbedeutend mit einer Handlung offenen Aufruhrs.

Nullifier, one who believes in or maintains the right of a State to refuse compliance with a law enacted by the legislature of the whole Union.

Old Country, bedeutet Groß-Britannien; Old Country-men ist ein Eingeborener von England, Schottland, Irland oder Wales. Das Wort bezieht sich nie auf Personen vom europäischen Festlande.

Old Dominion heißt der Staat Virginien.

Palmetto ist die amerikanische Zwergpalme, auch cabbage tree genannt. *Palmetto state*, der Staat Südcarolina; *Palmetto capital* ist Charleston, die Hauptstadt von Südcarolina, das einen Palmettobaum im Wappen hat.

Passage, soviel als enactment. So sagt man von einem Gesetzentwurf, welcher durchgegangen, genehmigt worden ist: the passage of a bill into a law.

Pipe laying. Bartlett erklärt diesen Ausdruck so: this term, in political parlance, means any arrangement by which a party makes sure of a certain addition to its legitimate strenght in the hour of trial, — that is the election. In other words, *to lay pipe* means to bring up voters not legally qualified, also Wahlbetrügerei. In der Mitte des vorigen Jahrzehnts wurden die Whigs der Stadt Neuyork beschuldigt einen großen Plan entworfen zu haben, demgemäß eine Menge von Leuten aus Philadelphia kommen sollten, um in Neuyork für die Whigs Stimmen abzugeben. Die Anschuldigung war von einem bekannten Demokraten erhoben worden der nicht gerade im besten Rufe stand, und der eingestand, er habe seine Nachrichten von einem politischen Agenten der Whigpartei erhalten. Dieser Letztere war von den Whigs in durchaus gesetzlicher Weise als Wahlagent verwandt worden; er wurde aber an ihnen zum Verräther und schmiedete mit jenem Demokraten einen Plan, um die Whigs gehässig zu machen. Eine Masse von Schriftstücken wurde bekannt gemacht, meist Briefe, welche der Agent an verschiedene Leute geschrieben hatte, und in welchen er den Fortgang seiner Wahlbemühungen schilderte; aber er hatte, gleichsam um die Sache zu verschleiern, einen geschäftsmäßigen Styl angenommen, und sprach z. B. von den Leuten welche gemiethet seien nach Neuyork zu kommen und dort ihre Stimmen abzugeben, wie von so und so viel Yards Röhren (as so many yards of pipe);

299364

denn damals wurden gerade die Röhren für die Crotonwasserleitung gelegt. Man machte mehreren Whigs den Proceß, sie wurden aber von den Geschwornen freigesprochen. Seitdem ist der Ausdruck *pipe laying* gang und gebe, und bedeutet soviel als Unterhandlungen anknüpfen um falsche Stimmen zu erhalten.

Platform, bedeutet in einigen Staaten Neuenglands an ecclesiastical constitution, or a plan for the government of churches, z. B. the Cambridge or Saybrook platform. In politischer Hinsicht bedeutet es ein Parteiprogramm; und so spricht man von der demokratischen Platform rc.

Plumper bedeutet bei einer Wahl eine Abstimmung bei welcher alle Vota auf einen einzigen Candidaten fallen, z. B. let the Whig voters turn out in a body and give Harry Clay a *plumper*

Pow-wow, ein Wort mit welchem man ursprünglich die Feste, Tänze rc. der Indianer bezeichnete. Jetzt bedeutet es eine politische Versammlung, in welcher es sehr lärmend zugeht, wo mehr geschrieen und getobt, als erörtert und berathen wird.

Pro-slavery, zu Gunsten der Sklaverei; ein Wort das sehr häufig gebraucht wird.

Protracted ***Meeting***, eine religiöse Versammlung die mehrere Tage lang dauert, z. B. bei den Methodisten rc.

Prox oder ***Proxy***. Der Gebrauch beider Wörter ist auf die Staaten Connecticut und Rhode Island beschränkt.

Prox bedeutet in letzterm das »ticket,« die Liste der Candidaten, welche bei Wahlen dem Volke vorgeschlagen werden. In Connecticut bedeutet es soviel als Wahltag, und die Wahl selbst.

to rat, bedeutet in der politischen Sprache soviel als die eine Partei verlassen und zu der entgegengesetzten übergehen.

to row up Salt river bedeutet soviel als eine politische Niederlage erleiden. Ist diese vollständig, so sagt man wohl the party is rowed up to the very head waters of Salt river. In Kentucky ist der kleine Saltriver wegen seines gewundenen Laufes und der vielen seichten Stellen schwer zu befahren. The real application of the phrase is to the unhappy wight who has the task of propelling the boat up the stream; but in political or slang usage is to those who are *rowed up* — the passengers, not the oarsman.

Split-ticket. Wenn gleichzeitig zwei oder mehrere Aemter durch Volkswahl besetzt werden sollen, so pflegen die einflußreichen Männer — die Drahtzieher, wire pullers — einer Partei die Männer derjenigen Candidaten, welche sie durchzusetzen wünschen, auf einen Zettel drucken zu lassen, der dann vertheilt wird. Manche Abstimmende wollen sich aber die Candidaten nicht octroyiren lassen, sondern selbständig wählen. Sie kratzen dann den einen oder andern Namen auf dem Zettel aus und schreiben einen andern hin. Einen solchen Wahlzettel nennt man *split ticket.*

to stump ist eigentlich soviel als to challenge, to defy, oder auch to puzzle, to confound. Sodann heißt *to stump it* oder *take the stump* Reden bei Wahlen halten. Diese Bedeutung stammt aus dem Westen, wo oft ein Baumstumpf die Stelle der Rednerbühne ersetzt. Daher ist ein *Stump orator* — a man who harangues the people from the stump of a tree or other elevation, und *stump oratory* ist the sort of popular speaking used by stump orators. So sagt man auch *stump speech* und *stump speacher*, Beides hat eine etwas verächtliche Nebenbedeutung.

Sucker, Spitzname für die Bewohner von Illinois. Auf den westlichen Prairien findet man viele Löcher, welche der „Crawfish" macht, ein Süßwasserthier das an Gestalt dem Hummer gleicht (Astacus Bartonii) und sich bis zum Wasser unter der Erde durcharbeitet. Wer vor Jahren eine Reise über die Prairien machte, versah sich gewöhnlich mit einem Rohre von Schilf oder dergleichen, steckte dasselbe, wenn er durstig war, in diese Löcher und sog das Wasser auf. Denn diese Prairiebrunnen, welche der Crawfisch höhlt, haben gutes frisches Wasser. Die, welche dasselbe aufsaugten, hießen *Sucker*; und dieser Name ist allmälig für die Leute des Prairiestaates Illinois bezeichnend geworden.

Uncle Sam, ein Ausdruck welcher die Regierung der Vereinigten Staaten bedeutet. Nachdem der Krieg an England erklärt worden war, kam ein Lieferant aus Newyork, Namens Elbert Anderson, nach Troy am Hudson, wo er große Vorräthe von Lebensmitteln kaufte. Diese wurden von den Herren Ebenezer und Samuel Wilson inspicirt. Der Letztere wurde von seinen Bekannten und den vielen Arbeitern, welche er zu beaufsichtigen hatte, gewöhnlich als Oheim Samuel, *Uncle Sam* bezeichnet. Bei obiger Gelegenheit waren die verschiedenen Fässer mit den Buchstaben E. A. — U. S. bezeichnet. Ein Spaßvogel unter den Arbeitern, der gefragt wurde, was wohl jene Buchstaben bedeuten sollten, entgegnete: wahrscheinlich Elbert Anderson und Uncle Sam, (nämlich Samuel Wilson). Die jetzt allgemeine Bezeichnung der Vereinigten Staaten mit den Buchstaben U. S. war damals noch nicht sehr üblich. Jener Scherz fand weite Verbreitung, und seitdem haben die Worte *Uncle Sam* obige Bedeutung erhalten.

Wild cat bank nennt man im Westen eine Bank, welche keine genügende Sicherheit gewährt. In Michigan hatte eine solche Bank auf ihren Noten als Erkennungszeichen die Abbildung eines Panthers, den man dort zu Lande als wilde Katze bezeichnet. Die Bank machte bankerott; ihre im Umlaufe befindlichen Noten wurden dann als wild cat money bezeichnet, und von unsicheren Banken sagte man seitdem, sie seien wild cat banks.

Wire pullers, Drahtzieher, heißen jene Politiker, welche durch geheime Anschläge und Ränke die Bewegungen der Wähler im Interesse ihres Candidaten zu leiten suchen.

Der Staat Wisconsin.

Der Staat Wisconsin gehört zu denen, welche am raschesten emporblüheten. Er übt auf die europäischen Einwanderer eine starke Anziehungskraft und ist schon jetzt reichlich zur Hälfte von Deutschen besiedelt. Einige unserer Landsleute, z. B. die Herren de Haas und Goldmann, haben werthvolle Beiträge zur Kunde des Landes geliefert. Speciellere Nachrichten, welche bis in die neueste Zeit reichen, finden wir in einer ganz vor Kurzem in Neuyork ausgegebenen Flugschrift, welche Herrn Gysbert van Steenwyck zum Verfasser hat. Dieser Mann ist amtlicher Einwanderungs-Kommissarius des Staates Wisconsin; seine Schrift hat also officiellen Charakter.

Der Staat Wisconsin umfaßt zum großen Theil jenen Landstrich des alten nordwestlichen Gebietes, welcher nördlich von dem 40° 30′ nördlicher Breite zwischen dem Michigansee und dem Mississippistrome liegt, und sich im Norden bis zum Obern-See ausdehnt. Ein Theil dieses Flächenraums zwischen Greenbay und dem Obern-See, nördlich und östlich an den Menomonee- und Montrealflüssen gelegen, gehört zu Michigan, ein anderer Theil westlich und nördlich von den St. Croix- und St. Louisflüssen, zu Minnesota.

Der Flächenraum von Wisconsin, ausschließlich der Wasser des Michigan- und Superiorsee's, umfaßt 54,000 engl. Quadratmeilen oder 35,000,000 Acres.

Das Klima von Wisconsin, zwischen dem 42° 30′ und 48° nördlicher Breite, hat denselben allgemeinen Charakter wie das von Neuyork und Neuengland. Demungeachtet steht im Durchschnitt die jährliche Temperatur nicht in so niederer Gradezahl, als in derselben Parallele an dem atlantischen Ufer. Die Atmosphäre ist trockener, reiner und gesunder, und der ganze Flächenraum des Staates ist merkwürdig frei von jenen Ursachen endemischer Krankheiten, welche keineswegs in den Ansiedelungen im westlichen Neuyork unbekannt waren, und das Unglück eines großen Theils von Michigan und die Geißel von Indiana, Illinois, Missouri und theilweise von Jowa sind. Wisconsin ist anerkannt der gesundeste der westlichen Staaten. Seine Sommer sind nach Temperatur und Dauer geeignet, alle natürlichen Produkte unter diesem Breitegrade zur Reife zu bringen, aber sie sind nicht drückend heiß. Seine Herbste sind sprüchwörtlich herrlich. Seine Winter gleichmäßig und kalt, aber nicht rauh oder zu strenge.

Der Kalkstein, die Grundlage der Kohlenlager von Illinois, bildet die unmittelbare Basis der Anschwemmung im südlichen Wisconsin. Dieser geologische Distrikt, nebst demjenigen Theil des Staates welcher südlich von dem Thale des Wisconsinflusses liegt, umfaßt die ganze Abdachung nach dem Michigansee.

In vielen Theilen dieses Distrikts verlieren sich die Kalksteinfelsen, und der sich alsdann zeigende Sandstein liefert ein schönes Material zu Bauten. Der Blei enthaltende Felsen der Mineralregion ist ein poröser Kalkstein, und vor-

herrschend in Grant-, Lafayette- und Jowacounties; er umfaßt vier Fünftel des obern „Mississippibleidistrikts“; ein Fünftel kommt auf die Staaten Illinois und Jowa. Lager von Eisenerz, Wasserkalkstein und Schichten von Gyps mit verschiedenen andern Mineralien werden außerdem noch in größerer oder geringerer Anzahl in der Kalksteinregion gefunden.

Die ganze Sektion des Staates, welche zwischen dem Obern-See im Norden, den St. Anthonyfällen am Mississippi, sowie den Fällen der anderen südlich fließenden Flüsse liegt, ist primitiv in ihrem vorherrschenden geologischen Charakter, und innerhalb dieser primitiven Region befinden sich die Kupferminen vom Obern-See, wahrscheinlich die reichsten in der Welt und dem Anscheine nach unerschöpflich. In diesem Theile des Staates, welcher zwischen der eben beschriebenen primitiven Region und der Kalksteinformation des Südens und Ostens liegt, ist der Uebergangsandstein vorherrschend, vermischt mit Kalkstein und nur sparsam mit Gestein von primitivem Charakter. Diese Formation umfaßt die Abtheilung, welche ihr Wasser durch den Wisconsin und seine Nebenflüsse dem obern Mississippi zuführt. In diesem geologischen Distrikte findet man Schichten von weißem Marmor, welche eine reiche und werthvolle Ausbeute darbieten.

Der Charakter des Bodens von Wisconsin wird gewissermaßen schon durch seine geologische Beschaffenheit angegeben. Der Kalksteindistrikt des Staates ist mit einer Lage und Unterlage bedeckt, der ähnlich, welche in anderen Theilen des großen Thales vorherrschend ist, und von keiner an Fruchtbarkeit übertroffen wird. Die Oberfläche der Mineralregion Wisconsins zeichnet sich dadurch aus, daß sie von bester landwirthschaftlicher Beschaffenheit ist; der allgemeinen Annahme entgegen, daß ein Bergbaudistrikt werthlos für Ackerbauzwecke sei. Weiter nördlich und westlich von dem Rücken, welcher das Wasser an der einen Seite dem Michigan-See und an der andern dem obern Mississippi zuführt, wird der Boden mehr sandig und porös, wie es in der oben beschriebenen Sandsteinregion gewöhnlich der Fall ist. Dieser Theil des Staats erfordert nur leichte Arbeit. Der Boden ist warm und höchst ergiebig, und das Wachsthum üppig.

Die Oberfläche des Michigan-Sees liegt ungefähr 600 Fuß über der Meereshöhe. Die Oberfläche des Staates ist überall wellenförmig, nicht hügelig, viel weniger gebirgig. Seine durchschnittliche Erhebung unter 46° Breite ist ungefähr 250 Fuß über dem Michigan-See, selten zu 100 Fuß abfallend oder zu 400 Fuß sich erhebend. Der höchste Punkt der Blue Mounds auf der Linie zwischen Dane- und Jowacounty erhebt sich 1170 Fuß über den Michigan-See, und ist vielleicht das höchste Land in Wisconsin. Es giebt eine merkwürdige Vertiefung in der Oberfläche des Landes, welche sich durch den Staat von der Greenbay nach dem Mississippi hinzieht, und das Bett des Fox und untern Wisconsin bildet. Der Tragplatz (portage) zwischen diesen zwei Flüssen ist nicht ganz zwei Meilen breit, erhebt sich nur 223 Fuß über die Fläche des Michigan-Sees, und bildet an diesem Punkt die Höhe des Landrückens zwischen

dem Seenbecken und dem Mississippithale. Der westliche Endpunkt dieser Niederung ist bei der Mündung des Wisconsin ungefähr 60 Fuß über dem Michigan-See; die des Winnebago-Sees, da wo die Stromschnellen des Fox anfangen, 160 Fuß. Vom Norden fließen in dieses Thal der obere Wisconsin und der Wolffluß, und im Süden erhebt sich das Land bis zur Höhe der Quellen des Rockflusses 316 Fuß über der Oberfläche des Michigan-Sees. Von da wird der Boden stufenweise nach dem Süden niedriger bis zur Grenzlinie des Staates. Die Höhe desselben ist, wo der Rockfluß sich den Illinoisgrenzen nähert, 128 Fuß über dem See. Es ist eine Eigenthümlichkeit dieses Staates, daß seine Ströme gleichmäßig in Betten mit nur sehr niederen Ufern fließen, und daher keine Schwierigkeiten bei der Anlage von Wegen darbieten, welche dieselben entweder durchschneiden oder der Linie des Wasserlaufes folgen. Aus dieser Ursache ist auch weit weniger von der plötzlichen und zerstörenden Anschwellung der Wassermasse durch heftige Regen zu befürchten; zwei Umstände, welche diejenigen am Besten zu würdigen wissen, die an Flüssen und ihren Zweigen mit Betten in tiefen Thälern gebaut haben, und wo das Land nur eine Reihenfolge von unterbrochenen Bergrücken zeigt.

Die einzigen Waldungen mit einem Wachsthum, welcher dem im westlichen Neu-York, Pennsylvanien und nördlichen Ohio nahekommt, werden in einem kleinen Theile des Rockflußthales und in einem schmalen Strich am Michigan-See gefunden; Nadelholz wird hier häufiger und erhält zuletzt ganz die Oberhand; es wächst allgemein in den Thälern der Flüsse in der Sandsteinregion. Der größte und ausgezeichnetste Fichtenholzdistrikt wird an dem obern Wisconsin gefunden. Gleich werthvolle Waldungen liegen in den Thälern des Wolf, La Crosse, Black, Chippewa, St. Croix und anderer Ströme, welche die Sandsteinregion durchziehen.

Abgesehen von diesen Oertlichkeiten und der primitiven Region des obern Sees walten in der Landschaft Wisconsins die rollenden Prairien vor, hie und da abwechselnd mit Holzland, die Openings*), natürliche Wiesen, und der See; diese in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit und Abwechselung und ihrem unvergleichlichen Reiz machen die natürliche Scenerie des Staates aus. Drei hundert und fünfzig tausend Seelen haben eine glückliche Heimath in Wisconsin gefunden. Aber Millionen von Acres erwarten noch den Ansiedler.

Der Congreß hat die sechzehnte Section in jedem Township des Staates zur Unterstützung und Unterhaltung der öffentlichen Schulen angewiesen. Aus diesen Hülfsquellen hat der Staat nahe an 1,000,000 Acres erhalten, und der Ertrag des Verkaufs derselben giebt einen bleibenden Fond, dessen Einkommen jährlich für diesen großen Zweck verwendet wird. Diese großartige Gründung ist sehr weise durch ein verfassungsmäßiges Decret von 1841 mit

*) Man nennt Openings Prairieland, sparsam mit größeren und kleineren Bäumen besetzt.

einer weitern Schenkung von 500,000 Acres vergrößert worden, und weiter noch mit 5 Prozent von allen Verkäufen von Regierungsland in dem Staate. Eine noch größere Zulage wird ihm durch die Schenkung des Sumpf- und überflutheten Landes erwachsen, welches bei Ansiedelung des Staates, im Lauf der Zeit, und durch Verbesserungen in den Wasserableitungen in das beste Wiesenland und zuletzt noch größtentheils in Ackerbauland verwandelt wird.

Für die Unterhaltung einer Staats-Universität sind bereits 72 Sectionen, welche zusammen 46,080 Acres ausmachen, bestimmt. Wenn diese Capitalien mit nur gewöhnlicher Einsicht verwaltet werden, so wird der für das Erziehungsfach bestimmte Fond von Wisconsin nicht unter 3,000,000 Dollars bleiben, und kann 5,000,000 Dollars erreichen.

Die Universität ist bereits in Thätigkeit. Das Schulsystem ist verständig entworfen und der Fortschritt der Organisation unter dem bestehenden Gesetz hält gleichen Schritt mit dem der Ansiedelung. Es sind etwa 2500 Schuldistricte im Staate. Das jährliche Einkommen, welches gleichmäßig vertheilt wird, erreicht schon 70,000 Dollars, und wird sich von Jahr zu Jahr noch vergrößern.

Das System beabsichtigt durch die Einführung von Vereinsschulen den academischen Unterricht in jeder Gemeinde des Staats zu verbreiten. Außer diesen freigebigen Staatseinrichtungen für untere und höhere Lehranstalten sind noch in verschiedenen Theilen des Staats Erziehungsvereine für den niedern und den höhern Unterricht durch Privatsubscription gegründet. Das Blühendste von ihnen ist das Collegium in Beloit, gut dotirt und in erfolgreicher Thätigkeit; ähnliche Anstalten sind in Milwaukee, Racine und Waukesha im östlichen Wisconsin und in Appleton im nördlichen. In der That sind in keinem der neuen Staaten, selbst in dem Nordwesten, die Mittel für die Erziehung reicher.

In Wisconsin, sowie in den anderen Staaten der Union, ist jetzt und wird immer sein eine vollständige Freiheit der kirchlichen Organisation und gleicher Schutz für alle religiöse Institutionen und Einrichtungen, sofern sie gute Sitten nicht beeinträchtigen und das höchste und theuerste Interesse des Menschen beschützen.

Dem praktischen Bergmann, sowohl Kapitalisten als Arbeiter, ladet die Bleiregion des obern Mississippi zur Niederlassung ein. Menge und Gehalt des hier gefundenen Metalls, sowie die verhältnißmäßige Leichtigkeit, mit der es gewonnen, und der hohe Preis, welcher dafür geboten wird, gleich nachdem es zu Tage gefördert ist, öffnet dem betriebsamen und klugen Unternehmer die Bahn zu Wohlhabenheit und Reichthum.

Neue Adern von vielversprechendem Reichthum sind neuerdings in diesen Mineraldistricten entdeckt worden, und die anströmende Einwanderung nach dieser Region verspricht den baldigen Ersatz der Californiaauswanderung und Hände für den erhöhten Bedarf dieses Minerals. Die Kupfer-Minen in

der Region des Obern-Sees (Lake Superior) haben bewährten Ruf in der ganzen Welt und eröffnen ein ergiebiges Feld zur Speculation. Die Eisen-Minen in Wisconsin sind bisher noch nicht in bedeutender Ausdehnung eröffnet worden, verdienen jedoch sehr die Aufmerksamkeit des Einwanderers. Reichhaltige Erzlager befinden sich in der Nähe der Quelle des Rock- und an dem obern Mississippistrome und seinen Zweigen.

Dem Bauholzhändler bieten die Fichtenwälder von Wisconsin lockende Einladungen zur Niederlassung und zu Unternehmungen, wovon der Werth kaum zu hoch geschätzt werden kann. Die Holzungen am obern Wisconsinstrome und seinen Nebenflüssen sind am ausgedehntesten, und zeichnen sich mehr noch durch die bessere Qualität als durch ihre unerschöpfliche Fülle von Bauholz aus. Die weiße Fichte und andere Nadelholzbäume werden außerdem hauptsächlich an den Ufern des Wolfs, des großen nördlichen Nebenflusses des Foxstromes, sowie an den Zweigen des obern Mississippi's, an dem La Crosse-, Black- und St. Croixflusse gefunden. Die Stromschnellen dieser Flüsse gewähren reichliche Wasserkraft zur Zubereitung des Bauholzes; und die Erzeugnisse der Sägemühlen werden, zur Zeit der jedes Frühjahr wiederkehrenden Fluth und gelegentlichen Anschwellungen, von dem Wolfflusse nach dem Winnebago-See und dem untern Fox, sowie von den anderen Strömen nach dem Mississippi geflößt.

Vor noch kaum zehn Jahren war die Alleghanyfichte des westlichen Neuyorks und Pennsylvaniens im unbestrittenen Besitz des Marktes sowohl im Ohiothale als am Mississippi und seiner Nebenflüsse, oberhalb Neu-Orleans, wo es mit dem Bauholz von Maine und Neu-Braunschweig concurrirte. Der Betrieb des Bauholzes hat sich jetzt nach einer ganz andern Region gezogen; die Produkte der Fichtenholzungen von Wisconsin haben bereits die Herrschaft auf dem Markt des Mississippithales und seiner großen westlichen Zuflüsse gewonnen und werden in nicht langer Zeit jeden Nebenbuhler von demselben verdrängt haben.

Die Natur hat Wisconsin mit allen erforderlichen Befähigungen gesegnet, um den Schaaren Ackerbau treibender Einwanderer dort vor allen anderen Staaten eine glückliche Heimath zu eröffnen.

Die Prärien von Wisconsin sind nicht solche unermeßliche, unübersehbare Strecken, wie jene von Illinois, Missouri, Jowa und Minnesota, vielmehr so durchwunden und umgürtet von Holzungen, daß sie ohne Schwierigkeit auch bis zu ihrem Mittelpunkte zur ergiebigen Pflanzung und bequemen Wohnstätte umgeschafft werden können.

Die Openings, welche einen bedeutenden Theil des besten Landes von Wisconsin in sich begreifen, entstehen hauptsächlich durch das jährlich eintretende Feuer, welches zur Zeit der Indianerherrschaft über dieselben hinzog und den Schößlingen schwächerer Holzarten kein Aufkommen gestattete; nur einige Arten kräftigern Eichenstammes vermochten dem Elemente zu widerstehen.

Dieses jährliche Verbrennen des üppigen Grases und Gebüsches dieser Regionen hat, vielleicht seit Menschenaltern, ungemein zur Ergiebigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens beigetragen und jene Vorbereitung des Bodens gewährt, welche es im Vorzug vor den dicht bewaldeten Urstrecken Ohio's, deren Urbarmachung oft den Schweiß des Ansiedlers für seine ganze Lebenszeit in Anspruch nahm, zur bequemeren Handhabung der Pflugschaar sowie zur unmittelbaren einträglichen Ansiedelung tauglich gemacht hat.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß die Natur, durch dieses Versengen aller der Pflugschaar im Wege stehenden Hindernisse, dem Einwanderer im Gebiete Wisconsins eine Heimath vor- und zubereitet hat, und doch eine Fülle von Holzung verschonte, so daß demselben zu Bauten und Einzäunungen sowohl als zur Feuerung übrig blieb. Daraus erklärt sich, warum Wisconsin so schnell angesiedelt und sobald zur Blüthe gelangt ist.

Hierbei muß noch eine andere wichtige Thatsache erwähnt werden. Die Prairieflächen oder natürlichen Wiesen liegen in dieser Region, in mäßigen Ausdehnungen, so regelmäßig umher vertheilt, daß der Besitzer einer hübschen Sektion urbaren Landes entweder auf seiner eigenen Farm, oder in deren unmittelbaren Nähe, stets einen Ueberfluß der üppigsten Weide für den Sommer findet, welche nebstdem seine Scheunen mit hinreichendem Vorrath für den Winter anfüllt; und auf diese Weise hat die gütige Hand der Natur ihn mit jedem Bedarfe reichlich gesegnet, bis er Zeit und Mittel findet, cultivirte Grasarten ziehen zu können.

Jede Art von Landwirthschaft, welche diesem Klima angemessen ist, kann mit dem günstigsten Erfolge betrieben werden. Außer der gewöhnlichen Getreideproduktion beginnt die Viehzucht, Käse- und Butterbereitung, sowie die Cultur der Wolle und des Flachses, die Bemühungen des Ansiedlers mit reichlichem Erfolge zu krönen. Der ausdauernde und ausschließliche Betrieb des Ackerbaues auf dem üppigen Boden der Mineraldistrikte hat den Vortheil eines nahen Marktes und baarer Bezahlung. Da die Ergiebigkeit des Bergbaues in diesen Regionen bisher die Aufmerksamkeit von dem Anbau dieses, wiewohl fruchtbaren, Bodens abgezogen hat, so ist derselbe bis jetzt vernachlässigt geblieben, und Ackerbauland von der besten Qualität kann noch zu sehr geringen Preisen gekauft werden. Dieselben Bemerkungen finden Anwendung auf die Fichtenholzungen. — Obwohl die Natur des Bodens verschieden ist von der, welche in der Kalksteinregion vorherrscht, so ist derselbe doch leicht zu bearbeiten und zweifelsohne sehr ergiebig. Der Markt hat hier einen noch größern Bedarf und ist ebenso einträglich. Von diesen Millionen Acres Landes auf dem Gebiete von Wisconsin ist bei Weitem der größte Theil in den Landofficen zu einem Dollar 25 Cents per Acre für Baargeld oder Landwarrants zu haben.

Einige hundert tausend Acres Schulländereien in den älteren Counties stehen jetzt in der Office des Staatssecretairs im Capitol zu Madison zu abgeschätzten Preisen dem Ansiedler zu Gebote; ein Zehntel der Ankaufssumme ist

gleich zu erlegen, und der Rest kann auf eine längere Zeit zu 7 Procent Zinsen per Jahr creditirt werden. Auch die ausgewählten Ländereien, welche zur Erhaltung der Staatsuniversität bestimmt sind, können in der Office des Staatssecretairs mit noch besseren Creditsbedingungen erstanden werden. Es muß hier hinzugefügt werden, daß die Auswanderung nach Californien und andere Zeitumstände eine Menge schöner cultivirter Farmen in ausgewählten Distrikten der ältern Counties zu niedrigen Preisen auf Markt gebracht haben, worauf wir die Aufmerksamkeit des Einwanderers lenken.

Die Nachfragen für die Erzeugnisse der gewöhnlichen Handwerker, welche mit dem Betrieb des Ackerbaues in Verbindung stehen, sind bedeutend. Bauarbeiter jeder Art und Klasse werden in den größern Gemeinden sehr gut bezahlt; Mühlenbauer finden sicher Beschäftigung in Stadt und Land, in Wasser- sowohl als Dampfmühlen. Wagenbau, von der Verfertigung des Eisenbahnkarrens bis zum einfachen Fuhrwerke ist stets in großer Nachfrage und vortheilhaft.

Unter den größeren Geschäftsunternehmungen ist es die Production von Mehl und Bauholz, welche reichlichen Profit für den Capitalisten sowohl als den Arbeiter abwirft, und sich für den Ackerbauer sehr vortheilhaft erweist. — Wollen-, Flachs- und Baumwollenspinnereien müssen in Kurzem im Staate Wisconsin einheimisch sein. Die Production des Rohstoffes für die beiden erstgenannten wird bald zu den größern und einträglichern Erzeugnissen gehören, während die Zufuhr der Baumwolle auf dem Mississippi einen kürzern, leichtern und sicherern Weg hieher hat, als zur See nach den atlantischen Städten. Zu allen diesen Unternehmungen besitzt der Staat einen Ueberfluß von Wasserkräften an passenden Stellen.

Die Westküste des Michigan-Sees ist bewunderungswürdig geeignet zum Baue von Dampfbooten und allen andern Fahrzeugen, und es darf mit Sicherheit erwartet werden, daß ein großer Theil des Schiffs- und Bootbaues für diese Gewässer des Inlandes an dieser Küste wird ausgeführt werden. Das Eisen und das Bauholz des nordwestlichen Wisconsin werden den Schiffbau für den Mississippistrom und seine Nebenflüsse besonders nach diesem Theile des Landes hinziehen.

Es ist nicht zu erwarten, daß Wisconsin auf lange Zeit von Buffalo oder Pittsburg für die Lieferung seiner Dampfmaschinen abhängig bleiben wird, denn kein Ort an den Seen bietet größere Vortheile zur Anlegung von Schmelzhütten, zum Gusse von Maschinen jeder Beschreibung und Gattung dar, als eben Milwaukee.

Wisconsin ist im Osten und Westen, seiner ganzen Länge nach, vom Michigan-See auf der einen und dem Mississippi auf der andern Seite begränzt; jede Gegend des Staates hat einen leichten Zugang nach dem Ocean und eine freie Wahl zwischen dem östlichen und südlichen Markte.

Auf der Michiganseite sind Milwaukee, Racine, Kenosha, Ozau-

kee, Manitowoc, Sheboygan und Greenbay erstanden, die sich alle eines frischen Gedeihens erfreuen. Das Aufblühen der Stadt Milwaukee, ähnlich der des Staates, dessen Hauptmarktplatz sie bildet, ist beispiellos in der Geschichte amerikanischer Städte. Im Jahre 1835 vom weißen Manne kaum betreten, besitzt es jetzt (1852) schon eine Bevölkerung von fünf und zwanzig tausend Seelen.

So freigebig das Füllhorn der Natur die Mississippigrenze überschüttet hat, so haben doch die Elemente der Wohlhabenheit sich hier kaum zu entwickeln begonnen, und es bleibt daher vor der Hand noch unentschieden, welcher Punkt den Hauptort für den Handelsverkehr dieser Region bilden wird. Die bemerkenswerthen Plätze sind gegenwärtig Potosi, Prairie du Chien, Prairie La Crosse, und Willow-River. Im Innern sind die größeren Gemeinden Mineralpoint und Platteville in der Bleiregion; Fort Winnebago und Oshkosh, Fond du Lac und Menasha in dem Becken des Fox- und untern Wisconsinflusses. An den Ufern des Rockstroms liegen Watertown, Janesville und Beloit; zwischen dem Rock und dem Michigan-See Whitewater und Waukesha.

Madison, der Sitz des Staatsgouvernements, des Gerichts für Danecounty und der Universität, liegt in einer herrlichen Gegend in dem Bassin der Vier Seen, halbwegs zwischen dem Michigan-See und dem Mississippi. Janesville, die volkreichste der innern Städte, ist der Sitz der Staatsanstalt für die Blindenerziehung.

Die Bevölkerung der hier aufgezählten Ortschaften im Innern beläuft sich von 1200 bis 4000 für jede. Alles ist in reißend schnellem, wenn auch ungleichmäßig üppigem Fortschritte begriffen.

Holzbahnen sind im Bau begriffen, welche die bedeutenden Ortschaften im Innern unter sich, sowie mit dem See und Strome, in Verbindung setzen. Die meisten Städte und Dörfer am Michigan-See öffnen dem Innern des Staats vermittelst dieser Einrichtungen den Weg zum gegenseitigen Geschäftsverkehr und Vortheil für sich und das Land.

Von den verschiedenen Eisenbahnen, deren Bau ausgelegt und privilegirt worden ist, und von denen die meisten einer schnellen Vollendung entgegengehen, sind zwei, die „Milwaukee- und Mississippi-“ und die „Rockriverthalbahn“ bereits in der Ausführung vorangeschritten. Dampfwagen laufen über die Schienen der erstern von Milwaukee nach Eagleprairie, eine Strecke von beinahe 40 Meilen. Sie wird in diesem Jahre bis nach Rockriver, und nach dem Wisconsin im nächsten Sommer (1853) vollendet werden; im darauffolgenden Jahre wird sie ihre Verlängerung bis zu den Gewässern des Mississippi erhalten. Die Bahn ist mit schweren T Rails ausgelegt und wird in ihrer ganzen Ausdehnung eine Meisterarbeit werden. Sie wird ihren Lauf durch Madison, den Gouvernementssitz des Staates, nehmen, und an oder in der Nähe von der Mündung des Wisconsinstromes endigen.

Die „Rockriverthalbahn“, welche Fond du Lac mit Janesville verbinden und späterhin bis Chicago sich erstrecken wird, ist gleichzeitig in beiden erstgenannten Orten begonnen. Mehrere Meilen sind geebnet und beinahe fertig zur Auslegung der Schienen.

Bereits ist das Privilegium zur Ausführung einer Bahn ertheilt worden, welche von Fort Winnebago durch Madison und Janesville nach Beloit sich erstrecken soll, wo sie sich mit einem Zweige der Chicago- und Galenabahn vereinigen und auf diese Weise eine ununterbrochene Route vom Fox- und Wisconsinthale durch die Hauptstadt des Staates nach Chicago bilden wird. Diese Strecke hat das Interesse der Capitalisten und Speculanten sehr auf sich gezogen, und die baldige Ausführung, welche ein unentbehrliches Erforderniß für den Verkehr des Landes ist, läßt eine schleunige Vollendung der Bahn erwarten, welche dann das Verbindungsmittel eines ununterbrochenen Schienenweges vom atlantischen Ocean bis in das Herz des Staates Wisconsin bildet.

Die Seeuferbahn, von Milwaukee durch Racine und Kenosha nach Chicago führend, ist eine Unternehmung von allgemeinem Interesse, und ihre Ausführung kann nicht für lange Zeit hinausgeschoben werden.

Andere Eisenbahnen, entweder neue oder Verlängerungen und Zweige der alten, die den Staat nach allen Richtungen durchkreuzen werden, sind im Vorschlag; obwohl die Ausführung von allen nicht so sicher ist oder nahe an der Hand liegt.

Der Staat ist im Besitze eines bedeutenden öffentlichen Fonds vom Verkaufe des Landes, welches durch den Congreß zur Herrichtung einer Dampfschifffahrtsverbindung, von Greenbay nach dem Mississippi dem Bette des Fox- und des Wisconsinstromes entlang, geschenkt worden ist. Die Vollendung dieses großartigen Unternehmens wird eine wichtige und werthvolle Schifffahrtsverbindung zwischen dem Bassin des Sanct Lorenzstromes und dem großen Mississippithale herstellen; schwere Fracht zwischen St. Louis und Neuyork wird dann unzweifelhaft diese Wasserbahn ebensowohl dem Illinois- und Michigankanal vorziehen, als sie jetzt den letztgenannten den östlicheren Routen vorzieht.

Dieses großartige Werk, welches dem Verkehr und Handel von unserm binnenländischen Strome nach den Seen im Innern und von da durch den erweiterten Eriekanal und Hudsonstrom nach dem atlantischen Ocean eine weite Bahn öffnet, wird in nicht langer Frist seiner Ausführung entgegengehen.

Die Verbesserung der Häfen des Michigan-Sees wird von dem Generalgouvernement des Landes dringend verlangt, und der günstige Zustand der Staatskasse setzte die baldige Ausführung außer allem Zweifel; und in der That könnte keine Auslage mehr nationalwohlthätig wirken als die Eröffnung der Lakesuperiormündung, welche die Kupferregionen Nordmichigans und Wisconsins für den Zutritt eines geregelten Schifffahrtsbetriebes offen stellt.

In Bezug auf Anlagen von allgemeinem Nutzen bleibt nur noch zu er-

wähnen daß der Gebrauch der Telegraphenlinie in Wisconsin frühe Aufnahme fand. Die Linie von Chicago nach Milwaukee und von da nach Madison und Galena, ist seit einigen Jahren in thätiger Wirksamkeit; ein Netz von magnetischen Drähten überzieht nun den ganzen Staat, und alle bedeutenden Ortschaften sind in dem Bereich unmittelbarer Communication und genießen die Vortheile dieses Austauschmittels der Gedanken und Gefühle.

Es ist kaum nöthig zum Schlusse noch hinzuzufügen daß diese Thatsachen des socialen Fortschrittes, die der Einwanderer bei seiner Ankunft in Wisconsin vorfindet, und welche sich bald nach dem neuen Wohnorte des Ansiedlers ausbreiten, im günstigsten Lichte gegen die Entbehrungen, Mühseligkeiten, der schweren Arbeit und den Gefahren abstechen, welche den ersten Ansiedler in den Urwäldern Ohio's vor funfzig Jahren bei jedem Fußtritt umringten. In der That, wenn man erwägt wie die Natur den Boden Wisconsins für den Pflug, und die natürlichen Weiden für die unmittelbare Unterhaltung der Hausthiere vorbereitet hat, wie die Fortschritte der Civilisation ihm ihre Erzeugnisse und Bequemlichkeiten vor die Thüre bringen, so leidet es keinen Zweifel, daß in Wisconsin zwanzig Jahre ein günstigeres Resultat ergeben werden, als funfzig Jahre in Ohio kaum hervorzubringen im Stande waren; und daß, was eine gesunde und verfeinerte Civilisation betrifft, Wisconsin zu einer schnellern Entwickelung und frühern Reife bestimmt ist, als die bisherige Geschichte der Staaten auch unter den günstigsten Umständen aufzuweisen vermag.

Diese Ansichten sind nicht übertrieben. Es sind die nothwendigen Folgen der erwähnten Thatsachen. Was heute Vorhersagung ist, wird 1872 geschichtliche Wahrheit sein.

Auszug
der Zählung des Nordwestens von 1800 bis 1850, einschließlich Jowas.

Staaten	1800	1810	1820	1830	1840	1850
Ohio	45,000	230,000	581,000	937,000	1,519,000	1,980,000
Indiana ...	4,000	24,000	147,000	353,900	685,000	988,000
Illinois ...	....	12,000	55,000	157,000	476,000	851,000
Michigan ..	....	4,000	8,000	31,000	212,000	397,000
Wisconsin .	....	....	....	....	30,000	305,000
Jowa	....	....	....	....	43,000	192,000

Aus der vorhergehenden Tabelle ersieht man, daß der größte Zuwachs von

Ohio	war von	1800	bis	1810	=	409	Procent,
Indiana ...	" "	1810	"	1820	=	506	"
Illinois	" "	1810	"	1820	=	350	"
Michigan ...	" "	1830	"	1840	=	570	"
Wisconsin	" "	1840	"	1850	=	890	"
Jowa	" "	1840	"	1850	=	345	"

Von den 984,900 Acres Schulländereien sind 445,900 noch nicht vermessen; die Universitätsländereien umfassen 46,080 Acres, die gleichfalls zum Verkauf angeboten sind, und zwar mit einem Credit auf zehn Jahre. Beim Ankauf werden 10 Procent baar bezahlt, das Uebrige mit 7 Procent Interesse jährlich kann stehen bleiben. Von Staatsländereien, welche der Congreß dem Staate Wisconsin geschenkt hat, sind 375,994 Acres zum Verkauf ausgeboten.

Die Zählung von 1850 gab für Wisconsin 305,566 Einwohner; die Bevölkerung wird gegenwärtig wohl die Ziffer von 400,000 erreicht haben.

Die Mormonen;

ihre Geschichte; ihr Leben und Treiben in Utah=Deseret.

Erste Mittheilung.

Endlich haben wir von amerikanischer Seite eine Darstellung des Mormonenthums, welche auf Glaubwürdigkeit und Unparteilichkeit Anspruch machen kann. Denn was seither in Neuyork oder Boston oder in anderen Städten über das „größte Wunder des neunzehnten Jahrhunderts“ erschien, war nichts weniger als vom Geiste der Wahrheit diktirt. Die Geistlichen der verschiedenen christlichen Sekten, — ärgerlich über die „Heiligen des jüngsten Tages“, welche eine aparte Bibel haben wollen und so viele Schafe in ihren Stall treiben, also gefährliche Concurrenten wurden, — sind nicht die rechten Leute, um eine so eigenthümliche Erscheinung richtig zu würdigen. Ebenso wenig können es die Bürger in denjenigen Staaten, aus welchen einst die Mormonen mit Gewalt vertrieben wurden, und diese letzteren selbst sind Schwärmer, bei denen man ein ruhiges Urtheil nicht suchen darf. Bisher haben die Amerikaner allerdings vieles über diese in der That wunderlichen Heiligen geschrieben und drucken lassen; es war ihnen aber dabei im Allgemeinen sehr wenig an der Richtigkeit des Dargestellten gelegen. Für ihre Zwecke genügte es, wenn dem leichtgläubigen Publikum die saftigsten Anekdoten erzählt wurden, und man gab sich wenig Mühe das Mormonenthum zu erklären und zu begreifen.

Das ist nun in dem Buche eines Ingenieurofficiers geschehen, welches so eben, im Austust 1852, die Presse verließ; dasselbe führt folgenden Titel:

The Mormons or Latter Day Saints, in the Valley of the great Salt-lake. A history of their rise and progress, peculiar doctrines, present condition and prospects, derived from personal observation during a residence among them. By Lieutenant J. W. Gunnison, of the topographical engineers. Philadelphia 1852.

Hier wird uns von einem gescheidten und vollkommen vorurtheilsfreien Beobachter ein tiefer Blick in das innere Leben und Treiben des „auserwählten

Volkes" eröffnet; wir leben gleichsam in und mit den Heiligen; wir folgen ihnen auf ihren Zügen bis an den Großen Salzsee wo sie endlich ein Kanaan finden, und sehen in welcher Weise sie sich dort häuslich eingerichtet haben. Ihr ganzes Leben und Treiben liegt offen vor uns, und zwar in System, in Entwickelung, in Reihenfolge. Es sind jetzt nicht mehr abgerissene Einzelnheiten, pikante Vorfälle, drastische Redensarten, Kauderwelsch buntester Art, in welchem sich übrigens auch die Heiligen anderer Sekten zu gefallen pflegen, — sondern wir finden Zusammenhang und können uns diese Mormonen erklären, welche man mit vollem Rechte als das größte Wunder des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnen kann. Das Westland hat, wie unsere Leser wissen, schon mehrfach und ausführlich über das Utahgebiet und dessen Bewohner berichtet; wir sind jetzt in den Stand gesetzt, eine vollständige und genaue Schilderung desselben zu geben. Ein sehr verständiger deutscher Reisender, Dr. Busch, hat eine Darstellung der „Heiligen des letzten Tages" in Aussicht gestellt. Es wird von Interesse sein, künftig seinen Bericht mit denen eines gleichfalls sehr ruhig beobachtenden Amerikaners zu vergleichen, der ein ganzes Jahr lang unter den Mormonen lebte, und der eine so ruhige Gegenständlichkeit, eine so kühle Unparteilichkeit zeigt, wie wir sie bei seinen Landsleuten noch selten gefunden haben. Wir geben daher im Wesentlichen den ganzen Inhalt seines Buches, und sind versichert, daß wir damit unsern Lesern eine willkommene Gabe darbieten.

1. Das Land der Mormonen.

Zu den interessantesten Erscheinungen unserer Zeit gehört es ohne Zweifel, daß ein ungemein merkwürdiges und durchaus eigenthümliches Volk im innern Nordamerika einen Staat bildet, welchem man den Namen Des-er-et beigelegt hat. Dieses mystische Wort ist dem „Buche Mormons" entlehnt und bedeutet Land der Honigbiene. Es giebt aber auch Heilige des jüngsten Tages, welche das Wort, wie sie sagen, aus dem „Gaelischen und Teutonischen" ableiten, nämlich von more, groß, und von moon, gut, so daß der Name so viel sagen solle als das hohe oder große Gut. In der Etymologie scheinen die Mormonen nicht eben stark zu sein.

Ihre Hauptansiedlung haben sie im Thale des großen Salzsees, in der obercalifornischen Wüste. Dort und in einigen anderen Thälern des großen westlichen Binnenbeckens, wohin nun der Mensch die Biene gebracht hat, hausen die Mormonen, und besorgen nicht mehr, daß man den Honig, welchen sie in ihrem Immenkorbe sammeln, wegtragen werde. Sie haben sich eingerichtet nach ihrer eigenen Weise und nach ihrem Wohlgefallen. Das Thal liegt beinahe halbwegs zwischen den Staaten am rechten Ufer des Mississippi und dem Goldlande am Stillen Weltmeer; weit ab von bewohnten oder bewohnbaren Ländern. Denn sowohl im Norden wie im Süden wird es durch weite Wüsteneien von den Wohnsitzen anderer Menschen abgeschieden, und gen Osten

liegt ihm der baumlose Abhang der Felsengebirge, welcher sich in einer Strecke von fast tausend englischen Meilen weit hinzieht. Im Westen sind Salzwüsten, auf welchen sich steile und nackte Bergketten erheben.

Die Ansiedelungen der Mormonen finden wir in dem sogenanten Großen Binnenbecken, jener merkwürdigen Bodeneinsenkung zwischen dem californischen Schneegebirge und den Rocky-Mountains. Diese Alpenlandschaft dehnt sich im Westen des Continents aus, und bedeckt in Utah nicht weniger als sechszehn Längengrade; hier liegt eine Reihenfolge von parallel laufenden Gebirgsketten, welche von Norden nach Süden ziehen. Zwischen den Ketten liegen Thäler, deren durchschnittliche Breite ungefähr zwanzig Meilen betragen mag. An einigen Stellen haben diese Bergreihen einen jähen und steilen Abfall und bilden eine tiefe Schlucht, einen sogenannten cañon, oder, wie die Amerikaner schreiben, kanyon, oder einen Paß, welcher je nach Verhältniß der Schlucht breiter oder schmaler ist. Diese Schluchten und Pässe sind nach und nach von den Gebirgsjägern und Fallenstellern, den Trappers, aufgefunden worden und haben auch durch sie ihre Namen erhalten.

Da häufig kleinere einander gegenüberliegende Ketten nicht vorhanden sind, welche als Scheidewände daständen, so sind oft mehrere Thäler — Valleys — zu einem einzigen verbunden. Der nordamerikanische Continent bietet nach Westen hin dem Reisenden einige sehr leicht fahrbare Straßen dar, und zwar eben durch jene Schluchten, welche durch das beinahe senkrecht abfallende Gebirge führen, oder durch Pässe in die weiten Ebenen leiten. So ist der vielgenannte Südpaß in der großen östlichen Kette über hundert Meilen lang oder vielmehr breit; von da nach Westen gelangt man auf das große Kohlenbecken, durch welches der Green River fließt. Ein schmalerer Paß liegt am Bear-River; er führt über eine sanfte Bodenanschwellung. Man gelangt dann nach dem Weber-River-Kanyon und auf die schöne Kamas-Prairie, welche sich bis zum Timpanogos ausdehnt. So gelangt man ins Utahthal, wo man die Wahl hat, ob man einen nördlichen oder südlichen Weg einschlagen will. Im Sommer wählen die Reisenden gewöhnlich den am Humboldt-River entlang, müssen dann aber einen hohen Paß der Sierra-Nevada überschreiten; der andere Weg führt südwestlich durch das große Becken und umgeht das Hochgebirge, so daß man in das obere Tularethal gelangt. Von dort hat der Weg nach San Francisco oder irgend einem andern californischen Hafenplatze weiter keine Schwierigkeiten.

Das große Binnenbecken zwischen der Wahsatschkette im Osten und der Sierra-Nevada im Westen hat eine mittlere Erhebung von mehr als viertausend Fuß über den Ocean. Sein Gepräge ist vollkommen das einer Wüstenei; nur am Fuße einiger der höchsten auf der Ebene emporsteigenden Gebirgszüge liegen Streifen fruchtbaren Landes. Das ganze Land ist gebirgig; die Ketten steigen bis zu zwei und dreitausend Fuß hoch empor und laufen meist in geleisiger Richtung mit den beiden ebengenannten Hochgebirgszügen;

nur hin und wieder streichen einige Züge von Westen nach Osten; sie bilden dann kleinere Abtheilungen in dem großen Becken. Im Innern ist süßes Wasser selten, da auf den Hügeln nicht Schnee genug fällt um Flüsse speisen zu können. Und nur der Winter ist eine nasse Jahreszeit; im Sommer herrscht Dürre, und es fehlt dann an Möglichkeit den Boden zu bewässern, das heißt ihn fruchtbringend zu machen. Jene Landstriche sind also ausgedörrt und kahl, und häufig so von Alkalien durchschwängert, daß sie überhaupt keinen Pflanzenwuchs aufkommen lassen. Nur hin und wieder zeigen sich dürftige Artemisien und Salicornien, und an den Bergabhängen Grasbüschel, welche den Antilopen und Hirschen Nahrung geben. Im Norden namentlich giebt es kein zusammenhängend fortlaufendes Gebirge (a rim), wohl aber Scheiden zwischen den gleichlaufenden Ketten. Solch ein »divide« besteht zuweilen aus einer sumpfigen Niederung, aus welcher die Gewässer nach entgegengesetzten Richtungen hin abfliesten. Das eigentliche innere Becken hat nach jeder Richtung hin ungefähr fünfhundert englische, also mehr als hundert deutsche Meilen im Durchmesser. Im östlichen Theile desselben haben sich die Mormonen angesiedelt.

Am westlichen Fuße der Wahsatschkette liegt auf einer Strecke von etwa dreihundert Meilen ein durchschnittlich bis zu einer Wegstunde breiter Streifen Alluvialboden; im Jordanthale ist das Land überall fruchtbar wohin die Bewässerung reicht. Diese Strecken, und was in anderen Thälern eine ähnliche Lage hat und unter Bewässerung zu bringen ist, sind allein anbaufähig im großen, weitausgedehnten Gebiete Utah. Das Uebrige muß eine Wüstenei bleiben, weil es dort zu der Zeit, da die Pflanzen keimen, an Regen fehlt, und Wasser nicht anders zu haben ist als aus den zahlreichen Gefließen welche aus den Gebirgsschluchten herabkommen, aber nur im Frühling und Sommersanfang, so lange nämlich der auf den höheren Punkten abgelagerte Schnee vorhält. Je bedeutender die Erhebung eines Berges, um so länger ist auch Vorrath an Schnee und die Möglichkeit das Land zu bewässern. Wo aber das Wasser beim Herabströmen aus den Schluchten nicht aufgefangen und über die Aecker vertheilt werden kann, da ist der Boden für den Pflug verloren. Die meisten dieser Gießbäche werden nämlich schon ehe sie nur eine halbe Stunde Wegs in der Ebene geflossen sind, von dem porösen Boden aufgeschlürft; manchmal erscheinen sie dann in einiger Entfernung als Quellen, die aber zu niedrig liegen als daß der Ansiedler sie für Zwecke des Ackerbaues benutzen könnte; und meist findet man sie dann auch nur in der dürren Fläche welche die Salzsümpfe oder Salzseen begränzt. Das Land um den Großen Salzsee herum ist flach, und steigt auf einer Strecke von einigen Wegstunden nach Süden und Westen zu allmälig an; wo es nicht von steilen Hügeln durchbrochen wird, erscheint es als eine unfruchtbare Sandfläche. Nach Norden hin ist dieser Strich schmaler; die Quellen dringen neben der Oberfläche des Seewassers hervor, und zwar in solcher Lage, daß man sie zum Bewässern nicht benutzen kann. Aber die Ostseite, zwischen dem Rande des Gebirgs und dem Ufer des Sees, der übrigens

im Frühjahr anschwillt und weit über seinen gewöhnlichen Uferrand hinaustritt, ist fruchtbar und wird auch bebaut.

Südlich vom See und oberhalb der unfruchtbaren Salzebenen liegen die fruchtbaren Thäler des Jordan und Tuilla, welche durch die Oquirrhberge von einander getrennt sind. Von den Ebenen, welche nach Süden hin zwischen denselben Ketten liegen, sind sie durch das Traversegebirge geschieden, eine Querkette, welche nach Westen hin allmälig an Höhe verliert. Dort ist das ganze Jahr hindurch hübscher Graswuchs, und der östliche Theil des Jordanthales wird von raschströmenden Flüssen durchzogen, welche einen zwanzig Meilen langen und acht Meilen breiten Streifen Landes bis zum Ufer des Jordan bewässern. Dieser letztere brauset als ein schäumender Gebirgsstrom durch eine die Querkette durchbrechende lange Schlucht, und hat auf einer Strecke von nur zwei Meilen ein Gefäll von etwa einhundert Fuß; dann fließt er langsam und in Windungen zum großen See. Seine Ufer sind hoch und steil, noch unmittelbar unterhalb des Kanyon, weichen aber nach und nach weiter zurück und fallen bis zu den Oquirrahhügeln ab. Dort konnte im Niveau der Schlucht leicht ein Kanal gegraben und in einer Krümmung bis Springpoint, zwanzig Meilen von der Mormonenstadt entfernt, geleitet werden. Man könnte das kreidige Wasser des Jordan zur Bewässerung von weiteren achtzig Quadratmeilen im Thale benutzen; es reicht hin auch Wasserkraft für Mühlen und Fabriken zu geben.

Wenn man die Traversekette hinansteigt, so hat man ein herrliches Panorama vor Augen; man sieht Gebirge, Ebenen, Flüsse und Seen; hier den Utahsee mit seinem vielfach gewundenen Abfluß, dort den Timpanogosstrom nebst vier anderen Flüssen, die mit Cottonwoodbäumen eingefaßt sind, eine in diesem Lande seltene und daher um so angenehmere Erscheinung. Das ganze Thal an der östlichen Seite des Sees ist, wie schon bemerkt, fruchtbar, und die rasch zum ruhigen See hinabeilenden Flüsse sind frisch und klar.

Die Thäler bieten das ganze Jahr hindurch Weide dar, die Hügelabhänge geben nahrhaftes Gras nur in den wärmeren Monaten. Dieses säet sich im Sommer aus, wird durch die Herbstregen befruchtet und wächst im Winter unter der Schneedecke. Im Frühling zieht sich allmälig die Schneelinie weiter nach oben, je stärker die Sonnenstrahlen einwirken; dann folgen ihr die Viehheerden und das Wild bis oben auf die Berge, und weiden bis um die Tag- und Nachtgleiche im Herbst wieder Schnee fällt, welcher sie dann nach und nach wieder abwärts treibt. Wenn es im Thale regnet, so fällt auf den Bergen Schnee, von welchem in den Wintermonaten eine ungeheure Masse in die Kanyons und Pässe geweht wird, wo er manchmal einige hundert Fuß tief liegt. Dann sind die Menschen, welche in jenen Gegenden wohnen, von allem Verkehr mit der Außenwelt auf lange Zeit abgeschnitten.

In dem holzarmen Utah hat es große Schwierigkeiten die Felder zu umzäunen; sie sind daher nur dürftig eingehegt. Am Tage wird das Vieh von

Kindern gehütet und Abends in Gehege getrieben, in sogenannte Corrals wie die Spanier sagen. Es giebt in Utah zweierlei Arten von Ländereien, angebauete oder anbaufähige, und wüstliegende nur gelegentlich zu benutzende Strecken.

Diese letzteren werden mehrere Monate im Jahre von Heerden beweidet. Aus diesen Umständen geht mit Nothwendigkeit hervor, daß die Bewohner des Landes zugleich Ackerbauer und Hirten sind. Aller in den Bereich der Bewässerung zu ziehende Boden wird für den Bau von Getreide, Gemüsen, Futterkräutern und anderen Nutzpflanzen vorbehalten; das Vieh geht im Sommer auf die Berge, im Winter weidet es in den Thälern, und gewährt den Bewohnern eine beträchtliche Menge von Lebensmitteln. An sich ist der Boden aus Bestandtheilen zusammengesetzt, welche dem Pflanzenwachsthum günstig sind; er besteht nämlich aus zersetztem Feldspath aus den höheren Theilen des Gebirges und zersetztem Kalkstein, welcher in den niedrigeren Theilen lagert. Der Acre giebt im Durchschnitt sechszig Buschels aus, und noch weit mehr, wenn man ihn sorgfältig bewässert; in einem Falle gab sorgfältig angebaueter Boden die Einsaat einhundert und achtzigfältig zurück, und Wurzelgewächse gedeihen nicht minder reichlich. Insbesondere die Kartoffel ist von vortrefflicher Eigenschaft und die Zuckerrübe erreicht eine ungeheure Größe. Die Mormonen widmen der Erzeugung des Rübenzuckers eine große Aufmerksamkeit.

Wenn man rechnet, daß der Acre sorgfältig bebaueten Landes zweitausend Pfund Mehl liefern kann, und wenn man hinzurechnet, was die Viehheerden an Fleisch zu geben im Stande sind, so wäre es an sich nicht übertrieben, wenn man annähme, daß 4000 (?) Menschen auf der englischen Geviertmeile Lebensmittel zu finden im Stande seien. Aber an einer so dicht zusammengedrängten Bevölkerung wird in Utah wohl niemals gedacht werden können. So viel aber scheint ausgemacht, daß die fruchtbaren und anbaufähigen Theile des gegenwärtigen Gebietes hinreichend sind, um mit Leichtigkeit eine Million Menschen zu ernähren. Gehen wir von dem oben bezeichneten Punkte nach Süden und über den Leistenkranz des Großen Beckens, so gelangen wir in eine Region, wo die Baumwolle wächst und wo man jetzt darüber aus ist Zuckerrohr zu pflanzen. Ueberall im Lande ist Eisen in reichlichster Fülle vorhanden, und im Thalbecken des Greenriver liegen unerschöpfliche Kohlenlager; sodann sind Bergweiden vorhanden, wie man sie für die Schafe nicht besser finden kann; Wasserkraft bietet jedes größere Gefluß dar. Hier sind demnach alle Bedingungen für das Gedeihen eines Gebirgsvolkes gegeben.

Im mittlern Utah liegen drei Salzseen. Der größte derselben bietet eine romantische Uferscenerie, und es knüpfen sich an dieselbe manche Sagen, welche von den ersten Entdeckern und den Gebirgsjägern herrühren. Das Wasser ist durchaus mit Salz gesättigt und so dicht, daß Menschen gleich einem Kork auf demselben schwimmen und mit Leichtigkeit in dem Wasser gehen, so daß sie mit ihren Schultern außerhalb desselben bleiben. Im Sommer sind die Ufer der Buchten mit Skeletten und Larven von Insekten bedeckt, oder mit den

Gerippen von Fischen, welche sich zu weit aus den Mündungen der Flüsse herausgewagt hatten. Die Gase, welche durch die Verwesung dieser Körper erzeugt werden, sind äußerst übelriechend, die Landeseinwohner behaupten indeß, daß sie der Gesundheit nicht nachtheilig seien. Manchmal werden bei stürmischem Wetter ganze Platten von großem Umfang vom Ufer her weit ins Land geschleudert. Sie bestehen aus thierischen Ueberbleibseln und sind insgemein so hart, daß ein Pferd mit seinen Hufen darüber gehen kann, ohne daß sie zerbrächen. Die Salzsieder versichern, sie könnten aus drei Maaß Soole zwei Maaß Salz gewinnen, und sie haben deshalb den siebenzig Meilen langen Großen Salzsee, die „Große Sooluntiefe“ (the Great Briny Shallow) getauft.

In diesem See liegen einige schöne Inseln; zwei derselben haben eine nicht unbeträchtliche Größe, und sie werden von einer zweitausend Fuß hohen Gebirgskette durchzogen. Auch findet man auf ihnen Quellen süßen Wassers und sie sind daher ein Lieblingsaufenthalt der Schaf- und Kuhhirten. Auf diesen Eilanden ist man von tiefster Ruhe umgeben; von ihren Berghören hat man einen ungehemmten Blick über die weite Wasserfläche, die einen gewaltigen Eindruck auf den Beschauer macht. Man gewahrt an den Conturen der Inseln und der nahe liegenden Berge überall die Spuren mehrerer Terrassen, welche anzudeuten scheinen, daß sie einst die Ufer eines großen Binnensees bildeten, dessen Gewässer plötzlich zurückwichen und niedriger wurden in Folge regelmäßiger Emporhebungen des Bodens. Man erkennt drei Hauptterrassen deren jede etwa funfzig Fuß über und hinter der andern liegt.

Am Fuße der Hügel, rings um den See findet man außerordentlich viele warme Quellen, welche in Teiche und kleinere Seen fließen. Dort wimmelt es im Winter von Wasservögeln welche in dem lauen Wasser zu allen Jahreszeiten Insektenlarven finden, auch ist der Boden ringsum so warm, daß kein Schnee liegen bleibt. An manchen Plätzen springen Quellen von sehr verschiedener Temperatur dicht neben einander. Einige sind so heiß daß man die Hand nicht ins Wasser halten kann, ohne Schmerzen zu empfinden. Unweit des Bearflusses sieht man eine Vertiefung, in welcher auf einer Strecke von dreißig Fuß Länge drei verschiedene Quellen aus derselben Erdschicht heraussprudeln; die eine ist eine heiße Schwefelquelle, die andere ist lauwarm und salzig, und die zu oberst quellende besteht aus kaltem, klaren, köstlichen Trinkwasser. Alle drei fließen zusammen und bilden in der Ebene ein breites Wasser. Auch intermittirende Gasquellen, sogenannte warm breathings, sind vorhanden, und stahlhaltige Quellen von hoher und niedriger Temperatur. Jene in der Nähe der Mormonenstadt sind in geräumige, wohleingerichtete Badhäuser geleitet worden, die man aus dem Ertrage des Zehnten bauete. Dort hat man für ein geringes Geld ganz köstliche Bäder. Es ist eine wahre Erquickung und dem Körper äußerst wohlthätige Erfrischung im Salzsee zu baden. Kommt man aber aus dem Wasser, so ist der ganze Körper mit einer glänzend weißen

Kruste überzogen, und man kann nicht umhin nachträglich in ein frisches Wasser zu steigen.

In Gebirgen, Thälern und Wüsten fehlt es nicht an Wild. Man findet außer Wasservögeln, Antilopen und Hirsche; auch an Bären, Panthern und kleineren Raubthieren fehlt es nicht. Der Angler hat die Wahl, ob er in den raschströmenden Gewässern des Kanyons vortreffliche Forellen fischen will, oder in den ruhiger fließenden Bächen der Ebene, wo es an Barschen, Hechten, Bassen und Kaulbarschen nicht mangelt. An den brackigen Gewässern, welche durch salzhaltige Quellen gebildet werden, wächst dichtes Gras und Röhricht und die sumpfigen Ebenen sind mit Binsen bedeckt. Im Frühling sammeln die Hirten dort Eier von Gänsen, Enten, Strandläufern und Regenpfeifern, oder sie besteigen einen Kahn und schiffen nach den Inseln über, wo Pelikane, Möwen, Reiher, Kraniche und Baumgänse ihre Brütplätze haben, und wo eine reichliche Erndte an Eiern immer sicher ist.

Der Anblick der Landschaft ist sehr mannigfaltig; sie zeigt sich in den verschiedenen Jahreszeiten auch in einem verschiedenen Lichte. Im Südosten erhebt sich der einsam stehende Lone Pik auf dessen Gipfel zwei mächtige gleich Pfeilern gestaltete Hügel emporragen; sie gleichen einem offenen Portale zu einem Riesengemach in den Wolken. Nicht weit entfernt gen Norden stehen die Zwillingsberge, Twin Peaks, dicht neben einander. Betrachtet man diese kahlen Massen grauen Gesteins in der Nähe so wirken sie noch gewaltiger und großartiger, als aus der Ferne, wo das Scharfe, Abschüssige, Steile mehr verschwindet und die mächtigen Schluchten und Abgründe nicht zu erkennen sind. Immer aber ist der Anblick wunderbar und entzückend schön und dennoch drängt sich dem Beschauer das unabweisbare Gefühl auf: hier fehlt etwas, und er kann sich nicht verhehlen, daß die ganze Landschaft etwas Kaltes, Unfruchtbares, Leeres an sich trägt. Es mangeln ihr Reize welche man ungern vermißt. Nirgends sind noch Spuren von Kulturleben, nirgends gewahrt man hochemporstrebende Waldbäume, unter deren Schatten man ausruhen könnte.

Denn nur in den tiefen und langen Schluchten und an den Gewässern, welche die Abhänge des Gebirges tief einfurchen, findet man Cedern, Fichten und Zwergahorn, auch hin und wieder eine Eiche. Dort suchen die Bewohner ihr Brenn- und Bauholz, das sie oft zwanzig bis vierzig Meilen weit herholen müssen.

Manche Landestheile werden alljährlich völlig über- und abgebrannt, denn die Indianer legen Feuer ins Gras, um die Heuschrecken oder Grillen zu tödten und zu rösten, welche sie im Sommer einsammeln, und die ihnen im Winter zur Nahrung dienen. Das Feuer steigt dann von der Ebene aus den mit Stechginster bedeckten Hügel hinan und dringt auch in die mit Waldbäumen bedeckten Bergschluchten hinein. Es gewährt einen gewaltigen aber melancholischen Anblick, wenn man sieht, wie die von der Sonne ausgedorrten

Pflanzen von den züngelnden Flammen ergriffen werden, die am Berge rasch emporlaufen, und weithin die Nacht erhellen. Wenn man das Land in ausgedehnterer Weise deren Anbau gewinnen will, so muß man um jeden Preis diesen verheerenden Bränden ein Ende machen, denn sie lassen platterdings keinen Baumwuchs aufkommen, da sie jede Pflanze im Keim zerstören.

Die Atmosphäre des Thales ist leicht, das Einathmen derselben ist ein wahres Vergnügen, und man vermag Gegenstände auf sehr weite Entfernungen hin deutlich zu erkennen, wenn auch nicht, wie von Manchen behauptet wird, auf funfzig oder gar hundert Meilen. Im Winter wenn Schnee liegt und die kalte Luft ohne Nebel ist, sieht man dunkele Gegenstände allerdings in sehr weiter Entfernung; aber im Sommer, wenn ein Duft die Atmosphäre erfüllt, hat sogar der Gebrauch des Fernrohrs seine Schwierigkeiten. Auf den dürren Ebenen und in den unfruchtbaren Thälern ist die Luftspiegelung, welche die Gegenstände in phantastischer Weise auf den Kopf stellt und verdreht, keineswegs selten; Bäume, Felsen, mit Artemisia bewachsene Flecke und die mit weißer Salzkruste bedeckten Ebenen zittern am Blick vorüber, und manchmal glaubt man ein Gartenpanorama zu sehen, mit hübschen Rasenplätzen, Teichen und Burgen mit Thürmen; was ein kleiner Stab in der Nähe ist, gewinnt in der Entfernung riesenhafte Dimensionen, und kommt man einem Gegenstande näher, so weicht er zurück. Kurz die Spiegelung zeigt in Utah ganz dieselben Erscheinungen wie in der afrikanischen Wüste.

Da wo Gebirgsschluchten ausmünden, ist der Luftzug nach Sonnenuntergang immer stark und frisch. Er mündet ins Thal aus und wird bewirkt durch den herabsteigenden Luftstrom, welcher auf den hinterliegenden hohen Gipfeln abgekühlt ist und dann wie der Zug aus einem Blasebalg wehet. Deshalb sind die Ausgänge im Sommer ein sicherer Zufluchtsort gegen Moskitos, Sandfliegen und anderes Ungeziefer dieser Art.

2. Politischer und theokratischer Charakter des Mormonenthums.

Im vorigen Abschnitte wurde in Umrissen die Beschaffenheit des Landes dargestellt, in welchem die Mormonen sich angesiedelt haben. Wir haben nun den besondern und eigenthümlichen Charakter derer zu schildern, welche dieses Deseret gründeten, ihre Energie, ihre Vereinigung und ihre Hoffnungen, welche ein Ausfluß der von ihnen gehegten Hoffnungen sind. Als ich 1849 in ihr Land kam, fand ich, daß sie staatlich völlig eingerichtet waren; sie hatten eine gesetzgebende Versammlung, die vollziehenden und richterlichen Behörden waren bestallt. Die Verfassung war durch und durch republikanisch und in Bezug auf die Religion durchaus tolerant. Das Land der Mormonen bildet ein Territorium der Vereinigten Staaten. Die Zahl der Bewohner wächst alle Jahre beträchtlich an; sie schreiben Steuern aus und erheben dieselben, und haben ihre bewaffnete Macht, vermittelst welcher sie ihre Ansiedelungen gegen Angriffe der Indianer schützen.

Während sie vorgeben, daß bei ihnen Staat und Kirche völlig von einander getrennt seien, schlägt doch in ihrem ganzen Staatswesen, und namentlich auch in der Verwaltung, das religiöse oder vielmehr theokratische Element ganz entschieden vor, es hat Uebergewicht. Sie nennen daher ihr Regierungssystem wohl auch eine Theo-Demokratie, und behaupten, daß ihre bürgerlichen Verhältnisse sich etwa so verhielten, wie jene der Israeliten unter Moses. Um Jene im Zaume zu halten und zu lenken welche noch nicht völlig vom Geiste des Gehorsams durchdrungen seien, ferner für solche unter ihnen Wohnende welche nicht Mormonen sind, sodann für rein weltliche Dinge, sagen sie, muß es Gerichtshöfe und gesetzgebende Versammlungen geben; diese kann man gegenwärtig noch nicht entbehren. Aber die vom Throne des Himmels herab offenbarten Gesetze und Weisungen sind ein für allemal festgestellt und deshalb auch unwandelbar. Sie gehen allem Andern vor; sie geben die Richtschnur in welcher zeitliche Angelegenheiten besorgt und ausgeführt werden sollen; — so daß Jene, denen die Offenbarungen des göttlichen Willens kund geworden, die einzigen sind, welche Gesetze machen können, die der Wahrheit entsprechen; sie sind die Regierer oder Vollstrecker, gekleidet in Rechtfertigkeit und der Zweck ist Friede. In der That ist auch der Präsident der Kirche ihr zeitlicher Gouverneur, weil er ist der Seher des Herrn, und er regiert kraft des prophetischen Rechtes „über die einheimischen und katholischen (d. h. nicht in Deseret anwesenden) Heiligen des jüngsten Tages von der Kirche Jesu Christi“, nämlich über alle Mormonen. Und wollte man ihnen einen Beamten schicken, der nicht ihres Glaubens ist, so würde es für ihn nichts zu thun geben. Man würde ihn wahrscheinlich mit gebührender Höflichkeit empfangen und mit ihm auf das allerfreundlichste geselligen Verkehr pflegen, so lange seine ganze Haltung den „einflußreichen Männern“ und überhaupt dem Volke zusagte. Wollte er aber Gouverneur sein und Befugnisse ausüben, so würde man ihn „ganz merkwürdig einsam und allein lassen“, wie die Mormonen sich ausdrücken. Man würde es zum Beispiel als gar nicht geschehen betrachten, wenn er eine gesetzgebende Versammlung ausschriebe und einberiefe, oder eine Wahl anberaumte. Es ist eingestandenermaßen politischer Grundsatz der Mormonen, daß sie selber allein ohne Einmischung Anderer ihre Angelegenheiten besorgen wollen; doch mag es Zeiten und Umstände geben, in denen sie es für gerathen halten, diese Maxime nicht in aller ihrer Ausschließlichkeit zur Geltung zu bringen. Sie werden zum Beispiel sagen, das Volk sei so friedlich und verträglich, daß den Beamten gar keine andere Obliegenheit zu Theil werden könne, als das Beziehen ihrer Besoldung aus dem weitentfernt liegenden Washington. Man wird sicherlich nichts gegen Gerichtshöfe einwenden, an welche sich „heidnische Anwesende (gentile sojourners) d. h. in Utah wohnende Nichtmormonen wenden, oder wo Durchwandernde Rath suchen und nehmen; aber für die Mitglieder der Kirche der Heiligen des jüngsten Tages wären solche Gerichte so gut wie nicht vorhanden; ihre Angelegenheiten werden innerhalb der Kirchengemeinschaft abgemacht und kommen gar

nicht aus denselben heraus. Die Kirche selbst ist der Gerichtshof für Alles was sich auf Irrthum in den Lehrsätzen bezieht, für andere Vergehen haben sie die Statuten von Deseret und das sogenannte Common Mountain Law.

Denn unter einander selbst wird jeder etwaige Zwiespalt vermittelst der „Kirchenorganisation“ geschlichtet; mit dieser ist nämlich die bürgerliche Gerichtsbarkeit verbunden, und natürlich sind es auch die Beamten, vom Friedensrichter bis zum Gouverneur. Aber als Friedensrichter fungirt ein Bischof irgend eines städtischen Bezirkes oder einer Dorfgemeinde; die Richter auf den Bänken des Obergerichts werden aus der Zahl der hohen Priester genommen, oder aus dem „Quorum der Siebenzig“, oder aus dem „Collegium der Apostel“. Aber der „Seher“ ist der höchste Leiter und Ordner (ruler) und Rath ertheilende Richter. Es ist demnach eine zwiefache Benennung erforderlich für dieselbe Person und deren amtliche Functionen, je nachdem dieselben bürgerlicher oder geistlicher Art sind, — ausgenommen da, wo es sich um Meinungen oder Glaubensreinheit handelt. Selbst die Legislatur kann kein Gesetz und keine Verordnung über das geben, was dem Propheten und seinen „Offenbarungen“ eröffnet worden ist; sie kann darüber nur in so weit verfügen, als es sich darum handelt, diesen Offenbarungen eine praktische Wirksamkeit im bürgerlichen Leben zu sichern.

Die Oberleitung des Ganzen geht von der Präsidentschaft aus; diese besteht aus drei Personen: dem Seher und zwei Räthen. Diese Behörde regiert die Allgemeine Kirche. Allgemein heißt diese, weil die Mormonen behaupten, daß sie fast bei allen Völkern der Erde gepredigt haben, namentlich aber in den Vereinigten Staaten in jedem Congreßdistrikt; und daß sie ferner Vereine versammelt haben, welche sie Stakes of Zion nennen. Diese sind ganz nach dem Muster ihrer heimischen „Assembly“ eingerichtet und geordnet, sowohl auf den Inseln im Großen Ocean, als in der alten Welt und in Amerika. Sie alle müssen der Präsidentschaft gehorchen, im „Home“ (d. h. in Deseret) in allen Dingen, und auswärts in allen geistlichen Angelegenheiten, ohne Rücksicht auf jede andere Erwägung. Die Bekehrten werden ermahnt „sich zu sammeln, zu sammeln in den Gebirgen“ (to gather to the mountains), und zwar so eilig und bald als es nur irgend mit ihren sonstigen Verhältnissen erträglich erscheint. Nur in Betreff der Heiligen auf den Inseln des Großen Oceans, deren es viele Tausende geben soll, wird eine Ausnahme gestattet; denn diese Eiländer würden nicht recht für das Klima und die Beschaffenheit des großen Binnenbeckens passen. Deshalb hat man einige amerikanische Familien zu ihnen gesandt, welche eine Art von Oberaufsicht über sie führen.

Man hat häufig die Zahl der „in den Bergen“ lebenden Mormonen viel zu hoch angegeben; es ist aber wahrscheinlich, daß in Utah, und an den Gränzen der westlichen Staaten (wo viele eine Zeitlang verweilen um sich zur Reise in die Heimath, d. h. Deseret vorzubereiten) etwa dreißigtausend vorhanden

sind. Diese Ziffer ist in raschem Anwachsen durch das Herbeiströmen vieler Heiligen aus England, Wales und dem europäischen Continent. Denn die Präsidentenschaft bietet Alles auf, was in ihren Kräften steht, um die „Kirche“ an Ort und Stelle so kräftig als nur irgend möglich zu machen, weil sie dadurch hoffen darf, Deseret um so eher vollkommen unabhängig zu erhalten. Namentlich sucht sie Handwerker aller Art herbei zu ziehen; sie gewährleistet ihnen vortheilhafte Arbeit auf eine Reihe von Jahren, insbesondere Webern, Messerschmieden, Metall- und Maschinenarbeitern, — und das alles ohne Unterschied der Religion.

3. Wie entstand die Kirche der Mormonen?

Das wundersame Volk steht unter der Leitung seiner „Propheten“. Es wird nicht ohne Interesse sein, hier darauf hinzuweisen, auf welche Art und Weise es diesem friedfertigen, betriebsamen und einig zusammenwirkenden Gemeinwesen gelang, ein noch vor einigen Jahren vollkommen wüst liegendes Land in einen blühenden Garten zu verwandeln.

Gründer der Mormonensekte war bekanntlich Joseph Smith aus Vermont. Schon in früher Jugend ging er mit seinem Vater nach dem westlichen Neuyork. Liest man seine von ihm selbst, in einer Reihe von Briefen, abgefaßte Lebensbeschreibung, so sieht man, daß in ihm eine religiöse Stimmung vorherrschend war, und daß er in seinem siebenzehnten Jahre sich viel mit religiösen Erweckungen (revivals of religion) zu schaffen machte, welche unter den verschiedenen „Denominationen“ (Sekten) in seiner neuen Heimath häufig vorkamen. Er fühlte sich damals so stark angeregt, daß er einst Tage lang ununterbrochen betete. Noch in der Nacht war er mit religiösen Betrachtungen beschäftigt. Als die ganze Familie in tiefem Schlafe lag, da schüttete er seine ganze Seele aus, und jammerte, daß ihm, unter den widerstreitenden und abweichenden Meinungen der verschiedenen Sekten, doch das Licht der Wahrheit zu Theil werden möge. Da wurde sein Gemach plötzlich glänzend erhellt und es erschien ihm ein Engel, der vertraulich zu ihm redete, und ihn auf den Weg der Rechtfertigung wies. Auch sagte er ihm: es gebe gar keine wahre Kirche auf Erden. In Bezug auf diesen letzten Punkt lehren die Mormonen folgendes. Die Kirche, welche einstmals bestand, hat ihre Satzungen geändert, den ewigen Bund gebrochen und den Glauben verderbt (changed the ordinances, broken the everlasting covenant and changed the faith). Deshalb wurde sie von der Erde hinweggenommen, oder, wie sie bildlich sagen, des Menschen Sohn wurde zum Himmel hinweg entrückt, was so viel bedeuten soll, als daß das Priesterthum vor funfzehn hundert Jahren „fortgenommen“ wurde. Joseph erhielt die Zusage, sein Gebet sei erhört und im himmlischen Buche einregistrirt; er sei einer von den theuer Geliebten des Herrn, er solle werden ein Priester nach der Vorschrift Melchisedechs, und die Lehre unter den Menschen wieder herstellen, indem er eine Kirche aus Ge-

treuen und Gläubigen bilde, welche den Herrn empfangen im tausendjährigen Reiche. Der Tag da dieses beginnt, wird um so schneller herankommen, je mächtiger der Glaube ist. Er war entschlossen das Werk abzukürzen in Rechtfertigkeit. Bei späteren Heimsuchungen sagte ihm der Engel: „daß die Wahrheit aus der Erde hervorspringen solle; deshalb werde er geleitet werden zu Hügel Cumorra, bei Palmyra in Newyork, und dort werde er aus der Erde empfangen prophetische Urkunden über einen jüdischen Stamm, der zur Zeit des Königs Zedekiah aus Jerusalem fortzog und über das Weltmeer wunderbarer Weise nach Amerika geführt wurde."

Als er nun an den bezeichneten Ort geleitet wurde, fand er einen viereckigen Kasten von Stein; er war acht Zoll lang und auf denselben war ein steinerner Deckel gemauert. Wiederholt versuchte er, den Kasten zu öffnen, aber er wurde durch einen unsichtbaren Schlag zurückgeworfen. Als Antwort auf seine brünstigen Gebete vernahm er, daß sein Vorhaben ihm nicht gelinge, weil er auf die Einflüsterungen Satans horche, der auf dem Wege dicht neben ihm gegangen sei. Satan habe in ihm den Entschluß gereift, sowohl die goldenen Platten auf welchen die Urkunden verzeichnet stehen, als den Inhalt dieser letzteren nach deren Bekanntmachung, lediglich zu benutzen, um seine zeitlichen Güter zu vermehren. Das sei aber Sünde, und der Gedanke, daß er ein berühmter Mann werde, sei unheilige Ehrsucht, und es sei Geiz wenn er darnach trachte, durch die Urkunden reich und mächtig zu werden.

Aber von nun an lebte Joseph in aufrichtiger Reue und Unterwürfigkeit. So wurde ihm denn der Inhalt des steinernen Kastens gezeigt, und der Engel selbst war es, welcher ihm denselben öffnete. Da sah er das Schwert Labans, welches aus Jerusalem gebracht worden war, ein Brustschild und zwei Steine, „hell und glänzend", außerdem goldene Platten mit Schriftzeichen, welche an der hintern Seite durch Ringe mit einander verbunden waren. Ein Theil der Urkunden wurde ihm überreicht; sie enthielten das Buch Mormons, in welchem ähnlich wie in den biblischen Büchern der Chronik geschildert wurden die wechselnden Schicksale von vier Brüdern, welche dem ausgewanderten Stamme angehörten; ebenso die Schicksale ihrer Nachkommen, und wie einige Stämme bösen Gebräuchen huldigten, die Zurechtweisung verachteten, und wie sie verflucht wurden, und eine schwarze Hautfarbe erhielten, und ekelhafte Gewohnheiten annahmen; und die ferner zu Geißeln und Plagen wurden für andere Menschen, nachdem sie vom Glauben abgefallen waren. Auch waren verzeichnet die Aussprüche, Lehren und Warnungen der Propheten, die mit Namen die Ankunft des Welterlösers vorher verkündigten und schilderten, welche Einrichtungen das reine Volk in Amerika treffen werde in der Kirche Christi. Denn dieser Heiland sei zu diesem Volke herabgekommen, nachdem er zu Jerusalem in den Himmel gefahren, und er gab ihnen sein Evangelium fast genau mit den Worten der Bergpredigt. Auch enthalten die Urkunden Bericht darüber, wie dieses christliche Volk in Amerika endlich zu Grunde ging durch die Ga-

dianton-Räuber und die rothen Menschen. Der letzte Prophet, der Morani hieß, versiegelte die Urkunden und legte sie, sammt dem Schwert, Urim und Thummim und der Brustplatte, im Cumorahügel nieder. Dort sollten sie bleiben bis die Erfüllung der Zeit ein Wiederausgraben derselben nöthig mache. Dann sollen Juden und Heiden überzeugt werden, daß Jesus ist der Christus.

Der Engel, welcher das Wiederaufgraben der Urkunde veranlaßte, war kein anderer als jener eben erwähnte Morani, der Sohn Mormon's, des Sehers, welcher aus den heiligen Schriften einen Auszug gemacht und diesen ihm übergeben hatte. Nun war Joseph bestallt zum Seher, vermittelst der Urim und Thummim, die in einem Bogen angebracht waren. Durch diese schauete Joseph auf die goldenen Platten, fing an sie zu übersetzen und predigte von da an über die hohe Wichtigkeit seiner Sendung. Ein von ihm bekehrter Mann, Cowdery, taufte ihn, weil es der Engel so gewollt, damit ein Anfang gemacht werde; und darauf wurde der Bekehrte von Joseph dem Propheten getauft. Diese Feierlichkeit geschah in den Wäldern von Pennsylvanien, im klaren Wasser des Susquehanna oder eines seiner Nebenflüsse; und um die Nothwendigkeit dieser Handlung darzuthun und durch ausdrückliches Gutheißen Bedenken über die Unregelmäßigkeit dieses Verfahrens zu beseitigen, waren die Engel oder Geister des Moses und des Elias zugegen, und aus dem neuen Testamente die Geister Petri, Jacobi und Johannis. Der Anbeginn der Kircheneinrichtung, der „Organisation“, geschah im Jahre 1830 zu Manchester im Staate Neuyork. Das war der Anfang oder, wie die Mormonen sich ausdrücken, die Epoche der neuen Kirche der Heiligen des jüngsten Tages. Joseph erhielt dann auch ferner Offenbarungen, und er, als der Heilige, welchem diese Offenbarungen von oben herab wurden, bezeichnete die Männer welche als Sendboten thätig sein sollten. Die Zahl der Bekehrten wuchs nun rasch an, oder, wie einer der damaligen Apostel sich ausdrückte: „das Wort des Herrn wuchs mächtig an und wurde erhöhet, und Viele wurden dem Glauben gehorsam.“ Bald nachher finden wir die Mormonen rüstig an der Arbeit, um zu Kirkland in Ohio einen Tempel zu bauen.

Aber aus mehreren Gründen, die im Fortlaufe unserer Darstellung entwickelt werden sollen, wurde diese Stätte verlassen. Die Offenbarung hatte einen andern Platz bezeichnet, und zwar in Missouri. Dort sollte erstehen das neue Jerusalem, welches aufgebauet wird von den Heiligen nach einem vom Himmel herabgesandten Muster. Dort nämlich blühete der Garten von Eden, und dort wurde Adam geschaffen. Auch der Altar, auf welchem Adam seine Opfer verrichtete, wurde dem Propheten Joseph gezeigt; wenigstens sah er einige Steine aus welchem derselbe gebauet war. Und an der Nordseite des Missouriflusses wurde der Plan zu einer Stadt ausgelegt, auf derselben Stelle wo Adam seine Kinder segnete.

Im Staate Missouri kam eine große Verfolgung über die Heiligen. Sie wurden aus Zion vertrieben und suchten eine Zuflucht in einer andern Gegend.

Aber auch dort wurden die schwersten Verbrechen ihnen zur Last gelegt. Die Anführer wurden eingekerkert, und sie behaupten, daß man ihnen einst in einem Gefängnisse Menschenfleisch zur Speise gereicht habe; — und zwar das Fleisch ihrer gemordeten Brüder. Sie hatten schwer zu leiden, und endlich wurden sie, kraft der Gesetze und der Uebermacht eines wilden Pöbels, ausgetrieben. Sie flüchteten nach Illinois und begannen in der Stadt Nauvoo einen Tempel zu bauen. Nach Verlauf weniger Jahre zählte diese Stadt schon zwanzigtausend Einwohner. Eine zeitlang ließ man sie in Ruhe; dann aber wurden sie — wie sie selbst behaupten ungerechter Weise — des Pferdediebstahls und verschiedener Fälschungen beschuldigt; alle Verbrechen welche im Lande verübt wurden, legte man ausschließlich ihnen zur Last. Diese Zwistigkeiten endigten damit, daß der Seher Joseph und der Patriarch Hyrum 1844 im Gefängnisse zu Carthago vom Pöbel ermordet wurden. Der größte Theil der Gemeinde schaarte sich von da ab an Brigham Young, der nun ein Prophet des Herrn und ein Seher für die Heiligen war. In seiner kirchlichen Eigenschaft empfing er für sie die Offenbarungen; im Uebrigen war er Erster Präsident.

Nach dieser Verfolgung kam eine Zeit der Ruhe; doch war sie nicht dauernd, und bald brach wieder ein Sturm über sie herein. Die Mormonen wurden so arg bedroht und gedrängt daß sie sich nach einer neuen Heimath umsehen mußten. Der gegenwärtige „ehrwürdige Patriarch“ und der Oheim des ermordeten Sehers hatten prophezeiet, daß die Heiligen sich in die Wildniß zurückziehen müßten, um dort eine Zeitlang Heimsuchungen und Gefahren zu erdulden. Diese sollten dem Triumphe über ihre Feinde vorausgehen. So schickte man denn Abgeordnete ins Gebirge, und diese wählten das Thal am Großen Salzsee, in der fernen californischen Einöde, zum Ruheplatz.

4. Die Ansiedelung am Großen Salzsee.

Unter der Leitung und Führung des „Sehers Brigham“ wurde 1847 eine Kolonie von viertausend Menschen an dem Großen Salzsee gegründet. Die Präsidentschaft langte dort am 24. Juli an. Das war ein Tag des Jubels und der Freude, und er wird alle Jahr auf das festlichste gefeiert. Binnen fünf Tagen war eine bedeutende Strecke Landes umgepflügt und mit Kartoffeln bepflanzt; in derselben Zeit hatte man den die künftige Stadt durchziehenden Fluß abgedämmt, um die Felder bewässern zu können, und ging nun rüstig ans Werk um die Stadt zu gründen. Zunächst errichtete man ein Fort, das einen Raum von vierzig Acres umschloß. Die Oeffnungen der Blockhäuser, welche die Umschließung bildeten, gingen nach Innen; auf jeder Seite des Viereckes wurden vier Thore angebracht. Das Holz mußte meilenweit aus den Gebirgsschluchten herbeigeschafft werden.

In der allerfeierlichsten Weise wurde das Land dem Herrn geweiht und seinen Heiligen. Man verfügte über alle Strecken, auf welche keiner von den wandernden Indianerstämmen Anspruch machen konnte, wo das letztere der Fall

war, hielten es die Mormonen für ihre Pflicht, den Indianern ihre Ländereien abzukaufen, oder sie auf irgend eine andere Weise zu entschädigen.

Im folgenden Jahre war das Wetter außerordentlich mild, und man konnte ununterbrochen pflügen und säen. Trotzdem waren aber die Lebensmittel so knapp, daß man sich genöthigt sah auch die Häute des geschlachteten Viehs zu essen, ja daß man altes Leder, mit welchem man die Häuser gedeckt hatte, herabriß und kochte, und daß man um die Wette mit den Utahindianern wilde Wurzeln grub. Aber es gab noch einen furchtbarern Feind als den Hunger. Als die Erndte vor der Thür war, erschienen ungeheure Schwärme von schwarzen Insekten (crickets), die von den Bergabhängen kamen und alles Grüne auf ihrem Wege zerstörten. Vergeblich zogen die sorgsamen Landleute Gräben um ihre Felder und ließen Wasser hinein; die schwarzen Thiere sprangen hinein, schwammen durch, hielten auf ihrem Zuge gute Richtung, kletterten an den Aehren hinauf und fraßen diese ab. Tag und Nacht standen die Leute Wacht an ihren Feldern, hielten Zweige und Bretter in den Händen, um den entsetzlichen Feind abzuwehren, und schrieen so laut sie konnten. Einigemal gelang es dem Zuge eine andere Richtung zu geben, und viele kamen im Wasser um. Aber was wollte das bedeuten gegen die Myriaden derer, welche übrig blieben? Menschliche Hülfe war vergeblich.

Da aber kamen den Heiligen ungeahnte Bundesgenossen zu Hülfe, die Vögel des Thals, die glänzend weißen Möwen mit rothen Schnäbeln und rothen Beinen, an Gestalt und Gefieder den Tauben ähnlich. Nachdem sie einmal von dem schwarzen Insekt gekostet, kamen sie in großen Schwärmen, schon früh am Morgen von den Inseln im Großen See herüber ans Ufer, und fraßen den lieben langen Tag hindurch bis zum Abend. Und wenn sie ihren Magen gefüllt hatten, so leerten sie ihn wieder aus, und fingen abermals zu fressen an. Dann flogen sie wieder nach ihren Brüteplätzen. Seitdem ist keine Erndte der Mormonen wieder von solchen Feinden in Gefahr gebracht worden; die Möwen, deren Anzug erst für ein himmlisches Wunder galt, erscheinen alljährlich zu rechter Zeit, und der Boden liefert reichen Ertrag an Getreide, von welchem ein Theil an die durchziehenden Auswanderer verkauft wird, und zu billigerm Preise als es im Fort Laramie geschieht, welches den Staaten vierhundert Meilen näher liegt.

Die handvoll Menschen am Großen Salzsee hat in ein paar Jahren in der That Wunder gewirkt. Sie haben die Blüthe ihres Gemeinwesens erreicht durch ihr musterhaftes System, die Arbeitskräfte gemeinschaftlich zur Erreichung eines Zieles zusammenwirken zu lassen, während doch jeder Einzelne sein besonderes Privateigenthum in liegender und fahrender Habe besitzt. Sie haben die Vertheilung des Grund und Bodens mit äußerster Umsicht vorgenommen, und Kanäle gegraben um dem Mangel an Wasser abzuhelfen; denn von April bis October regnet es nur höchst selten. Jeder Einzelne arbeitet mit großer Emsigkeit aber er überarbeitet sich nicht; außerdem herrscht überall gute Nachbarschaft und Ruhe, Frieden und Einvernehmen auf dem Felde und im Hause.

Der Fremde, welcher aus den Gebirgsschluchten oder aus wüsten Einöden in das blühende Thal kommt, kann sich des Staunens nicht erwehren, wenn er sieht, welche außerordentlichen Resultate eine so winzige Anzahl von Menschen in so kurzer Zeit erreicht hat. Es konnte aber nur geschehen, weil alle diese Arbeitskräfte von einem leitenden Geiste beseelt werden. Da wo nun ein Volk in Fülle und Behaglichkeit wohnt, hätte man in der gewöhnlichen Art und Weise, in welcher die Amerikaner Wälder und Steppen in Wohnplätze und Äcker umwandeln, gar nichts ausrichten können. Bei den Mormonen mußte aber die Gemeinschaftlichkeit der Arbeit von religiöser Innigkeit getragen werden. Es war der Enthusiasmus, welcher diese rege Gemeinsamkeit erhielt, nachdem sie während grausamer Verfolgungen schon stark und kräftig geworden war. Die Mormonen hoffen auf eine herrliche Belohnung in der Zukunft, und meinen es werde die Zeit kommen, da sie in ihre verwüsteten Stätten in Missouri glücklich und in hohen Freuden wieder einziehen werden. Unter einem zweiten Moses wird es ihnen ergehen wie weiland den Israeliten; und Aegypten liegt schon hinter ihnen. So werden sie ihr Jerusalem erreichen, das himmlischer in seinem Ursprunge ist glänzender und schöner als das erste.

Manche Familien, welche dem Großen Salzsee zuzogen, sind dem Hunger erlegen, oder ermordet worden von verrätherischen Sioux oder listigen Krähenindianern und Schoschonies, oder sie wurden von den wilden Utahs ermordet. Rings von Feinden umschlossen, bedurften die Heiligen wohl der größten Eintracht, wenn sie eine neue, ruhige Heimath im Thale erwerben wollten.

Von der Kolonie am Großen Salzsee, welche jetzt den Hauptstamm bildet, haben sich jetzt vier andere abgezweigt, die nicht minder rasch und eben so wunderbarer Weise gedeihen. Sie liegen auf einer Strecke von zweihundert Meilen vom Box Elder Creek im Norden bis zum Kleinen Salzsee im Süden, und reichen von da nach San Diego an der Küste von Californien. Da, wo die Sierra-Nevada eine Biegung macht, haben sie von den Mexicanern Land und Gehöfte gekauft und eine Station errichtet, welcher noch mehrere folgen sollen. Auf diese Weise gründeten sie eine Kette von Posten zu Nutz und Frommen auch der Auswanderer welche zu Lande nach Californien kommen oder von dort zurückkehren.

Die Vierecke der Stadt am großen Salzsee wurden 1847 ausgelegt. Die Straßen sind einhundert und zwei und dreißig Fuß breit, und haben fünf und zwanzig Fuß breite Seitengänge. Jedem dieser letzteren entlang fließt der City Creek, der die Stadt durchströmende Bach, den man umsichtig überall hin geleitet hat; er bewässert auch alle Baumreihen, mit welchen man die Straßen bepflanzt hat, und die Gärten. Die einzelnen Lots, sind nahezu einen Acre groß; jeder „Häuserblock“ enthält acht Lots.

Die Stadt liegt an einem sehr sanften Abhange; nur ihr nördlicher Theil steht auf der ersten jener weiter oben näher bezeichneten Terassen im Winkel der Hauptkette der Wahsatschberge, die von Norden nach Süden zieht; sie hat einen mächtigen Ausläufer nach Westen, der nahe am Jordanflusse endet. Die

Stadt hält vier Meilen ins Geviert, und berührt mit ihrer Westseite den Fluß. Es sind übrigens zur Bewässerung derselben mehrere Bäche vorhanden, und man bauet gegenwärtig an einem zwölf Meilen langen Kanal, der drei andere Flüsse durchschneidet. Man leitet dadurch das Wasser des Big Cottonwood an der östlichen Terasse entlang bis in die Hauptstadt.

Vierzig Meilen von dieser entfernt, nach Norden hin, liegt Ogden City, in einer sehr hübschen Gegend, am Zusammenflusse des Weber und des Ogden; sechszig Meilen nach Süden hin findet man am Timpanogosflusse eine fruchtbare Niederung (flat), die gegenwärtig besiedelt wird. Und hundert und dreißig Meilen von der Hauptstadt, gleichfalls in südlicher Richtung erhebt sich die Stadt Manti und steht die Ansiedelung in San Pete Valley. Paroan oder Iron City hat diesen Namen, weil dort viel Eisen liegt, und Brennstoff für die Oefen findet man im Thale des Kleinen Salzsees, wo noch weit mehr der Bewässerung fähiges Land ist als am Großen Salzsee.

Auch im Tuillathale, dreißig Meilen westlich vom Tempel in der Hauptstadt, liegt eine Ansiedelung; dort befinden sich zehn Sägemühlen und fünf Mahlmühlen, dergleichen auch in den andern Niederlassungen vorhanden sind. Im Jahre 1850 wurde ein großes Staatshaus vollendet; eine Holzbahn führt zu den Red Butte Steinbrüchen, die vier Meilen weit entfernt liegen. Von dort wird ein schöner rother Sandstein geholt, aus welchem man den Temple Block aufführt. Man will ein Gebäude errichten, das alle von Menschenhänden gemachte übertreffen und nur einzig und allein jenem nachstehen soll, welcher sich einst erhebt, wenn die Präsidentschaft in Neu Jerusalem eingesetzt wird, auf der Stätte, wo vormals der Zionstempel stand.

Nördlich vom „Temple Block“ und nahe bei demselben erhebt sich die „Temple Stadt“ überragend, der Flaggenhügel, „Ensign Mound,“ den man von allen Seiten her schon aus weiter Ferne erblicken kann. Auf diesem Berggipfel soll die herrlichste und stattliche Flagge aufgezogen werden, welche je im Winde flatterte. Sie soll nämlich die Flaggen aller Nationen der Welt in sich vereinen, und als Symbol der Einheit über dem Tempel wehen, damit erfüllt werde was Jesaias, der Prophet, gesagt: „Und wird ein Panier unter die Heiden aufwerfen, und zusammenbringen die Verjagten Israels, und die Zerstreuten zu Hauf führen aus Juda von den vier Oertern des Erdreichs“ rc.

Wie behäbig die Mormonen im Utahgebiete leben, ergiebt sich aus folgender Thatsache. Sie fragten in allen Gemeinden nach, wie viel Individuen vorhanden seien, welche man etwa in ein Armenhaus aufnehmen könne. Es fanden sich gerade zwei Personen, welche öffentlicher Unterstützung bedürftig waren. Man zog daraus den richtigen Schluß, daß vorerst noch ein Armenhaus vollkommen überflüssig sei. Und das war unter so vielen Tausenden, welche drei Jahre vorher ihres Eigenthums beraubt worden waren, und gekochtes Leder essen mußten, um nicht zu verhungern!

Einige Bemerkungen über Auswanderung.

Von Friedrich Gerstäcker.

Ich möchte in Ihrer Zeitschrift ein paar Worte über Auswanderung im Allgemeinen sagen. Denn so viel auch schon darüber gesprochen und geschrieben ist, so viel hat auch der Wind verweht, und die kleinsten Momente sind oft von Wichtigkeit, wo es nicht selten das Wohl und Weh von Familien gilt, die von unrichtigen Ideen erfüllt ihr Vaterland verlassen, und sich dann in dem fremden Lande, das ihnen Alles ersetzen sollte und Alles unmöglich ersetzen kann, unglücklich fühlen. Doch zur Sache.

Der Auswanderer hat zwei besondere Feinde, denen er nicht genau genug auf die Finger sehen kann, und die im Stande sind, ihm von vornherein die trübsten und traurigsten Stunden zu machen, noch dazu da sich diese Feinde fast stets und so ungemein gern mit einander verbinden. Der eine von diesen sind die romantischen Schilderungen fremder Länder, sei es in Roman oder Novelle geschrieben —(also unschuldig)—, sei es von habsüchtigen Spekulanten oder Agenten —(also schuldig)—, die ihre Landsleute nur in zwei Klassen theilen — in solche von denen sie Kopfgeld erzielen können, und die sie zu diesem Zweck nach einem andern Theil der Erde spediren — wohin gilt ihnen gleich, der Aequator oder die Eiszonen — und in solche, die ihnen jetzt noch nutzlos sind, mit der Zeit aber doch vielleicht noch nutzbar gemacht werden könnten, und nun zu diesem Zweck fortwährend mit kleinen Pamphleten und Schilderungen reizender und fruchtbarer Gegenden und enormen statistischen Berichten geködert werden müssen, bis sie anbeißen.

Der andere Feind ist die eigene Phantasie des Lesenden oder Auswanderung Träumenden, die mit unendlicher Gier jedes hingeworfene Wort, jedes gelesene Versprechen, jede günstige, sei sie eine noch so übertriebene oder lügnerische Schilderung, auffängt und die buntesten, herrlichsten Kränze daraus flicht. Ununterbrochen flimmert sie nun ihrem Opfer damit vor dem innern Auge herum und während der Betrogene glaubt, er schaue durch ein getreues Fernrohr, das ihm das fremde Land seiner Sehnsucht in treuen, sicheren Umrissen darstellt, sieht er nun durch ein buntes gehaltloses Kaleidoscop, und hält seine eigenen Steinchen und Glasperlen für die Wirklichkeit des ihm noch fremden Lebens.

Vor allen Dingen suche der Leser nie in einem Roman, in einer Novelle oder Erzählung praktische Resultate für seine auswanderungslustigen Forschungen zu finden, solche Sachen müßten denn sonst ganz besonders zu diesem Zweck geschrieben sein. Der Romanschriftsteller, der Erzählende, muß die manchmal nur zu trockne Wirklichkeit mit seiner Phantasie schmücken, will er den Leser nicht mit einfachen, langweiligen, und nur zu bald erschöpften Schilderungen ermüden. Er greift sich dabei manchmal irgend eine ihm passende Stelle aus irgend einem Theile der Welt heraus, behält die Namen bei und

malt sich, wie er es gerade braucht, ein Paradies manchmal zu einer Wüste, eine Wüste manchmal zu einem Paradiese aus, und nur der absichtlich Blinde sieht nicht, daß er durch ein buntes Glas schaut, und fordert von der Natur, was ihm die vage Einbildungskraft eines Dichters eben nur vorgezaubert.

Weit gefährlicher sind aber jene Massen von Auswanderungsbüchern, theils in englischer, theils in deutscher Sprache, die von vornherein darauf Anspruch machen, eine naturgetreue und ehrliche Schilderung gewisser fremder Länder zu geben, und dabei doch nur der indirecte, zu oft sogar der directe Haken sind, mit dem Land- oder Wasseragenten ihren Opfern das Geld aus dem Beutel und — das noch Schlimmere, sie selbst dabei nicht selten in Lagen locken, aus denen sie sich nachher mit dem besten Willen nicht wieder herausziehen können.

Tausende betrügen sich auch dabei selber, indem sie ihre eigenen Kräfte überschätzen und sich weit mehr zutrauen, als sie je zu leisten im Stande sind. Ich will meine Kräfte im fremden Lande verwerthen, sagen sie, oder „man kann Alles, was man nur will, — an die Arbeit, sei sie auch noch so hart, werde ich mich schon gewöhnen.“ Ja, das klingt Alles recht schön und gut, und mag aus einem recht ernstlich und vortrefflich gesinnten Herzen kommen, solche Reden hören sich auch, so lange die Ausführung oder Verwirklichung derselben nicht gleich verlangt wird, recht gut an, aber an der Wahrmachung haperts nachher, und dann soll, wenn nicht Alles, so ist wie man es sich gedacht, wenn die Wirklichkeit zu trocken, die Arbeit zu hart ist, das Land daran schuld sein, und der Auswanderer bricht sich und seinen Träumen den Stab, indem er verzagend ausruft, „Ich wollte ich wäre zu Hause geblieben.“

Er hat dann vielleicht gerade so unrecht als damals, als er noch auf seinem Steckenpferd saß und durch das Kaleidoscop schaute.

Der Auswanderer, mag er nun nach Nord- oder Südamerika, nach Australien oder Neu-Seeland, oder sonst wohin ziehen, muß, wenn er nicht ein Kaufmann mit Kapitalien ist und Verstand genug hat in einer ihm fremden Umgebung gleich richtig zu speculiren, hart arbeiten, und nicht zwar nur mit dem Munde, sondern auch mit den Händen.

„Ja das wissen wir schon lange, das ist eine alte Geschichte,“ hör' ich da Viele rufen, „wir wollen auch arbeiten“ — „O ich habe meine ordentliche Lust am Arbeiten,“ sagt der Eine, „meinen kleinen Garten zu Hause habe ich mir immer selber bestellt“ — „und ich,“ sagt ein Anderer, „habe neulich eine halbe Fuhre Holz selber gesägt und gespalten — und Entbehrungen? lieber Gott daran bin ich ja gewöhnt — was habe ich schon für Fußtouren gemacht durch die ganze sächsische Schweiz, und im Sommer schlafe ich immer bei offenem Fenster.“ — „Neulich,“ ruft ein Dritter, „ging ich über Land, es goß was vom Himmel herunter wollte — ich wurde naß wie eine Katze, und acht Stunden mußte ich die nassen Kleider auf dem Leibe behalten und habe mich doch nicht erkältet.“ — Zu Hunderten habe ich solche Aeußerungen gehört, und was läßt sich nun darauf erwiedern? — Es ist Spielerei

und der also Sprechende lügt sich selber die Ohren voll, und muß nachher dafür büßen.

Nein, ich will Euch, die Ihr immer soviel davon sprecht, was Ihr arbeiten, was Ihr entbehren oder ertragen könnt, eine andere Probe vorschlagen, die Euch deutlicher und treuer sagen wird, ob ihr fähig seid, in einem fremden Lande mit frohem Muthe zu ertragen, was Euch bevorsteht. Reißt Euch gewaltsam aus Euern Verhältnissen heraus, wandert einmal aus — noch nicht aus Deutschland, sondern nur vorerst einmal aus Euerem bequemen Haus, aus Eurer warmen Stube und verdingt Euch — nicht für ein oder zwei Stunden, sondern für drei oder vier Monat, in irgend einem abgelegenen Dorf bei einem Bauer, schlaft die Nächte — Regen oder Mondschein, in einem wenigstens an zwei Seiten offenen Schuppen — ich will Euch noch nicht einmal zumuthen das unter freiem Himmel zu thun — habt Ihr Familie, so nehmt sie dort mit hin und laßt sie bei Euch bleiben und Euer Essen kochen, hackt und grabt dabei und besorgt das Vieh, entbehrt all die Gesellschaft, mit der Ihr bisher verkehrtet, und *zwingt* Euch, in solchen, Euch freiwillig aufgelasteten Entbehrungen die *volle* Zeit auszuhalten, und wenn Ihr dann glaubt bei solchem Leben selbst treulich ausharren und dem vorgesteckten Ziele ernst und unermüdet folgen zu können — dann wandert aus, dann seid Ihr — wenn Euch nicht Krankheit heimsucht, was Niemand, selbst nicht im Vaterland vermeiden kann — auf das Schlimmste vorbereitet, und könnt getrost hoffen, daß einst auch bessere Zeiten kommen werden, in den Ihr das mühsam Geerndtete in glücklicher Ruhe verzehren könnt.

„Aber das ist Alles mit viel zu schwarzen Farben geschildert,“ rufen da wohl viele Leser — „so entsetzlich ists doch auch nicht, denn wenn es so wäre, so sollte man ja am Ende wohl gar nicht auswandern und lieber in Mißmuth und Jammer im alten Vaterlande ausharren?“

„Nein lieber Freund — hast Du einmal wirklich Lust zum Auswandern, und fühlst Du Dich in den Dir nächsten politischen oder materiellen Verhältnissen nicht wohl, so wär' ich der Letzte, der Dir davon abrathen würde; ich kenne ja selber den Krebsschaden, der uns am Herzen sitzt, nur zu gut, und weiß wie froh und leicht sich die Luft in der Freiheit athmet. Die Freiheit ist aber ein gar kostbares und zugleich wunderliches Gut, und wird nicht allein gewöhnlich sehr schwer erkauft, sondern bietet auch nur zu oft denen, die sie trotz allen Hindernissen erstrebten — lange nicht das, worauf sie mit doch so sehnendem Herzen gehofft hatten. Wandere in Gottes Namen aus, sei Dir aber auch vorher Alles dessen bewußt, was Dir bevorsteht, und nimm die unendlichen Beschwerden und Entbehrungen nicht zu leicht. Geht es auch nicht Allen so, wie ich von Dir verlange daß Du die Probe machen sollst, so können doch von Hunderten Neunzig auf solche Probe*jahre* — nicht Monate rechnen, und zu spät merken sie dann, was sie sich vorher unter keiner Bedingung wollten einreden lassen — daß sie eben trotz allem guten Willen zur Arbeit, doch keine **wirklichen Arbeiter** sind.

Ich spreche natürlich hier nicht von denen, die schon in Deutschland zur hartarbeitenden Klasse gehörten. Diese werden sich in Amerika wie in allen übrigen Colonien, nur wohl fühlen, sie entbehren eines Theils nicht soviel als die gebildetere Klasse, weil sie wenige Bedürfnisse von Haus aus kennen, und finden meist, was die Arbeit selber betrifft, die Verhältnisse weit eher besser als schlechter wie im Vaterlande. Nur der Künstler, Kaufmann, Gelehrte, Beamte — sei er nun vom Civil oder Militär, überhaupt alle solche, die sich entweder geistig im Vaterlande beschäftigten, oder doch wenigstens keine harte Handarbeit zu verrichten hatten, sollten zweimal bedenken was sie thun, ehe sie das Gewisse für das Ungewisse verlassen und sich selber gewissermaßen beim Kragen nehmen und zur Thüre hinauswerfen. Draußen in der Fremde dürfen sie nicht hoffen gerade in dem Fache, in dem sie eingewohnt sind, Beschäftigung zu finden, und das letzte, worauf sie sich fast jedesmal angewiesen sehen, ist dann die Handarbeit.

Auch der Ackerbau ist für den nicht Darangewöhnten keine so angenehme Beschäftigung, als manche Leute sich das wohl, ein wenig idyllisch, ausmalen wollen. Es sieht sich recht schön und angenehm mit an, wenn die Leute draußen bei schönem Wetter mit dem Pflug die geraden Furchen in den ebenen Feldern ziehen, wenn die Schnitter neben dem mit Kränzen geschmückten Erndtewagen singend heimkehren, oder die Drescher in den vom Wetter geschützten Scheunen stehen, und im munteren Tacte den „goldenen Weizen aus den Halmen schlagen.“ — Nicht wahr das klingt herrlich? — Aber der Auswanderer, der Ackerbau treiben will, muß sich erst seine Hütte bauen, dann Holz zu Stangen spalten und es herbeischleppen — Ochsen einbrechen und bei Regen und Sonnenschein, bei Schmutz und Staub mit ihnen hanthieren — Bäume ausroden und Land „klar“ machen und tausend und tausenderlei andere Sachen, die sich hier gar nicht in einem Athem nennen und anführen lassen.

Zum Beispiel will ich hier nun einmal den Hüttenbau anführen.

„Ach so eine Hütte ist bald aufgestellt — ein paar Pfosten in die Erde — Zweige und Erde darum und ein Dach darauf, dann ist die ganze Wohnung fertig.“

O ja, mit dem Munde lassen sich vortreffliche Hütten bauen, die Zeiten sind aber vorüber, wo „eine Hütte und ihr Herz“ genügten. Damals wohnten wir in Arkadien, jetzt hat man den Schlüssel zu dem Lande verloren oder verlegt, und wir verlangen, wo wir nur irgend Ansprüche auf eine menschliche Existenz machen, mehr als eine Hütte. Wär' es aber auch diese nur, so soll mir der Leser einmal bei der anscheinend ganz einfachen Arbeit folgen.

Zuerst müssen Pfosten gehauen werden — ich ersuche dabei den Leser, damit er sich davon eine recht gute Idee machen könne, einmal irgendwo sein Heil mit der Axt an einem Baum oder Pfosten zu versuchen — diese Pfosten, wenn die Bäume gefällt, beschlagen und zu ordentlichen Längen abgehauen sind, müssen auf den Bauplatz durch Ochsen hingezogen werden. Dann wird Lehm gegraben und angerührt und entweder zu einer Art Backsteinen hergerich-

tet oder man haut Büsche und schleppt sie heran, die Zwischenräume zwischen den Pfosten auszufüllen und mit dem Lehm nachher zu verdichten. Nun will das Haus auch ein Dach haben — lange Stangen müssen jetzt wieder gehauen, herbeigeschafft und befestigt, und dann ebenfalls Material zu dem Dache angefahren werden. Schindeln zu machen, dazu gehört schon eine eigene Fertigkeit mit der Axt, und selbst ein Strohdach erfordert weit mehr, als man sich im ersten Augenblick von einem so unschuldig aussehenden Dinge sollte träumen lassen, an Arbeit und sogar Geschicklichkeit, denn wenn es nicht recht dicht gepackt und befestigt ist, kann man sich nur ganz getrost mit einem Regenschirm ins Bett legen. —

Bett? — lieber Gott wir haben jetzt erst die vier kahlen Wände — noch ist kein Kamin gemacht — ein sehr schwieriges und langwieriges Stück für einen nicht daran Gewöhnten; kein Fenster, keine Thür gehauen; Stühle und Tische, oder statt der Stühle doch wenigstens Bänke, wollen hergestellt sein — und wenn das Alles fertig ist, fehlt uns noch immer der Fußboden, der selbst, wenn er von Erde bleiben soll, mit Stoßen und Stampfen bedeutende Mühe und Arbeit erfordert. — Und wenn das Alles fertig dasteht, so habt Ihr doch immer nur erst eine Hütte, in der Ihr in Deutschland hättet keine einzige Nacht zubringen wollen, während sie hier für lange Jahre Euere einzige Heimath bilden soll.

Eine andere Sache, die übrigens ebenso auf Nordamerika als Australien Bezug hat, ist die „gemischte Gesellschaft,“ in der der Auswanderer gezwungen ist zu leben, und die ihn nicht selten ganz allein auf sich selber anweißt. Wir sind alle Menschen, und jeder hat an die Natur dieselben Anrechte. Nichts Verächtlicheres oder vielmehr Lächerlicheres giebt es dabei für mich, als der alberne Stolz, den Einzelne auf unverschuldete Vorzüge oder Bildung setzen, und der wird ihnen auch, dafür ist mir nicht bange, bald im Ausland genommen werden. Jede Bildungsklasse sucht sich aber unbewußt, im natürlichen Gang der Dinge, ihren eigenen Umgang, und eine gewaltsame Vereinigung solcher, die nicht zusammen passen, thut dann, wenn man sie auch für den Augenblick erzwingen kann, nun und nimmer gut. Der gebildete Auswanderer soll denn auch nie glauben, er könne sich seinen eigenen Kreis im fremden Lande schaffen und sich darin wohl fühlen; das ist Täuschung, und er muß es dem Schicksale überlassen, in welche Umgebung es ihn hineinwürfelt. Stehen seine Nachbaren aber an Bildung weit unter ihm, so wird er sie, wenn es sonst ordentliche Leute sind, wohl von Herzen achten und schätzen, ihnen jede Liebe und Freundschaft thun, die in seinen Kräften steht, und gern ihren Rath, in Sachen, die ihm noch fremd sind, hören und annehmen, er wird aber nie in ihnen einen Anklang seiner eigenen Gefühle finden, nie sich mit ihnen aussprechen, mit ihnen wohl fühlen können, und das ist dann nicht etwa Stolz, wie es von Menschen, die sich vernachlässigt glauben, vielleicht ausgeschrieen wird, sondern nur eben der natürliche Lauf der Dinge, dem wir auf keine unnatürliche Weise Zwang anthun können. Müssen wir es aber, so fühlen wir uns unglücklich.

Namentlich in Australien habe ich viele von solchen Beispielen gefunden, von denen Einzelne wacker gegen das Unvermeidliche ankämpften und oben blieben, Andere muthlos das Steuer in der Hand hielten, und ihr Lebensfahrzeug mehr und mehr nach Lee zu abfallen ließen. Diese Letzteren schreien dann über das Land, schicken Klagebriefe über Klagebriefe zu Haus, und verdammen die ganzen Verhältnisse, die gar nicht zu ihnen passen wollten, während doch die Verhältnisse eigentlich gut genug sind, und nur sie eben nicht zu ihnen passen. Daher die oft sich so total widersprechenden Berichte über ein und dasselbe Land, über eine und dieselbe Gegend, und beide von glaubhaften wahrheitsliebenden Leuten.

Einer der Ansiedler, den ich in Adelaide sprach, und der mit einigen Mitteln angefangen hatte, und sich jetzt vollkommen wohl und zufrieden mit den Seinen befand, sagte mir, als wir auf dieses Kapitel zu sprechen kamen, ganz mit Recht: „Ich wollte zwei Berichte über dieß Land schreiben, von denen der eine dasselbe als ein Paradies, der andere es als eine Hölle schilderte, und es sollte mich Niemand darin einer Lüge zeihen können, und doch ist das Land selber weder das eine noch das andere.“

Ein Land daher zu schildern, wie es wirklich mit allen Fehlern und Vortheilen besteht, so daß es Jeder nachher, ohne Ausnahme für eine wahre Schilderung anerkennt, wenn er es selber betritt, ist rein unmöglich; das Schicksal eines Jeden nimmt die Feder in die Hand, und liefert die schwarze oder helle Grundlage, und ich möchte daher Jedem rathen über Auswanderung sowohl den zu glänzenden Berichten — und denen am meisten — als auch den zu entmuthigenden zu mißtrauen. Das Wahre liegt nur zu oft in der Mitte, und wer nur eben über den ersten Haken, den der unausweichlich harten Arbeit, hinwegstolpert und sich mit dem Gedanken vertraut machen kann, schon einmal im Vaterlande als Handlanger und Tagelöhner zu existiren, der wird sich dort immer forthelfen und es auch mit der Zeit weit eher als in Europa zu etwas bringen können. Denn das ist keine Frage, dem freien Menschen ist dort wenigstens die Möglichkeit der Existenz gegönnt, er kann frisch und fröhlich Alles ergreifen, was ihm zusagt, und womit er glauben mag, seinen Lebensunterhalt zu erwerben — und das freilich kann er nicht in der alten Heimath.

Uebrigens glaube ich, daß ich gerade in den Verhältnissen, in denen ich fremde Länder gesehen habe, im Stande bin ein Urtheil zu fällen, das ziemlich frei von Vorurtheil ist. Ich bin nicht hingekommen, um dort zu bleiben, ich kann also auch weder Vortheil noch Nachtheil davon haben, ob Einer oder Tausende da oder dorthin auswandern — denn das eigene Interesse regiert ja nun einmal in der Welt — und auf die Art und Weise, wie ich gereist bin, glaube ich ziemlich alle Verhältnisse, so genau das wenigstens in einer Reihe von Jahren möglich wird, kennen gelernt zu haben.

Bruder Jonathan's Vorwärts.

Es ist keine Frage mehr daß die Nordamerikaner in manchen Dingen rasch vorausgeeilt sind und das Mutterland bei Weitem überflügelt haben. Die Sache erklärt sich einfach. Alle Resultate der materiellen Entwickelung Großbritanniens kommen den Amerikanern gleich fertig zu, und zwar zu nicht geringem Theil gerade durch Engländer, welche auf der andern Seite des Weltmeeres ein ganz ungehemmtes Feld für ihre Thätigkeit finden. Der Amerikaner ist so unternehmungslustig und so voll Selbstvertrauen, daß er auch vor dem gewagtesten und schwierigsten Dinge nicht zurückschreckt. Es ist sehr möglich und kommt tagtäglich vor, daß er mit seinem Plane scheitert und sein Vermögen einbüßt, aber dann ist er nicht entmuthigt, sondern er benutzt das Lehrgeld, und fängt entweder dieselbe Sache von vorne wieder an oder wendet sich einer neuen Speculation zu, die ihm vielleicht besser gelingt. Durch das ganze große Land geht ein „Geist der Verbesserung", der sich in einer oft ganz fieberhaften Weise bethätigt. Jeder will es besser machen, als der Andere, und es kann nicht ausbleiben daß die ganze Nation dabei vorwärts kommt.

Das geben die Engländer nicht gern zu, sie mäkeln, wo es irgend angeht, an allem Amerikanischen herum, und verstärken dadurch die Abneigung, welche ohnehin schon gegen sie herrscht. Doch giebt es vorurtheilsfreie Beobachter, namentlich unter den Schotten, z. B. Alexander Mackay, der vor einigen Monaten starb, Johnston, und jetzt den Kapitän Mackinnon, von welchem ganz vor Kurzem transatlantische Skizzen erschienen, aus denen die Engländer manche Vorurtheile berichtigen können.

Mackinnon meint, der Geist der Amerikaner sei unternehmender, durchdringender als der irgend eines andern Volkes auf Erden. Sie erwerben sich Kunde und Kenntniß jeder Art so schnell, und haben solche geschickte Anlagen zu mechanischen Arbeiten, daß sie es rasch beinahe in allen Dingen den Europäern gleich, wo nicht zuvorthun. Der Kapitän schildert seine Wahrnehmungen in verschiedenen Häfen, namentlich in Neuyork, Boston und Brooklyn, welcher letztere ihm zufolge den besten trockenen Dock in der Welt besitzt. Er fand daß dort alle neuesten englischen Erfindungen und Einrichtungen sogleich eingeführt und zum Theil auch noch verbessert werden. Eben so erfuhr er Folgendes aus zuverlässiger Quelle: Die Amerikaner wissen sich stets sehr rasch alle Verbesserungen im Kriegswesen zu verschaffen und haben englische Officiere in ihre Dienste genommen.

In Neuyork bei der Fultonfähre sah der aufmerksame Beobachter ein großes Schiff das für Europa Weizen einnahm. Man hatte, um das Einladen zu beschleunigen, einen Kornemporheber, grain elevator, angebracht;

diese neuerfundene Maschine pumpte den Weizen aus den Barken und Kanalbooten in fortlaufendem Kornstrome in den Schiffsraum, und zwar nicht weniger als 2000 Buschels in einer Stunde. Daneben war an der Maschine eine Vorkehrung angebracht, vermittelst welcher man sieht, wie viel in der Minute und dann überhaupt im Ganzen ins Schiff geladen wird. Die Officiere der Kriegsschiffe haben nach dieser Vorkehrung eine ähnliche auf den Kriegsschiffen angebracht, um den Schiffsbatterien rasch und regelmäßig ihren Pulverbedarf zukommen zu lassen.

Was sind das für mächtige Gebäude, welche wie toll auf dem East-River bei Neuyork fahren? Es sind ihrer nicht weniger als vierzehn, alles Dampfer, von denen jeder etwa auf 6000 Pfund Sterling zu stehen kommt. Jeder kann etwa 600 Fahrgäste am Bord haben. Das Schiff fliegt pfeifschnell dahin, und man meint, es müsse am Werft in tausend Trümmer zerschellen oder mit einem andern Dampfer zusammenrennen. Aber als die Glocke erschallt, schlägt die Maschine plötzlich zurück, das Schiff steht im Augenblick still. Alle diese Fahrzeuge sind wohlfeil gebaut, hübsch, bequem und fahren rasch; sie sind ganz das Gegentheil von der Dampffähre zwischen Portsmouth und Gosport in England, die 20,000 Pfd. Sterling gekostet hat und Schaden machte, während die Amerikaner bei ihren Fähren Geld verdienen und dem Publikum einen großen Dienst leisten.

Ueberall trifft man auf „Yankee Go-aheadism“. Wir begeben uns nach Webb's Schiffswerfte, wo fünf mächtige Kolosse auf den Helgen liegen. Drei davon sollen mit der nächsten Fluth ablaufen. Das erste ist ein Kauffahrer von 1708 Tonnen und ganz zum Schnellsegeln gezimmert; bei günstigem Winde läßt er vielleicht die schönste Kriegsfregatte hinter sich. Das zweite Schiff ist ein Dampfer von 2500 Tonnen. Das dritte Schiff ist eine riesige Yacht von 1500 Tonnen, und so scharf und rank gebaut wie die englischen Yachten. Binnen einer halben Stunde ließ also ein einziger Schiffsbauer von seinem Werft drei Schiffe von zusammen mit eine Tragfähigkeit von 5708 Tonnen vom Stapel!

Es giebt gewiß keine hübscheren Fahrzeuge auf See als die Clipperschiffe; der Schiffszimmermann welcher die vielbesprochene Yacht „America“ gebaut, heißt Steers, er ist gegenwärtig daran ein Segelschiff zu bauen, das an Schnelligkeit Alles übertreffen soll, was jemals da gewesen, und Mackinnon meint, das werde ihm auch gelingen. Steers hat in der „America“ ein durchaus originales Schiff gebaut, und den Plan zu seinem Modell schon entworfen als er ein achtjähriger Knabe war! Er sah wie sein Vater, ein Engländer, ein Schiffsmodell verfertigte, und es kam dem aufmerksamen Kleinen vor, als ob sich daran einige Verbesserungen anbringen ließen. Als er erwachsen war bauete er die so berühmt gewordene Yacht. Steers behauptet, ein flachgebauetes Schiff mit beweglichem Kiel könne so gebaut werden, daß es alle anderen, auch die besten, an Schnelligkeit übertreffe. Jetzt wird nach diesem Plan eine

Sloop in England gebaut, und Mackinnon meint, die englischen Schiffszimmermeister könnten von Bruder Jonathan auch in Bezug auf die Takelung und Besegelung sehr viel profitiren. Ein Paketschiff, ein sogenannter Liner, der zwischen Neuyork und London fährt, braucht nur halb so viel Mannschaft wie ein englisches Schiff von derselben Größe, und macht seine Manöver zum mindesten eben so gut. Man hat nämlich viele zeitsparende mechanische Verkehrungen angebracht.

Ein Kauffahrteischiff, nach Clippermodell gebaut, stellt der Schiffszimmermann in Baltimore völlig hergerichtet zu 10 bis 12 Pfund Sterling pro Tonne Gehalt her; das ist viel wohlfeiler als man es in England vermag, obwohl in Amerika der Arbeitslohn höher steht; aber die Amerikaner arbeiten rascher als die Engländer, und so ist im Ganzen die Arbeit gleich theuer oder gleich wohlfeil. Die kleineren amerikanischen Schiffe, unter 300 Tonnen, führen beinahe alle baumwollene Segel, die sich für solche Fahrzeuge und für Yachten ganz vorzüglich eignen, und besser und wohlfeiler als jene von Leinwand sind. In Baltimore bemerkte Mackinnon daß selbst die Schiffe, welche Dünger, Austern, Holz geladen hatten, sehr elegant und symmetrisch aussahen während man zu solchem Behuf in England plumpe schmutzige Fahrzeuge verwendet.

Wer sich einen richtigen Begriff von Uncle Sams sinnreichem Unternehmungsgeist machen will, muß das Patentamt besuchen. Dort findet er Modelle in so großer Zahl daß der Raum bereits überfüllt ist. Auf dem Werft zu Washington sah der Schotte ganz ausgezeichnetes Eisen zu Ankerketten, das nicht zu brechen war. Die Amerikaner verdanken dieses Eisen einem englischen Dockyard-Master, den sie aus Devonport herüber holten.

Es giebt gewiß keine Dampfschiffe, die rascher fahren und zweckmäßiger eingerichtet sind als jene auf dem Hudson, die übrigens allmälig eine in der That kolossale Größe erreicht haben. Jetzt gilt der „Isaac Newton" unter ihnen für den wahren Leviathan. Sein prachtvoll ausgeschmückter Salon ist einhundert Yards lang, und in diesem großen gewölbten Gemache wird das Auge durch die vielen großen Spiegel und das vergoldete Schnitzwerk förmlich geblendet.

Von der materiellen Entwickelung des Landes giebt das Anwachsen des Handelsverkehrs auf den großen Seen Zeugniß. Der gesammte Aus- und Einfuhrwerth derselben wurde für 1850 auf 186,484,905 Dollars veranschlagt, was 40,000,000 Doll. mehr beträgt als der ganze Exporthandel der Vereinigten Staaten nach dem Auslande. Der Tonnengehalt der auf den Seen im Handel beschäftigten Fahrzeuge betrug 203,041, wovon 167,137 unter amerikanischer und nur 35,904 unter britischer Flagge fuhren. In obiger Geldsumme ist die Beförderung von Passagieren nicht eingerechnet; sie beläuft sich im Durchschnitt auf eine Million Dollars. „Man staunt über einen so gewaltigen Handelsverkehr! Es ist nicht viel über ein Jahrzehent verflossen seit ein

Dampfer die ganze Seenkette befuhr. Aber die Volksmenge und der durch ihr Anwachsen hervorgerufene Verkehr steigen so rasch, daß nach Ablauf von etwa zwanzig Jahren der Handel auf jenen großen Binnenseen eine größere Ausdehnung und Bedeutung gewonnen haben wird als der Handelsverkehr irgend eines andern Volkes. Die Zahl der aus Europa und aus den östlichen Staaten kommenden Reisenden, welche durch Buffalo ziehen, um nach dem Norden und Westen weiter zu gehen, hat 1850 nahezu eine Million erreicht; und Hunderttausende werden von nun an die große Eriebahn benutzen. Begreiflicherweise steigen Wohnörter wie Pilze aus dem Boden; und die sehr günstig gelegenen Städte wachsen unglaublich an Bevölkerung, z. B. Milwaukee in Wisconsin und Detroit. Allerdings kommen manche fieberhafte Tollheiten vor, namentlich im Anlegen von Landgütern und im Häuserbauen, und es würden Tausende von Bankerotte unvermeidlich sein, wenn nicht in der Gestalt europäischer Einwanderer rettende Geister in so großer Menge erschienen. Neben den beiden eben genannten Städten bietet Chicago ein Beispiel raschen und gesunden Emporblühens; seine Volksmenge stieg von 3000 Köpfen in 1840 auf mehr als 20,000 in 1850; freilich liegt dieser Platz in Bezug der Schifffahrt auf den Seen ungemein günstig. In Milwaukee, wo vor zehn Jahren der Acre Land zum Gouvernementspreise zu haben war, das heißt zu 1 Dollar 25 Cents, wird jetzt an einzelnen Stellen der Fuß Front mit 240 Thalern Preußisch bezahlt. Natürlich wird unter solchen Umständen die Speculation wach gehalten, und es kann nicht ausbleiben, daß der Eine viel gewinnt und der Andere viel verliert. Selbst aus Wisconsin ziehen Viele schon weiter nördlich und westlich, so daß Minnisota schon eine nicht unbeträchtliche Bevölkerung hat.«

Nach Mackinnons Schilderung ist das Land um den Winnebago-See eine für europäische Ansieder sehr geeignete Gegend. Dieses Binnenwasser ist nicht so groß, wie die »Süßwasseroceane,« es ist ohne heftige Stürme und hohe Wellen, ohne Schiffbrüche und romantische Abenteuer, sondern ein ziemlich ruhiger Wasserspiegel, welchen der Schotte mit seinem heimischen Loch Lommond vergleicht. Er hat etwa dreißig Meilen in der Länge und zehn bis zwölf Meilen in der Breite. Im Osten wird er von einer sehr hohen aus Kalkstein bestehenden Hügelkette umschlossen, die allmälig bis zum Ufer abfällt. Das Einerlei der üppigen Waldungen wird durch viele »Openings« und Prairien angenehm unterbrochen. Auf der Westseite dringt das Land mit mehreren Halbinseln weit in den See hinein. Die Luft ist rein, die Wälder sind prächtig grün, die Blumen auf den Prairien spielen in bunten Farben, und die Eichen-Openings sind zum Theil so reizend von der Natur selbst geschaffen, als hätte der tüchtigste Landschaftsgärtner sie nach allen Regeln der Kunst angelegt, nur daß jede Kunst noch weit hinter dieser reizenden Natur zurückbleibt. »Ich war mehr als einmal aufs höchste erstaunt, als ich ein solches »Eden« sah. Es kann keinen herrlichern Punkt für Ansiedler geben als den

„Winnebago-District.“ Mackinnon erläutert diese Ansicht. Wisconsin habe zu beiden Seiten Verbindung mit dem Weltmeer; in Westen ströme der Mississippi, und im Osten habe es den Michigan-See; der Boden dort sei sehr fruchtbar, das Klima im Allgemeinen gesund und viel gleichmäßiger als an der Meeresküste. Der Kapitain versäumte nicht im Winnebago-Distrikte auf die Jagd zu gehen, und traf zufällig tief im Walde auf einen Landsmann aus den schottischen Mooren, wo derselbe Unteraufseher gewesen war. Jetzt war er „Laird“, mit welchem der Kapitain eine ächt schottische Unterredung hatte.

„Ah Sir,“ sprach der jetzige Laird, „wenn sie in England nur wüßten, was das hier für ein prächtiger Fleck zur Jagd ist, würden sie denn wohl so schweres Geld geben, um in Schottland ihre Flinten abzuschießen? Ich glaube nicht, Sir. Mein Herr zahlte fünfhundert Pfund jährlich für ein Moor am Loch Neff.

„Und was hatte er dafür?“ —

„Nicht die Hälfte von dem was er hier schießen könnte.“ —

„Aber bedenken Sie nur wie weit es von England bis hierher ist; das Meer ist dazwischen, und die Reise kostet Geld.“

„Nun, weit von hier bis England ist es doch eben nicht; man macht das Ding in vierzehn Tagen ab. Ehe zwei Jahre verfließen ist die Bahn nach Fond du Lac fertig, und dann spart man noch ein paar dutzend Stunden. Und was die Ausgaben anbelangt, so will ich ihnen vorrechnen, daß noch ein ganz hübscher Profit dabei zu machen ist. Sehen Sie ich nehme an, daß fünf Herren sich zusammenthun, und daß jeder fünfhundert Pfund einschießt. So haben wir zweitausend fünfhundert Pfund. Mit funfzehnhundert Pfund können sie hier ein ganz rechtschaffenes Stück Land kaufen und dazu noch auf der Doty-Insel ein Wohnhaus nebst Stallgebäude herrichten lassen. Die Lage ist vortrefflich, und in zehn Jahren wird man sich um das Land reißen, um Häuser dort zu bauen. Schon der einfache Umstand, daß reiche englische Gentlemen dorthin kommen, muß den Preis der Ländereien außerordentlich steigern, und ich möchte dafür gutsagen, daß es nach fünf Jahren reichlich zehnmal soviel werth ist als heute. Bei Doty-Eiland ist der prächtigste Fischfang in der Welt; außerdem hat man am See eine Strecke von dreißig Meilen zur Hirsch- und Rehjagd, und vierzig Meilen breit lauter Wald bis zum Michigan-See und in dem Forst Bären und wilde Katzen und anderes Gethier soviel, daß es eine wahre Pracht ist. Und wildes Geflügel überall.“

„Aber wie steht's mit den Hühnern?“

„Ich kenne hier in der Gegend einige hübsche Strecken, die von Bächen und Wäldern eingefaßt werden; sie halten fünf bis zwanzigtausend Acres, und sind so fruchtbar, daß der Europäer sich davon gar keinen Begriff machen kann. Dort leihen Sie den Farmern fünfhundert Pfund Sterling zu zwölf Procent jährlich; manche von ihnen zahlen von zwei bis acht Procent monatlich. Indem Sie den Landwirthen unter die Arme greifen, können Sie sich prächtige Jagd-

bezirke vorbehalten. Nichts ist leichter als zwölf Procent zu machen; die zahlt man gern."

Kapitän Mackinnon traf noch einen andern Ansiedler, der gleichfalls eine eigenthümliche Spekulation in Anregung brachte. Eines Tages begegnete ihm ein vierschrötiger Mann, mit dem er bald in ein lebhaftes Gespräch sich verwickelt sah. Derselbe lud ihn in sein Blockhaus, wo sie ein Gläschen zusammen tranken und Maisbrot aßen. Der Yankee hatte ein ziemlich wildes Ansehen, hatte als Freiwilliger in Neumexico und Californien gegen die Indianer gedient, und führte natürlich wie so ziemlich jeder Amerikaner den Titel: "Captain". Dieser Captain Ezekiah Conclin Brum war gar nicht abgeneigt, der britischen Regierung aus einer großen Verlegenheit zu helfen, und für diesen Zweck ihr ein Anerbieten zu machen. Er hatte nämlich vom Kap der Guten Hoffnung und vom Kaffernkriege gelesen, der sich so lang hinzieht. Das wollte dem Amerikaner nicht einleuchten, und er wußte ein Mittel dem Dinge rasch ein Ende zu machen. Er kannte die Musketen mit welchen das englische Fußvolk bewaffnet ist. "Und nun sagen Sie, was wollen Sie denn mit einem so plumpen, erbärmlichen Dinge auch wohl ausrichten? Thun Sie mir den Gefallen und gucken Sie einmal hier aus der Thür heraus. Sie sehen dort den Baumstumpf; er hat jetzt sieben Fuß Höhe und ist breiter wie ich im Leibe. Er steht gerade einhundert und funfzig Yards von hier. In diesen dicken Kerl habe ich soviel Kugeln hineingejagt, daß mir der Kopf brummte und die Schulter wehthat. Aber nun sehen Sie auch einmal meinen Schießprügel an," — und dabei griff er nach einer revolvirenden siebenläufigen Büchse und schoß einen Lauf nach dem andern ab; — Sie werden nun sieben Kugeln im Holze finden. Ich will jetzt sieben Spielkarten an den Baum nageln; Sie sollen sehen, ich treffe sie alle." Kurz und gut, Kapitän Brum, der Yankee, machte Kapitän Mackinnon, dem Schotten, in allem Ernst den Vorschlag, er, Brum, wolle fünftausend Mann amerikanische Schützen stellen, deren jeder mit einer siebenläufigen Büchse bewaffnet sein solle, und wenn man ihnen fünf Millionen Dollars zahle, so stehe er als Mann dafür, daß nach einem halben Jahr kein Kaffer am Kap mehr zu sehen sei. Wir Amerikaner, sagte er, wären zum allermeisten soviel wie dreißigtausend Engländer mit so erbärmlichen einläufigen Dingern; und wir wollten bald mit der Geschichte fertig werden—we should do it slick, right away!

Kapitain Mackinnon ist Officier in der englischen Marine. Er wirft die Frage auf, was wohl das Resultat sein werde, wenn ein englisches Kriegsschiff mit einem amerikanischen zusammentreffe, und dieses letztere in jedem Top zehn Mann habe, die mit Kapitän Brums Geschicklichkeit in Handhabung der siebenläufigen Waffe, gegen die Engländer einschößen. Sie könnten in anderthalb Minuten zweihundert und zwölf Mann wegblasen, also die ganze Mannschaft des Oberdecks vollkommen kampfunfähig machen.

Die politische Seite der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten.

Wir lassen obigen Notizen, zu welchen uns Mackinnons Werk Veranlassung gab, einige Betrachtungen folgen, die offenbar aus der Feder eines torystischen Engländers geflossen sind. Wir finden sie in der uns eben zugeschickten „Minerva“ von Friedrich Bran, einer werthvollen Zeitschrift, welche viele belehrende Aufsätze bringt. Wir wünschen derselben einen weiten Leserkreis, auch in Amerika, weil es gerade dort nicht überflüssig sein wird, neben den republikanischen Stimmen, gleichviel ob demokratischen oder whiggischen, auch solche zu hören, welche dem stabilen Elemente das Wort reden. Und gerade dergleichen findet man in der Minerva; außerdem aber auch andere wichtige Materialien zur Zeitgeschichte, welche für den gebildeten Theil unserer überseeischen Landsleute Interesse haben.

Mit dem Inhalt des hier folgenden Aufsatzes sind wir nicht in allen Einzelnheiten einverstanden, im Allgemeinen scheinen uns aber die Bemerkungen richtig zu sein, und wir wollen sie deshalb dem Westland einverleiben. Es ist ohnehin unsere Absicht, den hier behandelten Gegenstand von unserm Standpunkt aus in einem der folgenden Hefte zu erörtern.

* * *

Außer den Armen und materiellen Kräften, welche die Auswanderung der Union leiht, gewährt sie ihr, und wird das mehr und mehr thun, auch eine moralische Kraft, die sich bereits fühlbar zu machen beginnt, obgleich man noch nicht aufmerksam genug darauf ist. In unserer Zeit, wo die Massen auf dem ganzen Festlande bis zu den untersten Tiefen aufgewühlt sind, wo sie den Staat in Gefahr gebracht haben und nur mit großer Mühe unterdrückt wurden, wo das Gefühl des Leidens und Duldens so lebhaft ist und wo Jeder sein Elend weit schwieriger trägt als sonst, in einer Zeit, wo das Schlechtbefinden nicht mehr ein einfacher Schmerz, sondern eine unerträgliche Last geworden, mußte natürlich ein Land, in welchem eine Verwendung der Arme und der Erwerb von Grund und Boden so außerordentlich erleichtert wird, nothwendiger Weise die Blicke aller Unglücklichen unserer modernen Gesellschaften auf sich lenken. Zudem hat sich in unserer Zeit das Gefühl des Vaterlands aus zwei Gründen sehr verwischt: einmal aus einem Verlangen nach Glück, in Folge dessen fast Jedermann sagt: Ubi bene, ibi patria, und welches moralisch aus jedem Unglücklichen einen Verbannten im eigenen Vaterlande macht; — sodann aber wegen der Bürgerkriege, erzeugt durch dieselben Wünsche, indem alle die mit Rachegefühl gegen ihre Mitbürger und mit Gleichgültigkeit gegen ihr Vaterland erfüllt wurden, welche die Opfer dieser

Bürgerkriege wurden, alle Besiegten, und zu gleicher Zeit alle diejenigen, die ohne direct daran Theil genommen zu haben, sich doch durch die strengen Maßregeln, zu denen man greifen mußte, verletzt fühlen. Die Verein. Staaten sind daher für alle unglücklichen Europäer das wahre Vaterland, das ersehnte Eldorado. Daher der wunderbare, fortwährend wachsende Einfluß, die Bezauberung, welche die Vereinigten Staaten auf alle Armen ausüben, auf alle Dürftigen und Verbannten. Wer die Verhältnisse nur irgend sorgsam erwägt, wird diesen Einfluß bemerken. In den kritischen Verhältnissen, in welche unser Europa verwickelt ist, wird dieser Einfluß die Welt nicht mehr geographisch in Europa und Amerika spalten, sondern moralisch in zwei Theile: in dem einen Theile scheint alles Unglück, Leiden, Krieg und Tyrannei zu sein, in dem andern nur Glück, Arbeit, Frieden, Freiheit. So erzeugt dieser Einfluß *eine furchtbare politische Rivalität zwischen Europa und Amerika*, eine Rivalität, *die jetzt erst im Beginnen ist*. Der Philosoph, für den die Existenz von zwei oder drei Generationen kaum ein Pünktchen ist in der Unendlichkeit der Jahrhunderte, kann aus diesem Beispiele lernen, in welch hohem Grade die Größe der Staaten von eigenthümlichen Umständen, von zeitlichen Ursachen abhängt. Ganz sicher werden, wenn erst die Vereinigten Staaten so bevölkert sind, wie Europa und noch ehe ihre Existenz so viele Jahrhunderte dauert, wie die der Continentalstaaten, dieselben Uebel, Leiden, Unordnung und Regierungsnothwendigkeiten entstehen. Wohl entledigen sich die unglücklichen Bevölkerungen, die nach Amerika wandern, ihres Jammers und Elends; allein sie wissen nicht, daß ihre Nachkommen wahrscheinlich ebenso unglücklich sein werden, als sie selbst es sein konnten. Dies Glück und dieser allgemeine Wohlstand werden höchstens einige (?) Generationen lang dauern und gewiß ist das schon viel werth für die, welche dieses Glück genossen; allein in der Geschichte der Menschheit wird das unbemerkt (?) vorübergehen. Jedenfalls aber wird die durch diese Perspective des Glücks angelockte Auswanderung genügt haben, um die Macht der Vereinigten Staaten zu gründen und den Keim neuer Gesellschaften zu entwickeln: — providentiell genügt das. *Die Auswanderung dient nicht bloß dazu, die Macht Amerikas zu begründen, sondern auch die in Verderbniß versunkenen Völkerstämme Europas neu zu stählen.* Dies Glück, das materiell nicht auf die Abkömmlinge dieser Auswanderer übertragen werden kann, wird dennoch heilsame moralische Wirkungen haben. In einem Lande, wo der Preis für einen Acker Landes niedriger ist, als der Preis für die Befriedigung eines Lasters, wo dieser Acker Landes oft wohlfeiler ist, als eine Flasche Alcohol, da genügt es, daß ein Individuum, welches sich bereichern und Grundbesitzer werden will, von Zeit zu Zeit in den Befriedigungen seiner Laster und sinnlichen Gewohnheiten einige Einschränkungen Statt finden läßt. Unmerkbar gewinnt der Ehrgeiz bei den Auswanderern die Oberhand über ihre alten Gewohnheiten und Sitten; die Demoralisation macht nach und nach der Arbeit, der weisen Spar-

samkeit Platz; die Nothwendigkeit der Beharrlichkeit begründet in diesen neuen Sitten eine Art Tradition und nach Verlauf einiger Jahre entstehen neue Bevölkerungen mit neuem Charakter, ein neues Verständniß des Lebens, das sie den unvorhergesehenen Umständen, in denen sie sich befinden, der Natur der neuen Beziehungen, welche sie mit den Bewohnern des Landes anknüpfen mußten, der Originalität der Oertlichkeit verdanken, entsteht eine Art und Weise des Lebens, die auf die Nachkommen übertragen und durch die Zeit geformt, aus diesen Blockhäusern und Farms der Prärieen des Westens in die gewaltigen Städte übergehen und das Gesetz und die Weisheit der künftigen Nationen werden muß. Diese rasche Moralisirung der europäischen demoralisirten verderbten Volksstämme, die verwildert sind im Schooße der Civilisation, ist sogar bei dem herabgewürdigtsten, entwerthetsten aller Völker, bei den Irländern, bemerkbar, mit denen Großbritannien nichts anzufangen weiß und die, nach Amerika verpflanzt, obgleich sie alle ihre natürlichen Eigenschaften behalten, sich leicht ihrer Erniedrigung entledigen und ebenso gute Landbebauer, und ebenso vortreffliche Arbeiter werden, wie der Amerikaner selbst.

Aber die Auswanderung hat für die Vereinigten Staaten noch ganz andere Folgen, und schon jetzt kann man den europäischen Staaten verkünden, daß diese Menge freiwilliger Verbannter binnen wenigen Jahren die wahre militärische Kraft von Nordamerika bilden wird. So oft die Yankees irgend eine Ungerechtigkeit begehen wollen oder müssen, sei es, um ihren inneren Schwierigkeiten zu entgehen, wie bei der Texasfrage und dem Kriege mit Mexico, sei es um die Zahl ihrer Staaten zu vermehren und ihre Herrschaft auszudehnen, können sie auf die unruhige Bevölkerung des Westens rechnen. Die immer wieder von Neuem versuchten Expeditionen gegen Cuba liefern den Beweis dafür. Es wird noch eine geraume Zeit vergehen, bis die Vereinigten Staaten ein permanentes, regelmäßiges Heer besitzen, wie die regelmäßigen Heere unsers Europas, aber eine unregelmäßige Armee werden sie besitzen und besitzen sie bereits. Es ist leicht vorauszusehen, daß sie binnen wenigen Jahren eine Armee von 3 bis 4 Millionen Abenteurern zur Verfügung haben werden, fähig zu Allem, nicht sehr gewissenhaft hinsichtlich der Wahl der Mittel, eine reiche, gedrängte Masse von Brüsten und Köpfen, um sie zur Befriedigung ihres Ehrgeizes den Kugeln und Säbelhieben preiszugeben. Die Gefühle des Grolls oder des Hasses, welche die Auswanderer begreiflicher Weise gegen ihr Vaterland hegen, weiß die Kühnheit oder die Propagandasucht der Amerikaner bereits trefflich zu benutzen; später werden ihnen dieselben zu Eroberungsmitteln dienen. Dieß ist nun allerdings noch ein entfernteres Resultat; allein es giebt andere, die näher liegen und fühlbarer sind. Die Auswanderung wirkt nicht bloß auf Urbarmachung der Prärien, sondern noch weit mehr auf die Zunahme der städtischen Bevölkerungen. Ich höre so Vieles von der raschen Gründung der Städte in Amerika und ihrer Vervielfältigung; allein diese Raschheit ist nicht so groß als man glaubt und

die Zahl der gegründeten Städte sogar unbedeutend (?), wenn man die ungeheuren Territorien, welche die Union besitzt, erwägt; aber die bereits existirenden Städte wachsen in wahrhaft furchtbarer Weise. So zum Beispiel die Städte des Staats Neuyork, die Städte der Staaten des Westens und um ein Beispiel zu nehmen, Chicago, die Hauptstadt der Prärien. Es sind kaum einige Jahre her, da heulten noch die Wölfe um die an den Ufern des Illinois zerstreut liegenden Häuser, und jetzt haben sich diese Häuser dergestalt vermehrt, daß Chicago zwischen 22,000 bis 25,000 Einwohner zählt. Hauptsächlich im Westen ist dieses Wachsthum am auffallendsten. Warum wohl? Obristlieutenant Arthur Cunynghame, der bei seiner raschen Excursion dennoch Gelegenheit fand, den Grund vieler Eigenthümlichkeiten zu erkennen, macht uns recht scharfsinnig auf die Ursachen obiger Bemerkung aufmerksam. Früher begaben sich die Auswanderer so ziemlich auf's blinde Ungefähr hin in die Prärie; ohne sich viel um den Werth der anzukaufenden Ländereien und um deren Lage zu kümmern, war ihnen Wohlfeilheit die Hauptsache; sie nahmen das Stück Land, welches ihnen das wenigste Geld kostete. Bald aber wurden sie gewahr, daß sie in ihrer Isolirtheit und fern von den Städten, ohne Stützen, ohne Absatzwege für ihre Erzeugnisse waren und daß diese Wohlfeilheit sie ruinirte, statt zu bereichern. Daher suchen sie jetzt weit mehr diejenigen Ländereien auf, welche nicht weit von den Städten liegen, obgleich sie dafür einen weit höhern Preis zahlen müssen. Dieses Zusammenrücken der agricolen Bevölkerungen trägt ganz natürlich durch die Wichtigkeit, welche den Städten dadurch verliehen wird, zu deren Wachsthume bei. Welche Resultate werden nun aber wohl für die politische Zukunft der Union aus dieser raschen Zunahme der Städte erwachsen? Das ist nicht schwer vorauszusehen. Je mehr sich die Demokratie in Städten concentriren wird, muß die Macht von der ackerbautreibenden Bevölkerung auf die städtische Bevölkerung übergehen und sich der Staat demgemäß umgestalten. In Europa stürzte in Folge dieses Wachsthums der Städte die feudale Aristokratie und ward die Demokratie erzeugt; in den Vereinigten Staaten könnte leicht das entgegengesetzte Resultat daraus erwachsen und dem Staate gewaltsam vom unbeschränkten demokratischen Regiment zu einem beschränktern, zu einer Art bürgerlichen und militärischen (?) Aristokratie verholfen werden.

Auch der Einfluß, den die Auswanderung auf den Wachsthum des Reichthums in den Vereinigten Staaten ausübt, ist nicht ohne Wichtigkeit. Alle kleinen, langsam im alten Europa zu dem Zwecke zusammengerafften Vermögen, um damit dem Elende zu entfliehen, kommen in den Vereinigten Staaten zur Verausgabung. Diese Reise von Neuyork und Buffalo nach dem fernen Westen, der nothgedrungene Aufenthalt in den Städten, der Ankauf von dringend nothwendigen Gegenständen, der für Ankauf von Grund und Boden an den Staat entrichtete Preis befreien den Auswanderer rasch von seinen geringen Ersparnissen und meistens kommt er mit völlig leeren Taschen an seinem Bestimmungs-

orte im Westen an. Glücklicher Weise braucht er, wenn er sich daselbst erst einmal niedergelassen hat, zum Leben nur noch Energie und guten Willen. Diese Ersparnisse, diese kleinen Vermögen, welche die Auswanderer herausgaben oder nach den Vereinigten Staaten bringen, sind daher für Amerika ein ohne Beschwerden, ohne Kosten erworbenes Kapital, also reiner Gewinn. Amerika ist gewissermaßen der Universallegatar aller Armen Europas, und nicht zufrieden, sich auf diese Weise die Hülfsquellen der Auswanderer zu Nutzen zu ziehen, findet es noch Mittel und Wege, sich auf ihre Kosten zu bereichern, indem es auf ihre Arbeit speculirt und gegen sie eine Menge kleiner Industrieen anwendet, die man bei uns Wucher nennen würde. Cuninghame citirt davon einige Beispiele, die wir ihrer Merkwürdigkeit wegen hier mittheilen wollen. In Chicago lernte der Reisende einen Speculanten kennen, der sein Vermögen dadurch erworben hatte, daß er den Farmers der Umgegend monatlich zu 1 Procent lieh, aber nicht baares Geld, sondern Papier, also seinen eigenen Kredit. Zuweilen finden Anleihen in folgender Weise Statt: ein Landbebauer, Auswanderer, hat eine Summe in Händen, die genügend ist, um ein Land zu pachten, aber nicht um es zu kaufen; ein räuberischer und schlauer Yankee präsentirt sich und kauft 50 Acres Prairie von der Regierung für 62½ Doll.; sodann verkauft er das Land wieder an unsern Auswanderer, der sich contractlich verpflichtet, ihm binnen drei Jahren den Acre für 2½ Dollars abzukaufen, wodurch, wie man sieht, dem Darleiher ein hübscher Profit erwächst. Geht Alles gut, so bringt es der, welchem das Anlehen gemacht wird, wieder bei, trifft ihn aber Unglück, dann hat er seine Zeit, Arbeit und auf Baulichkeiten und Urbarmachungen verwendeten Kapitalien verloren. Der Darleiher macht aber in jedem Falle gute Geschäfte: bezahlt der Borger, so hat er sein Kapital zur honneten und einträglichen Taxe von 30 Proc. angebracht; bezahlt er nicht, so behält er den Grund und Boden und wird demnach für eine unbedeutende Summe Eigenthümer einer Farm mit Baulichkeiten, die cultivirt ist und in Beziehungen steht, anstatt des uncultivirten, wilden Stück Landes, das er angekauft hat. Dergleichen Anleihen, die ganz gut sind für die Amerikaner, welche alle Schlauheiten ihrer Mitbürger kennen, sind tödtlich für den Auswanderer; dennoch läßt sich Mancher auf diese Weise fangen und ruinirt sich dadurch, ohne einen andern Vortheil, als für seine neuen Landsleute gearbeitet und ihnen geholfen zu haben, sich zu bereichern.

Die Amerikaner und Franzosen in Californien.

Seit etwa sechs Jahren sind die Amerikaner im Besitz von Californien, und in dieser kurzen Spanne Zeit hat das Land einen durchaus veränderten Anblick gewonnen. Dieses unternehmende Volk wußte Arbeiten von riesen-

haftem Umfange mit einer wunderbaren Schnelligkeit herzustellen; ganze Berge sind verschwunden, große Städte wie durch Zauberschlag dem Boden entstiegen, Landstraßen angelegt, und auf allen schiffbaren Gewässern fahren Dampfschiffe. Das Alles muß um so mehr überraschen, da die Umstände, unter welchen das Alles geschah, höchst ungünstig genannt werden müssen. Denn Arbeitskräfte waren äußerst schwer zu bekommen, weil jeder der starke Knochen und Muskeln hatte in die Goldgegenden eilte, und überall Arbeitslohn und Lebensmittel, Kleidungsstücke, Kolonialwaaren und Getränke ganz ungeheuer hoch im Preise standen.

Ein Franzose, der sich längere Zeit in Californien aufhielt, — Martial Chevalier, in dem ersten Septemberhefte der Revue des deux Mondes, — fällt ein sehr scharfes, doch im Allgemeinen wohl nicht ganz ungerechtes Urtheil über die gegenwärtigen Bewohner des Landes; natürlich gilt dasselbe nur von der großen Masse, nicht von allen Einzelnen. Dem an den straffen despotischen Polizeistaat Frankreich gewöhnten Mann mußte es auffallen, daß in Amerika überhaupt so wenig wie möglich regiert wird. Jeder lebt auf eigene Faust oder vergesellschaftet sich mit Anderen um gewisse Zwecke zu erreichen. „Ein uneigennütziger Staatsmann ist eine Ausnahme die man in Californien nur selten antrifft — (und wo wären denn im heutigen Frankreich dergleichen?); — der amerikanische Beamte kommt gerade zu demselben Zwecke ins Land wie der Goldsucher. Jeder trachtet danach, sein persönliches Interesse zu befriedigen; einen andern Beweggrund hat der Amerikaner in Californien nicht. Die meisten Kaufleute speculiren leichtsinnig und ohne Rücksicht auf Moralität in den Tag hinein; geht irgend einer sehr behutsam zu Werke, so geschieht es nur weil er im Voraus das Resultat berechnen kann. Ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, trachtet der Yankee nicht bloß nach hohem Gewinn allein, sondern es liegt ihm dabei eben so viel daran, sich auch noch des Erfolgs rühmen zu können, und den nichts Arges Ahnenden oder den Leichtgläubigen zu überlisten. Im Handel und Wandel ist er übrigens eben so stürmisch und dringend wie beim Bau einer Landstraße oder Eisenbahn. Es kommt vor daß ein Mann, welcher in den Vereinigten Staaten Landwirth oder Handwerker gewesen, in Californien als Advokat oder Friedensrichter sein Brot erwirbt; heute ist ein Mann in San Francisco Spielhalter in einer der zahlreichen Höllen, und nach Verlauf einiger Zeit bekleidet derselbe irgend ein einflußreiches Amt. Es ist auch vorgekommen daß Leute, welche zu Polizeistellen gewählt worden waren, ihr Amt dazu benutzten, um Spielhöllen und noch schlechtere Häuser anzulegen. Trotz alle dem werden viele Kirchen gebaut und die Sonntagsschule wird aufs Strengste beobachtet."

Eine aus dergleichen Elementen zusammengesetzte Staatsverwaltung steht nicht in dem Rufe der Achtbarkeit, der einer solchen Administration eigentlich nicht fehlen darf; auch sind ihr Gewicht, ihr Einfluß und ihre Macht oft nur scheinbar, und es kommen Fälle vor, in denen ihr Schutz sogar gefährlich wird.

In einem Lande wo es solche Behörden und keine organisirte bewaffnete Macht giebt, muß jeder Einzelne sich selbst und sein Eigenthum schützen, und man begreift daß viele zusammen traten und die so viel besprochenen Sicherheitsausschüsse bildeten; diese sorgten für Ruhe und Ordnung und schritten gegen Verbrecher ein, welche keine Belästigungen von Seiten der gerichtlichen Behörden erfuhren.“ Herr Martial Chevalier hätte hinzufügen sollen, daß diese bösen Erscheinungen doch jedenfalls nur vorübergehend sein werden. Sobald das Land eine feste, stetige, ansässige Bevölkerung hat, und das wird in spätestens zehn Jahren der Fall sein, dann stellt sich ganz naturgemäß ein ähnlicher gesellschaftlicher Zustand her wie in den älteren Staaten.

Die französische Einwanderung nach Californien begann im Jahre 1849. Sie zeichnet sich dadurch aus daß nicht etwa Haufen landflüchtiger Abenteurer aus Frankreich dorthin strömten, wie das zum Beispiel aus Amerika, namentlich Mexico, und aus England der Fall war. Die Emigration bestand vielmehr zum größten Theil aus achtbaren Leuten, und sie ist zum Beispiel in San Francisco bei der Unzahl der Verbrechen welche dort verübt werden, nur in sehr geringem Maße betheiligt. Die ersten Franzosen welche, verführt durch die übertreibenden Berichte amerikanischer Blätter, ins Eldorado zogen gehörten den gebildeten Classen an, es waren Aerzte, Advokaten, Notare, Ingenieure, Professoren, Verwaltungsbeamte, sodann pariser Handwerker und Künstler, selbst einige vormalige Deputirte, — alles Leute aus sehr rechtschaffenen Ständen, aber wenig für die Arbeiten in den Goldgruben geeignet, auf deren Ausbeutung sie es doch eigentlich abgesehen hatten. Bald begriffen sie daß zum Betrieb eines solchen Geschäfts doch ein ganz anderer Schlag von Leuten gehörte, und unter allen jenen Einwanderern waren es einzig und allein die Aerzte, welche ihrem Berufe treu bleiben konnten. Sie kamen auch nicht einmal in die Versuchung Gold zu graben, denn ihre Diggings waren auf jedem Siechbette, da jeder Krankenbesuch mit sechszehn Piastern bezahlt wurde. Unter den ersten französischen Einwanderern gab es nur wenige Feldarbeiter, Soldaten oder Seeleute.

Der Ankömmling, welcher in San Francisco landet, ist im Durchschnitt anderthalb hundert Tage unterwegs gewesen, wenn er aus Europa die Reise antrat und um das Kap Horn fuhr. Schon auf der Rhede erhält er Nachrichten, die keineswegs geeignet sind, ihn zu ermuthigen. Er hört vom Lootsen oder vom Correspondenten des Befrachters oder Rheders, daß die Goldlager weit landeinwärts liegen, und daß selbst für Leute, welche sich auf das Handhaben der Hacke verstehen, der Erfolg unsicher ist. Nun erblickt er die Stadt San Francisco und deren Umgegend, die einen sehr trübseligen Anblick darbieten; auch erfährt er, wie unstät und unangenehm hier das Klima den größten Theil des Jahres hindurch ist. Der in Europa gefaßte Entschluß, auf jeden Fall Gold graben zu wollen, wird meist schon hier bereuet, wenigstens wird er wankend, und sehr Viele gehen gar nicht dorthin, wo sich die Placeres

res befinden. Diejenigen, welche fest bleiben und auf Goldsuchen ausziehen, bringen dann doch meist so viel zu Stande, daß sie ihre dringendsten Bedürfnisse bestreiten können. Aber wie haben sie arbeiten müssen, und wie steht es nach so manchen Entbehrungen mit ihrer Gesundheit? Sie müssen nach Francisco zurück und irgendwie ein Unterkommen suchen.

Der Fremde, welcher ein Stück amerikanischer Eigenschaften in sich hat, das heißt sich auf Handel und Wandel versteht, und dabei geschickt, ausdauernd und sehr umsichtig ist, kann einigermaaßen darauf rechnen, daß er irgendwie sein Fortkommen findet, und sich in den großen Städten besser steht, als wenn er in den Diggings umherstreift. Dagegen kommen Leute, welche an Wind und Wetter und schwere anhaltende Körperarbeit gewöhnt sind manchmal in den Goldgruben zu einem nicht unbeträchtlichen Vermögen; da sie doch täglich vier bis fünf Piaster erbeuten. Martial Chevalier erwähnt eines Mannes, der erst Artilleriesoldat und dann Bauer im südlichen Frankreich gewesen war; er traf ihn in Californien als Goldgräber. Im ersten halben Jahre hatte er so viel wie gar nichts gefunden, aber auch unter den schwierigsten Umständen den Muth nicht verloren, sondern immer fort gegraben. Seine Ausdauer wurde belohnt und er gewann später binnen drei Monaten der Erde etwa dreitausend Piaster ab. Andere haben weit mehr gefunden, Manche so viel, daß sie nun ihr ruhiges Auskommen haben; aber alle waren fleißige und nüchterne Leute, welche das Erworbene zusammenhielten. Auch von den entlaufenen Matrosen haben manche sehr viel Gold geerndtet, aber fast nichts davon behalten; das meiste war nach kurzer Zeit verjubelt.

Seit 1850 hat die französische Einwanderung in Californien neue Bestandtheile erhalten. Von da ab kamen fast nur kräftige, an harte Arbeit gewöhnte Leute, die von vorne herein wissen, welche Schwierigkeiten sie zu überwinden haben; sie wetteifern mit den übrigen an Ausdauer. Für diesen Schlag Leute wird noch auf lange Zeit hinaus dort eine sehr ergiebige Erndte zu machen sein, und ohnehin steht sich jetzt der Goldgräber in einer weit besseren Lage, als vor vier oder drei Jahren. Damals gewann er sehr wenig, wenn er auch Tag für Tag zehn Piaster erbeutete, weil er fast das ganze Gold für Lebensmittel, Kleidungsstücke und dergleichen auszugeben hatte. Denn alles war ganz entsetzlich theuer. Jetzt dagegen kann er durchschnittlich seine ganze Ausgabe täglich mit einem Dollar bestreiten, und er muß schon Unglück haben, wenn er nicht, eins in das andere gerechnet, täglich für drei bis vier Piaster Goldstaub zu Tage fördert. Die Dampfschifffahrt ist geregelt, die Zufuhr aller Art von Waaren sehr beträchtlich; die Concurrenz schafft wohlfeile Preise dabei auch noch Auswahl, und manche Gegenstände kosten nicht mehr als in Europa. Es gab Zeiten, da in den Goldgruben das Pfund Mehl zwei Dollars kostete, das Pfund Zucker wurde mit drei Dollars, das Pfund Kaffee eben so hoch bezahlt; ja in einem Falle ist für ein frisches Ei der Werth von acht Dollars gegeben worden.

Amerikanische Expedition nach dem Amazonenstrom.

Von den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus wurde eine wissenschaftliche Expedition ausgerüstet, welche Theile des innern Südamerika's und namentlich den Amazonenstrom erforschen sollte. An die Spitze derselben wurde von der Regierung der Marinelieutenant W. L. Hernden gestellt, der vor einiger Zeit nach Neuyork zurückkam. Er hatte seine Reise von Lima aus angetreten, im Mai 1851. Mit ihm ging nur ein Theil der Expedition. In der kleinen Stadt Tuoma, die auf der Hochebene der Andes zwischen der westlichen und östlichen Kette liegt, theilte Hernden seine Partie abermals. Lieutenant Lardner Gibbon ging mit einem Führer und einem Diener nach Cuzco, der alten Incahauptstadt, und zog von dort nach Osten um bis in die Quellgegend des Purus vorzudringen. Von dort sollte er nach Süden gehen, La Paz und Cochabamba besuchen, und sich auf dem Mamore einschiffen, der in den Madeira fließt. Diesen großen Zufluß des Amazonenstroms sollte er hinabfahren und mit Hernden zu Barra do Rio Negro zusammentreffen. Dieser letztere hatte sich von Tuoma aus nach Norden gewandt, war über Cerro de Pasco gegangen, hatte die zweite Kette der Andes überstiegen, und sich auf dem Huallaga eingeschifft. Er war dann in die Ucayale gesteuert und hatte die Mission Sarayacu besucht. Der Leser des Westlandes erinnert sich, daß ein großer Theil dieser Reise durch Gegenden ging, welche Herr von Castelnau einige Jahre früher besucht hatte. Wir haben diese Expedition des französischen Reisenden vor einigen Monaten beschrieben.

Hernden fand den Paß von Antarangra, der über die Cordillere führt, nach seinen Barometermessungen 16,210 engl. Fuß hoch. Er hatte in Kanoes Flußstrecken von zusammen etwa vier tausend Meilen Länge beschifft, und war am 11. April 1851 in Para angekommen. Er schildert die Fruchtbarkeit und die mächtige Produktenfülle des innern Südamerikas mit den lebhaftesten Farben. In manchen Landestheilen fand er gesundes Klima; und nach ihm ist der Amazonenstrom für Schiffe von zwölf Fuß Tiefgang einige tausend englische Meilen aufwärts schiffbar. Gibbon war noch nicht zu Barra do Rio Negro eingetroffen, und Hernden ließ ihm daher Instructionen zurück.

Bekanntlich haben die Nordamerikaner den Amazonenstrom scharf ins Auge gefaßt; der Hydrograph Maury hat sie jüngst eindringlich auf die Vortheile hingewiesen, welche ein ausgedehnter Handelsverkehr mit jenen noch so wenig ausgebeuteten Ländern haben würde. Und gerade die Amerikaner sind die rechten Leute um für den Verkehr mit dem innern Südamerika die Bahn zu brechen.

Verhältnisse auf der Landenge von Panama.

Neuyork, 4. September. Ich hatte vor einigen Tagen Gelegenheit ausführlich mit zwei Schweizern zu sprechen, von denen ich einige geographische Notizen erhielt, die wohl in Ihrem „Westlande“ Aufnahme finden.

Beide Männer waren in Escribano gewesen, am Belenfluß, etwa achtzig Miles von Chagres entfernt. Sie hatten erst in den Goldminen am Fort Bowne, zehn Miles am Rio Belen hinauf, zwei Jahre lang gearbeitet und dort monatlich funfzehn Dollars nebst freier Station gehabt. Weil gar keine Gelegenheit vorhanden war, irgend etwas auszugeben, so hatten sie Geld erspart und waren dann Indianerhändler geworden. Jetzt, nachdem sie dieses Geschäft eine Zeitlang getrieben, sind sie hierher gekommen um sich mit assortirten Waaren zu versorgen, welche sie mit erheblichem Nutzen abzusetzen hoffen.

Sie schildern mir die von ihnen durchstreifte, von Europäern kaum noch besuchte Gegend in folgender Weise: Der Küste von Chagres entlang kommt erst Rincon, dann Goclee (?), nachher Palmex und endlich Escribano. Die beiden ersteren liegen an Flüssen gleiches Namens, sind aber ganz unbedeutende Plätze, die aus wenigen Hütten bestehen. Escribano hat etwa 40 Einwohner, unter welchen die beiden Schweizer, Müller und Etter, die beiden einzigen Weißen. Von Goclee geht ein Weg über Savanna nach Panamanee, das über tausend Einwohner haben soll. Unter den Flüssen in jener Gegend sei der Rio Valencia der bedeutendste. In dem ungemein fruchtbaren und ergiebigen Lande wird nichts producirt als etwa Bananen. Alles übrige dessen der Mensch an Kleidern und Nahrungsmitteln bedarf, selbst das Brot für die Goldgräber kommt aus — Neuyork! Die Indianer sind gutmüthig und sprechen unter sich vielleicht eine besondere Sprache, im Verkehr mit Weißen aber reden sie Spanisch. Die Händler tauschen gegen die Waaren welche sie im Lande feil bieten, Goldstaub, Schildpat und Panamageflechte ein. Für Leute, welche mäßig leben, ist das Klima gut; wer aber eine strenge Diät übertritt wird leicht von Fiebern heimgesucht. Die Flüsse werden nur mit Indianercanoes befahren; selbst Maulthiere sind selten und theuer, wie sich denn noch Alles in äußerst primitiven Zuständen befindet. Das ist aber die Ladung assortirter Waaren, welche die beiden Schweizer ins Land bringen wollen, viel weniger; denn unter denselben befinden sich auch allerlei geistige Getränke, namentlich Weine. Ich habe mich noch auf keiner der mir zu Gebote stehenden Charten eigentlich über das hier angedeutete Land zurecht finden können; doch stehen auf einigen die Namen Rincon, Goclee und der Belen.

H. E. L.

Wir fügen dem Briefe einige Notizen hinzu. Daß Gold in nicht geringer Menge auf der Landenge von Panama und in Neugranada vorhanden ist, leidet keinen Zweifel mehr, und so wird es denn auch schon in der nächsten Zeit nicht an einer Yankee-Ueberfluthung fehlen. Der „Panama-Herald" vom 3. August schreibt, aus dem Bezirk Choco sei eine beträchtliche Menge Goldstaub angelangt; auch sei dergleichen aus Buenaventura gekommen. Jenem Bericht zufolge sind die Goldgruben um Choco zumeist Privateigenthum, auf welchem die Eigenthümer nur jene zum Goldgraben lassen, welche ihnen eine beträchtliche Abgabe zahlen; die Minen lassen sich aber bequem erreichen und ohne große Anstrengungen ausbeuten. Am meisten Gold liegt bei Quibdo oder Citera, wo man aber den Ausländern keinen Zutritt gestattet. Am Andagaflusse, der in den Rio Atrato fällt, etwa zwei Tagereisen vom Quibdo entfernt, wird auch viel Gold gefunden, eben so bei Noveta, oberhalb Citera; indessen werde bei diesen Plätzen noch keine systematische Arbeit vorgenommen. Gute Minen liegen ferner am Rio Bebera, funfzehn englische Meilen unterhalb Quibdo, und dort könne graben wer wolle. Am obern Laufe der Flüsse findet man das Gold überall ziemlich an der Oberfläche des Erdreiches, weiter abwärts liege es tiefer. Der Goldstaub sei dem californischen ähnlich. Im Unterlande finde man neben dem Golde auch Platina; dort sei aber das Graben wegen der vielen Raubthiere und giftigen Schlangen sehr gefährlich; die Hütten der Eingeborenen stehen dort auf Pfählen; das Volk sei grausam und verrätherisch. Trotz Tigern, Schlangen und Indianern war ein Trupp Yankees nach dem goldreichen Oberlande abgegangen, um dort zu „prospecten." Es fehlt an Straßen und in vielen Gegenden selbst an Pfaden.

Verbindungswege zwischen dem Atlantischen und Stillen Weltmeer.

Die eigentliche Terra firma auf dem großen westlichen Continent war eine der ersten Entdeckungen des großen Columbus und ist jetzt als ein Theil jenes Isthmus bekannt, welcher durch eine zusammenhängende Landkette Nord und Südamerika mit einander verbindet. Er erstreckt sich in nordwestlicher Richtung von dem 8° N. B. und 76° W. L. bis zum 16° 30′ und 18° 30′ N. B. und 95° W. L. mit einem Flächeninhalt von mehr als 1300 geographischen Quadratmeilen. Die schmalsten Theile dieses Landstreifens sind

1) zwischen Chagres und der Bay von Panama, in directer Linie 33 Meilen;

2) durch die Provinz Chiriqui in Veragua, 40 Meilen, in dem Meridian von 82° W. L.;

3) von unweit Alvarado am Atlantischen Meer, bis zur Bay von Tehuantepec am Stillen Meere, eine Entfernung von 92 Meilen;

4) von der Mündung des Flusses St. Juan, am Atlantischen Meere auf dem 10° 40′ N. B. bis Nicoya, am Stillen Meere, eine directe Linie von 120 Meilen, von Matena jedoch nur 95 Meilen;

5) von dem Golfo Dolce an der inneren Gränze der Bay von Honduras, bis Trinidad am Stillen Meere, 70 Meilen. (Die Entfernungen sind in englischen Meilen angegeben.)

Seit der Entdeckung des Isthmus und nachdem es bekannt wurde, daß seine südlichen Küsten von dem Großen Stillen Meere begränzt werden, ist die Aufmerksamkeit Europa's auf denselben gerichtet gewesen; da jedoch die ganze Westküste von Nordamerika bis zum 42° N. B. unter der Herrschaft Spaniens stand, von welchem sie dem Handel fremder Nationen verschlossen gehalten wurde, so war bis auf die neuere Zeit nur wenig Gelegenheit geboten, von der Beschaffenheit dieses Isthmus und den erforderlichen Mitteln um durch ihn die Küsten des Atlantischen Meeres mit denen des Stillen Meeres zu verbinden, sichere Kunde zu erlangen. Aber seitdem die Autorität Spaniens in diesem Theile der Welt gestürzt, und die Macht und die Herrschaft der Vereinigten Staaten bis an die Küsten des Stillen Meeres ausgedehnt worden sind; seit der gesteigerten Communication mit den Inseln der Südsee und dem Emporblühen und der Ausdehnung des Handels der britischen Colonien in Australien, Van Diemens Land und Neuseeland, ist die Aufmersamkeit der Welt ununterbrochen und in hohem Grade darauf gerichtet gewesen, den leichtesten und zweckmäßigsten Weg aufzufinden, auf welchem dieser Isthmus überschritten werden könne, um eine schnelle und sicherere Verbindung mit allen Küsten des Stillen Meeres herzustellen, als durch die langdauernde und gefährliche Umschiffung des Cap Horn. Jeder praktikable Punkt ist einer Untersuchung unterworfen worden, und der Gegenstand kann nunmehr nicht länger ungewiß oder zweifelhaft bleiben, vielmehr ist mit Zuversicht anzunehmen, daß er endlich seiner Verwirklichung entgegengeht.

Es giebt acht Punkte von welchen aus die Verbindung des Atlantischen mit dem Stillen Meere mehr oder weniger praktikabel oder schwierig ist.

1) Durch eine Vereinigung der Hauptgewässer des Flusses St. Juan, welche unter dem 4° N. B. in den Stillen Ocean münden, mit den Hauptgewässern des Atrato, welcher nach einem Laufe von 210 Meilen in fast gerader nördlicher Richtung in das Atlantische Meer im Golf von Darien ausläuft. Diese Vereinigung ist am leichtesten durch das Thal von Raspadura zu bewerkstelligen, in welchem während der Regenzeit Canoes von Fluß zu Fluß fahren können. Aber dieses Thal hat eine bedeutende Erhebung, die Strömung der beiden Flüsse ist sehr bedeutend, die Entfernung von einem Meere zum andern beträgt 350 Meilen, und der Weg geht durch sehr ungesunde Gegenden. Die spanische Regierung beabsichtigte bereits vor ungefähr 70 Jahren

die Verbindung auf diesem Wege zu versuchen, aber der Ausbruch des amerikanischen und des französischen Krieges lenkte ihre Aufmerksamkeit von dem Projecte wieder ab.

2) Eine Linie von der Mündung des Flusses Tupica oder Cupica, am Stillen Meere auf 7° 30′ N. B. bis an den Atrato, vermittelst des Flusses Naipi, eines tiefen Stromes, und die Entfernung des Atrato bis an das Meer nur 60 Meilen. Das Niveau der neben den Quellen der Ströme liegenden Thäler beträgt jedoch in einer Entfernung von 25 Meilen vom Stillen Meere, wenigstens 400 Fuß über dem Meeresspiegel, und überdies ist diese Linie der gefährlichen Schifffahrt auf dem Atrato unterworfen.

3) Die Linie von der Mündung des Atrato bis an den Golf von San Miguel, eine Entfernung von 65 Meilen. Die Hauptgewässer der Ströme, welche hier in entgegengesetzter Richtung zu den genannten Punkten fließen, liegen zwar nahe beisammen, indeß ist das niedrigste Niveau des zwischen ihnen liegenden Landes wenigstens 500 Fuß über dem Meere. Die Mündung des Atrato ist überdieß gefährlich durch bewegliche Sandbänke, sumpfig und höchst ungesund, und die Küsten des Golfs von San Miguel sind nicht viel, wenn überhaupt, besser.

4) Eine Route von Port de Escosses, oder Neu-Edinburgh, einem guten Hafen auf der atlantischen Seite, bis zu den Hauptgewässern des sehr gekrümmten und reißenden Flusses Huqumaqua, welcher in den Golf von San Miguel mündet, und dessen Quellen nur ungefähr 10 Meilen westlich von Neu-Edinburgh liegen. Der Golf von San Miguel reicht 22 Meilen weit ins Land hinein und hat eine gute Wassertiefe, aber das Niveau des westlich von Neu-Edinburgh belegenen Landstrichs ist wenigstens 500 Fuß (einige Berichte sagen 800) über dem Meeresspiegel, ein Umstand der vor allen Dingen auf allen diesen Routen die Anlage eines Schiffskanals sehr erschweren, wenn nicht unmöglich machen muß.

5) Die Route von Chagres nach Panama, oder eigentlich von der nahe gelegenen Navy Bay; die kürzeste von allen, auf welcher gegenwärtig eine Eisenbahn (mit einem Kostenanschlage von mehreren Millionen Dollars) im Bau begriffen ist. Das Niveau dieser Linie ist ungefähr 360 Fuß über dem Meere, durch vielfache Tunnels um 90 Fuß reducirt. Chagres und Navy Bay haben ein tödtliches Klima, und Panama ist keineswegs gesund, während große Schiffe nur 3 Meilen außen vor der Stadt vor Anker gehen können. Es sind daher bedeutende Ausgaben erforderlich, um dort eine Landungsbrücke zu bauen und in Navy Bay einen Wellenbrecher anzulegen, um die Schiffe vor den Nordostwinden zu schützen, welchen sie, besonders in den Wintermonaten, ausgesetzt sind.

Diese Route, in Folge der Eisenbahnverbindung jetzt schon die am meisten besuchte, hat durch das in neuester Zeit in Newyork aufgetauchte Project einer Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Panama und Sydney noch an Bedeutung

gewonnen; sie dürfte daher vorläufig als die alleinige große Straße über den Isthmus zu betrachten sein, besonders bei Berücksichtigung des etwaigen Scheiterns der Nicaragua-Unternehmung.

6) Die Tehuantepec-Route. Die Häfen sind auf beiden Seiten, besonders der Atlantischen, schlecht, und während der Wintermonate auf dem Atlantischen Meere unzugänglich. Diese Linie hat einen großen Fluß bis zum Osten des südlichen Theils der Sierra Madre Gebirgskette zu passiren, welcher sich selbst ein Bette von 500 Fuß Tiefe durch einen vulkanischen Boden gewühlt hat. Die Elevation ist bedeutend, und in Folge dessen auch hier nur von einer Straße die Rede, die indeß schwierig genug (?) sein wird; ein Kanal kann als impraktikabel angesehen werden.

7) Die San Juan de Nicaragua-Route, welcher bisher die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade zugewandt war. Sie erstreckt sich von der Mündung des Flusses San Juan in das Atlantische Meer, längs dem Flusse 101 Meilen und in gerader Linie 70 Meilen lang, bis an den Nicaraguasee. Der Fluß ist so groß wie der Guadalquivir in Spanien, und rings um die ganze Mündung ist das Land sehr ungesund. Der Nicaraguasee, eine großartige Wasserfläche, liegt 129 Fuß über der Fläche des Stillen Meeres, er ist an seinen tiefsten Stellen 60 Klafter tief, in seiner Ausdehnung nach Nordwesten bis zu 12 und 5 Klaftern abflachend. Von dem südlichen Ende der Stadt Nicaragua bis zum Stillen Meere ist die Entfernung ungefähr 15 Meilen, und das Niveau des Thales, welches sich zwischen vulkanischen Bergen hinzieht, ohngefähr 20 Fuß über dem Meere. Es giebt einen noch schmalern Punkt südlich der Stadt Granada, wo die Entfernung bis zum Meere nur 12 Meilen beträgt, es stellen sich indeß dieser Linie mehr Schwierigkeiten entgegen. Der Nicaraguasee ist ca. 120 Meilen lang und 50 breit, der See Managua oder Leon liegt 18 Meilen nordwestlich von demselben und ist ca. 60 Meilen lang und 35 breit, mit einer Tiefe von 2—6 und 12—40 Klaftern. Die Ebene von Leon liegt ohngefähr 28 Fuß über demselben, die Erhebung über dem Meere beträgt etwa 200 Fuß, und die Entfernung bis zum Stillen Ocean nur 6 Meilen; ein niedriger Bergrücken von ohngefähr 60 Fuß Höhe über der Ebene erhebt sich zwischen dieser und dem Meere. In dieser Gegend werden drei Linien für die Anlegung eines Kanals besprochen: 1) durch Austiefen des Flusses, oder Anlegung eines Kanals neben dem Flusse San Juan, und dann vom Nicaraguasee bis San Juan del Sur am Stillen Meere. Aber die Ankerplätze sind dort nicht gut und, gleich dem übrigen Theil des Golfs von Papagayo, plötzlichen Windstößen und Stürmen ausgesetzt, die von den angrenzenden Bergen herunterwehen; 2) durch die Ebene von Leon an den schönen Hafen von Realejo, 12° 29′ N. B. und 87° 6′ W. L.; und 3) auf demselben Wege bis an den prachtvollen und geschützten Golf von Fonseca, 12° 40′ N. B., 88° 30′ W. L. Im letzteren Falle würde die Mündung des Flusses San Juan beinahe 300 Meilen und nach Realejo 235 Meilen betragen. Dieses ganze Land ist mit

thätigen Vulkanen angefüllt, allein von Leon aus kann man deren 11 sehen, von welchen einer vor ohngefähr 18 Monaten in der Ebene von Leon zum Ausbruch kam, in geringer Entfernung von dem Managuasee. Herr Squier schätzte die Kosten eines Kanalbaues auf einer dieser Routen, je nach den Strecken über Land, auf 6,000,000 bis 20,000,000 Pfd. Sterling.

Das Septemberheft des „Nautical Magazine" enthält einen Artikel über den Isthmus von Darien, welchem zum Theil die obigen Angaben entnommen sind, der mit folgenden Betrachtungen über eine als 8) zu bezeichnende Route schließt, welche die „Hansa" mittheilt.

Es ist klar, daß ein Schiffskanal nur mit großen Kosten angelegt werden kann, wenn es überhaupt in dieser Gegend möglich ist. Die Kosten würden viele Millionen betragen. Kehre man daher zunächst zu der projectirten Chirique-Route und der wohlfeilen Art der Verbindung, welche dort beabsichtigt wird, zurück. An dieser Stelle ist die Entfernung von Meer zu Meer nur 40 Meilen und das Niveau der Thallinie für die Straße nur 160 Fuß über dem Meere, und auch dies nur auf einer kurzen Strecke, welche durch Einschnitte leicht auf weniger als 140 Fuß reducirt werden könnte, das niedrigste Niveau, welches auf irgend einem Theile des Isthmus erreicht werden kann. Hier ist auch die ganze Landstrecke fruchtbar, ergiebig und gesund, ohne gefahrdrohende Vulkane. Auf jeder Seite sind prachtvolle und sehr ausgedehnte Buchten, vollkommen gegen alle Winde geschützt, mit tiefem Wasser und ausgezeichneten Ankerplätzen, nahe den gesunden Küsten. Die Kosten der Herstellung der ganzen Verbindung sind sehr gering, und die Art der Beförderung ist dieselbe, wie in den Vereinigten Staaten. Die Reise kann mit Pferden und Wagen für Passagiere, deren Bagage ꝛc. in der Schnelligkeit von 8—9 Meilen die Stunde zurückgelegt werden. Auf diese Weise ist Billigkeit der Beförderung mit hinreichender Schnelligkeit gepaart. Ueber einen so augenscheinlichen und klaren Gegenstand ist es unnöthig, sich noch in weiteren Bemerkungen zu verbreiten. Bei einem Handel mit allen in diesen Bereich gehörenden Ländern, welcher gegenwärtig 40,000,000 Pfund Sterling übersteigt, wird offenbar die Revenue dieser Route, von Passagieren insbesondere und leichten aber kostbaren Waaren, sehr groß sein.

„Einbrecher" in Neuyork.

Die Einbrecher machen den gefährlichsten Theil des Diebsgesindels aus. Es bietet sich viel Interessantes bei einer scharfen Beobachtung des Treibens der Einbrecher dar. Jeder derselben hat seine eigene Manier des Einbruchs. Er betreibt solchen entweder durch den Gebrauch falscher Schlüssel, durch das Ausnehmen einer Fensterscheibe oder durch gewaltsames Oeffnen der Thür und

hat ein Dieb einmal die Wahl dieser verschiedenen Einbruchsweisen getroffen, so bleibt er dabei und läßt sich selten durch irgend einen Umstand dazu bewegen, auf andere Art sein Ziel zu erreichen. Alle Einbrecher, obgleich sie wissen, daß durch ihr halsstarriges Festhalten an ihrer wohlbekannten Einbruchsweise ihre Spur bezeichnet und ihre Freiheit gefährdet wird, bleiben dennoch dabei und setzen sich lieber der Gefahr aus, entdeckt zu werden als daß sie eine Aenderung ihres Systems treffen.

Ein eben so wichtiger und interessanter Gegenstand ist die Leichtigkeit, womit der erfahrene Beamte auf den wahrscheinlichen Thäter des Verbrechens schließt. Hat man in dem Polizeifache lange gearbeitet und die Einbruchsfälle genau beobachtet, so kann man mit Gewißheit sagen, ob ein Weißer oder ein Farbiger, ein erwachsener oder ein junger Verbrecher die That verübt hat. Dies mag unglaublich erscheinen, ist aber dennoch wahr, und man kann als allgemeine Regeln die folgenden annehmen. Ein Weißer, im Fall er sich keiner falschen Schlüssel bedient, macht seinen Weg gewöhnlich durch die Frontthür und wendet weniger Kraft als Geschicklichkeit bei dem Erbrechen des Schlosses an. Er probirt sein Brecheisen auf verschiedenen Stellen und die Spuren desselben zeigen, daß er seine Kraft gespart hat, bis er den günstigsten Punkt gefunden. Die That des weißen Einbrechers ist daher auch mit wenigem Geräusch verbunden und führt selten zu einer augenblicklichen Verhaftung.

Der Farbige hingegen geht weniger rücksichtslos zu Werke. Sein Angriff ist häufiger auf die Hinterthür eines Hauses gerichtet oder er erbricht das Basement, da er sich durch die über dasselbe gebaute Treppe geschützt glaubt. In wenigen Augenblicken ist dann sein Werk vollbracht. Er setzt das Brecheisen auf den ihm am geeignetsten scheinenden Punkt und überwindet durch seine herkulische Kraft alle Hindernisse, welche sich darbieten. Er sucht nicht Schutz vor Entdeckung in möglichst geringem Geräusch, sondern in der Schnelligkeit, mit der er die That vollbringt. Er ist nicht kalt, bedächtig und berechnend bei seinen Versuchen, sondern hitzig, unüberlegt und baut lediglich auf die physische Kraft, womit ihn die Natur begabt hat. Die Folge davon ist, daß er bei dem Einbrechen einer Thür weit mehr beschädigt, als zum Erfolg seiner That nothwendig ist, und daß er auch keine Spur der Berechnung hinterläßt. Dadurch also unterscheidet sich der farbige von dem weißen Verbrecher.

Während der letzten zwei bis drei Jahre hat der Hang zum Einbrechen unter den jugendlichen Galgenvögeln dieser Stadt auf schreckenerregende Weise überhand genommen. Ganze Banden derselben trieben, hauptsächlich im oberen Theile der Stadt, ihr Wesen, und eine Menge nächtlicher Einbrüche, mit bedeutenden Diebstählen verbunden, forderten die Behörden zur Energie aller Mittel auf, dem Unwesen ein Ende zu machen. Es gelang. Ueber ein Hundert jugendlicher Verbrecher, Knaben von 10 bis 18 Jahren wurden innerhalb eines Jahres vor die Schranken der Gerichtshöfe geführt, und theils nach dem House of Refuge, theils nach der Penitentiary und dem Staatsgefängnisse geschickt.

Bei dieser Gelegenheit stellte sich ihre Verfahrungsweise beim Einbruch besonders deutlich heraus. Man fand, daß in drei Viertheilen der angegebenen Fälle die Verbrecher sich Zugang zu den Häusern durch Ausnehmen oder das Zerbrechen einer Fensterscheibe und fast ausschließlich im Hinterhause verschafften. Gewöhnlich geschah dies gewaltsam und auf das Risiko hin, durch das Fallen des Glases die Bewohner des Hauses zu erwecken, anstatt auf die übliche Manier, die Scheibe mittelst eines daran geklebten Papiers zu zerbrechen, wodurch solches geräuschlos bewerkstelligt werden kann. Daran zuerst erkannte man, daß Knaben die Einbrüche begangen hatten. Andere Mitglieder jener Banden, denen das Zerbrechen der Fensterscheibe zu gefährlich schien, wählten das Brecheisen zur Erreichung ihres Zweckes. Doch auch damit zeigten sie ihre Unerfahrenheit. Man sah an den Thüren die vergeblichen Versuche, dieselben zu öffnen, an Stellen, wo das Einbrechen fast unmöglich war, bis endlich die rechte Stelle gefunden und nach unendlicher Kraftanwendung die Thüre wich. Weder der Farbige noch der Weiße konnte es gethan haben. Ersterer hätte beim sofortigen Ansetzen des Brecheisens die Thür erbrochen, während der Letztere seine Kraft gespart, bis er die meist geeignete Stelle gefunden haben würde. Es mußten daher Knaben gewesen sein und so erwies es sich.

Mit diesen Hülfsmitteln, dieser Erfahrung ausgestattet, wird es der Polizei nicht schwer, den Einbrechern auf die Spur zu kommen. Es gelingt diesen auch selten, sich während langer Zeit der gerechten Strafe zu entziehen. Noch ein anderer Umstand trägt häufig zu ihrer Verhaftung bei. Ihre nächtlichen Raubzüge sind in der Regel gegen werthvolle Waarenlager gerichtet und gelingt der Einbruch, so raffen sie möglichst viel der schönsten Sachen zusammen und nehmen sie mit fort. Haben sie damit ihr Versteck erreicht, so ist die Gefahr dennoch nur halb beseitigt, indem der Verkauf der Waaren noch nachbleibt. Um diesen zu bewerkstelligen, haben sie sich dann der noch größeren Gefahr des unverhohlenen Verkaufs auszusetzen, oder auch andere in das Geheimniß einzuweihen, durch welche das Nöthige besorgt werden kann, aber auch darin bedroht sie der Verrath. Dies sind die Ursachen, welche fast in jedem Falle zur Entdeckung des Thäters führen, ein dem Publikum sehr günstiger Umstand, da durch ihn diese gefährlichen Verbrecher in die Hände der Gerechtigkeit fallen. (Neu-Yorker Criminalzeitung.)

Oeffentliche Hinrichtungen in den Vereinigten Staaten.

Der Henker, so schreibt die Neuyorker Criminal-Zeitung, hat vollauf zu thun gehabt während der letzten zwei Wochen. In Poughkeepsie wurden zwei gehenkt, ein Mann und eine Frau, in Neuorleans zwei Männer, in Palmyra, Mo., ein den Knabenjahren kaum entwachsener Jüngling, in Philadelphia der

Mathias Skupinski, und wenigstens ein halbes Dutzend Andere in den verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten, über deren tragisches Ende der Telegraph selten mehr mittheilt, als: „Heute wurde N. N. gehangen. Er starb leicht. Alles ging erwünscht ab.“ — Auf gut Deutsch würde dies heißen: „Wir haben heute N. N. umgebracht. Es wurde uns nicht schwer, denn er leistete keinen Widerstand.“ — Man liest es, aber man hat es alsbald wieder vergessen. Die Hinrichtung einiger Menschen ist für den Amerikaner lange nicht so bedeutungsvoll als eine politische Schmährede gegen einen der Präsidentschaftcandidaten.

Es liegt in dem eben Gesagten ein Beweis, daß das entsetzliche Schauspiel einer öffentlichen Hinrichtung nicht die Wirkung auf das Volk hervorbringt, welche dieselbe zu erzielen bezweckt. Das Volk hält es für selbstverständlich daß ein Mörder gemordet werde, man nennt es praktisch — praktisch, da der Mörder dadurch „gefixed“ ist und er für's Erste wenigstens keine „Chance“ haben kann, mehr Blut zu vergießen. Kurz, das Volk sieht die Hinrichtung für eine Rache an, die es, falls das Gericht sie nicht übernommen hätte, selbst ausgeführt haben würde, und es vergißt ganz das einzige Motiv des Gesetzes, durch die entsetzliche Strafe Capitalverbrechen zu verhüten, also mittelbar die Menschheit zu bessern. —

Wer den Hinrichtungen hier häufig beigewohnt hat, weiß, daß wir das Gefühl der Amerikaner richtig darstellen. Sehe man die tobende Masse welche den Galgen umringt, höre man die rohen Bemerkungen über das Aussehen des armen Sünders, und man kann nicht länger zweifeln daß sein Tod eine Befriedigung des menschlich-thierischen Vergnügens über die Qual Anderer, anstatt eine Befriedigung des Gesetzes sei. Wir haben nahe am Schaffot Wetten machen sehen, wie viele Minuten die Glieder des Gehängten krampfhaft sich bewegen und ob Arme oder Beine zuerst steif würden. Die Uhr in der Hand sahen wir die Wettenden den Augenblick erwarten; das schreckliche Ende des Menschen kümmerte sie nicht, seine Qual rührte sie nicht, ja, sie wünschten, daß der verhängnißvolle Knoten des Stranges verschoben würde, damit die Verlängerung seiner Qual ihnen die Wette gewinnen möge.

Betrachten wir die Sache von lediglich praktischem Gesichtspunkte aus und fragen wir, ist es möglich daß mit solchen Erfahrungen man in der Hinrichtung ein Mittel sehen könne, den Verbrecher zu bessern? Wenn nicht, warum wird denn diesen abschreckenden und dennoch gleichgültig betrachteten Tragödien, nicht von einem aufgeklärten Volke Einhalt gethan? Die Todesstrafe ist lediglich der Idee wegen beibehalten worden, daß man durch sie eine günstige Wirkung erziele; beweist man aber, daß sie Verbrechen und Immoralität erzeugen, ist das nicht Grund genug sie abzuschaffen, abgesehen von allen anderen Raisonnements, welche so treffend gegen sie vorgebracht werden können. —

Deutsche Freischulen in Neuyork.

Bisher haben die Deutschen in Neuyork wenig Nutzen von den öffentlichen Schulfonds gehabt; wenn sie ihre Kinder unterichten lassen wollten, so mußte es auf ihre Kosten geschehen, während der englisch-redende Amerikaner in seinen Schulen nichts zu zahlen braucht. Und doch bilden die Deutschen in Neuyork reichlich den fünften Theil der gesammten Volksmenge, indem ihre Zahl sich auf ungefähr einmalhunderttausend Köpfe beläuft.

Dieser Uebelstand machte sich allmälig mehr und mehr fühlbar; vor einigen Monaten traten daher deutsche Männer zusammen und entwarfen eine Bittschrift an die Schulcommission (Board of Education), in welcher sie deutsche Freischulen verlangten. Der Bericht dieser Behörde läßt unseren Landsleuten alle Gerechtigkeit wiederfahren, und sticht sehr vortheilhaft ab gegen die Pöbelhaftigkeit, in welchen der rohe Schlag der ordinären Amerikaner sich zu gefallen pflegt, wenn er Andersredenden gegenüber steht. Die Kommission sagt unter anderm: „Die Bittsteller, welche dem neunzehnten und zwanzigsten Stadtviertel angehören, bemerken, daß sie selbst gegen 600 Kinder haben; daß 800 bis 1000 deutsche Kinder schulfähigen Alters in ihrem Stadttheile leben; daß die Bittsteller meistens der arbeitenden Klasse angehören, und verhältnißmäßig arm oder außer Stande sind, für die Erziehung ihrer Kinder das Nöthige zu thun. Sie wünschen Lehrer zu haben, welche beide Sprachen, Deutsch und Englisch, verstehen, damit ihre Kinder leicht und ohne verduzt zu werden, die englische Sprache erlernen, um solchergestalt vollkommen die Vortheile des Unterrichts genießen, und mit den Amerikanern von Geburt sich gleichmäßig der Wohlthaten unserer öffentlichen Schulen erfreuen zu können. Sie wünschen, daß ihre Kinder auf diese Weise zu amerikanischen Bürgern werden sollen, die unsere Gesetze vollständig verstehen, und unsere glorreichen Staatseinrichtungen richtig würdigen können!

Die Commission beantragt die Anstellung von Lehrern, welche beider Sprachen mächtig seien. „Nicht die Hälfte deutscher Aeltern hier ist im Stande für Erziehung ihrer Kinder irgend etwas zu bezahlen, und demzufolge befindet sich eine große Anzahl derselben auf den Straßen der Stadt. Ganz gegen die Wünsche ihrer Aeltern bleiben sie ohne geeignete Geistesbildung und wachsen in Unwissenheit und Untugend auf. Aber keine andere Nation der Erde hat ein größeres Interesse am öffentlichen Unterricht genommen, als das deutsche; keine andere hat mehr und vorzüglichere wissenschaftliche Anstalten; keine hat mehr gethan, die Welt mit den reinen Elementen der Sprachen, Künste und Wissenschaften zu bereichern; keine hat im Gebiete der Wissenschaft ausgezeichnetere Männer hervorgebracht. Und soll solch ein Volk der gleichen Rechte mit den übrigen Amerikanern nicht genießen? Soll das tiefste Verlangen des deutschen Herzens in diesem Lande der Gleichheit nicht befriedigt werden, hier, wo das Dasein der Regierung und der Staatseinrichtungen von der Einsicht und Tüchtigkeit der Bürger abhängt? Wenn ein solches Volk seinen Kindern keinen Unterricht geben kann, so muß es mehr als jedes andere den Drang nach Abhülfe fühlen, und sie muß ihm gewährt werden.“

Druck von C. Schünemann.

Digitized by Google

Das Westland.

Magazin

zur

Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Vierten Bandes, drittes Heft.

Inhalt.

Die Mormonen; ihre Geschichte, ihr Leben und Treiben im Utah-Deseret. II.

Vergleich zwischen Nordamerika und Australien im Interesse der deutschen Auswanderung.

Die Stadt Neuyork, ihr Wachsthum und ihre Bedeutung. Erster Artikel.

Eine Unterredung der neumerikanischen Pueblo-Indianer mit dem Präsidenten der Verein. Staaten.

Die Verwirrung in Meriko.

Missionäre und Corruption auf den Sandwichsinseln.

Schwindler-Industrie und Glücksritterei in der Stadt Neuyork.

Badeörter und Spielhäuser.

Bremen, 1852.

C. Schünemann's Verlagshandlung.

Neu-York: Bernh. Westermann & Comp., 290 Broadway, corner of Reade-St.

Druck von C. Schünemann.

Die Mormonen,

ihre Geschichte; ihr Leben und Treiben in Utah-Deseret.

II.

3. Was glauben die Mormonen?

In den vorigen Abschnitten wurde geschildert, wie die Mormonen in ihr neues Land kamen und in welch eigenthümlicher Weise sie in demselben sich eingerichtet. Wir wollen nun ihren Glauben und ihre geistliche Organisation näher ins Auge fassen.

Die Heiligen des jüngsten Tages sprechen dreist aus, daß sie etwas „Eigenthümliches und Besonderes“ seien, aber nicht des irdischen Wohlergehens halber, sondern aus einem ganz andern höhern Grunde. Diesen Ansprüchen gemäß handeln sie auch im praktischen Leben, und es konnte daher nicht ausbleiben, daß sie von Allen schief beurtheilt wurden, welche keinen richtigen Begriff von den Grundsätzen hatten, nach welchen die Mormonen verfahren, sobald sie mit anderen Gemeinschaften und Individuen in Berührung kommen. Sie behaupten, glauben und machen Anspruch darauf, daß einzig und allein sie die wahre Kirche Gottes und seines Sohnes bilden; sie erwarten und hoffen, daß in nicht ferner Zeit der Känig der Könige für sie und zu ihren Gunsten hervortreten werde. Dann werden sie, geleitet vom heiligen Geist, sich allzumal neben und mit einander schaaren; Alle werden da sein, welche vorbereitet sind, die Stimme der Wahrheit zu hören, und dann werden auch alle Sekten der Christenheit in der Gemeinde der Heiligen des jüngsten Tages verschwinden und aufgehen.

Zwei mächtig große Heere werden dann geschaart einander gegenüber stehen; das eine unter dem Banner des römischen Papstes, das andere unter dem „Banner aller Nationen,“ und dieses ist zusammengesetzt aus den „Heiligen,“ welche geführt werden von ihrem „Seher“. Dieser trägt die geweiheten Brustschilder; er schwingt das hellglänzende goldene Schwert Labans, das ein Engel ihm in die Hände gegeben. Dann sind die Heiligen von ihren Ruheplätzen aufgebrochen, und es wird ausgefochten werden der gewaltige Kampf zwischen Gog und Magog. Der Herr Herr wird mächtig streiten für sein Volk mit Feuer, Pestilenz und Hungersnoth. Am Ende aber wird die ganze Erde als Eigenthum den Heiligen zufallen, und Er selbst wird herabsteigen von Seinem himmlischen Throne, um ein glückliches Jahrtausend lang über Sie zu herrschen.

Während der Vorbereitungen zu dem entscheidenden Streit und Kampf, der fürchterlicher sein wird als er von Menschen jemals geschlagen wurde, errichten die Juden wieder einen Tempel zu Jerusalem in Palästina. Auf diesem wird ihr lang ersehnter Messias stehen und sich im herrlichsten Strahlenglanze zeigen. Und wie Ein Mann werden sie ihre Herzen beugen,

um ihn zu begrüßen und zu empfangen; und sie werden ihre Vergangenheit tief bereuen und in unermeßlichem Jubel der Zukunft entgegenjauchzen, und die Stadt wird sich erheben in mächtiger Pracht. Die Neu-Israeliten Amerika's aber haben ihre Hauptstadt und Präsidentschaft im Jackson Bezirke, im Staate Missouri. Dort werden sie Neu-Jerusalem aufbauen, das da sein wird eine Freude und ein Ergötzen für alle Welt. Und wenn der Herr der Majestät erscheint, soll die Erde, welche zu Noah's Zeiten in Festländer und Eilande getrennt war, wieder Beulah, verheirathet, vereinigt, zusammengefügt werden, wie zu Anbeginn der Schöpfung. Und von beiden Jerusalem aus, dem palästinischen und dem amerikanischen, soll Wohngebäude neben Wohngebäude sich über die ganze Erde erstrecken, und unter allen Menschen wird ungestörte Eintracht und süßer Friede herrschen. Keiner wird aufsässig sein und seinem Nächsten Störung bereiten.

Und zwischen beiden Jerusalem soll aufgeworfen werden der hohe Pfad, welchen der Fuß des Löwen nicht betrat und des Adlers Auge nimmer sah. Und es wird der Tempel gebaut werden, so wie der Prophet Ezechiel ihn beschrieben, für die zwei Priesterschaften, nämlich für die Aaronier und den Stamm Levi, die zu ihren Pflichten zurückkehren und die Thieropfer wieder einführen, und für die Melchisedeck, die höhere Priesterschaft, welche bei denen ist, so Joseph der Seher dazu bevollmächtigt.

Aber am Ende des tausendjährigen Reiches wird denen, welche nicht aufrichtig waren im Gehorsam gegen den Willen des Herrn, gestattet sein ihren rebellischen Geist eine kurze Zeit lang zu bethätigen, unter der Leitung ihres Heerführers Satan. Jedoch am Ende werden sie ausgerottet durch die Guten. Und die Erde, welche ein lebendiges Wesen ist, wird verhimmlischt und glorreich verschönert werden zu Nutz und Frommen Aller, die sanftmüthigen Herzens sind.

Solches sind die Hoffnungen und Erwartungen der Mormonen. Was aber von den Kanzeln gepredigt und wißbegierigen Fremden mitgetheilt wird, beschränkt sich insgemein auf die Lehren, welche mehr oder weniger allen christlichen Kirchen und Sekten gemeinsam sind, auf die Lehre von Buße und Reue, Glauben, Taufe und Auferstehung des Fleisches.

Ihr Gottesdienst verläuft in folgender Weise. Die Gemeinde versammelt sich zu einer anberaumten Stunde. Dann spricht der älteste Priester den Segen über die Versammlung, worauf alle einen Gesang anstimmen. Nachher wird eine Predigt nicht abgelesen, sondern frei abgehalten; dann wieder ein Gesang, und noch eine Predigt von einem dazu bestimmten Manne. Ist der Dienst so weit vollendet, so folgen Ermahnungen, auch kann nun reden wen die Seele dazu drängt. Nachher werden Mittheilungen in Betreff der Zehentenarbeit für die Woche gemacht und allerlei weltliche Dinge besprochen, in so weit sie mit kirchlichen Dingen einen Zusammenhang haben. Der Rathsschrei-

der verliest das Erforderliche, und am Ende wird die Versammlung mit einem Segen entlassen.

Während die Gemeinde sich versammelt und wenn sie das Haus verläßt, spielt eine vortreffliche Musikbande geistliche Hymnen, Märsche und Walzer, die jeden trübseligen Gedanken verscheuchen und den Geist für die aufregenden und oft sehr beredten Vorträge in die geeignete Stimmung versetzen sollen. Unter den Mormonen sind viele Leute aus Wales, von denen manche gar kein Englisch verstehen; deswegen werden diesen die Reden verdolmetscht und die Walliser pflegen insgemein auch einige ihrer wildromantischen Heimathsgesänge anzustimmen.

Lieutenant Gunnison geht nach diesen Auseinandersetzungen auf die besonderen Lehrsätze und eigenthümlichen Glaubensartikel der Mormonen über. Theils hat er sie aus einigen Büchern, welche bei ihnen in großem Ansehen stehen, theils hörte er sie von der Kanzel herab vortragen, und noch andere wurden ihm im Gespräche mit den angesehnsten Männern kund gethan.

„Ich möchte“, sagt er, „ihre Lehren nicht falsch darstellen und das Vertrauen meiner Freunde nicht mißbrauchen; denn ich habe Freunde unter ihnen, denen ich wegen ihrer mir bewiesenen Güte dankbar verpflichtet bin. Manches habe ich geradezu erfragt, anderes entnehme ich den Predigten welche ich anhörte; solche Redner, welche nicht Mitglieder der Präsidentschaft sind, pflegen nämlich Fragen an ihre Vorgesetzten oder Oberen zu richten, welche allemal hinter ihnen sitzen, und was etwa Irriges gelehrt wird, sogleich durch den Heiligen Geist zu berichtigen, denn dieser spricht aus ihrem Munde. Die solchergestalt vorgetragenen Lehrsätze dürften als orthodox-mormonische zu betrachten sein. Uebrigens werden bei den Predigten vor einem gemischten Zuhörerkreise die abstruseren Lehren nur selten verhandelt.“

Für vollkommen authentisch können folgende Glaubenslehren gelten, welche einer der angesehensten Mormonen, Orson Hyde, Mitglied des Apostelcollegiums im „Frontier Guardian“ drucken ließ:

Wir glauben an Gott den himmlischen Vater, an seinen Sohn Jesus Christus und an den heiligen Geist.

Wir glauben daß die Menschen für ihre eigenen Sünden gestraft werden, und nicht weil Adam sich verfehlte.

Wir glauben daß durch Christi Sühnopfer alle Menschen selig werden können, wenn sie den Gesetzen und Geboten des Evangeliums nachleben.

Wir glauben daß diese Gebote folgende sind: Glauben an den Herrn Jesus Christus; Buße; Taufe durch Untertauchen zur Vergebung der Sünden; Handauflegen durch die Gabe des Heiligen Geistes; das Abendmahl.

Wir glauben daß die Menschen heimgesucht werden müssen durch Gottes Inspiration, und durch Auflegen der Hände von Seiten derjenigen, welche ordnungsmäßig bevollmächtigt sind das Evangelium zu predigen und die Vorschriften zu vollziehen.

Wir glauben an die Einrichtung welche in der Urkirche bestand, nämlich an Apostel, Propheten, Hirten, Lehrer, Evangelisten u. s. w.

Wir glauben an die Macht und Gaben des ewigen Evangelii, nämlich an die Gabe des Glaubens, das Erkennen der Geister, Prophezeiung, Offenbarung, Gesichte, Heilen, Zungen, und das Verdolmetschen der Zungen, Weisheit, Mildthätigkeit, Nächstenliebe u. s. w.

Wir glauben an Gottes Wort wie es in der Bibel verzeichnet steht; wir glauben auch an Gottes Wort wie es verzeichnet steht im Buche Mormon und in allen anderen guten Büchern.

Wir glauben alles was Gott geoffenbart hat, alles was er jetzt offenbart, und glauben daß er noch viele große und wichtige Dinge offenbaren wird, die sich auf das Reich Gottes und das Wiedererscheinen des Messias beziehen.

Wir glauben an die Wiederversammlung Israels und an die Wiederherstellung der zehn Stämme; wir glauben daß Zion auf dem westlichen Continent wieder hergestellt werde, daß Christus in Person tausend Jahre auf Erden herrschen wird, und daß die Erde sich erneuert und ihre paradiesische Glorie empfängt.

Wir glauben buchstäblich an die Auferstehung des Fleisches, und daß die Todten nicht wieder aufleben bis die tausend Jahre erloschen sind.

Wir glauben, daß wir unterthan sind Königen, Königinnen, Präsidenten, Ordnern und Obrigkeiten, indem wir dem Gesetze gehorchen, dasselbe ehren und aufrecht erhalten.

Wir glauben, daß man sein müsse rechtschaffen, wahrhaftig, keusch, enthaltsam, wohlthätig, tugendhaft, aufrichtig, und daß man allen Menschen Gutes thun solle. Wir folgen Pauli Vorschrift, wir glauben alle Dinge, wir hoffen alle Dinge, wir haben viele Dinge ertragen und hoffen im Stande zu sein alle Dinge zu ertragen. Wir trachten allem nach, was bescheiden, tugendhaft, preiswürdig ist und guten Namen bringt, und blicken auf den Empfang des Lohnes. Aber ein fauler und verdrossener Mensch kann kein Christ sein und kann nicht selig werden. Er ist eine Drohne, und dazu bestimmt, zu Tode gestochen und aus dem Immenkorbe hinausgeworfen zu werden. —

Die Bücher, welche bei den Mormonen in Ansehen stehen, Geltung haben und ihre Lehren näher erläutern, sind: das Buch Mormon; Lehren und Satzungen (Doctrines and Covenants); — die Warnungsstimme; — the Gospel Reflector; — the Times and seasons, welche „unter den Augen des Propheten" herausgegeben worden sind; — the Millennial Star; — sodann die Schriften Josephs des Sehers und Parley P. Pratts, „gleichviel wo man dieselben antrifft", endlich die General epistles of the Presidency in Deseret.

Die Mormonen glauben also an den heiligen Charakter der Bibel; aber welche Auslegung geben sie ihr? Sie glauben an Gott; aber welchen Charakter legen sie der Gottheit bei? Sie nehmen die Sakramente an; aber wie verhalten sie sich bei ihnen zur Erlösung?

Die Mormonen nehmen an, daß die englische Bibelübersetzung, die sogenannte King James translation, eine in der Hauptsache richtige, durch Eingebung bewerkstelligte Uebertragung sei; aber die Verderber des Christenthums hätten vorsätzlich manche Verfälschungen hineingebracht, auch seien manche Stellen falsch verstanden worden. Alle diese Fehler und Irrthümer sind nun von Joseph dem Seher verbessert worden, denn er hatte ja „den Schlüssel zu allen Sprachen.“ In seinem letzten Sermon, den er zu Nauvoo hielt, und der nach seinem Tode aufgezeichnet und gedruckt wurde, sprach er: „Ich weiß mehr als die ganze übrige Welt zusammengenommen, und der heilige Geist in mir umfaßt und begreift mehr als die ganze Welt.“ Er hatte also direkte Eingebung für sein Werk, welches demnächst dem Druck übergeben werden soll.

Die Art und Weise, in welcher Joseph Smith alttestamentarische Exegese trieb, wird sich am besten ergeben, wenn wir ihn in seinem Englischen reden lassen. Er schrieb:

»I will make a comment on the very first sentence of the history of the creation in the Bible. It first read, 'The head one of the Gods brought forth the Gods.' If you do not believe it, you do not believe *the learned* man of God. And in further explanation it is observed that it means, The Head God called together the Gods and sat in grand Council. The grand counsellers sat in Yonder heavens, and contemplated the worlds that were created at that time!«

Die Bibel gilt ihnen für ein Grundbuch, sie geben ihr aber eine ihnen zusagende Deutung und Auslegung. Wenn sie aber *gelesen* wird, so muß sie, der Mormonenlehre zufolge, ganz buchstäblich geommen werden; sie sind entschieden gegen alles Spiritualisiren, und sagen, wenn Gott zu den Menschen rede, so thue er es aufrichtig und hintergehe sie nicht durch Doppelzüngigkeit. Aber Gottes Wort ist keineswegs allein auf die Bibel beschränkt; für das Buch Mormon und die »Doctrines and Covenants« wird ganz eben so große Autorität in Anspruch genommen. Dieses letztere Buch besteht aus einem Vortrage über den Glauben, in sechs Abtheilungen; Verfasser ist *Rigdon*, doch wurde es im Namen des Propheten veröffentlicht und enthält auch einige Offenbarungen des Sehers und Propheten. Diese drei Bücher — Bibel, Mormonenbuch und Doctrines and Covenants — sind das „dreifache Seil“, übereinstimmend in Sinn und Zweck, welche das Thun Gottes gegen die Menschen und die Kirche enthüllen. Gelegentlich kommen, je nach den Bedürfnissen des Volks und der Kirche, Offenbarungen hinzu. Und dieses Letztere geben die Mormonen als die Ursache an, weshalb sie in geistiger und himmlischer Kunde vor der ganzen übrigen Christenheit so weit voraus seien; eben deshalb spötteln sie denn auch über Alle, welche lediglich an den alten Offenbarungen hängen, und bedauern sie wegen ihrer Unkunde und Blindheit; denn „ein Lichtstrom hat sich in ihre Seelen ergossen und sie emporgehoben, auf daß sie einen Blick haben für die herrlichen Dinge in der Höhe.“ Als unter-

Digitized by Google

scheidendes Merkmal ihrer Kirche stellen sie die Weiterentwickelung hin, der Fels auf welchen die Kirche gegründet worden, ist die Offenbarung. Denn auf dem, was dem Petrus offenbart wurde, sollte die Kirche ruhen. So ist die Offenbarung welche den Mormonen zu Theil wird der Fels der Kirche Christi.

In welcher Art die Mormonen Offenbarungen erhalten und auffassen, geht aus einer Offenbarung hervor, welche 1833 gegeben wurde, und die im Book of Covenants Seite 329 verzeichnet steht: „So sprach der Herr: Mein Sohn, du bist von nun an gebenedeiet; du trägst die Schlüssel des Reiches, das ich euch gegeben habe; und wahrlich, ich sage euch, die Schlüssel dieses Reiches sollen niemals von euch genommen werden, so lange du in der Welt bist. Ich gebe euch ein Geheiß, daß ihr fortfahret im Amt und in der Präsidentschaft, und wenn ihr beendigt habt die Verdolmetschung des Propheten, so sollt ihr von dannen ab überwachen die Angelegenheiten der Kirche und der Schule, und von Zeit zu Zeit, wie der (Comforter) Heilige Geist und Tröster euch kund thun wird, Offenbarungen empfangen, damit euch enthüllt werden die Geheimnisse des Reiches, und damit Alles geordnet werde, und daß ihr studirt und lernt, und bekannt werdet mit allen guten Büchern und mit Sprachen, Zungen und Völkern.“ Es kann natürlich nicht fehlen, daß oftmals eine Offenbarung der andern widerspricht; und das geben die Mormonen auch ohne Weiteres zu, erklären aber den Widerspruch aus den verschiedenen „Umständen“ unter welchen sie gegeben werden; denn „die himmlische Regierung wird nach dem Princip geleitet, daß die Offenbarung den verschiedenen Verhältnissen und Umständen, unter welchen die Kinder des Reiches leben, sich anpasse.“

In Bezug auf das göttliche Wesen nehmen die Mormonen eine Dreiheit, oder genauer eine Zweiheit der Personen an.

„Gott, der Vater“ ist ein vervollkommneter Mensch (a man perfected), aber so weit vorausgeschritten in den Attributen seines Wesens, in seinem Glauben, seiner Intelligenz und Macht, daß er in Vergleich zu uns Menschen wohl der Unendliche (The Infinite) genannt werden kann.

Der „Sohn, Jesus Christus“ ist erzeugt vom Vater mit der Jungfrau Maria. Der ewige Vater kam zur Erde und warb um sie, und gewann sie zum Weibe seines Herzens. Er sandte seinen Engel Gabriel als Herold, um die Hochzeit zu verkündigen, und Bräutigam und Braut begegneten einander auf den Ebenen Palästinas; das heilige Kindlein (the holy Babe), das geboren wurde, war das „Tabernakel“, das für den heiligen Sohn vorbereitet war und von demselben angenommen wurde. Er ist nun ein Gott.

Der heilige Geist ist der begleitende und verbundene Wille Beider, des Vaters und des Sohnes, der eine Geist, welcher in beiden wohnt und in jedem wirkt, der allgemeine Harmonie des Gedankens erzeugt, und Weisheit und Sein durch ihr ganzes Reich. Der Geist unterscheidet sich dadurch vom Vater und Sohn, daß er lediglich eine spirituelle Seele oder Existenz ist, der nie ein Ta-

bernakel angenommen hat, das heißt er legte keinen materiellen Körper an, wie die Götter haben; deshalb ist er auch nicht gestorben, nachdem er die Zeit der Prüfung überstanden, und ist auch nicht durch die Auferstehung zur Vollkommenheit gelangt.

Das sind die Lehren der Mormonen, wie sie im letzten Sermon Joseph des Sehers aufgestellt sind. Dort heißt es zum Beispiel: „Erstlich Gott selbst, der in jenen Himmeln thront, ist ein Mensch gleich wie einer von uns selbst; das ist das große Geheimniß. Wenn heute der Schleier zerrissen würde, und der große Gott, welcher diese Welt in ihrem Kreislaufe erhält und alle Dinge durch seine Macht stützt; wenn ihr, sage ich, ihn heute sehen könntet, so würdet ihr ihn sehen ganz und völlig in der Person, in dem Bilde, in seiner Gestalt wie die eines Menschen; denn Adam wurde ganz nach dem Bilde Gottes geschaffen; Adam erhielt Weisung; er ging, sprach und unterhielt sich mit ihm, wie ein Mann mit dem andern spricht und umgeht. Und nun will ich euch sagen wie es kam, daß Gott Gott wurde. Gott selbst, unser Aller Vater, verweilte auf Erden, gleichwie auch Jesus Christus that, und das will ich aus der Bibel beweisen. Jesus sprach: Wie der Vater Macht hat, also hat auch der Sohn Macht. Um was zu thun? Ei nun, was der Vater that, das beantwortet sich von selber; der Sohn aber hatte Macht seinen Körper niederzulegen und wieder aufzuheben. Jesus, was willst du thun? „Meinen Leib niederlegen wie mein Vater that, ihn dann wieder aufnehmen.“

Der Verfasser des Warnungsrufes (Voice of Warning) sagt: „Wir verehren einen Gott, der beides hat, einen Körper und dessen Theile; er hat Augen Mund und Ohren, er spricht wann und mit wem es ihm gefällt; er versteht sich eben so gut auf mechanische Erfindungen als auf irgend ein anderes Geschäft.“ Die Mormonenlehrer berufen sich für die Richtigkeit ihrer Auffassung auf die Offenbarung Johannis, wo gesagt wird, daß Gott einen Vater habe; ferner auf den Apostel, welcher sagt, es gebe viele Götter und viele Herren; sie folgern daraus, daß der Vater gleichfalls „seinen Vater“ hatte, und sprechen daher vom Großvater und vom Urgroßvater Gottes, und so weiter hinauf bis zum „Urobergotte,“ welcher den hohen Rath zusammenberief, als die Welten ins Dasein wollten. Wir Menschen jedoch haben unsern Gehorsam und unsere Verehrung lediglich auf den himmlischen Vater und dessen Sohn zu beschränken, welche uns durch den heiligen Geist offenbart worden sind, und „wenn wir wissen wie man zu ihm kommt, so ist er bereit zu uns zu kommen, um den Himmel unserer Kunde zu öffnen.“ Der Sohn als Geist nahm an von der ungestalteten „chaotischen Materie, dem Element, welches so lange und von da als Gott existirt, und in welcher alle Glorie wohnt;“ damit bildete der Sohn unsere Erde und die Planetenwelt, bevölkerte sie und hat sie erlöset. Er soll verehrt werden als der Herr Aller und als Erbe des Vaters in Macht, Schöpfung und Herrschaft. „Was that Jesus? Ei, ich thue das was ich meinen Vater thun sah als die Welt ins Dasein wollte; ich sah wie

mein Vater aus seinem Reiche arbeitete mit Furcht und Zittern und ich muß dasselbe thun. (Letzter Sermon. S. 61.)

Jeder Mensch, dessen Geist denselben Vater hat, kann durch Gehorsam und Glauben vervollkmmnet werden, und die Macht und Fähigkeit erwerben ein Planet zu werden, den er bevölkern, erlösen und für alle Ewigkeit beherrschen kann. Aber Alle, welche den Offenbarungen, die ihnen jetzt gesandt werden, nicht gehorchen, können nur zu einer untergeordneten Glorie gelangen, und nur Knechtsdienste verrichten, „Holz hauen und Wasser schleppen," in irgend einem heiligen Reiche (in some one of the King-Saint' kingdoms); sie sind nur zu der Art „Glorie" geeignet, zu welcher sie sich herangelebt haben und so weit ihr sündiges Leben es gestattet. Auf die Frage: was werdet ihr für uns thun? werden sie sagen: Wir machen euch vielleicht zu Stiefelputzern oder Spülmägden in der Küche; wenn ihr euch im Uebrigen erträglich aufführt und die Heiligen nicht molestirt, so könnt ihr vielleicht zu Bäckern oder Küfern avanciren, und bei Staatsgelegenheiten am Wagen unsrer Königin im Paradiese ziehen helfen. Die Dinge auf Erden, auch Bräuche und Feierlichkeiten sind nach dem Muster der himmlischen Dinge geformt, und werden in der Geisterwelt und im künftigen Aufenthalt der Götter fortgeführt. Der Prophet sagt den Gläubigen: ihr habt es erlangt zu lernen selbst Götter zu sein, zu sein Könige und Priester Gottes, eben so wie alle Götter es gethan haben, indem sie von einer kleinen Stufe zur anderen schritten, von Gnade zu Gnade, von Erhöhung zu Erhöhung, bis ihr fähig seid in Glorie zu sitzen, wie jene, welche auf dem Throne sitzen in ewiger Macht und Gewalt." In Bezug auf die Stellen in den „ewigen Welten" wird gesagt, man müsse nach vier verschiedenen Glorien trachten, nämlich nach der himmlischen oder höchsten (celestial), der telestiellen (telestial), der terrestriellen oder irdischen, und dem See des Feuers —, d. h. nach der Sonne, den Sternen, der Erde und dem brennenden Kessel.

Die Sacramente. — Das Buch der Bündnisse (Book of Covenants) lehrt, daß die Taufe ordnungsmäßig vollzogen wird, wenn man den Täufling völlig untertaucht; jede andere Art, das Wasser anzuwenden, ist eine eitle Ceremonie. Eine vorschriftsmäßige Taufe geschieht zur Vergebung der Sünden, denn Sünden werden nur in der Taufe vergeben. Eine weitere Eigenthümlichkeit bei den Mormonen ist es, daß lebende Personen sich für ihre verstorbenen Freunde taufen, d. h. untertauchen lassen, insbesondere für solche, welche bei Lebzeiten keine Gelegenheit hatten, die Handlung selbst zu verrichten. Sie nennen das „Taufe für den Verstorbenen oder Todten." Ihrer Ansicht zufolge giebt es in der Geisterwelt einen Prüfungszustand, und man kann auf Erden für die schon Hinübergegangenen durch Stellvertretung alle „Rechtfertigkeit" üben, indem man sich allen vorgeschriebenen Bräuchen unterwirft, zu welchen auch die Taufe gerechnet wird. Dabei nimmt man an, daß die Abgeschiedenen die Erde verließen, ohne daß sie Reue empfanden, nun aber nach den Wohl-

thaten der Taufe sich sehnen. Darum wird auch der Satz eingeschärft: die größte Verpflichtung, welche Gott uns auferlegt hat, besteht darin, daß wir nach unseren Todten sehen; es wird verordnet, daß Jemand sich für gestorbene Verwandte taufen lassen und „die Linie auf einen zurückführen kann, der unter seinen Vorfahren die Priesterschaft inne hatte und als ein Heiliger die Pathenstelle vertreten wird; dadurch befreiet er ihn von jeder fernern Verantwortlichkeit.“ Alle, welche solchergestalt zur Erlösung zugelassen werden, gehören bei der Auferstehung zur Familie des Getauften, der dann seine Ansprüche geltend macht, wie Jesus that am Grabe des Lazarus; sie werden aufgerufen in Jesu Namen. Und Jener, als der Ausgezeichnetste der Linie wird für immer als Erzvater herrschen; sein Rang und seine Macht unter den königlichen Heiligen wird im Verhältniß stehen zur Zahl seines Gefolges. Für diese Auffassung der Taufe berufen sie sich auf Aussprüche der Apostel; und Joseph der Seher bemerkt in seinem Sermon: „Jeder, wer einen Freund in der ewigen Welt besitzt, kann ihn erlösen, wenn er nicht die unverzeihliche Sünde begangen hat; so könnt ihr nun sehen, in wie weit ihr Erlöser sein könnt. Der Apostel sagt: ohne uns können sie nicht vollkommen gemacht werden.“

Das Kind wird zurechnungsfähig, wenn es das achte Jahr zurückgelegt hat; bis dahin sind die Eltern für dasselbe verantwortlich; sie müssen es dann in der Kirche taufen lassen; Kindertaufe der Neugeborenen gilt für eine verabscheuungswürdige Sünde. In der Taufe beginnt die Wiedergeburt; vollendet wird sie durch Händeauflegen; dadurch empfängt der, welchem die Hände aufgelegt werden, die Taufe vermittelst des heiligen Geistes durch die Priesterschaft Melchisedeck.

Das Sacrament der Communion geschieht „zur Erinnerung an den Leib und das Blut des Sohnes;“ dadurch soll man ihn immer sich gegenwärtig halten und seine Gebote befolgen,“ und damit sein Geist bei einem sei. So will es nämlich das Buch Mormon; Brot und Wein sind Symbole. Aber eine Offenbarung verbietet, sich beim Abendmahl eines solchen Weines zu bedienen, welcher von Heiden (Gentiles, Nicht-Mormonen) zubereitet worden; und bis sie reinen Saft von selbstgezogenen Trauben sich verschaffen können, nehmen sie statt desselben Wasser, — „denn es kommt nichts darauf an, was ihr esset oder was ihr trinket, wenn ihr am Sakramente Theil nehmet, wenn ihr es nur thut einzig und allein zu meinem Ruhme. Ihr sollt aber keinen Wein dabei nehmen, er sei denn neu unter euch selbst gemacht.“ So wird denn an jedem Sonntage ein Brot und ein Eimer herumgereicht, aus welchem das Wasser mit einem Zinnbecher oder Glase geschöpft wird; die Bischöfe gehen durch die ganze Versammlung und reichen Jedem, jung oder alt, von dem einen wie von dem andern.

Wenn Zeit genug verstrichen ist, um einen Tempel in Zion zu bauen, oder irgend ein bestimmtes „Stake“, dann soll nur dort und zu Jerusalem Taufe für die Todten gestattet sein. Im Hause des Herrn soll ein Taufstein

errichtet werden für jene Taufen, welche vor Erschaffung der Welt verordnet wurden, — „und der Herr, euer Gott, sagt, daß sie anderswo mir nicht annehmbar erscheinen, denn darin sind die Schlüssel der heiligen Priesterschaft angeordnet, damit ihr Ehre und Ruhm empfanget.“

In der sechsten Generalepistel werden die Heiligen in der ganzen Welt angewiesen sich in der Heimath zusammen zu finden und alle fälligen Zehnten zu entrichten, auf daß bald ein Tempel vollendet werde, in welchem Taufen der Lebendigen und Todten verrichtet werden können. Es heißt darin: „Um für den himmlischen Himmel vorbereitet zu werden, bedürfen sie der Segnungen des irdischen Tempels, und wenn Jemand die Tempelgebote übertritt und nicht alle schuldigen Zehnten entrichtet hat, so wird Jesus am Ende erklären, daß sie Räuber und Diebe seien, welche auf unrechtem Wege hinaufgeklommen seien. Die Satzungen des Tempels sind für eine volle und gänzliche Erlösung eben so nothwendig wie die Taufe für eine theilweise Erlösung. Die Stimme des guten Hirten ruft: Kommt herein alle ihr Heiligen!“

Der Glaube. Darüber sind die Lehren allerdings sehr dunkel und verworren. Eine Hauptquelle dafür ist das Buch der Convenants. Es scheint als ob der Glaube angesehen werde als eine Ausübung des Willens intelligenter Wesen in Bezug auf Glaubensmaterien, um himmlischen Ruhm zu erlangen und heilige Werke zu verrichten. Er ist „die Gewißheit, welche Menschen über die Existenz ungesehener Dinge haben, und das Princip der Action in allen verständigen Wesen; ohne ihn würden Geist und Leib in einem Zustande der Unthätigkeit sein.“ Er ist aber nicht bloß das Princip der Thätigkeit, sondern auch jenes der Macht, im Himmel wie auf Erden; denn laut dem Hebräerbrief hat Gott die Welt durch den Glauben geschaffen. Daraus erkennen wir, daß der Glaube das Princip der Macht ist im Busen Gottes, durch welches er sich wirksam zeigt; — „nehmt dieses Princip oder Attribut von der Gottheit hinweg, und sie würde aufhören überhaupt vorhanden zu sein.“

„Gott sprach, das Chaos hörte, und die Welten kamen in Ordnung vermöge des Glaubens der in Ihm war.“ — „Er hatte in sich das Element und die Principien des Elements, das nie zerstört werden kann; und aus diesem heraus schuf er“. Und „diese Aeonen-Atome sind mit Bewußtsein begabt auf einem selbstexistirenden Princip, welches Gott selbst nicht erschaffen konnte;“ wir „müssen das Aggregat oder die Körper der Materie classificiren, nach Leben und nach Kenntniß welche fähig ist Glauben zu üben,“ denn, wie einer der Präsidenten sagt: „alle Creatur lebt, selbst die Erde und die Mineralien, und die Metalle und Alles was mit ihr zusammenhängt;“ und im ersten Vortrage über den Glauben heißt es im letzten Abschnitte: „der Glaube also ist das große herrschende Princip in welchem Macht, Herrschaft und Autorität über alle Dinge enthalten sind.“

Das ewige Evangelium. Dieser Ausdruck kommt im siebenten Glaubensartikel vor. Sie verstehen darunter etwa das, was man sonst wohl

Naturgesetze zu nennen pflegt, eine Ordnung der Dinge," welche entsprang aus den zwei selbstexistirenden Principien der Intelligenz und des Elements oder der Materie." Es ist ihnen das Gesetz, demgemäß die Urgötter ins Dasein traten. So viel Gunnison weiß hat der Prophet nichts darüber gesagt, wie der Urgott ins Dasein trat. Er bemerkte aber: "Gott selbst konnte sich selbst nicht schaffen" und: "Intelligenz ist vorhanden nach einem selbstexistirenden Princip; sie ist ein Geist von Zeitalter zu Zeitalter, und es giebt darüber keine Schöpfung."

Gunnison brachte diesen Gegenstand mehrmals zur Sprache bei einigermaßen geschulten Leuten; sie hatten aber nur individuelle Meinungen darüber, welche sie auf die durch Autorität festgestellten Principien stützten. Diese kamen etwa auf Folgendes heraus: In der "fernentlegenen Ewigkeit" traten zwei Elementarpartikeln der Materie mit einander in Berathung und "hielten die Intelligenzen gegeneinander;" dann riefen sie ein drittes Atom herbei in ihren Rath, und diese drei, zu einem Willen vereinigt, wurden die erste Macht und Gewalt, an welche keine andere hinanreichen konnte, weil jene zuerst vorhanden war. Indem aber immer mehr Atome vereinigt werden und die Kraft geübt wird, welche aus der Combination entsteht, schreitet sie in alle Ewigkeit fort. Durch diese Union entstand die Machtfülle der Gewalt und Macht (plenitudo of power) ein Gesetz zu geben und zu erzwingen, das sich selbst und alle Dinge regiert. Und so wurde das Evangelium als das Naturgesetz eingesetzt. Und aus dieser Intelligenz entstand, dem Gesetz gemäß, ein Gott; er wurde nicht gemacht, und die anderen Götter stammen von ihm als seine Kinder. Durch das Gesetz der allgemeinen Ordnung wurde das Geschlecht gemacht, damit es existire ewiglich, neben aller moralischen Existenz und allem Leben; und nicht nur die Könige, sondern auch die Königinnen des Himmels entstanden durch dessen Gebote. Sie sind die Mütter unserer Geister und Götter und überhaupt aller Geisterexistenzen; Jeder ist in seiner eigenen Ordnung auf besondere Sphären beschränkt. Sie werden gerufen und ausgesandt als Herolde oder Diener von einem Planetensystem zum anderen, oder zu den verschiedenen Kreisen und Sphären in demselben Weltensystem. Ein Theil dieser Ordnung oder dieses Gesetzes ist das ewige Evangelium in der Offenbarung Johannis; es war in der Hand des Engels der mitten durch den Himmel flog, um auf der Erde über die Kirche Christi zu verkündigen. Jener Engel war niemand anders als Moroni, welcher das vollständige Evangelium dem "Seher Joseph" brachte. Und nun wird es, "sammt den Zeichen die da kommen werden," und die den Aposteln des Herrn verheißen wurden, den Menschen gepredigt.

Die vom Vater hervorgebrachten Geister — ("denn der Geist der Menschen ist nicht geschaffen, da "Gott überhaupt gar keine Macht hatte den Geist der Menschen zu schaffen, — die bloße Idee davon erniedrigt den Menschen in meiner Achtung, und ich weiß es besser" — sagt der Prophet im letzten Sermon, Seite 62) — haben die Wahl, ob sie so bleiben wollen wie sie sind

oder ob sie einen materiellen Körper annehmen und „unter alle Dinge herabsteigen“ wollen, um über alle Dinge emporzusteigen. Dadurch können sie größern Ruhm erwerben als den, welchen sie jetzt haben, ja sogar himmlische Glorie. Und daraus erklärt es sich, weshalb wir hier in diesem irdischen Tabernakel sind. Jeder Geist, der die Prüfung besteht und damit alle Kunde von seinem frühern Dasein einbüßt, trachtet dahin, eine Erlösung von unermeßlicher Wichtigkeit zu bewerkstelligen, und in den Attributen der Macht, Herrschaft und Glückseligkeit zur Vollendung zu gelangen.

Wenn der Geist von seinem Tabernakel Besitz nimmt, was wahrscheinlich schon der Fall ist, sobald die erste Lebensspur im Embryo sich regt, dann ist er der Mensch; er wird eine lebendige Seele. Somit ist der Mensch eine Zweiheit. Die Grundbestandtheile, aus welchen er zusammengesetzt ist, sind die rohe Materie, die wir den Körper nennen, und der Geist. Dieser letztere ist gleichfalls Materie, aber feiner und mehr elementar, auch so geschaffen, daß er den Körper durchdringt, ihn controlirt und belebt. Für sterbliche Augen ist er ohne Mirakel nicht sichtbar, auch läßt er sich nicht wägen, er gehört zu den Imponderabilien; er geht durch den Körper wie das elekrische Fluidum durch die Erde. In der Wirklichkeit ist er eigentlich bei weitem substantieller als der Körper, da er weder verändert noch zerstört werden kann; er existirte gleichzeitig mit Gott, und konnte gar keinen Anfang haben, denn sonst müßte er ja auch ein Ende haben können; er ist so unsterblich, wie Gott selbst (Sermon, S. 62). Aus der Vereinigung oder Verschmelzung beider entsteht die lebendige Seele, wie Moses bei der Schöpfung von Adam erzählt; der Tod scheidet sie zu nützlichen Zwecken; dann aber wacht der Geist über jede Partikel seines geliebten Tabernakels, bis das Wort der Auferstehung gesprochen wird; dann wird der Körper wieder aufgekleidet, und das Resultat ist eine ewige Seele.

Der Tod kam unter die Menschen, weil Adam ungehorsam war; er ist es, den die Schrift Michael nennt, den Alten der Tage, mit Haar gleich der Wolle. Einem Kunstausdruck der Mormonen zufolge heißt es aber: „Adam sündigte, damit Menschen sein konnten;“ als er den Apfel aß, wußte er sehr wohl, was daraus entstehen würde, und der „Fall“ war im Haushalte der Prüfung schon im Voraus angeordnet worden. Er sündigte, damit der Mensch, oder ein sterblicher Körper vom Weibe geboren werde, und ein Tabernakel für die Geister hergerichtet sei, gleich damals als sie sich dafür entschieden ihre Prüfungen zu bestehen. Und wenn ein Geist bei einer Prüfung seiner wahren Absicht nicht nachkommt, sondern sein Erbtheil durch Sünde und üble Aufführung verwirkt, dann wird ihm beim Tode eine niedrigere Stufe angewiesen, und so immer fort, bis er zur richtigen Unterwerfung gebracht ist und dem Gesetze des Evangeliums folgeleistend, seine Laufbahn wieder zurück nach Oben erfolgen kann zu Glanz und Engelschaft.

So heißt es von einem der Hauptapostel der Mormonen, der jetzt Präsident eines Stake ist und sich als politischer und theologischer Schriftsteller

unter ihnen hervorthat, er sei einst in Zweifel darüber verfallen, ob das System der Mormonen das wahre sei, und er habe schon daran gedacht abtrünnig zu werden. Aber der Dienst der Engel rettete ihn; denn ein himmlischer Bote kehrte bei ihm ein und warnte ihn vor der Gefahr; als Strafe und zur Sühne für seinen Zweifel wurde ihm auferlegt ein Negertabernakel anzunehmen, (das heißt seine Seele soll nach seinem Tode in den Körper eines Negers fahren, was allerdings für einen weißen Amerikaner etwas Entsetzliches sein muß), bis er bereuet und Eifer zeigt für den Glauben, welcher den Heiligen des jüngsten Tages überliefert worden ist. Dadurch wurde er zu seiner Pflicht zurückgeschreckt — „denn in Bezug auf die Priesterschaft ist der Neger verflucht, er muß überall Knecht sein wo sein Schicksal besiegelt ist, und kann auch nimmer etwas mehr erreichen als eine mattschimmernde Glorie. Dieser Theil des Menschengeschlechts steht auf der niedrigsten Stufe. Ein erstes Herabsteigen in der Prüfung wird zu einem Indianer sein, denn die rothhäutigen Menschen sind verflucht nur in Bezug auf Farbe und Trägheit; durch Reue und Gehorsam, sowie durch Annahme des neuen Evangeliums können sie die früheren Rechte und Schönheiten wieder erlangen und wieder ein helles und angenehmes Volk werden, und sich würdig zeigen ihrer Abstammung von den Juden aus Palästina. Wenn aber diese beiden Grade nicht ausreichen um den rebellischen Geist zu bändigen, so ist der dritte Grad jener eines unvernünftigen Viehes; und wenn uns ein stätisches Pferd oder ein hartnäckiger Esel quält, so irren wir wohl nicht wenn wir annehmen, daß in ihnen eine Apostatenseele wirkt, und einige der menschlichen Schwachheiten an den Tag treten läßt.“

Der Mensch, in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts, ist ein zusammengesetztes Wesen, er hat eine physische, geistige und intellectuelle Natur; in der oben geschilderten Bedeutung aber besteht er aus einer Zweiheit von Elementen. Das Intellectuelle in seinem Wesen wird von einer der beiden anderen Naturen absorbirt, je nach Convenienz, doch meist vom spirituellen; und die Kette der Vernunftfolgerungen endet damit, daß die physische Natur über die beiden anderen erhoben wird.

Ueber den Anbeginn der Sünde und Satans Emporkommen und Macht stellen die Bücher der Mormonen Folgendes auf.

Nach Adams Sündenfall wurde im Himmel eine Berathung gehalten, bei welcher „alle Mitglieder“ zugegen waren. Unter ihnen war auch Er, der Sohn, sodann Lucifer, der ältere Bruder, der Sohn des Morgens, der hell in Glorie leuchtende Stern, Leiter der himmlischen Schaar. Dem Rath wurde die Frage vorgelegt: wie die Menschen aus dem Zustande des Bösen erlöst werden sollten? Jeder Einzelne wurde aufgefordert seine Ansicht auszusprechen. Als Lucifer an die Reihe kam, sprach er, er wolle ihn in seinen Sünden erlösen; aber Christus entgegnete: ich will ihn von seinen Sünden erlösen. Diesen letzten Vorschlag hielt der Vater für den rechten, und deshalb entschied er sich für denselben. Dadurch fand der Sohn des Morgens sich schwer beleidigt

und gekränkt, und rebellirte mit den Schaaren die er verführt hatte. Deshalb wurde er aus der planetarischen Behausung des Vaters verstoßen und wurde nun Aufseher der bösen Geister und hieß von da an Satan. Indessen behielt er manche der edeln Eigenschaften welche er früher besaß, und noch heute ist er zwar ein heruntergekommener Erzengel aber doch ein vollkommener Gentleman.

Alle geringeren Versuchungen und bösen Künste von welchen die Menschen heimgesucht werden, gehen nur von Teufeln niedern Ranges aus; es ist daher unrecht daß manche Menschen alles Unrecht dem Oberteufel zur Last legen.

Was die Mormonen über die persönliche Wirksamkeit dieses „feinen Gentlemen“ denken, läßt sich ungefähr aus den Anekdoten abnehmen, welche bei ihnen im Schwange gehen, namentlich darüber, wie Satan mit Sidney Rigdon hantierte, welcher einst nächst dem Propheten Joseph den höchsten Rang einnahm und dann abfiel, weil er das Wohlleben liebte und die allererste Rolle spielen wollte. Dieser Mann hatte schon sehr oft Besuche und Offenbarungen von seinem Engel erhalten, als er einstmals in der Nacht so heftig geschüttelt und gerüttelt wurde daß er wohl bemerkte, es sei keine gewöhnliche Hand die ihm Solches thue. Und wirklich war der Heimsuchende niemand anders als Seine Satanische Majestät, welche geruheten das Bett umzuschmeißen und mit dem Sidney sehr unmanierlich zu verfahren. Dieser wurde nämlich an beiden Beinen gepackt und die Treppe hinabgewälzt, so daß sein graues Haupt auf jeder Stufe einen derben Puff erhielt. Als Satan den Dulder auf die Straße geworfen hatte, verschwand er „wie Dampf.“ Diese unsanfte Behandlung wurde mehrmals wiederholt. Es mag hier unerörtert bleiben, ob nicht irgend ein schalkhafter Mormone dabei im Spiele war. Uebrigens hat Joseph der Seher ausführlich mitgetheilt, wie und woran sich erkennen läßt, daß ein böser Geist der wirkliche Beelzebub sei, sobald dieser als Lichtengel oder in eigener Person sich blicken läßt.

Unter der „Gabe der Zungen“ verstehen die Mormonen nicht, daß ein Mann zu einem Volke, dessen Sprache er nicht versteht, doch in derselben sich ausdrücken und verständlich machen könne, sondern der Ausdruck wird so verstanden, daß er auf Leute angewandt wird, die in ihren enthusiastischen Versammlungen „vom Geist ergriffen“ werden und dann verschiedene Töne herausstoßen, welche mit Wörtern in irgend einer Sprache, z. B. eines Indianerstammes, Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung haben. Man nimmt an, daß der Redner (wenn dieser Ausdruck hier erlaubt ist), von allem was er herausstößt nichts wisse und verstehe; wohl aber kann ein Anderer, welchem die Gabe „Zungen zu verdolmetschen“ innewohnt, den erstaunten Zuhörern Alles erklären was Jener gesagt. Daß der Herr alle Töne und deren Bedeutung kennt, das versteht sich von selbst. Wer den Drang zu reden in sich spürt und es noch schwierig findet seinen Gedanken und Herzenswallungen Worte zu verleihen, und zu äußern was der Geist durch ihn offenbaren will, der „muß sich auf seine Füße stellen, sich im Glauben auf Christus stützen, seine Lippen

öffnen und beliebigen Takt singen; dann wird der Herr ihm einen Dolmetscher für seine Sprache verleihen."

Die Lehre der Mormonen über die Auferstehung bleibt unverständlich, wenn man nicht zugleich ihre Ansichten über die "Restauration" oder die Wiederherstellung aller Dinge kennt, von welcher Jesaias spricht. Als Gott die lebendige Erde schuf, befahl er, daß das Wasser sich an einer Stelle sammeln und das trockne Land zum Vorschein kommen solle. Daraus wird denn gefolgert, daß "ein großer Ocean vorhanden war, der um einen ungeheuern Landkörper rollte, der noch nicht in Festländer und Inseln getheilt war. Es war damals eine herrliche Ebene mit sanft ansteigenden Höhen und lieblichen Thälern; das Klima war vortrefflich, Wärme und Kälte folgten in angemessenem Wechsel, und ein Gleiches war der Fall mit Nässe und Trockniß. Und am Ende des Jahres war gewachsen, was Menschen und Thieren wohlgefiel. Jeder Windhauch, der über das blumenbesäete Land hinstrich, verbreitete liebliche Düfte, und die große weite Schöpfung der lebenden Wesen athmete nur Gesundheit, Frieden und Freude." So sagt die Stimme der Warnung. "Ueber dieser Schöpfung hauseten in einem wohlbewässerten herrlichen Garten die Menschen und sprachen von Angesicht zu Angesicht mit dem Höchsten, und zwischen beiden war nur ein das Licht mildernder Schleier."

Aber Adam fiel, und an dem Unheil, welches dem Sündenfall nachfolgte, nahm auch die Erde Theil; sie litt, gleich dem Menschenpaar, Angst und Sorge und wurde mit Dornen und Disteln bedeckt. Die Sünde häufte sich durch böse Thaten, welche die Menschen verübten, bis der Herr als Rächer auftrat und Alles mit Wasser reinigte. Nach Noah's Fluth, in den Tagen Pelegs, "wurde die Erde getheilt;" aber nicht unter Stämmen und Familien, sondern es kam eine mächtige Umwälzung, durch welche das Meer von seinem alten Platze im Norden weggerückt wurde; es legte sich dann zwischen die einzelnen Landestheile, welche auseinander gerissen waren. Und seitdem ist die Erde durch Erdbeben und Erdstöße noch mehr zerbrochen und zerklüftet worden.

Das amerikanische Festland wurde, wie das Buch Mormon lehrt, zur Zeit da Christus gekreuzigt ward, bis in seinen tiefsten Grund erschüttert; alle Wohnplätze der Menschen, Berge und Seen wurden begraben und geformt, "als die Erde sich wand in den Zuckungen und Wehen der in den letzten Zügen liegenden Natur."

Seitdem sind Erde und Menschen ausgeartet; die Vorfahren waren noch werth und würdig mit dem Herrn und den Engeln zu reden, "und Lehren zu geben, welche das Herz erweitern und die Seele zu ihrer höchsten Fähigkeit emporspannen," — weit, weit über die armselige weltliche Weisheit unserer Tage.

Aber die Wiederherstellung aller Dinge steht bevor, denn "er wird senden Jesus Christus, den die Himmel aufnehmen müssen bis zur Herstellung aller Dinge," und die Stimme schreit in der Wildniß. Dann soll jedes Thal erhöhet und jeder Hügel soll niedrig werden; und unter mächtigen Erschütterun-

gen soll die Oberfläche der Erde ihre alte Herrlichkeit wieder erhalten.“ So sagt die Stimme der Warnung.

In der Bibel heißt es, daß alle Inseln und Berge von ihrer Stelle gerückt worden seien; Jesaias sagt, die Erde solle sich von ihrer Stelle bewegen und gleich einer gepürschten Hinde sein. Aber später „sollst du nicht mehr verlassen genannt werden, und von deinem Lande soll ferner nicht gesagt werden, daß es öde und wüste sei; sondern du sollst genannt werden Hepzibach, und dein Land Beulah; denn der Herr hatte Freude an dir, und dein Land soll vermählt werden.“ Aus den verschiedenen Büchern läßt sich abnehmen, daß Festländer und Inseln einst wieder vereinigt werden zu einer Gesammtheit, wie sie es waren nach der Schöpfung; die See soll zurückweichen und wieder den Platz einnehmen, welchen sie ehevor gehabt; und das Alles soll sich ereignen, wenn der Herr wieder kommt.“ Die Erde wird wieder „hergestellt,“ ihre Bewohner werden gereinigt, sowohl Menschen als Vieh; sie schädigen einander nicht mehr, vernichten einander nicht, „und die Kunde des Herrn deckt die Erde, wie das Wasser die See deckt.“ Dann erfolgt die erste Wiederauferstehung des Leibes, der tausend Jahre wohnen soll in dem herrlichen Paradiese, gemeinschaftlich mit dem Erlöser.

Eigenthümlich ist bei dieser Auferstehung der Mormonen, daß zwar der Körper dabei ganz derselbe ist, wie der welcher er einst gewesen; aber mit Ausnahme des Blutes; denn dieses bleibt weg. Der Apostel Pratt, welcher in diesen Dingen Gewährsmann ist, sagt ausdrücklich, Jesus sei ganz genau das Muster unserer Auferstehung. „Und Jesus Christus kam triumphirend aus der Behausung der Todten; er hatte denselben Leib, welchen ein Weib in sich getragen und welcher gekreuzigt worden war. Aber Blut floß nicht in seinen Adern; denn Blut war das natürliche Leben, in welchem sich das Princip der Sterblichkeit befand. Und ein zu Fleisch und Bein wieder geschaffener Mensch würde sterblich sein, was bei unserm Erlöser nicht der Fall war.“ Er war aber substantiell, denn er sagte seinen Jüngern, sie sollten ihn antasten, und sich überzeugen, daß er Fleisch und Bein habe. Und so wird es auch mit allen wiederauferstandenen Leibern sein.“

Aller Saamen Israels soll vom Tode auferweckt und ins Land Juda gebracht werden; die Heiligen der anderen Völker sollen sich um die amerikanische weiße Abtheilung schaaren; von der einen Abtheilung der Heiligen wird Zion, von der andern Neu Jerusalem gebaut aus schönen Steinen und der Pracht aller Dinge, die da herrlich und köstlich sind.

Nur noch eine Veränderung ist nöthig um die Erde geeignet zu machen, daß sie der Menschen ewiges Erbtheil sei. Und sie wird stattfinden, wenn die tausend Jahre abgelaufen sind; dann ist der große Sabbath der Ruhe und der Freude. Die Erde wird verhimmlischt durch die Feuertaufe; die beiden Städte werden, in der buchstäblichen Bedeutung des Wortes, in den Himmel emporgehoben, um mit dem Herrgott wieder hinabzusteigen und dann für

immer zu bleiben auf der neuen Erde, unter dem hellen Schirmdach des neuen Himmels.

Wir müssen nun von den Prophezeiungen reden. In der Art und Weise wie die Mormonen ihre prophetische Zeit bestimmen, liegt zugleich etwas Sinnreiches und Phantastisches. Denen, welche bis jetzt Tage und Jahre anberaumten und die Zeit der Erfüllung festsetzen wollten, hat nämlich der rechte Schlüssel gefehlt. Gott, unser Vater, sagen sie, wohnt auf seinem Planeten (Kolob) und mit ihm die Zeit nach ihrem Umschwung; eine solche Umdrehung beginnt und schließt den Tag, welcher einem irdischen Jahrtausend gleich kommt. Da er sich innerhalb bestimmter Gränzen einschließt, so unterhält er Agenten, welche den Welten seine Kundgebungen zubringen müssen, und als dergleichen Agenten benutzt er zum Beispiel auch das Licht, die Electricität und den Schall. Wenn ein Engel eine Botschaft der Erde zu überbringen hat, so wird er vielleicht aus einem Hauptplaneten erwählt, möglicherweise aber auch von einem Trabanten geholt. Wenn aber ein Engel von irgend einer Zeit redet, so meint er natürlich die Tage, Wochen oder Jahre, wie sie auf seinem Planeten oder Trabanten sich gestalten.

Diese Engel werden an den Seher gesandt, um diesem mitzutheilen, was das Interesse der Kirche oder deren Regierung betrifft; oder ihre Botschaft hat Bezug auf Individuen, welche unter Aufsicht des Sehers als Missionäre oder in irgend einer andern Weise für die Kirche wirksam sein sollen. Diese Mittheilungen werden niedergeschrieben um zu geeigneter Zeit veröffentlicht zu werden, das heißt dann wann die Mitglieder im Stande sind die Mittheilungen zu „ertragen“, denn „Manche würden sich zurückgestoßen fühlen und umkehren, wenn auf einmal die ganze Wahrheit in Masse vor ihnen niederstürzte.“

Individuen erhalten Offenbarungen über geeignete Gegenstände, welche sie allein angehen; sie bereiten sich zu solchen vor „durch Gebet in gewaltigem Glauben; „allemal aber nur dann, wenn natürlicher Scharfblick, den man durch Fleiß und Studium steigern muß, nicht ausreicht um die Kunde zu erlangen, welche man wünscht. Wo Gott Mittel verliehen hat, mag er nicht durch Wunder wirken.

Bei der Taufe kann der wahre Gläubige im Glauben sich einen besondern „Geist“ ausbitten; z. B. einen Geist, welcher ihn in den Stand setzt, zwischen wahren und falschen Lehren zu unterscheiden; was sehr nothwendig ist, da in der jüngsten Zeit auch falsche und verlockende Geister thätig sind. Doch können diese dienenden Engel das Nahen und die Einflüsterungen böser Geister nicht abwehren. So sind die zwei Arten Geister, eine zur rechten und zur eine linken Hand. Daher kommt es auch, daß manche Leute, die sonst gut sind, doch auch auf krummen Pfaden wandeln.

Die Priesterschaft gilt bei den Mormonen als unbedingt nothwendig für den Bestand und die Vervollkommnung der Kirche. So lange der aaronische Zweig vom Stamme Levi wegen des Unglaubens nicht sein Priesterthum

ausübt, ist der Melchisedeckzweig der höhere; jener hat nur das Recht die niederen Dienste zu verrichten, und wird das auch thun, wenn der Tempel gebaut ist; er wird nämlich für die täglichen Sünden des Volks Thieropfer verrichten. Der Priesterorden empfängt Zehenten von Allem, was einer besitzt, wenn er der Kirche beitritt. Die Mitglieder entrichten einen Zehenten von all ihrem Einkommen, und widmen immer und stets auch den zehnten Theil ihrer Zeit dem Tempel und anderen öffentlichen Werken.

Die Bischöfe haben die Leitung der Zehentarbeiten und nehmen die Beiträge in Empfang; von ihnen wird der Ertrag in die öffentlichen Magazine gelegt. Diese Abtheilung der Priester ist, unter Oberaufsicht des Präsidenten, mit den irdischen Angelegenheiten beauftragt.

Die Hierarchie der Mormonenkirche hat mehrere Stufen von Aemtern und Graden. Die erste wird gebildet von den drei Personen der Präsidentschaft, welche wohl der himmlischen Dreieinigkeit entspricht, mehr aber noch dem Petrus, Jacobus und Johannes, den „ersten Präsidenten der apostolischen Kirche.“ Die zweite Stufe wird gebildet von dem reisenden hohen apostolischen Collegium, das aus zwölf Aposteln zusammengesetzt ist, wie sie sagen nach dem Muster der Urkirche. Sie haben das Recht in fremden Landen in dem „Stake,“ d. h. der Gemeinde, den Vorsitz zu führen, je nach dem Alter. Dann folgen die Hohenpriester, Priester, Aeltesten, Bischöfe, Lehrer und Diakonen, nebst den Evangelisten und Missionären der „drei Siebenzig.“ Jede Ordnung bildet eine beschlußfähige Versammlung über die Disciplin ihrer Mitglieder und über Alles, was ihre Handlungen angeht; doch geht die Berufung an eine höhere Stufe; den höchsten Appellationshof bildet die ganze Kirche, wenn sie zu einem allgemeinen Rath versammelt ist.

Ihre Propheten erheben sich aus jeder Stufe; im „Hauptquartier“ wohnt ein Patriarch, um vertraute Mitglieder zu segnen, nach der Art wie Jakob und seine Söhne, und Israel mit Esau und dessen Bruder es gethan.

Aus den Hohenpriestern wird ein hoher Rath gewählt; er besteht aus zwölf Mitgliedern und bildet den stetigen Beirath der Präsidentschaft, in welchem jeder Einzelne seine Ansichten aussprechen und begründen kann. Nach der Berathung faßt der Vorsitzende das von den einzelnen Rednern Vorgebrachte zusammen und giebt seine Entscheidung ab, sie fällt vielleicht ganz gegen den Wunsch der Mehrheit aus, muß aber nichts desto weniger unbedingt angenommen werden. Unter dem gegenwärtigen Haupt der Kirche ist es wohl nie vorgekommen, daß man dem „ehrwürdigen Winke“ sich widersetzt habe, denn er gilt für „das Siegel des Schicksals und die Genehmigung eines Gottes.“ Dieser hohe Rath ist Auge, Ohr und Hand des Präsidenten; die Mitglieder desselben sind Späher über Alles, was auf dem Felde oder im Tempel, im gesellschaftlichen Verkehr und im Hause vorgeht. Hat irgend Jemand gesprächsweise eine neue Ansicht aufgestellt, so wird sie von irgend einem Mitgliede, das

davon Kunde erhalten hat, vor den Rath gebracht, und dieser trifft Maßregeln, um Alles genau auszuspüren. Ist der Mann nicht „gesund bis auf Kern und Mark," so gilt er für gezeichnet und bestreut, ehe er auch nur eine Ahnung davon hat, daß er zu den Verdächtigen gehört. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn Manche, welche nicht ahnen, auf welche Weise die Oberen von all und jeder Sache Kunde erhalten, sich darüber wundern, wie Brigham so wohl Bescheid wisse über alle Privatangelegenheiten.

In den ersten Zeiten der Mormonenkirche, als man ihnen beimaß, ihr Streben ziele darauf ab, eine vom Staat völlig unabhängige Gesellschaft und Kirche zu gründen, wurde in das Buch des Bundes folgender Glaubenssatz eingetragen: „Wir halten es nicht für recht, religiösen Einfluß in die bürgerliche Regierung zu mischen; dadurch wird die eine religiöse Gesellschaft begünstigt, die andere in ihren geistlichen Rechten gekränkt, und die individuellen Rechte ihrer Mitglieder, überhaupt der Bürger, werden dadurch in Abrede gestellt." Sie lehren aber nun, daß die Priesterschaft das Höchste im Staate sei; nicht in dem Sinne, daß alles menschliche Gesetz aus der Norm von Recht und Unrecht entspringe, wie es in Gottes geoffenbartem Worte enthalten sei, sondern so, daß die Priesterschaft die Leitung im Staate habe und die bürgerlichen Richtschnuren geben müsse, und dieses darum, weil sie von Tag zu Tag Offenbarungen erhält, und daher das geistliche wie das weltliche Element vor dem Gegeneinanderprallen bewahren kann. Auch ist das im Sinne der Schrift die da will, daß die Beamten Friede seien, und die Vollzieher Rechtfertigkeit." So wird es denn mit dem Wahlrecht nicht allzu genau genommen. Es ist vorgekommen, daß die Wähler einberufen wurden, um den Delegaten zum Congreß nach Washington zu ernennen, als dieser schon längst sich unterwegs befand. Man hält es nicht für angemessen, gegen einen Mann zu stimmen, welcher „die höchste Autorität" für die Wahl in Vorschlag gebracht hat. Denn der Rath müsse doch wohl wissen, was geschehen solle und was für Leute sich am besten dazu passen.

Es heißt, die Priesterschaft habe besondere Zeichen, und daß die Maurerei aus der Kirche heraus entstanden und eine ihrer besten Einrichtungen sei, um die Mitglieder in ihren geistlichen Functionen zu fördern. Sie sei aber von ihrem wahren Zwecke abgeleitet, indessen von Joseph Smith zu ihrem wahren Werke zurückgeführt worden. Dieser habe unter dem Beistande von Engeln wieder die Erkennungsworte für die verschiedenen Grade gegeben, denn dieselben seien verloren gewesen. Als er in die Logen von Illinois eingetreten sei, habe er allen Uebrigen weit voraus arbeiten können. Man habe, lediglich aus Neid, die Loge zu Nauvoo in den Bann gethan und von der Großen Loge getrennt; denn diese wisse und verstehe gar nichts von der echten und rechten Maurerei.

Beförderung und Bevorzugung in den verschiedenen Graden der Priesterschaft hängt von der Gläubigkeit und dem Eifer der Einzelnen ab, und wird von den schon zu höherer Stelle Erhobenen entschieden; besonders nimmt man

darauf Rücksicht, daß alle Zehnten gehörig entrichtet worden sind. Wer damit im Rückstande ist, darf sich nichts versprechen; zum Vorwärtskommen sind Eifer und Gehorsam allerdings unumgänglich nothwendig. Bis der große Tempel gebaut werden kann, muß noch viel geschehen. Der Plan zum Bau ist mit Rücksicht auf die verschiedenen Stufen der Priesterschaft entworfen worden. Die Bedürfnisse der Kirche werden zur rechten Zeit darüber entscheiden, wann und wie der Bau ausgeführt werden soll; und das Alles wird durch eine unmittelbare Offenbarung klar werden. Es ist aber bereits festgesetzt worden, daß für Priester wie für Priesterinnen abgesonderte Bäder hergerichtet werden; denn auch die Weiber sollen am Tempeldienst theilnehmen und werden daher zu gewissen Graden der Maurerei zugelassen. Bevor man am Altar erscheint finden gewisse Abwaschungen statt, ebenso giebt es eigenthümliche Gebräuche in der Art des Gottesdienstes und der Danksagung und beim Verrichten der symbolischen Handlungen.

Die Mormonen sagen, Offenbarungen des göttlichen Willens in Bezug auf moralische Unterweisungen seien zu verschiedenen Zeiten allen Völkern gegeben worden; durch Ueberlieferung ist die Wahrheit auf die nachfolgenden Geschlechter gekommen, und so giebt es keine Nation, selbst unter den Heiden nicht, die nicht irgendwelche richtige Ansichten über die Moral besäßen.

Es mag daher nicht verwundern daß auch Heiden in der oder jener Hinsicht mit anderen Glaubensmeinungen unter dem Himmel übereinstimmen; denn sie werden durch den Geist in alle Wahrheit geleitet; sie haben sich herausgesucht aus der Masse verdunkelnden Irrthums was wahr ist. Die Mormonen sagen, daß sie schon durch diese Ansicht Viel vor anderen Religionen voraus hätten; sie besäßen damit einen Anfangs- und Ausgangspunkt der beiden Theilen genehm sei, und könnten allmälig, ohne Anstoß zu geben, auf die Eröffnung anderer Materien übergehen.

Man sieht, das Mormonenthum ist eine merkwürdige und wunderliche eklektische Religionsphilosophie, wenn man hier von Philosophie reden darf — zusammengesetzt aus braminischer Mystik, neuplatonischen und gnostischen Ansichten von Aeonen oder beweglichen Principien im Element; mohamedanischem Sensualismus und christlichem Sektenfanatismus; hinzu kommen noch ein Ahriman und ein Ormudz aus Zoroasters Lehre, und die Seelenwanderung. Der Stifter beschränkte sich aber nicht auf christliche Theorien oder heidnischen Aberglauben; er nahm auch allerlei aus der sogenannten spirituellen Philosophie, wie sie in den Vereinigten Staaten im Schwange geht; er nahm Affinität der Geister und Sympathie der Seelen an. Er sagt, die Geister der Abgeschiedenen seien Engel, welche auf Erden zurückkommen und mit denen verkehren, welche ihnen lieb sind; ihrer Reinheit wegen haben sie das Recht Mittheilungen aus den Geisterreichen zu empfangen; Gott ist ein vollkommener Mensch, und macht aus jedem vollkommenen Menschen einen Gott.

Zwischen den Anhängern jener Richtung, welche man in Amerika als **School of mental delight bezeichnet und den Mormonen ist der Unterschied,**

daß die letzteren ihre Theorien gleich ins Leben führen und nach ihrem Bedürfnisse materialisiren, während jene nur in intellectuellem Sensualismus schwärmen, und die Freuden des Gaumens, den Reiz für das Auge und überhaupt sinnliche Genüsse auf das Jenseits verschieben. Im Mormonenthum steckt intuitiver Transcendentalismus; kein Idealismus, denn der Stifter war ein ungelehrter Mann. Er trat Glaubenslehren und Glaubensformeln mit Füßen; seinen Wunsch und Willen nennt er Glauben, und durch diesen erwirbt er das Reich der Wahrheit, Schönheit und Glückseligkeit. Er war ein Mann von starken Leidenschaften und wandte sich an die Schwachen, die er im Wasser des Materialismus taufte. Ihm ist die Menschheit schon Gottheit.

Die „Brüder im Gebirge“ sind durch allerlei eigenthümliches Zusammentreffen von Dingen seltsamer Art noch mehr in dem Glauben bestärkt worden, sie seien die Auserwählten des Herrn. Im südlichen Utah hat man allerlei hieroglyphische Zeichen gefunden, die dort in Felswände eingehauen worden sind; ziemlich in der Art wie auch die heutigen Indianer dergleichen machen, wiewohl nicht ganz in derselben Art und Weise. Die Männer, welche Joseph Smith als Schreiber verwandte, wollen nun jene indianischen Bilderzeichen auslegen können, und sagen, die nephitischen Urkunden erhielten dadurch Bestätigung. Aus den Käfer- und Menschenfiguren auf einem Felsen in der Stadt Manti im San Petethal liest zum Beispiel einer der Regenten folgendes heraus: „Ich, Mahanti, der zweite König der Lamaniten in den fünf Thälern des Gebirges, mache diese Urkunde im zwölften Jahrhundert seit wir Jerusalem verließen. Und ich habe drei Söhne, die ins Land gen Süden zogen, um von der Antilopen- und Hirschjagd zu leben.“

Gesellschaftliche Verhältnisse der Mormonen.

Die Mormonen zeigten sich äußerst zuvorkommend gegen die Expedition, welche von der Regierung zu Washington nach dem großen Binnenbecken gesandt war, um die Lande am großen Salzsee zu vermessen und in Bezug auf Bodenverhältnisse näher zu erforschen. Sie leisteten derselben allen möglichen Vorschub. Das thaten sie freilich erst, als sie sich überzeugt hatten, daß gerade ihnen daraus erhebliche Vortheile erwachsen würden, und daß nicht etwa beabsichtigt wurde diese Ländereien zum Verkauf an den Markt zu bringen. Sie waren zufrieden als sie wußten, „daß man sie allein und für sich lassen wolle.“ Wären die Arbeiten der Landmesser ihnen nicht genehm gewesen, so hätten sie denselben große Hindernisse in den Weg legen können.

Damals zogen viele der überland nach Californien Auswandernden an den Niederlassungen der Mormonen vorbei. Unter allen schon in den Staaten zusammengetretenen Reisegesellschaften war kaum eine, die sich nicht in mehrere kleinere Abtheilungen zersplittert hätte, und dann verursachte das Auseinandertheilen des Eigenthums immer große Schwierigkeiten. Wenn es dabei zu Irrungen kam, so nahmen die Parteien meist ihre Zuflucht zu den Gerichtshöfen

von Deseret, die allemal nach Recht und Billigkeit ihr Urtheil fällten. Natürlich glaubte sich Jeder welcher Unrecht bekam, von ihnen beeinträchtigt, und schrieb in seine Heimath sehr böse Dinge über den Druck, welchen er von den Mormonen habe erleiden müssen. Andere wollten die Urtheilssprüche nicht anerkennen und mußten dann freilich fühlen, daß die bürgerliche Gewalt im Lande den Entscheidungen des Gerichts vollen Nachdruck gab; sie wurden scharf gestraft und hüteten sich nun sicherlich, so lange sie noch im Lande waren, die Gerichte zu schmähen, deren Entscheidung sie selber nachgesucht hatten.

Die Felder sind nur sehr dürftig eingezäunt, weil Holz theuer und selten ist, und das Vieh der Auswanderer brach oft durch und lief in die Felder. Natürlich verlangten die Mormonen Ersatz für den Schaden, und da in Deseret alle Dinge einen weit höhern Geldwerth haben als in den Staaten, so glaubte sich der in Strafe verfällte Auswanderer, welcher mit dem Sachverhalt nicht näher bekannt war, schwer beeinträchtigt und benachtheiligt. Wenn er protestirte, so kam die Sache an den Bischof und die Kostenrechnung wurde nur noch größer. Dann schrie man freilich über entsetzliche Unterdrückung, welche man von den „hartherzigen Mormonen“ habe erleiden müssen.

Es ist aber nicht in Abrede zu stellen, daß sie Nahrungsmittel für mäßige Preise verkauften, daß sie den kranken oder sonst in Elend gerathenen goldsuchenden Abenteurern hülfreich an die Hand gingen. Deswegen sprachen auch Viele laut zu Gunsten der Mormonen und waren ihres Lobes voll. Durch freundliche, wahrhaft brüderliche Behandlung haben sie manchen Auswanderer für ihre Gemeinde und ihren Glauben gewonnen; manche erklärten, sie wollten nicht weiter gehen um Gold zu suchen, da sie schon am großen Salzsee werthvollere Perlen gefunden hätten. Ueberhaupt würde eine Geschichte der Emigranten, welche in den letztverflossenen Jahren überland nach Californien gezogen sind, von hohem Interesse sein. Manche, welche das Ungefähr zusammengewürfelt hatte, die sich nun auf einander angewiesen fanden und wohl begriffen, daß nichts nothwendiger war als Eintracht, sahen doch diese letztere als eine unerträgliche Last an, und es trat die fürchterlichste Selbstsucht, die herzloseste Grausamkeit in schreckbarster Weise offen an den Tag. Dagegen gab es auch erhebende Beispiele von Edelmuth und Hochherzigkeit, doch waren deren leider nicht so viele wie jene vom Gegentheil. Auch an komischen Dingen, die aber doch ihre tragische Seite hatten, fehlte es nicht. Ein stämmiger Deutscher, den man den Wheelbarrowman nannte, hatte seine ganze Habe auf einen großen Schubkarren gepackt, mit welchem er neben den bespannten Wägen Schritt hielt. Er hatte alle Aussicht auf solche Weise reichlich zweitausend Meilen zurückzulegen und wohlbehalten in Californien anzulangen. Aber ach! der Weberfluß war hoch angeschwollen, und der Schubkarrenmann mußte auf einem Floß hinüber, das in der reißenden Strömung scheiterte. Der Schubkarren und mit ihm die gesammte Habe des Mannes wurde von den Fluthen begraben.

Die Mormonen alle leisten ihrem „Rath“ Folge, doch würde man irren,

wenn man bei ihnen eine völlige Gleichartigkeit Aller annähme. Eine solche kann um so weniger vorhanden sein, da die Gemeinde aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Sie geben zu, daß in der Auffassung und praktischen Durchführung ihrer Lehren von manchen Einzelnen Irrthümer begangen seien. So waren zum Beispiel früher Manche der Ansicht, es sei nun die Zeit gekommen, von Hab und Gut der „Heiden“ Besitz zu nehmen; sie hielten es keineswegs für Diebstahl, Vieh und Getreide von den Weiden und Feldern der Nachbarn zu holen, und „die Aegypter zu berauben.“ Dergleichen Handlungen sind jedoch von den höchsten Behörden und von den Kanzeln herab ausdrücklich verboten worden. Die Mormonen sind „die Schaffner des Herrn, und das Erbtheil der Erde kommt den Heiligen zu.“ Die falsche Anwendung dieses Lehrsatzes zeigt, daß in den bekannten Anklagen gegen die Sekte allerdings viel begründetes liegt, und daß man in Missouri und Illinois wohl Ursache hatte derselben Gram zu sein. Ihre Grundsätze können leicht eine mißbräuchliche Anwendung erhalten, sobald die Mormonen neben und mit Leuten leben, die ganz verschiedener religiöser Ansicht sind. Sie haben eine casuistische Ansicht in Betreff der Unterscheidung, welche man machen müsse zwischen dem, was öffentlich und laut von Joseph dem Seher oder unter dessen Genehmigung von der Kanzel herab verkündigt wurde, und zwischen der „flüßigen Meinung“ und Praxis, welche aus Privatmittheilungen an einzelne Mitglieder entspringt. Sie sagen, es sei geeignet in Abrede zu stellen, daß gewisse Dinge als Lehrsätze vorhanden seien, nach denen man freilich unter ihnen in der Praxis ziemlich allgemein verfährt, — auch sei es angemessen Alles in Abrede zu stellen, was der ganzen Christenwelt Anstoß geben könne. Das rechtfertige sich namentlich in solchen Fällen, in denen ein Eingeständniß Anderen gar keinen Vortheil oder Nutzen, den Mormonen aber viel Schaden bringen könne. So hat sich denn die Ansicht festgestellt, daß sie nach Außen hin gewisse Dinge predigen, unter sich aber in ganz entgegengesetztem Sinne handeln.

Lediglich den Eingeweiheten ist es gegeben die „Mysterien des Reichs“ zu kennen, und sie weisen die zudringliche Neugier der „Mormonisch“ unter sich ab, der „tauben Aehren unter dem Weizen“; den „außen Stehenden“ leugnen sie plattweg ab, was sie dem wahren Gläubigen als vollkommen richtig ohne Weiteres zugestehen. Es ist bei ihnen wie das Verhandeln über Schuldig und Nichtschuldig bei einem Gerichtshofe.

Wir kommen nun auf die vielbesprochene Vielweiberei. Mit großer Beharrlichkeit ist abgeleugnet worden, daß sie eine Doktrin über „spirituelle Weiber“ haben. Eine sehr verständige Dame äußerte gegen Gunnison, sie habe es für vollkommen recht gehalten, die Sache zu leugnen, als sie zum Besuch in den Staaten gewesen sei. Sie habe auf die bezüglichen Fragen ihren Freunden geantwortet: „es ist keine Doctrin bei uns, daß man spirituelle Weiber haben müsse. Die Fragsteller dachten offenbar an Vielweiberei; die Mormonen treiben aber da, wo es ihnen angemessen scheint, Wortspielerei.

Wer längere Zeit unter den Mormonen in Deseret gelebt hat, für den ist es sonnenklar, daß viele unter ihnen eine große Anzahl von Weibern haben. Auch wird jetzt dieser Gegenstand weit unverhohlener erörtert als ehemals. Es wird, wie man vernimmt, eine Abhandlung veröffentlicht werden, in welcher man aus der Bibel den Beweis führt, daß alle Christen ein gutes Recht haben mehrere Weiber zu nehmen. Josephs Offenbarungen über diesen Gegenstand sind wohl niemals gedruckt oder überhaupt in weiteren Kreisen veröffentlicht worden. Als er seine Offenbarung dem Rathe eröffnete, wurde es kund gemacht, daß er, wie die Heiligen der alten Zeit, David, Salomon und Jakob, und alle welche er für gläubig-getreu erachte, das Recht haben sollten, sich so viele Weiber zu nehmen als sie unterhalten könnten, um ein heiliges Hauswesen zu haben für den Dienst des Herrn. Sogleich liefen Gerüchte umher, daß die Weiber vieler im Volke den Führern und Hohenpriestern „wiederverheirathet“ worden seien, und ihnen unterthan. Das wurde für eine Verläumdung erklärt; es hieß, das unter ihnen bestehende Verhältniß sei rein und heilig; ihre Lehre laufe darauf hinaus, jeder Mann solle ein Weib haben, und jede Frau nur einen Mann, wie denn das im Buche der Covenants durch Offenbarung festgestellt sei.

Sie behaupten aber auch, daß einem Manne eine Pluralität gestattet sei, denn so lautet der Ausdruck; das nur wird nämlich lediglich auf die Weiber bezogen. Sie sagen, der Heiland Jesus Christus habe drei Frauen gehabt, Maria, Martha und die andere Maria, welche Jesus liebte; er habe sie alle zu Cana in Galiläa geliebt.

Orson Hyde, das Oberhaupt der Apostel, hat unterm 26. Decbr. 1851 verordnet: „Wenn an Christus selbst die Worte des Jesaias sich erfüllten: er wird säen seinen Saamen, er wird verlängern seine Tage, und die Freude des Herrn wird gedeihen in seiner Hand, — dann kann die christliche Welt in ihrer Meinung nicht irre gehen. Aber wie soll es sich erfüllen?“

„Wenn, wie bei der Hochzeit zu Cana, Jesus der Bräutigam war, und mit sich nahm Martha, Maria und die andere Maria, welche Jesus liebte, so greift das unsere Nerven nicht an. Wenn keine ungeeignete Anhänglichkeit und Familiarität zwischen unserm Erlöser und diesen Frauen stattfand, nur ein Verhältniß von Mann und Weib, dann haben wir kein Gefühl für das, was sich schickt oder für die Merkmale der guten und verfeinerten Gesellschaft. (?!) Darum wurde es klüglich geheim gehalten; als aber der Erlöser seine Seele in den Tod ausströmte, da er ans Kreuz genagelt wurde, sah er seinen Saamen an Kindern, aber wer wird seine „generation“ erklären? Keiner, wenn er keine zu erklären hatte. Das ist für Manchen ein neuer und seltsamer Zug im Christenthum; trotzdem aber sind wir nicht geneigt, darüber zu spotten, auch bedauern wir nicht, daß wir durch der Jungfrau Sohn erlöst wurden.“ —

Sie lehren weiter, daß die Ausübung und Begründung der Ehe auferziehen werde ein besonderes heiliges Volk für das Reich Gottes des Sohnes;

ferner daß dasselbe auferstehen werde, um mit ihm in dem Jahrtausend zu herrschen; dann wird der Ruhm des Mannes im Verhältniß stehen zu der Zahl seiner Frauen, Kinder und Dienstleute. Aber, heißt es wieder, nur die, welche zum Priesterthum wählbar sind, haben überhaupt ein Recht zum Heirathen. Die Kinder Abrahams sollen so zahlreich werden, wie die Sterne am Himmel oder der Sand auf der Erde, auf daß von der Auferstehung die vereinigten Erben Jesu Christi das Werk vollbringen, welches ihr Vater that, bis jeder im Mittelpunkt seines eigenen Ruhmes herrschen mag als ein Gott in seiner eigenen Ewigkeit. Laßt es einen geheiligten Wahlspruch sein: „Die Frau, welche einen Mann außerhalb der Priesterschaft heirathet, heirathet für die Hölle“ (Orson Hyde's Rede am 24. Juli 1851). Die Ehe ist ein reiner und heiliger Zustand; in ihr sollen nur religiöse Beweggründe und Pflichtgefühle Leitsterne sein; wer sie in Absicht auf Befriedigung sinnlicher Lust eingeht, ist ein Scheuel und Gräuel; wie denn als solche auch Untreue und Ausschweifung erklärt werden. Wenn die Mormonen einst das Gesetz über die „Pluralität“ veröffentlichen, so wird darin stehen, daß der Uebertreter mit Enthauptung bestraft werden soll. Auch wird dem einen Geschlecht die strengste Keuschheit eingeschärft, und dem andern unbedingte Enthaltsamkeit während der Schwangerschaft und so lange das Kind an der Brust trinkt, zur Pflicht gemacht. So wird die Zeit der Entwöhnung ein Freudenfest, das neben der Hochzeitsfeier steht, und die patriarchalischen Zeiten werden wiederkehren.

Laut den Worten der Schrift, daß der Mann nicht ohne Weib und das Weib nicht ohne Mann sein soll, behaupten sie, daß jeder Mann wenigstens ein Mal heirathen müsse, und daß ein Weib nicht ins himmlische Reich eingehen könne, wenn es nicht von einem Manne, dem es angehöre, in dasselbe eingeleitet werde. Man hat erzählt daß einige Weiber, welche das Anrecht ihrer eigenen Männer in den Himmel zu kommen doch einigermaßen bezweifelten, um ja recht sicher zu gehen den Wunsch geäußert hätten, einst den Saum der Kleidung eines Apostels oder Hohenpriesters anfassen zu dürfen, alsdann könne freilich kein Zweifel am Einlaß in das Jenseits sein!

Wenn eine Frau einem Manne verheirathet wird der schon eine Frau besitzt, so sagt man, sie werde ihm zugesiegelt (sealing to him). Eine solche Verbindung bringt alle Rechte der Ehe mit sich. Und da die Mormonen behaupten, daß bei ihnen allein das wahre und ächte Priesterthum gefunden werde, daß dieses allein die Parteien zu der heiligen Verbindung weihen und sie „zu Einem Fleisch“ machen könne, so folgt, daß sie allein die einzig wahren und ächten Ehen auf Erden haben. So gewinnt bei ihnen die Vielweiberei eine religiöse Unterlage; sie wird lediglich in Rücksicht auf göttliche Gebote eingegangen, und gegenwärtig wird dabei allemal der äußere Anstand schicklich gewahrt. Der romantische Begriff von einer Liebe zu einem Wesen wird verlacht; man sagt, ob denn der Mensch nicht auch Aeltern und Blutsverwandte liebe, deren doch mehrere seien; ob nicht der Vater seine Güter und seine Liebe auf mehrere

Kinder vertheile? Es sei hochherzig, großmüthig und verständig, mehr als Ein Weib zu lieben, und erscheine hingegen als wahre Bigoterie, seine Seelenneigung nur Einem Wesen zuzuwenden. Der Seher allein hat die Macht und Befugniß Einem das Recht zum Nehmen mehrere Weiber zu ertheilen; er kann dasselbe aber Bevollmächtigten übertragen. Man beruft sich dabei auf biblische Vorgänge. Wer eine zweite, dritte rc. Frau nimmt, muß erst die Bewilligung der Aeltern einholen, dann die der „Lady" selbst, und endlich den Seher befragen.

Jedes unverheirathe Weib hat das Recht einen Mann zur Ehe zu verlangen, falls sie übergangen wird, und hat dieses Recht der Seligkeit wegen. Der Präsident, welcher die betreffende Bittschrift erhält, muß für die Ledige sorgen. Er hat die Macht einem Manne, welcher ihm der geeignete zu sein scheint, zu befehlen daß er sie „unterstütze" und daß das Besiegeln stattfinde; er muß sie demnach heirathen. Und weigert er sich, so muß er gewichtige Gründe dafür beibringen. Hin und wieder kommt es vor daß der Seher, kraft seiner Befugnisse, Besiegelungen verhindert, bei welchen er unwürdige Beweggründe voraussetzt. Er kann eingegangene Verbindungen auch wieder lösen. Man sieht, daß er in seiner Hand eine ganz ungewöhnliche Macht vereinigt. Er kennt alle häuslichen Verhältnisse in der Kolonie, er ist nothwendig der Mann des Vertrauens für Alle, man muß ihn achten und fürchten, oder er ist auch Freund und Rathgeber. Und da der Frieden der Gesellschaft überhaupt wesentlich vom Frieden in den Familien abhängt, so wacht der Seher gerade über dieser Prärogative mit großer Sorgfalt.

In einigen Fällen wohnen verschiedene Frauen in demselben Hause und in demselben Gemach, da die Wohnungen meist nur aus einem großen Gelaß bestehen; es ist aber mehr in der Regel daß die „Extra"-Frauen ausgemiethet werden; sie sorgen dann auch wohl ganz für sich selbst („pay their own way"), ernähren sich durch Nähen oder andere weibliche Arbeiten. Es muß hier ausdrücklich bemerkt werden, daß die Mormonen glauben, die vom Propheten Jesaias verkündete Zeit sei nahe: „da sieben Weiber sich am Kleidersaum eines Mannes halten und sagen: Wir wollen unser eigenes Brot essen, aber Du, laß uns nach deinem Namen genannt sein". Sie ziehen daraus den Schluß und halten sich fest überzeugt, daß die Vielweiberei vorher verkündigt sei, und sie gilt ihnen für eine biblisch gebotene Einrichtung.

Sie sehen auch der Zeit entgegen, in welcher die Schlachten des Herrn ihren Anfang nehmen. Die Weiber gelten für weit reiner als die Männer, und sie werden auch viel zahlreicher sein als diese Letzteren, denn diese werden hinweggerafft durch Schwert und Pestilenz; die überlebenden aber sind da, um das Gefolge und die Zahl der Heiligen zu vermehren. Dann werden manche Frauen ein und denselben Mann wählen müssen, um sich auf Erden ein Unterkommen und das Zeitliche zu sichern; sie müssen es aber auch thun um ein ewiges Anrecht auf das irdische und himmlische Königreich zu erhalten.

Sie behaupten ferner, es sei zwischen den Geschlechtern in Bezug auf das

Zahlenverhältniß eine große Ungleichheit vorhanden; die Menge der Frauen sei viel beträchtlicher, als man aus den Kriegen, welche von den Männern geführt worden, ableiten könne, oder daraus daß die letzteren sich den Gefahren des Seelebens und jedes anderen schweren Berufes aussetzen. So weise schon die Natur selbst auf die „Pluralität“ hin und „heirathen ist für Alle ehrenwerth.“ Freilich sprechen die amtlichen Volkszählungen nicht für diese Auffassung der Mormonen. Besonders heben sie ihr System deshalb hervor, weil es äußerst wirksam sei, um verderblichen Ausschweifungen und überhaupt der Liederlichkeit vorzubeugen, oder wo solche vorhanden, zu ihnen steuern. Es wirke einer weitern physischen und moralischen Verschlechterung der Welt entgegen. Bei ihnen gebieten Religion und Sitte, und es ist für einen Mann Pflicht, dessen Frau, Tochter oder Schwester verführt worden ist, den Verführer zu tödten. Das ist ihrem „Gemeinrecht im Gebirge“ gemäß, welches sie auf Mosis Gebote gründen. Jede Jury wird einen solchen Todschläger oder Mörder freisprechen. In der Stadt am großen Salzsee hatte Egan eine Frau verführt, während der Mann derselben verreist war. Der Mann aber erschlug ihn. Das Gericht erklärte: Es zeuge für die sittliche Verderbtheit oder Verkommenheit anderer Gemeinwesen, in einem solchen Falle Schadenersatz an Geld zu verlangen. „Der einzige Grundsatz, von dessen Richtigkeit und Nothwendigkeit sämmtliche Bewohner dieses Gebietes durchdrungen sind, lautet einfach so: Der Mann, welcher seines Nächsten Frau verführt, muß sterben, und ihr nächster Anverwandter muß denselben tödten!“

Es ist übrigens ausgemacht daß in vielen Fällen eine solche Verbindung den Frauen sehr lästig erscheint und daß sie sich dabei sehr vereinsamt fühlen. Doch ist die ganze Oberfläche der Gesellschaft glatt und freundlich, und Alle, welche dem System aus Pflichtgefühl oder Enthusiasmus eifrig ergeben sind, finden das Joch leicht. Aber selbst des Propheten Joseph Weib rebellirte gegen dasselbe und erklärte, wenn er auf demselben beharre, so werde sie ihn verlassen und einen anderen Mann nehmen. Sie erhielt die kühle und bündige Antwort: „ein Prophet muß dem Herrn gehorsam sein“. Wenn die Weiber sich auflehnen, so wird sehr summarisch gegen sie verfahren, denn die öffentliche Meinung ist wider sie. Eine übrigens ganz vortreffliche und musterhafte Frau in Utah wird in keine Gesellschaft mehr eingeladen, seit sie ihr Gelübde gebrochen, das heißt einen ihr angesiegelten Mann verlassen hat, um einen Andern zu heirathen.

Gunnison war am Bear River Augenzeuge eines sehr summarischen Verfahrens. Ein Socialist, der aus Cabets Verein zu Nauvoo kam, blieb den Winter über in der Salt Lake City und brach im Frühjahr nach Californien auf, in Gemeinschaft mit einer Frau und deren zweijährigem Kinde; sie hatte ihn gebeten, sie mit nach dem Goldlande zu nehmen, weil der Würdenträger, welchem man sie angesiegelt hatte, seit drei Jahren sie nicht mehr besucht, überhaupt sich nicht um sie gekümmert habe. Ein junger mit ihr verlobter

Mann lebe in Californien, und dort wolle sie ihn nach Landesgebrauch heirathen. Der Socialist ließ sich das Herz erweichen, und bot ihr gutherzig die Mittel zum Fortkommen. Sie mochten etwa hundert Meilen weit gereist sein, als sie von einer bewaffneten Schaar ereilt wurden; diese bestand darauf daß die Frau zu ihrem angesiegelten Manne heimkehre. Der Menschenfreund fragte bei den Landmessern an, ob er sich fügen müsse. Und das schien allerdings der Uebermacht gegenüber sehr räthlich zu sein; die arme Frau mußte wieder zurück in ihr Joch. Dergleichen Fälle haben sich mehrfach ereignet; es scheint also doch daß die „Pluralität“ eine Einrichtung sei, mit welcher bei Weitem noch nicht Alle sich ganz und gar befreundet haben, daß ferner die Tugenden und Eigenschaften, welche man dafür als unumgänglich nothwendig erachtet, noch nicht durchgängig in voller Kraft vorhanden seien. Uebrigens wird ausdrücklich bemerkt, daß die ganze Gemeinde allen Anschein guter Moralität hat, und daß in keinem andern Staate der Union größerer Anstand herrscht; man bewahrt das Decorum sehr strenge.

Eine andere Einrichtung, um „den Hausstand zu verstärken“ und den Ruhm der Oberen zu vermehren, ist die „Adoption.“ Sie besteht darin, daß ein Oberer (chief) ganze Familien adoptirt und sie als einen wesentlichen Bestandtheil seiner eigenen einverleibt. Auf solche Weise verbindet sich eine niedrig stehende Person mit dem geheiligten Charakter irgend eines hohen Würdenträgers der Kirche. Gunnison sah manche Leute, welche in einem solchen Verhältnisse zu den Sehern standen. Ein dergleichen Mann heißt dann zum Beispiel: „Adoptivsohn Brighams,“ und lebt bei ihm oder in seiner Nähe steht zu ihm wie ein Kind zu einem Vater, und erhält von ihm Nahrung und Kleidung, lebt auch mit ihm in Familiengemeinschaft.

Durch eine so patriarchalische Einrichtung gewinnt die Präsidentschaft sehr an Einfluß und Ansehen; um so mehr da dieselbe auch nach der Auferstehung in der andern Welt fortdauert. Sie giebt übrigens ein Zeugniß für die Güte und das Wohlwollen des Patriarchen und beweißt, daß die Leute an seine Heiligkeit glauben, seine Lehre für wahr halten; denn sie hängen ihr ganzes Schicksal und Wohlergehen an das seinige. Auch beweist ein solches Verhältniß, bis wie weit der Fanatismus auch das stärkste Unabhängigkeitsgefühl beseitigen kann.

Man hat viel über das profane Wesen gesprochen, welches auch auf den Kanzeln vorkomme. Aber was die übrige Welt für profan erachtet, gilt ihnen nicht dafür; denn wenn sie fluchen oder dergleichen, so hat, ihrer Annahme zufolge, Gott mit den Worten gar nichts zu schaffen; sie fluchen auch, und solche rohen Ausdrücke sind anstößig für verfeinerte Ohren; sie halten aber dergleichen für ganz unschädlich. Wie sie zu dieser seltsamen Annahme gekommen sind, ist unserm Gewährsmann unbekannt.

Gottes Name im Schwur darf nur vor Gericht ausgesprochen werden,

wenn irgend Jemand vor demselben steht, der über einen andern Fluch und Verdammniß ausgesprochen hat, wie z. B. Joseph Smith über Gouverneur Boggs. Dieser hatte einst gegen den Propheten gedonnert und prophezeiet, daß er bald ein von der Krätze heimgesuchter Landstreicher sein werde, den seine früheren Genossen verlassen würden. Wenn wir hören oder lesen, daß ihre Apostel in ihrer Tempelsprache sich gegen allen Anstand ausdrücken, so müssen wir nicht vergessen, welche Erziehungs- und Bildungsverhältnisse bei diesen Leuten obwalten, und welche eigenthümliche Auffassung sie überhaupt haben. Bei ihnen gilt, wie fast bei allen neuen Sekten, eine ganz besondere Phraseologie, sie haben technische Ausdrücke, in welchen für sie „wohlerwogene Weisheit“ liegt, und wer die Bedeutung derselben nicht versteht, faßt sie allemal irrthümlich auf.

Manchmal ereignen sich in ihren Versammlungen komische Auftritte, die aus übertriebenem Enthusiasmus entstehen.[1] Einst sprang eine Frau auf und „redete in Zungen“; sie rief: Melai, Meli, Melee! Ein schalkhafter junger Mann verspürte zum erstenmal, daß nun auch ihm die Gabe der Zungen inne wohne und warf sich zum Dolmetscher auf. Er übersetzte die Worte in verständliches Englisch, und demgemäß hatte die Frau gerufen: Mein Bein, mein Schenkel, mein Knie. Aber die Obern wollten keinen Spaß verstehen, und riefen den Dolmetscher vor ihren Rath. Er blieb aber steif und fest bei seiner Auslegung, welche der Geist ihm eingegeben, und kam mit einer ernsten Ermahnung davon.

Die Mormonen verstehen sich ganz vortrefflich darauf heitere Gesellschaften und Lustpartien zu veranstalten, und gegen Fremde würden sie sich noch weit gastlicher beweisen, wenn sie nicht vorerst noch so beschränkten Raum in ihren Wohnungen hätten. Die einfachen nur aus Baumstämmen aufgeführten Wohnhäuser, die bloß ein Zimmer haben, machen aber immer mehr Gebäuden aus Backsteinen Platz. Bei den geselligen Zusammenkünften und Abendlustbarkeiten finden sich die Propheten und Apostel gern ein. Es ist nicht etwa ungewöhnlich, daß der Ball mit einem Gebete eröffnet wird, in welchem man Gottes Segen für die Lustbarkeit erbittet. Ist das geschehen, dann wird munter darauf losgetanzt, und der Apostel und Prophet drehet sich eben so fröhlich im Kreise wie der niedrigste Mann. Denn beim Gottesdienst im Tempel, sobald dieser steht, wird getanzt werden, nach Vorgang der Juden; „man muß Gott loben und preisen durch Tanz und Gesang“. Diese Privatbälle dauern oft noch, wenn schon längst der Hahn gekrähet hat, und die Ueberreste des Abendessens werden als Frühstück verzehrt. Wenn man die frischen frohen Gesichter, die zufriedene Haltung, das Herzliche und Brüderliche im Umgang und Gespräch erblickt, und die lustige Musik, die frohen Gesänge von Alt und Jung in Zion hört, wenn man weiß, daß auch in den Häusern munterster Frohsinn wohnt, so kann

man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß in den Thälern von Deseret eine glückliche Gemeinde ihre Heimath fand.

Sie nennen sich untereinander Bruder und Schwester, und handeln im Leben auch brüderlich und schwesterlich. Schon der stete Gebrauch dieser Ausdrücke ist von großer Wirkung, namentlich auf die Kinder. Ein kleiner Knabe gab auf die Frage: „Wessen Sohn bist Du“? die Antwort: „Ich bin Bruder Packs Sohn“. Dies ist bezeichnend für die gesellschaftlichen Verhältnisse der Mormonen. Die Wohlfahrt und das Gedeihen des Ganzen geht unbedingt dem Interesse des Einzelnen vor; sie „legen Herzen und Hände zusammen“, um Alles zu thun was den Ruhm des Staates erhöhen kann. Daher kommt es, daß sie so wunderbar gedeihen, und auf jeden Fall sind sie die unternehmendsten Leute unter allen, welche jetzt auf Erden leben. Sie vereinigen in ihrer Gesellschaft alle Vortheile, welche der Communismus haben kann; sie gründen ihn auf religiöse Pflicht und Gehorsam für das was bei ihnen für Evangelium gilt. Sie verwerfen aber die Ansichten derjenigen Socialisten, welche annehmen, daß menschliche Anordnungen ohne Rücksicht auf Gottes offenbartes Wort und offenbarten Willen die menschliche Gesellschaft vervollkommnen könnte. Einer ihrer angesehensten Männer hat sich in folgender Weise ausgedrückt: „Man kann unsere Maximen in den wenigen Worten zusammenfassen: jeder Einzelne soll da beschäftigt werden und das thun, worin er das beste und meiste leisten kann, und das soll er thun mit aller Macht und Kraft; dabei ist er dem Rathe derer unterworfen, welche über ihm stehen.“

Diesem Rathe zu folgen, mag wohl oft eine schwierige Aufgabe sein; denn Hunderte haben sich an denselben nicht gekehrt, sie ließen ihre Habe zurück und gingen nach Californien, um dort Gold zu suchen. Präsident und Rath waren entschieden gegen eine solche Auswanderung, obwohl sie von ihrem Aufseher in Californien reichlich ausfallenden Zehnten erhielten. Sie erklärten wiederholt, es werde ein heilloses Unglück sein, wenn in ihrem eigenen Gebiete Deseret Gold entdeckt werden sollte. In Betreff der Verheirathungen dürfen sie schon auf mehr Folgsamkeit rechnen. Bischof J. bauete noch ein geräumiges Gemach an sein Haus, das für seine Familie vollkommen ausreichte. Man fragte, zu welchem Zweck er es vergrößere, und die Antwort lautete: „Wissen Sie denn nicht, daß er verpflichtet ist seines Bruders Wittwe zur Frau zu nehmen, und daß der Termin dazu heranrückt?“ Gunnison sagt: We remembered the case of the wife of seven brothers, und wollte als Laie nicht weiter nachforschen über die Angelegenheiten eines Bischofes von der Priesterschaft Melchisedeck.

Wittwenthum und Wittwerschaft sind nicht ohne Einfluß auf das Rangverhältniß in diesen „patriarchalischen“ Verhältnissen. — Eine kluge, gewandte und sehr enthusiastische Frau, welche später als die erste angesiegelt wird, und welche die bescheideneren Eigenschaften dieser letztern in Schatten stellt, kann An-

spruch auf den Platz der ersten Königin machen, kann danach trachten zu sein (to be). So entsteht ein Wetteifer, dessen Ergebniß dem „Könige“ zu Gute kommt. Die Wittwe, welche mehrere Männer gehabt, muß natürlich im Zweifel darüber sein, welchem davon sie ihre himmlische Erhebung zu verdanken haben wird, wenn sie nicht einen derselben supremely liebte; und die Frau findet eine Nebenbuhlerin in des Bruders Wittwe aus Banden der Blutsverwandtschaft.

Vergleich zwischen Nord-Amerika und Australien im Interesse der deutschen Auswanderung.

Von Fr. Gerstäcker.

Nordamerika — d. h. die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Australien sind jetzt wohl jene beiden Punkte der Erde, wohin die Auswanderung solcher Kräfte, die sich im Ausland wirklich eine neue Heimath suchen wollen, den stärksten, unaufhaltsamsten Zug genommen hat, und die Deutschen dürfen sich kaum beklagen, daß ihnen in den letzten Jahren nicht genug Bücher geboten wären, um sie die Länder, denen sie ihre künftigen Schicksale, denen sie ihre Familien anvertrauen wollen, kennen zu lehren.

Australien hat dabei bis jetzt noch etwas im Hintergrund gestanden; erst vor wenigen Jahren erschienen eigentlich die ersten Bücher darüber, welche die Verhältnisse der Auswanderer dort besprachen, obgleich die Engländer keineswegs versäumt hatten, Alles was sich nur irgend zu Australiens Gunsten sagen ließ, zu veröffentlichen. Jetzt aber, durch die neuentdeckten Goldminen, hat das Land noch einen neuen Reiz, die Auswanderung dorthin einen neuen Impuls bekommen. Manche, die vielleicht schon die feste Absicht gehabt nach den Vereinigten Staaten überzusiedeln, werden unschlüssig und glauben sich selber wohl einen ungeheuern Schaden zuzufügen, wenn sie einem Lande aus dem Wege gehen wollten, was in solcher Art doppelte Anziehungen — in Ackerbau und Bergbau — bietet. Andere, die ihr Glück in Australien versuchen wollten, schrecken vielleicht deshalb vor dem neuesten Eldorado zurück, weil sie an all die entsetzlichen Mordgeschichten denken, die man sich von Californien erzählt, und nun in Australien ein Gleiches, eine Gefahr für Person und Eigenthum fürchten.

Für solche wird es interessant sein einen Vergleich zwischen den beiden Ländern von Jemandem zu hören der beide gesehen hat und in keinem lebt, also auch kein besonderes Interesse für das eine oder andere haben kann, und so weit ich im Stande bin das zu thun, will ich versuchen meinen deutschen Landsleuten einen klaren und einfachen Ueberblick über sie zu geben. Zu sehr in Einzelheiten werde ich aber nicht eingehen.

Was nun vor allen Dingen den Goldreichthum Australiens und Nordamerikas betrifft — denn es sollte mich gar nicht wundern wenn in den Gebirgen der Vereinigten Staaten ebenfalls in den nächsten Jahren, vielleicht Monaten, von Neuem Gold entdeckt würde — so übergehe ich den hier ganz, ich habe genug darüber geschrieben. Das Goldgraben ist das tollste Hazardspiel das der Mensch nur spielen kann, und wer eben nicht tagelöhnern, sondern sich eine selbstständige Existenz gründen will, oder wer gern mit Familie in solche Länder hinüberzieht, hat Nichts damit zu thun. Die Golddürstigen gehören auch nicht zu den Auswanderern, wenigstens nicht zu denen die ich unter dem Worte Auswanderer hier verstehe, und sie mögen gehen wohin ihr guter oder böser Stern sie eben treibt.

Australien ist besonders in Hinsicht auf seinen Viehstand, Amerika (denn die Vereinigten Staaten werden fast stets unter diesem allgemeinen Namen verstanden), in seinem Ackerbau wichtig, und Beide haben darin gegeneinander unbestreitbar große Vorzüge.

Australien hat einen ungeheuern Flächenraum Weidelandes, von dem, wie die englischen Berichte ganz wahr sagen, noch nicht der zehnte Theil benutzt wird, und in günstiger Jahreszeit einen so üppigen Graswuchs, wie man sich ihn auf der weiten Welt nur denken kann. Englische Berichte verschweigen aber gewöhnlich, daß es auch sehr zweifelhaft ist, ob der übrige Theil des Weidelandes je wird benutzt werden können und daß oft Fälle eintreten, in denen die Jahreszeit nicht günstig ist, und die Viehzüchter dann unendlichen Schaden leiden — wie es eben gerade in dem Jahre der Fall war, in dem ich Australien besuchte (1851). Trotzdem eignet sich sicher kein Land der Welt besser für Schaafzucht als gerade Australien, denn eben dort, wo das Land häufig jenen verderblichen Dürren ausgesetzt ist, hat die Natur wieder in dem Salzbusch (pigs face) und anderen, den Schaafen vortrefflich zusagenden Gewächsen, diesen Thieren einen reichen Ersatz geboten und ihre Vermehrung soll selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen außerordentlich sein. Australien wird sich auch in dieser Hinsicht mit jedem Jahre mehr vervollkommnen; man giebt sich schon jetzt Mühe feinere Racen dort einzuführen, die Wolle zu verbessern, und da es, gerade zu diesem Zweck auch ein vortrefflich geeignetes Klima hat, so bin ich überzeugt, daß die australische Wolle nach einem kurzen Zeitraume von Jahren, mit jeder andern der Welt concurriren kann.

Ob es auch für die Rinder- und Pferdezucht so geeignet wäre, will ich nicht behaupten, auch hierin kein Urtheil fällen, obgleich ich es nicht glaube. Die zu häufig eintretenden Dürren werden eben von dem Rindvieh nicht so leicht ertragen als von den Schaafen, und in vielen Theilen des Landes durch die ich kam, wo die Rinder in jener trockenen Zeit überall fielen, wurde sogar von vielen Farmern behauptet, es sei gar kein Schade für das Land, daß es einmal ein wenig Luft unter dem Rindvieh gäbe, das Land sei schon „overstocked“ (zu viel Vieh auf einer Stelle haben) mit ihnen.

Amerika ist jetzt wohl noch an vielen Stellen vortrefflich für Rinder- und Pferdezucht, aber mehr und mehr zunehmende Bevölkerung macht den Bestand des Viehes dort auch schon immer precärer, denn in Amerika kann das Land, natürlich mit Ausnahme der Gebirge, fast überall zum Ackerbau benutzt werden, und die Viehzucht verlangt weite Flächen nicht urbar gemachten Landes, wenn sie im Großen betrieben werden soll. (Diese findet sie besonders in Texas und Neumexico.) Allerdings hat z. B. Illinois herrliche wilde Wiesen — die Prairien — auf denen bedeutende Heerden Winter und Sommer reiche Nahrung finden könnten; um aber das Gras im Frühjahr desto besser und reicher aufschießen zu lassen, werden diese Steppen sehr häufig niedergebrannt, und der Viehzüchter, der dann keinen Vorrath für sein Vieh beigelegt hätte, müßte dasselbe weiter treiben und käme dann anderen in die Gehege, die jene Plätze, in der Nähe ihrer Farmen, für das eigene Vieh beanspruchen. Solche Streitigkeiten fallen im Westen nur zu häufig vor. In allen diesen Stellen ist aber der Ackerbau, der sich weit besser rentirt, stets die Hauptsache, und die Viehzucht wird immer als Nebenerwerb, und nie in besonders großartiger Weise, selbst nicht in den am besten dazu geeigneten Localitäten, getrieben. So ist es wenigstens bis jetzt.

Nirgends kann es z. B. ein besser für Viehzucht geeignetes Terrain geben als die Mississippisümpfe — von den klimatischen Verhältnissen jetzt dort abgesehen; — im Sommer die reichste üppigste Weide die aus Waldland in einem nicht gerade tropischen aber doch auch nicht kalten Klima je hervorgebracht wurde, und im Winter selbst das herrlichste Wintergrün und die dichten, mit einem grünen, süßen, saftigen Laub bedeckten Schilf- oder Rohrbrüche; und dennoch wird dort im Verhältniß sehr wenig Viehzucht getrieben, weil eben der Wald so entsetzlich dicht ist und eine Aufsicht über das Vieh unendlich erschwert. Der Farmer hält sich allerdings Vieh, und manchmal auch sogar starke Heerden, er kann aber nicht verhüten daß ihm viel verloren geht oder verwildert, und es wird ihm nie einfallen sich einzig und allein der Viehzucht zu widmen, wie das in Australien so unendlich viel »Squatters« thun.

Hieneben sprechen aber auch ebenfalls die klimatischen Verhältnisse ein sehr bedeutendes Wort mit, denn gerade das Land in Amerika, was sich am vortrefflichsten für die Viehzucht eignen würde, ist das ungesundeste, und wenn auch gerade keine gefährlichen Krankheiten dort herrschen, so reiben die ewigen kalten Fieber auch die stärkste Constitution mit der Zeit auf.

Nun hat Amerika allerdings viel Bergland, was im Sommer vortreffliche Weide giebt und Futter für zahlreiche Heerden treibt; aber hier fehlt im Winter wieder, wenn die Berge mit Schnee bedeckt sind, das Nöthigste, und wo sich wenige hundert Stück immer noch zur Noth erhalten, würden doch, sollte dort ein bedeutender Viehstand überwintern wollen, alle Mangel leiden. So ist es in den Allheghanies, so in den Tennesseebergen, und selbst in den südlicher oder vielmehr wärmer gelegenen Ozarkgebirgen möchte ich nicht dafür einstehen

eine große Heerde durchzubringen, wenn ich sie eben nur auf die Gebirge beschränken wollte oder müßte. Im Westen der Vereinigten Staaten liegen allerdings herrliche grasreiche Ebenen, diese gehören aber den indianischen Stämmen, welche hierauf zurückgetrieben und schon genug zusammengedrängt sind, nicht mehr weiße Viehzüchter zwischen sich dulden zu können oder zu wollen.

Ein ungemeiner Vorzug Australiens ist dagegen sein gemäßigtes und gesundes Klima. In manchen Gegenden mögen allerdings die dann und wann eintretenden heißen Winde, die aus den inneren Wüsten wehen, unangenehm auf den Körper einwirken, aber sie haben doch sonst keine nachtheiligen Folgen, und die reine herrliche Luft des Landes ist mit Recht als ein großer Vorzug bei der Wahl einer Uebersiedelung hervorgehoben worden. Australien — unter welchem Begriff jetzt gewöhnlich die vier Schwestercolonieen, die Insel Van Diemansland, Neu Südwales mit der Hauptstadt Sydney, Melbourne oder Australia felix mit der Hauptstadt Melbourne und Südaustralien, mit der Hauptstadt Adelaide verstanden werden — hat bis jetzt nie Seuchen oder ansteckende gefährliche Krankheiten gekannt; keine dichten Waldungen senden, wenn gelichtet und aufgewühlt, ihre schädlichen Dünste durch die Thäler, keine weiten Sumpfstrecken — wie sie sich an den gewaltigen Flüssen Amerika's finden — liegen in der nassen Jahreszeit unter Wasser und hauchen, wenn die Sonne sie austrocknet und auf sie niederbrennt, ihre giftigen Miasmen aus. Die Wälder Australiens sind theils nicht so dicht als die amerikanischen, die Vegetation ist im tausendsten Theile nicht so üppig, und das Laub des Baumes gerade, der sich am häufigsten auf dem ganzen Inselcontinent findet, des Gumbaumes, ist seiner öligen Bestandtheile wegen dem Verfaulen gar nicht so ausgesetzt, wie das amerikanische Laub, das den Boden in den dortigen Niederungen manchmal fußhoch bedeckt, und die Erde fortwährend feucht und dunstig selbst da hält, wo sie wirklich der Sonne ausgesetzt ist.

Amerika hat allerdings sehr viele gesunde Staaten, z. B. alle jene Hügelstriche der nördlichen Theile in Neuyork, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Wisconsin und Iowa; auch nach den südlicher gelegenen wie theilweise in Tennessee, Missouri, Arkansas &c. Aber selbst in den nördlichen Prärieen oben und in all den Niederungen der nördlichsten Staaten sogar, zeigen sich diese fatalen kalten Fieber und schütteln den armen, manchmal aufs Aeußerste darüber erstaunten Europäer nicht selten unbarmherzig durch. Der Amerikaner will das allerdings nicht Wort haben, und kommt man zu ihm während ihm die Zähne im Fieberfrost zusammenschlagen und fragt ihn, ob seine Gegend, *wo er seine Farm hat*, denn ungesund wäre, so wird er, wenn er nicht mehr reden kann, mit dem Kopf schütteln, und ist es ihm irgend noch möglich, dem Fremden verständlich zu machen, daß *sein* Platz vollkommen gesund wäre — aber bei seinem Nachbar kämen manchmal kalte Fieber vor, und da habe er sich dieses geholt.

Der Leser darf sich hierdurch aber ja nicht ein zu scharfes, ungünstiges Bild von dem klimatischen Zustande der Vereinigten Staaten entwerfen — es

sind Tausende, die hinübergehen und in ihrem ganzen Leben keinen Anfall vom kalten Fieber, selbst in sonst gerade nicht gesunden Strichen haben, und der Körper gewöhnt sich nach verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit leicht an das dortige Klima. Tausende von Meilen des gesündesten Landes liegen noch in den Vereinigten Staaten, und wenn auch das nicht die fruchtbarsten Striche sind — denn das gerade was an so sehr vielen Orten das Land so fruchtbar macht, erzeugt auch zu gleicher Zeit den Krankheitsstoff — so ernährt das Land doch auch dort noch mit Leichtigkeit seinen Mann.

Was die Temperatur betrifft, so ist im Verhältniß jene von Australien bedeutend wärmer als die Amerikas, selbst unter demselben Breitegrade. Sydney wie Adelaide liegen etwa unter dem 35.° Süder Breite, und man kennt in beiden Orten — an zwei verschiedenen Küstenstrichen, keinen Schnee, während unter demselben Himmelsstrich in den Staaten oft sehr bedeutende Schneemassen selbst im flachen Lande fallen.

Der Norden von Amerika ist grimmig kalt — wenn der Nordwest manchmal über die weiten Prärieen und Seen des Nordens herüber pfeift, ist es wahrhaftig, als ob Einem das Mark in den Knochen erstarren sollte. Dafür sind aber auch wieder die australischen Sommer soviel heißer und im Innern des Landes soll es in manchen Monaten des Jahres gar nicht möglich, oder doch wenigstens entsetzlich beschwerlich sein, sich am Tag draußen im Freien zu bewegen, indem man von Hitze, Staub und Fliegen fast überwältigt wird.

Der Deutsche verfällt bei Amerika, was die Temperatur des dortigen Klimas betrifft, überhaupt nur zu oft in einen Irrthum, den sich seine Phantasie zu Gunsten irgend einer romantischen Neigung entweder, oder auch aus körperlichen Rücksichten erlaubt. Er hält, wenn er in der physikalischen Geographie nicht näher bewandert ist, Amerika für ein weit wärmeres Land, als es wirklich ist, und wie man auch wohl im Vergleich mit den Breitegraden zwischen der Alten und Neuen Welt zu glauben berechtigt wäre. Die „Striche“ auf den Karten sind dabei keineswegs „falsch gezogen,“ wie einmal ein ehrlicher Deutscher meinte, als er in Neuyork zur Winterzeit mit seinen dünnen Sommerkleidern ankam, sondern die ganze Lage des Landes, mit den weiten offenen Strecken im Norden und Westen, besonders den gewaltigen Binnenseen und den Prärieen, die sich Tausende und Tausende von Meilen in ununterbrochenen Flächen ausdehnen, bringt ein von Europa total verschiedenes klimatisches Verhältniß zu Stande.

Der Deutsche bewaldet Amerika auch nicht selten mit Palmen. In Neuyork und Philadelphia, mit Neapel auf einem Breitengrad, friert es dabei im Winter Stein und Bein, und 20—24° Kälte sind gar nichts Seltenes. Dabei kann man also schon einen warmen Rock gebrauchen.

Kurz vorher, ehe ich von Bremen abreiste, sprach ich zufällig einzelne Auswanderer, die ebenfalls nach Amerika hinüber gingen, um sich dort irgendwo anzusiedeln. Es war im Februar und höchst unfreundliches kaltes Wetter;

die armen Teufel liefen in dünnen Röckchen herum. Als ich sie fragte: weshalb sie sich nicht etwas Warmes überzögen, meinte Einer von ihnen sehr naiv: „Ach lieber Gott, wir haben weiter Nichts mit, und für die paar Tage hier wollen wir uns auch nicht gern noch warme Kleider kaufen; in Amerika können wir's nachher ja doch nicht mehr brauchen.“ Der Mann wollte bloß nach „Wisconsin,“ einen der ältesten Staaten in der Union! Meine Einwendung aber, daß er dort sehr kalte Winter und selbst noch ein sehr unfreundliches Frühjahr treffen würde, beantwortete er mit einem halb mitleidigen, halb verächtlichen Lächeln und versicherte mich, daß er ganz genau wisse, wie das Klima in Amerika sei. Ich hoffe, er ist in Sommerkleidern nach Wisconsin gegangen.

Australien hat nur in seinen höchsten Gebirgen Schnee im Winter, und selbst dort gefriert fließendes Wasser selten. Mai, Juni und Juli und in den Gebirgen auch noch der August, sind die dortigen Regenmonate.

Im Ackerbau hat aber Amerika einen entschiedenen Vorzug vor dem jüngeren Welttheil, in dem sich eigentlich nur Australia Felix und Südaustralien, wie das südlich von Melbourne gelegene Van Diemensland, zum Ackerbau und auch nur stellenweise eignen. Sydney, wie das an der Westseite gelegene Swan River Gebiet eignet sich hauptsächlich für die Viehzucht, und wird auch für diese, einzelne kleine Strecken ausgenommen, meistens benutzt bleiben. Das Innere des Landes aber, jener bedeutende Landstrich den der Murray, der größte und auch eigentlich einzige Fluß Australiens bewässert, ist für den Ackerbau, seiner ganzen Lage und seines Bodens wegen, total verloren. Sein wirkliches Thalland wird, gerade in der Zeit, wo die Erndte reifen würde, von dem austretenden Strome vollkommen überschwemmt, und das Hügelland, selbst wo es sich bis dicht an den Fluß hinan erstreckt, ist rother Sand, auf dem übrigens eine wilde Art Hafer, bei nur einigermaßen günstiger Witterung, vortrefflich zu gedeihen scheint. Moreton Bey soll ziemlich gute Strecken für Ackerbau und vortreffliche für Viehzucht haben, es liegt dieser Landstrich aber schon fast in den Tropen und kann nicht mehr zu dem gemäßigten Klima gerechnet werde, ist auch überhaupt nicht so gesund als der weiter südlich liegende Theil.

Der Adelaide Distrikt hat vortreffliches Land, es eignet sich dieses besonders zum Weizen; ich habe nie in den Vereinigten Staaten so schönen Weizen gesehen als in Australien. Dafür sind aber auch wieder die Erndten ungewisser als in den Vereinigten Staaten. In Australien erndtet der Bauer vielleicht in diesem Jahr vom Acker 40 Buschel (etwa 60 Pfd. an Gewicht), und im nächsten von demselben Land, mit derselben Arbeit nur 15. Wo das Land nicht ganz besonders durch Hügel geschützt liegt, ist es nur zu häufig den aus dem Innern kommenden heißen Winden ausgesetzt, die oft ganze Erndten zerstören, oder doch bis ins Mark hinein beschädigen.

Die Erndten sind in Amerika regelmäßiger, denn wenn nicht einmal, ein

seltener Fall, besonderer Mißwachs oder eine große Dürre eintreten sollte, so lassen sie sich im Voraus immer ziemlich sicher berechnen.

In Australien scheint der Weizen auch, wie in Deutschland, dem „schwarzen Brand“ ausgesetzt zu sein; die Deutschen tränken ihr zum Samen bestimmtes Getreide gleichfalls mit blauem Vitriol, während man diese Krankheit in Amerika weit weniger kennt, ja ich mich noch recht gut erinnere, wie mich Farmer, denen ich von solcher Behandlungsart erzählte, geradezu auslachten.

Wie dem aber auch sei, in beiden Ländern wird ein fleißiger, genügsamer Landwirth, der mit einem kleinen Capital und mäßigen Ansprüchen beginnt, ja selbst ohne Capital wenn er zuerst Land in Pacht nimmt, in dem Fall aber allerdings etwas langsamer, sich immer ziemlich sicher eine Existenz gründen und den Grundstein zu einem sorgenfreien Alter legen können.

Der Ackerbau ist überhaupt das solideste Geschäft für den Uebersiedler in ein fremdes Land, und zwar der Ankauf von Grund und Boden eine feste Stätte für den Mann und die Seinen, ein Erbtheil für seine Kinder, — ein kleiner Viehstand versteht sich dabei von selbst; und wenn der Farmer auch nicht übermäßig arbeitet, sondern nur sicher und still, aber auch mit ernstem Streben seine vorgesteckte Bahn geht, so wird er sich in Amerika wie Australien immer in einiger Zeit eine freundliche Heimath schaffen können, die jeder urbar gemachte Acker, jede Verbesserung im Haus oder Garten in höheren Werth und behaglichere Lage bringt.

Das Urbarmachen des Landes nun, eine Hauptbeschäftigung im wildem Lande, ist in beiden Welttheilen sehr verschieden, und der Deutsche erhält darüber die widersprechendsten Nachrichten. Urbarmachen neuen Bodens ist an und für sich sehr schwere Arbeit, und wer nicht tüchtig dabei zugreifen will, der sollte seine Hände nur ganz davon lassen. Je üppiger die Vegetation aber in einem Lande ist, desto schwieriger ist nachher natürlich das Urbarmachen desselben, und darin hat Australien jedenfalls den Vorzug. Die Bäume stehen dort weit einzelner, das Unterholz ist lange nicht so dicht, und ein Acker Land kann im Verhältniß viel schneller und leichter klar gemacht werden; dagegen hat aber Amerika einen andern Vortheil, der in den meisten Fällen dieser anscheinenden Leichtigkeit vollkommen das Gleichgewicht hält. Erstlich ist mehr und besser spaltendes Holz vorhanden, um damit die urbar gemachten Felder einzufenzen (d. h. einzuzäunen), als das in dem flachen Land Australiens, wo das zum Ackerbau beste Land liegt, gewöhnlich der Fall ist, und dann kann ich in Amerika um einen viel geringern Arbeitslohn im Accord — jedenfalls das Billigste und auch Zweckmäßigste für den Neugekommenen, der mit solcher Arbeit noch nicht recht umzugehen versteht — Land urbar gemacht und eingezäunt bekommen. Als ich in Amerika war, bezahlte man im Westen, in den tüchtigsten Wäldern zehn Dollars für den Acker, also 50 Dollars für fünf Acker, was gewöhnlich den Anfang einer kleinen Farm bildet, und dafür bekam man das Land eingefenzt, die Büsche ausgerodet, die kleinen Bäume gefällt und in

Stücke geschlagen, die Zweige zusammengeschleppt und die großen Stämme getödtet (d. h. ringsum gegürtelt, geringelt), wodurch sie absterben. Die umgeschlagenen, etwa zehn Fuß zertheilten Stämme, die nicht zum Zaun benutzt sind, helfen dann die Nachbarn zusammenrollen und man verbrennt sie. In Australien kostet die „Fenz“ allein um fünf Acker mehr, ohne das Urbarmachen. Könnte man allerdings in Australien, wie das in Amerika geschieht, die großen Stämme blos ringeln und dadurch absterben, oder selbst von den kleinen gefällten die Stümpfe in der Erde lassen, so würde das Urbarmachen noch leichter sein; in Amerika stirbt aber ein so in der Erde gebliebener Stumpf in etwa zehn Jahren so ab, daß man ihn mit dem Pflug stückweis herausreißen kann — in Australien nie. Sei der Baum in Australien alt oder jung, der Stumpf muß herausgerodet werden, denn von selber geht er wahrhaftig nicht fort; mit jedem Jahr grünt er wieder von frischem aus und die Wurzeln bleiben so stark und zäh, wie sie nur je gewesen.

Holz zum Einfenzen giebt es natürlich in Amerika weit mehr und besser als in Australien, wenigstens gerade in den Theilen, welche sich zum Ackerbau eignen, doch kann man sich damit auch hier helfen, denn manche von den Gumbäumen spalten sehr gut, und statt der amerikanischen „Wurmfenzen“, d. h. solchen, die nur von langgespaltenen Stangen im Zickzack gelegt werden, schlägt man hier Pfosten in die Erde, in welche Löcher gemeißelt und durch die breit gespaltenen Hölzer gesteckt werden. Dadurch erspart man ungemein viel Holz und die Fenzen halten auch länger.

An Fruchtbarkeit des Bodens, wo das Land sich einmal zum Ackerbau gut eignet, steht Australien Amerika nicht nach; die fettesten River Bottoms selbst des Mississippi können keine vortrefflicheren Bodenverhältnisse liefern, als die Ländereien in Lyndock Valley bei Adelaide, Burkers Hill, Hahndorf, Macclesfield ꝛc. — und Melbourne soll darin noch bedeutendere und selbst bessere Strecken besitzen. Die deutschen Bauern, die sich dort niedergelassen und von denen die meisten nicht allein mit nichts, sondern sogar noch mit Schulden angefangen haben, sind auch alle durch unendlichen Fleiß und Ausdauer so weit gekommen, daß sie sich von abhängigen Pächtern zu unabhängigen Eigenthümern emporarbeiteten, und der Deutsche sollte sich nicht von den abschreckenden Berichten irre führen lassen, die von sehr Vielen über Australien verbreitet werden. Leute, die in ihrem ganzen Leben an keine harte Arbeit gewöhnt waren, Juristen, Theologen, Mediciner, Beamte, oder junge Burschen, die bis dahin noch gar nichts getrieben, können sich nicht gleich darein finden, wenn sie jetzt auf einmal das Alles, was sie sich früher in einem rein romantischen Lichte mit einem sehr kleinen Bischen Arbeit gedacht, jetzt plötzlich in lauter Arbeit und harter und ungewohnter Arbeit mit einem sehr kleinen Bischen, oder gar keiner Romantik in Wirklichkeit sehen. Sie halten sich dann für betrogen, für verrathen und verkauft und schreien Zeter und Mord.

Diese würden aber auch genau dasselbe Geschrei über die Vereinigten

Staaten, über Chile, über Südamerika, über Neu Seeland oder irgend ein anderes Land der Welt erheben, und thun es auch; aber sie wollen eben den alten Adam nicht aus-, und die Arbeitsjacke anziehen, und deshalb das Mißverständniß.

Das Verhältniß der nicht arbeitenden, d. h. der nicht handarbeitenden Klasse, hat in beiden Ländern viele Aehnlichkeit. Juristen natürlich müssen erst der fremden Sprache mächtig sein, ehe sie daran denken können, ihren eigenen Beruf fortzuführen. Bei Medicinern kommt sehr viel auf Glück an; sind es gute praktische Aerzte und sie treffen den richtigen Ort, wo sie gerade verlangt werden, so braucht ihnen vor ihrem Fortkommen nicht bange zu sein. In einem neuen Lande werden überall auch neue Ortschaften gegründet, oder die Gegend besiedelt sich dichter, und wo in den ersten Jahren ein Arzt allen Anforderungen genügen konnte, stellen sich einige Jahre später schon zwei und drei als Bedürfniß heraus. Darüber läßt sich aber nie etwas Gewisses sagen; der Arzt muß eben versuchen und sich nicht durch ein oder zwei mislungene Versuche zurückschrecken lassen; geht es aber mit seinem Beruf gar nicht, und sieht er, daß er nicht damit leben kann, dann darf es ihn auch nicht wundern, wenn er zu Pflug und Hacke greifen muß, die sich freilich schwerer anfühlen als der Puls eines Kranken, — nur um Gotteswillen nicht müssig liegen; mit der Zeit findet sich doch schon wieder etwas für ihn.

Theologen? Mit denen ist es eine eigene Sache; in Amerika sowohl als in Australien — wenn sie hübsch orthodox sind und sich ihre Gemeinde gleich mitbringen, so geht die Sache für sie am besten; Pastor Kawel in Südaustralien hat darin Vorzügliches geleistet. Seine Gemeinde hat Land angekauft und bildet für sich ein vollkommen abgeschlossenes Ganzes — es sind fleißige, ordentliche Leute, die zwar die anders Gläubigen meist von Grund ihrer Seele aus verachten oder bemitleiden und sonst von der Welt, außer ihrer Bibel, auch nicht das Geringste wissen — mit dem sie umgebenden politischen Leben nur in sofern in Berührung kommen, als sie ihre Stimmen am Wahltage abgeben wie es ihnen ihr Pastor sagt, und geistig total vernachlässigt sind; aber körperlich befinden sie sich vollkommen wohl, und ihre Verhältnisse bessern sich von Tage zu Tage. Er hat, wie sich das auch von seinem Standpunkt nicht anders erwarten läßt, Kirche wie Schule fest in der Zucht, und wenn die Leute mehr lernen als Bibelsprüche und Lesen, Schreiben und Rechnen so ist das nicht seine oder seines Schulmeisters Schuld. Dennoch sind schon viel von seiner Gemeinde abgefallen, und es ist zu fürchten daß mit der Zeit noch viele zu den „Weltkindern“ wie die Andersgläubigen von ihnen genannt werden, übergehn möchten.

Amerika ist aber eigentlich das Land der Secten, und wer irgend Beruf in sich fühlen sollte, dort eine neue zu stiften, wird den fruchtbarsten Boden dafür finden. Wollen aber junge Theologen, die noch keine Anstellung haben, auswandern, so sollen sie sich wohl vorsehn, was sie thun, denn es ist zehn

gegen eins zu wetten, daß sie im fremden Lande zu höchst ungewohnter Handarbeit greifen müssen; — sie dürfen sich auch nicht darauf verlassen, als Lehrer — Haus- oder andere Lehrer — leicht ein Unterkommen zu finden; was sie lehren können, Latein oder Griechisch, dafür finden sie hier keine Abnehmer. Die meisten Leute sind zu „praktisch", sich mit todten Sprachen zu befassen, wo sie in dem Verkehr mit der ganzen Welt so viele lebendige zu lernen haben, und diese lernen sie spielend im Umgang. An Schulen könnten sie allerdings hie und da ein Unterkommen finden, und wollten sie das, so ist Nordamerika ein weit besseres Land für sie als Australien — das Land ist größer und dichter bevölkert, kleine Städte finden sich weit häufiger und selbst in den großen werden mehr und mehr Freischulen errichtet und deutsche Lehrer angestellt. Hierbei haben sie aber mit dem Nachtheil zu kämpfen, daß sie fast in jedem gebildeten jungen Deutschen, der außer Beschäftigung ist und sich der Handarbeit nicht zuwenden will, einen Concurrenten finden, und die dann des Englischen vollkommen mächtig sind, werden jedenfalls ein bedeutendes Uebergewicht über sie haben, da in den meisten Freischulen zur Bedingung gemacht wird, daß der deutsche Lehrer auch englisch verstehen und lehren könne. Was aber Theologen betrifft, die in Deutschland schon eine Anstellung haben, die sollen um Gotteswillen ihre Stellungen nicht aufgeben und ans Auswandern denken, die Verhältnisse müßten sich sonst ganz ändern, denn ein solches glückliche Land für Pastoren wie Deutschland in diesem Augenblick ist, finden sie auf der ganzen Welt nicht wieder.

Für Handwerker sind beide Länder ziemlich gleich; der fleißige Handwerker findet überall sein Brod, und er ist an harte Arbeit gewohnt, so daß er leicht, geht es einmal gerade mit dem Geschäft, was er gut erlernt hat, nicht besonders, eben so gern zu einem andern, ja selbst zum Ackerbau greift und sich leichter in das hinein findet, was für ihn eben keine Strapatzen, sondern nur ungewohnte, aber ihm bald angepaßte Beschäftigungen sind.

Der Wein-, Frucht- und Gemüsebau kann auf der ganzen Welt nicht besser sein als in Australien, besonders was den erstern anbetrifft. Australien hat nur erst angefangen, Wein zu bauen, aber schon solche bedeutende Fortschritte darin gemacht, daß man ihm darin leicht eine außerordentliche Zukunft prophezeien kann. Klima und Lage eignen sich vortrefflich dazu und mit einigem Fleiß wird sich sicher ein vollkommenes Produkt herstellen lassen.

Nordamerika baut ebenfalls Wein, und zwar schon seit längeren Jahren, aber Boden und Klima scheinen sich nicht so dafür zu eignen, wenigstens hat man bis jetzt noch kein besonderes Resultat darüber gehört. Die Staaten freilich, in denen er am besten gedeihen würde, als Arkansas und Texas, sind noch nicht ordentlich in Angriff genommen, und es wachsen dort allerdings drei Arten Trauben, ja im Westen von Arkansas soll es sogar eine wilde weiße Traube geben, von der ein Deutscher bedeutendere Anpflanzungen gemacht hat. Amerika weiß also darin noch nicht, was es leisten kann, denn sein Ohiowein kommt unserm Naumburger, schmerzlichen Andenkens, gleich.

Ein nicht unbedeutender Gegenstand für den Ansiedler in einem fremden Welttheil ist aber auch der Preis des Landes und die Leichtigkeit mit der er sich dasselbe erwerben kann, und darin herrscht in den beiden Ländern allerdings eine ziemlich bedeutende Verschiedenheit. In Australien kostet der Acker Regierungsland, als niedrigster Preis, ein Pfund Sterling = fünf Dollars; in Nordamerika der Acker Congreßland, also ebenfalls der Regierung zugehörig, fünf Viertel Dollars. Hat das Land in Australien eine gute Lage und ist es als fruchtbar bekannt, so wird es noch höher hinaufgetrieben, denn jede zu verkaufende Section wird in öffentlicher Auction versteigert. Habe ich mir die größte Mühe gegeben, irgend einen Landstrich aufzufinden, der mir gefällt, und den ich zu kaufen beabsichtige, so muß ich mich an die Regierung wenden, und ihr die Section angeben. Ist diese noch nicht verkauft, so wird sie in öffentlicher Auction ausgeboten, und bietet dann Niemand weiter darauf als ich, so bekomme ich sie zu 5 Dollars den Acker. Ist aber das Land gut, so kann ich zehn gegen eins versichert sein, daß ich hinauf getrieben werde und zwei, drei, vier, fünf und mehr Guineen für den Acker bezahlen muß.

In Amerika gehe ich, sobald ich mir eine Section, oder viertel Section, oder selbst 40 Acker herausgesucht habe, auf das Landbüreau und lasse nachsehen ob das Land schon verkauft oder noch frei ist. Ist es noch frei, so zahle ich meinen 1¼ Dollar für den Acker und bekomme einen unangreifbaren deed, der mir den Grund zum festen Eigenthum giebt. Ja das preemption reight (Vorkaufsrecht) im Westen giebt dem armen Mann, der nicht gleich Geld daran wenden kann, Land zu kaufen und sich zuerst auf Congreßland niederläßt, nicht allein hierzu die vollkommene Erlaubniß, sondern auch noch das Recht wenn diese Länder vermessen sind und zum Verkauf an den Markt kommen, das was er im Besitz hat zum Congreßpreis (1¼) zu behalten, selbst wenn Andere das zehnfache dafür bieten.

Allerdings werden diese Congreßländereien immer mehr und mehr in die Wälder zurückgedrängt, und das in den besiedelten Stellen liegende Land kommt in andere Hände, und hält einen höhern Preis; es kann solchen aber nie behaupten sobald es nicht auch den wirklichen Werth hat, da noch immer genug Congreßland zu dem niedern Preis zu haben ist. Der Preis des Landes macht auch keinen so großen Unterschied, so lange es sich immer nur noch um fünf oder zehn Dollar handelt; die Hauptsache ist dabei die Leichtigkeit des Kaufs und die große Hülfe, für den Unbemittelten in dem Recht, das Land das ich mir ausgesucht erst besiedeln zu können, ehe ich gezwungen bin es zu bezahlen.

Australien ist überhaupt mehr in den Händen von Capitalisten, von denen allerdings der arme Unbemittelte, wenn er in den fremden Welttheil kommt, Land zu sehr vernünftigen Bedingungen pachten kann, und dabei von ihnen Alles das was er zum ersten Beginn braucht, geliefert bekommt. Es ist dies für Viele, die sonst nicht gewußt hätten wohin, und die vielleicht

gezwungen gewesen wären lange Zeit bei fremden Leuten um Tagelohn zu arbeiten, allerdings ein Vortheil; sie werden so gewissermaßen gleich selbständig und wenn sie dann auch nicht das Land mit Vorkaufsrecht haben (d. h. daß sie es zu einem im Pachtcontract festgestellten Preis, wenn ihre Pacht abgelaufen ist, kaufen können,) so sind sie in der Zeit doch mit dem Lande selber und seinen Sitten, Verhältnissen und Gebräuchen bekannt geworden, im Stande ein richtiges Urtheil zu fällen, eine zweckmäßige Wahl zu treffen, und brauchen nicht mehr zu fürchten, ihr mühsam erspartes Geld aus dem Fenster zu werfen, wie das nur zu oft bei einem leichtsinnigen ersten Ankauf geschieht. Die Capitalisten mögen bei solchen Pachten größern pecuniären Nutzen aus den beiderseitigen Verhältnissen ziehen, der Pächter gewinnt aber, wenn es ein armer Mann ist der nicht im Stande war gleich Land zu kaufen, doch das meiste dabei. Denn er gründet sich dadurch in dem fremden Lande eine Existenz, er erwirbt sich ein verhältnißmäßig sorgenfreies Leben, und damit ist ja sein ganzer Zweck einer Uebersiedelung erreicht. Wenn er auch die ersten Jahre hart und schwer und für ein Geringes arbeiten muß, er hätte es im alten Vaterlande in der Zeit und ohne alle Mittel doch nicht so weit bringen können.

Einen ungeheuern Vortheil hat aber Amerika vor Australien, und das ist die Leichtigkeit seiner Communication im Innern durch die nach allen Richtungen auszweigenden und fast durchgängig schiffbaren Flüsse, durch seine Kanäle und Eisenbahnen, was Alles Australien fehlt, und da, wo die Natur so gar nichts dafür gethan, nie so vollkommen durch Kunst wird ersetzt werden können.

Amerika ist wohl das herrlichste bewässerte Land der Welt. Sein Mississippi und Missouri, sein Arkansas, Red River und Ohio sind Ströme, auf denen die größten Dampfboote laufen, und kleinere Flüsse, die aber immer noch unserer Weser, Elbe und unserm Rhein wenig nachstehen, wie White und Illinois, Cumberland, Alleghany und Monongahela 2c. 2c., mit einer wahren Unzahl solcher, auf denen wenigstens Flat- und andere Boote gehen und die Produkte mit größter Leichtigkeit in einen größern Fluß hineinführen können, durchschneiden und begrenzen fast alle Staaten, und halten auch die entferntesten Länderstrecken fortwährend im Bereich des Marktes, der jedoch seinen Einfluß auf sie hauptsächlich ausübt.

Dies Alles fehlt Australien gänzlich, denn es hat nur einen einzigen Fluß, der weiter hinauf, als die Ebbe und Fluth auf ihn einwirkt, in einem trockenen Sommer fließend bleibt, und das ist der Murray und Hume, wie sein oberer Theil genannt wird. Dessen Ufer sind aber, mit wenigen Stellen als Ausnahme, zu nichts als Weideland mit Vortheil zu gebrauchen, und an den anderen Flüssen, oder wenigstens den schiffbaren Mündungen, hat das Land schon einen sehr bedeutenden Preis gewonnen. Im Innern ist gar keine Verbindung als mit Ochsenkarren, und in trockenen Jahren ist selbst diese unterbrochen, weil das Vieh unterwegs nicht genug zu fressen findet, um sich selbst, vielweniger eine schwere Ladung fortzuschleppen.

Der Murray könnte allerdings schiffbar gemacht, und mit Dampfbooten, die einige Fuß tief gingen, bis hoch hinauf, weiter unten aber selbst mit sehr großen Booten befahren werden; aber noch ist die Frage, ob die Länderstrecken an seinen Ufern je so viel erzeugen werden, eine Dampfbootcommunication hervorzurufen und zu unterhalten. Kanäle können gar nicht angelegt werden, denn das Land hat kein Wasser dazu und sie würden jedenfalls zehn Monate im Jahr trocken liegen. Eisenbahnen wäre das einzige, und es ist möglich, daß der jetzige Goldschwindel Tausende von Menschen hinüberlockt, mit deren Hülfe Arbeit dann billiger wird als sie bis jetzt gewesen, und Eisenbahnen in Angriff genommen werden können. Adelaide will auch den Anfang damit machen und zwischen der Stadt und dem Hafen eine Bahn bauen lassen, die es eigentlich schon die letzten Jahre so nothwendig wie das liebe Brod gebraucht hat. Aber die Eisenbahnen sind noch nicht da; für jetzt liegt nur die Möglichkeit ihrer Einrichtung vor, und wir müssen uns hier an das halten was besteht, nicht an das was vielleicht bestehen wird.

Der Mangel an Wasser ist überhaupt ein Uebelstand in Australien, denn es fehlt in sehr vielen Orten nicht allein an schiffbaren Flüssen, sondern sogar an Trinkwasser. In Südaustralien z. B. ist, selbst in den Hügeln das meiste Wasser brakisch (halbsalzig), und sogar in Tanunda, jenem deutschen so stark besiedelten Städtchen, das treffliches Land in der Nähe hat, geben nur sehr wenige Brunnen gutes Trinkwasser. Im Innern sind Massen von Salzseen, auf denen das reine Salz nur so weggeschaufelt zu werden braucht, und das ganze Land ist mehr oder weniger von Salz durchdrungen. Giebt es doch selbst am Murray eine Masse Gewächse, und zwar solche besonders die in trockenen Jahren die Haus- und oft alleinigen Subsistenzmittel zur Erhaltung der Schaafe liefern, welche vollkommen salzig schmecken, ja manche ordentlich scharf salzig. Man möchte wirklich glauben, daß dies wunderliche, im Innern selbst noch fast wie Meeresgrund aussehende Land in der That erst kürzlich aus dem Meere emporgehoben wäre, und gar noch nicht Zeit gehabt hätte, seinen alten Salzgehalt ab- und herunterzuschütteln oder hinauszuwaschen. An sehr vielen Stellen ist dies sogar, besonders in trockenen Jahren, ein nicht unbedeutendes Hinderniß für die Viehzucht. Die Schaafe halten sich in den dürren Gegenden noch am besten, und am Murray besonders haben sie in dem sogenannten pigsface, einer niedern kaktusähnlichen, sehr saftreichen Pflanze, einigen Ersatz für Wasser; auf die Rinder wirkt es aber desto nachtheiliger, und zwingt oft Menschen und Vieh, ihren bisherigen Aufenthalt zu verlassen und wenigstens für die trockensten Monate einen Ort aufzusuchen, wo sie Trinkwasser bekommen können.

In den Vereinigten Staaten ist kein solcher Platz, denn selbst in den weitesten Präriecn findet man in gegrabenen Brunnen wenigstens süßes Wasser.

Was das gesellschaftliche Leben der beiden Welttheile betrifft, so hat darin wohl keiner dem andern etwas vorzuwerfen; die Farmen sind meist

weit auseinander gelegen und die besten Bekannten wohnen sich nicht immer am nächsten. Selbst da aber wo sich die Deutschen in kleinen Städten und Ortschaften wirklich gesammelt zu haben scheinen und eine feste Masse bilden, hilft das ihrer Geselligkeit nicht viel. Der Deutsche verträgt sich nun einmal nicht mit seinem Landsmanne, und wo er keine Entschuldigung dafür hat in Preußen- und Oesterreicherthum, in Bayern und Schwaben, wie in Deutschland, da findet er sich schon eine andere Ursache, und wenn er sie bei den Haaren herbeiziehen sollte. Es ist traurig aber wahr, daß sich die Deutschen auf der ganzen Welt und über die ganze Welt nicht miteinander vertragen können und deshalb können sie denn auch, besonders nicht in fremden Welttheilen, ein geselliges Leben mit einander führen. Der englische Charakter wie der Amerikanische steht dem Deutschen ebenfalls zu schroff entgegen, um zwischen den beiden ein lebhaft freundschaftliches Zusammenkommen hervorzurufen. So bleibt denn Jeder für sich, schimpft auf das ungesellige Australien oder Amerika, wo er sich nun gerade befindet, und denkt gar nicht daran, daß er an den Zuständen, wie sie nun einmal bestehen, gerade eben so viel Schuld ist als die anderen. In Amerika wie in Australien wird sich deshalb Jeder hauptsächlich auf seine eigene Familie angewiesen sehen, und mag sich in der Hinsicht nur darauf vorbereiten viel von dem zu vermissen, was ihm manches Unangenehme und Drückende im alten Vaterlande versüßte und erträglicher machte.

Was dem Gebildeten dabei besonders entgeht, ja was ihm früher zu einem förmlichen Bedürfniß geworden, eine geistige Unterhaltung und Belebung, fehlt ihm in beiden Ländern gänzlich. Die Sorge um Ochsen und Pferde, um Erndte und Land giebt in jeder Unterhaltung den Ton an; — ich habe da Leute in beiden Ländern zwei und drei Stunden lang sich mit der größten Gemüthsruhe über ein einziges Paar Ochsen, über ein Pferd unterhalten hören, und da muß man nun dabei sitzen und zuhören. In Australien ist es jetzt noch ärger, da hört und sieht man weiter nichts als Gold, Gold, Gold, — wie viel Unzen dort, wie viel Unzen da gefunden; was für ein Glück die Parthie, was für Unglück die andere gehabt hat, — darum dreht sich einzig und allein das Gespräch. Was der und der „Nugget“ bis in den kleinsten Gran hinein gewogen, darüber können sonst vernünftige Menschen sich mit dem größten Interesse stundenlang unterhalten, und während sie selbst behaupten, daß sie das Goldfinden ungemein kalt läßt, funkeln ihre Augen nur bei der Erwähnung irgend eines gefundenen Klumpens vor lauter Begierde. Solche Goldgespräche sind wahrhaft entsetzlich, und wer zu den einmal damit behafteten Personen kommt, wird es fast unmöglich finden, sie davon ab und auf irgend etwas anderes zu lenken.

In Amerika ist dasselbe, wenn auch vielleicht nicht so viel mit Gold, doch mit Rinder- und Schweinezucht, mit Mehl- und Maispreisen, mit Branden und Einschlachten ꝛc. ꝛc., der Fall. — Der Neuankommende sträubt sich im

Anfang dagegen, er will dies ändern und bessern; aber er sieht seine Arbeit immer und immer wieder nutzlos geworden, und geht endlich selber in dem allgemeinen Materialismus unter. Wer ihn vor fünf Jahren in Deutschland gekannt hat und findet ihn dort zwischen seinen Schweinen und Rindern wieder, will gar nicht mehr glauben, daß dies dieselbe Persönlichkeit sein kann — und doch ist es so. Das geistige Leben geht vorerst in einer streng körperlichen Arbeit rettungslos verloren; aber der physische Mensch befindet sich vollkommen wohl dabei, und nur in „lichten Augenblicken“ erwacht in ihm wieder die Sehnsucht nach dem Verlorenen.

Was die Bevölkerung Australiens anbetrifft, so sind darüber entsetzlich viel falsche und übertriebene Berichte verbreitet worden; das eine Wort Botany Bay umfaßt in der Einbildung Vieler schon ein ganzes Schreckensregister. — Wie die unschuldige Bay, die ihres botanischen Reichthums wegen den Namen bekommen und einst zu einer Verbrechercolonie benutzt wurde, einen so entsetzlich bösen Ruf bekommen hat, weiß ich nicht einmal — und Niemand anders. — Der Neuankommende sieht sich nicht selten jeden ihm Begegnenden mistrauisch an, weil er überall Menschen in Eisen oder mit gelben Jacken oder sonst zuchthäuslerischem Aussehen zu finden erwartet, und ist dann aufs Aeußerste erstaunt, wenn er, wohin er geht, auch nicht ein einziges solches Individuum begegnet. Ueberall sieht er anständig gekleidete Leute oder ordentliche Arbeiter, und schon nach zwei Stunden hat er total vergessen, daß er sich in einer frühern Verbrechercolonie befindet, denn Australien, Van Diemensland ausgenommen, ist es jetzt nicht mehr.

Das Innere und auch der größte Theil der Städte wimmelt allerdings von solchen, die früher Sträflinge waren, ja ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich drei Viertel der Bevölkerung am Murray als solche bezeichne; — es sind aber jetzt zumeist ordentliche Arbeiter geworden, die aus den ärmlichen Verhältnissen des alten Vaterlands herausgerissen, wo sie oft die Noth zwang, gegen die Gesellschaft ein Verbrechen zu begehen, jetzt in ein Land, wo sie sich mit ihrer Hände Arbeit leicht erhalten können, die alten Sünden lange abgebüßt und abgelegt haben, und meist brave Menschen und gute Nachbarn geworden sind.

Freilich ist diese Klasse meistentheils roh und vollkommen unwissend, selbst in den einfachsten, über ihr tägliches Leben hinausgehenden Dingen; es kann dieß aber auch nicht anders erwartet werden. In der Jugend deportirt, haben sie sich in dem wilden Lande, bei schwerer Arbeit herumgetrieben, ohne vielleicht je ein anderes Buch zu sehen, als dann und wann eine Bibel — die meisten von ihnen können deshalb auch weder schreiben noch lesen — die Welt, was gerade nicht auf ihre nächste Umgebung, die ihnen anvertrauten Ochsen oder Schaafe Bezug hat, ist ihnen ein verschlossenes Buch, und wenig kümmern sie sich deshalb daraus zu lernen.

Eine total verschiedene Race ist aber die junge Bevölkerung der alten

Verbrechercolonie. Es sind dieß die Söhne und Töchter der in früheren Jahren Deportirten, die von der Regierung ihren ordentlichen Schulunterricht erhielten, und jetzt mit den achtbarsten Theil der Bevölkerung Australiens bilden. Nicht allein die angesehensten — das könnte das Geld thun — nein auch die geachtetsten Kaufleute und Beamte gehören zu ihnen, und in ihnen ist für Australien ein neues intelligentes Element erwacht, das Nichts von der Heimath ihrer Eltern verlangt oder braucht, sondern denen Australien das wirkliche Vaterland geworden, dem sie mit Freude und Eifer ihre Kräfte opfern. Diese nennen sich die «natives» und es findet zwischen ihnen und den eingewanderten Engländern immer eine Art Eifersucht statt. Daß nicht übrigens auch zwischen einer solchen Menschenmasse, von denen Manche vielleicht früher verzweifelte Verbrecher waren, die eine Transportation wohl selten ganz bessern konnte, wieder Verbrechen vorfallen, noch dazu, da jetzt das neuentdeckte Gold ein so starkes Verführungsmittel für sie geworden, will ich keineswegs gesagt haben. Die Sydney Zeitungen geben dafür auch den besten Beleg, aber es ist wahrlich nicht der Ort, daß er irgend Jemand seiner Sicherheit wegen besorgt machen könnte, und im Verhältniß auch kaum mehr wie in anderen Ländern und Colonien.

Die Bevölkerung Amerikas ist aus total anderen Bestandtheilen zusammengesetzt; Amerika war nie eine Verbrechercolonie, und seine Einwanderer gehörten — einzelne Wenige natürlich ausgenommen, die sich aber in der Masse verlieren — der arbeitenden oder auch besitzenden Klasse an, auf der im alten Vaterlande kein Makel haftete. Daß freilich auch manche schlechte Menschen von anderen Ländern hierherströmten, läßt sich denken, und Amerika selbst in seinen wilden Waldstrecken, und der Leichtigkeit, mit der sich solche, denen daran gelegen, auf den zahlreichen Dampfbooten und Eisenbahnen in einen andern Staat, wo sie Niemand kannte oder sich um sie kümmerte, flüchten konnten, läßt es erklärlich finden, daß selbst in diesem Lande, wo sich Jeder mit seiner Hände Arbeit eine sichere Existenz gründen konnte, Verbrecherbanden entstanden und sich durch sämmtliche Staaten verbreiteten. Solche Fälle verlieren sich aber in der Masse der wackeren Farmer, die den eigentlichen Kern der amerikanischen Bevölkerung bilden, und in den letzten Jahren ist alles derartige durch das neuaufgetauchte Californien wie Spreu dort hinüber geweht — obgleich ich nicht zweifle, daß sie auch wieder mit ihrer Beute zurückkehren. Hierzu kommt nun die rasch einströmende Auswanderung fremder Staaten, die ihre Ackerbauer und Handwerker über das ganze Land streut, und den Gesetzen auch bald bis in die entferntesten Wälderstrecken Kraft geben wird; von den einzelnen schlechten Menschen ist dann wenig mehr zu fürchten.

Ich habe mich absichtlich über diesen Punkt hier, im Vergleich der beiden Länder ausgesprochen, da gerade in letzter Zeit die australische wie amerikanische Presse, des in Californien ausgeübten Lynchgesetzes wegen, hart und theilweise ungerecht gegeneinander eiferte.

Was nun die Ueberfahrt betrifft, so dauert eine Reise nach den Vereinigten Staaten mit einem Segelschiff von einem bis zu zwei Monaten, selten länger; eine Reise nach Australien von drei bis vier und fünf Monaten; der Passagepreis nach Australien wird deshalb auch ungefähr das Doppelte betragen als nach Nordamerika. Die Länge der Zeit dürfte aber kein besonderes Hinderniß sein, wenn man sich erst einmal auf einem Schiffe eingerichtet und an die Seereise gewöhnt hat, so ist es ziemlich gleich gültig, ob man acht oder sechszehn Wochen unterwegs bleibt; eine tüchtige Seereise ist sogar gesund für den Körper und thut eher Nutzen als Schaden.

Welchen Einfluß nun aber das neuentdeckte Gold Australiens auf die inneren und Arbeiterverhältnisse dieses Landes hervorbringen wird, ist unendlich schwer voraus zu bestimmen. Vor der Goldentdeckung bot Australien, besonders der Sydneydistrikt, dem Einwanderer den Vortheil, selbst vor Amerika, daß er, wenn er Lust zu arbeiten hatte, nicht zu fürchten brauchte auch nur einen Tag ohne Beschäftigung zu bleiben, und in den ersten Monaten des Goldfiebers war das natürlich noch in viel stärkerem Maße der Fall. Nach einer rasch stürzenden Fluth kann aber auch ziemlich sicher eine eben so starke Ebbe erwartet werden, und wenn Tausende von denen, die sich in den Bergen getäuscht sehen, mit der Masse Einwanderer die noch immer aus Europa, besonders jetzt aus Irland und England, hier herströmen, in den Städten wieder zusammentreffen, so läßt sich gar nicht vorausbestimmen wie die Arbeiterverhältnisse dadurch gestellt werden.

Auf einen außerordentlich hohen Preis des Getreides darf der Ackerbauer, in Hinsicht auf die Goldminen, auch nicht rechnen; steigt der Weizen um so viel höher daß er die gar nicht so sehr bedeutende Fracht von anderen Ländern her lohnt, so kommen Schiffe mit Mehl beladen von Californien wie Valparaiso in Masse an — wie das ja auch in den letzteren Monaten schon in einem solchen Maße geschehen ist, daß sie jetzt wieder Mehl und Getreide, besonders aber das erstere, von Australien nach Mauritius ausführen können.

Nichtsdestoweniger wird sich der Ackerbauer bei den Goldbergwerken oder vielmehr Wäschereien besser stehen wenn er ruhig bei seinen Feldern bleibt und die bestellt — sein Getraide behält jedenfalls einen guten Marktpreis, soviel ist sicher; und wenn er auch nicht, wie das bei einem Hazardspiele der Fall ist, die Möglichkeit hat in ein oder zwei Jahren ein reicher Mann zu werden, so setzt er auch nicht Alles aufs Spiel und geht seinen langsamen aber gewissen Weg.

Was die Regierungsform und überhaupt die politischen Verhältnisse der beiden Länder betrifft, so hat die amerikanisch-republikanische jedenfalls den Vorzug vor der australischen, als die Amerikaner sich ihre oberen Beamten aus solchen Leuten, die mit dem Verhältniß des Landes genau bekannt sind, selber wählen können, und nicht gerade als ihre obersten Beamten, wie in Australien, Männer dulden müssen, die ihre innigsten Interessen nicht kennen oder beachten. Dann liegt das Volk von Australien noch immer mit seiner Mutterlandsregierung in

Fehde wegen der Verbrecherdeportation, die England fortsetzt, Australien aber nicht länger dulden will. Das möchte sich aber sehr bald reguliren, denn England muß jetzt schon, wo Australien eine größere Bevölkerung und damit größere Selbstständigkeit erlangt, nachgeben, oder die Colonien sagen sich vom Mutterlande los, wofür sie bereits sehr kräftige Vertreter haben. Die amerikanische Regierungsform hat sich durch die rasche Hebung ihrer Staaten und durch das fast fabelhafte Wachsen ihrer Bevölkerung und den steigenden Wohlstand derselben als die vorzüglichste bis jetzt bei allen Völkern bewährt; daß die Fürsten Bedenken dagegen haben ist natürlich.

Hier muß ich aber auch einen für uns Deutsche freilich wunden und schmerzenden Fleck berühren. Der Deutsche ist im Auslande, wenigstens in Amerika sowohl als in Australien, keineswegs so geachtet als Manche, die darüber geschrieben haben und sich selber vielleicht wohl wollten glauben machen. Man schätzt und benutzt ihn seiner Arbeitsamkeit und Ausdauer wegen, — „die Deutschen geben die ruhigsten Bürger“ sagen die Amerikaner wie Australier, und leider haben sie darin recht — sie lassen aber auch Alles mit sich machen, bekümmern sich zum Theil um ihre Rechte als politische Bürger nicht mehr, als ob die stattfindenden Wahlen für den Mond, anstatt für ihre nächste Umgebung vor sich gingen, und lassen eben in allen Stücken die ihnen nicht direkt in den Geldbeutel greifen, den lieben Gott einen sehr guten Mann sein. Dabei bestellen sie ihren Acker und verbessern dadurch nicht allein ihr eigenes Land, sondern geben der ganzen Nachbarschaft zugleich höhern Werth, und es läßt sich denken daß fremde Colonien solche Colonisten gern bei sich einziehen sehen. Sie betrachten sie aber eben nur als vortrefflich construirte Landbebauungsmaschinen, und das schließt das was ich eigentlich unter Achtung vor einem Menschen verstehe vollständig aus.

Die ewigen Häkeleien und Streitigkeiten untereinander, die leider ja selbst im Vaterlande fortwährend und absichtlich genährt und benutzt werden, tragen viel hierzu bei; mit den Deutschen können sie auch machen was sie wollen, sie sind diplomatisch nicht gehörig vertreten — sie haben keine Flagge und keine Kriegsflotte. Deutschland bildet noch keine politische Einheit, daher rührt all das Unglück auch in der Fremde.

Welches der beiden Ländern gewährt aber nun dem deutschen Auswanderer, denn dessen Interessen sind es allein, die ich hier im Auge habe, die meisten Vortheile, für welches Land eignet er sich am besten? — Es ist das eine Frage, die sich gewiß schon Viele vorgelegt haben, und ich meines Theils, nach meinen eignen Ansichten, die ich jedoch keineswegs als unfehlbar darstellen will, glaube sie unbedingt mit Amerika beantworten zu müssen.

In Ueberfahrt, Landkauf, Ansiedelung, innerer Communication und Bewässerung ist Amerika den australischen Colonien unbestritten überlegen, der Auswanderer kann mit Wenigem hinüberkommen und, wenn drüben, mit einem kleinen Capital etwas Selbstständiges beginnen. Das Land selber ist in Amerika

eben so gut als in Australien, der Baumwuchs besser. — Welche Vortheile bietet nun Australien dagegen über Amerika?

Klima und Viehzucht. Das Erste geb' ich zu, obgleich sich der Auswanderer auch in den Vereinigten Staaten, selbst wenn er nicht ein ganz kaltes Klima bewohnen will, recht gesunde und selbst nicht vom kalten Fieber heimgesuchte Landstrecken aussuchen kann. Das australische Klima hat den Vorzug daß es fast durchgängig vortrefflich ist, aber Amerika ist desto größer und gestattet dem Einwanderer die Wahl in Nord und Süd, in Ost und West.

Die Viehzucht, oder besonders die Schaafzucht bleibt hiernach die Hauptsache, und ich gestehe daß auch in mir, als ich in Deutschland früher die Berichte über den Nutzen und die außerordentliche Vermehrung der australischen Schaafe las, der Gedanke aufstieg, wie gut das ein herrliches Land für den fleißigen Deutschen sein müsse, und Manchem mit gerade nicht so schwerer Arbeit in kurzer Zeit eine sichere Existenz bieten könne. Jetzt, da ich das Land gesehen und die Verhältnisse an Ort und Stelle kennen gelernt habe, denke ich anders darüber.

Die Schaafzucht, wie sie in Australien betrieben wird und betrieben werden muß, sagt wohl dem englischen und auch vielleicht dem amerikanischen, aber keineswegs dem deutschen Charakter zu, und der beste und sicherste Beweis dafür ist, daß ich auf all der großen Anzahl von Schaaf- und Rinderstationen die ich in Australien selbst besuchte, auf allen den anderen von denen ich gehört habe, auch nicht eine einzige fand, die von einem Deutschen in der Art, wie es die englischen Werke empfehlen und wie es die Engländer selber thun, gehalten wurde. Es giebt allerdings Deutsche in Australien (aber nur in sehr wenigen Fällen, und ich selbst kenne nur einen einzigen) welche eine Schaafstation besitzen; aber sie bewirthschaften sie nicht selber, sie haben nur ein gewisses Capital darin stecken und fremde Leute darauf, die es verwalten. Andere haben versucht sie selber zu treiben aber die Sache regelmäßig wieder aufgegeben. Zur Schafzucht, um sie mit Nutzen betreiben zu können, gehört erstlich ein guter Weidegrund und dann ein gewisses Capital. So reich Australien aber auch an dem erstern ist, so sollte es doch einem Deutschen der dorthin auswandert, schwer werden, eine ihm passende und mit Straßen versehene Stelle aufzufinden. Der ganze Murray z. B. an beiden Ufern ist von englischen Schaaf- und Rinderzüchtern in Beschlag genommen — es giebt Einzelne, wie z. B. einen gewissen Capitän Baggot, die ungeheuere Strecken im Besitz haben. Dieses Terrain z. B. ist über 80 Meilen lang und unbegrenzt breit, denn hinter ihm kann sich Niemand, totalen Wassermangels wegen, niederlassen. Der Deutsche müßte also schon von solchen Leuten, also aus zweiter Hand, ein Stück Land unterpachten, was dann, wenn er auch von ihnen das Vieh kauft das schon einmal an diesen »run« gewöhnt ist, wohl anginge. So oft diese Versuche aber auch gemacht sind, immer wurden sie wieder aufgegeben, und weshalb? Das unstäte abgeschlossene Leben der Wildniß sagt dem deutschen

Charakter nun einmal nicht zu, er scheint sich in vorkommenden schwierigen Verhältnissen nicht so leicht helfen zu können. Der Erfolg ist ebenfalls dabei zu unsicher, man verliert vielleicht schon in den ersten Jahren durch Dürren oder Seuchen einen großen Theil seiner Thiere; und während der Engländer mehr in einem neck or nothing spirit Alles daran setzt seinen einmal gefaßten Plan durchzuführen, und, geht es auf der einen Stelle nicht, verkauft, und an eine andere zieht, während er zugleich von dem Leben selber, an dem wilden Hetzen hinter wilderen Stieren her, oft Wochenlang im Sattel sein Vieh suchend und treibend, Gefallen, ja in solcher Arbeit eher eine Erholung als eine Last findet, — sehnt sich der ruhigere Deutsche mehr nach einer solidern Beschäftigung, einem gewissern, wenn auch manchmal nicht so hohen Einkommen, und das Endresultat ist immer, daß er wieder zum Ackerbau oder irgend einer andern ihm mehr zusagenden Beschäftigung zurückkehrt. Auch schon von vorn herein legen die Deutschen ein mitgebrachtes Capital gleich viel lieber in dem weit sicherern Ankauf von Ländereien als in Schaafen an, bei denen sie auch noch, wenn sie die Sache nicht aus dem Grunde verstehen, häufig genug von den Engländern betrogen werden, was bei einem Landkauf schon nicht so leicht geschehen kann. Allerdings sind im Innern des Landes sehr viele Deutsche auf englischen Stationen Schäfer, aber keiner derselben, den ich gesprochen habe, war mit dieser Beschäftigung zufrieden — es sind doch nur eben „Taglöhnerstellen“ die sie, in Ermangelung anderer Arbeit, angenommen haben.

Meistens hat aber die Sache auch noch einen anderen Haken — diese „Schäfer“ gehören nämlich fast durchgängig — wenn es Deutsche sind, und sehr oft auch bei den Engländern — der gebildetern Classe an, es sind sehr oft junge Kaufleute, Beamte, nicht selten Adelige die sich in Australien, das sie mit ganz verschiedenen Hoffnungen und Erwartungen betraten, bedeutend geirrt hatten, und die nun, an keine harte Arbeit gewöhnt, irgend etwas ergreifen müssen, wenn sie nicht eben etwa hungern wollen. Sie auch gewissermaßen noch in einer Art Scham vor ihren Mitpassagieren die mit ihnen herübergekommen und vor denen sie vielleicht mit Manchem was sie nicht besaßen geprahlt hatten; dann in einer Verzweiflung und als allerletztes Mittel ziehen sie „in den Busch“, d. h. werden Schäfer oder „Hutkeeper“ (Schäfers Assistent).

Das Wort „in den Busch“ ist dabei ein sehr beliebter Ausdruck und wird in sehr vielen, oft den verschiedensten Verhältnissen, angewandt.

Am ganzen Murray fand ich z. B. nur einen einzigen solchen deutschen Schäfer — zwei andere hatten kurz vorher eine Schäferstation an einem der „Seen“ verlassen — und dieser war ein sehr netter, gebildeter junger Mann, der mich versicherte, er erwarte mit heißer Sehnsucht den Tag der ihn wieder frei mache, damit er zu Menschen zurückkehren könne.

Ich will gar nicht behaupten daß Einzelne, die allein der Schaafzucht wegen hier herüberkommen und mit der Zucht derselben im alten Vaterlande schon betraut waren, nicht eben so gut damit zu Stande kommen sollten als

die Engländer, ja in diesem Fall wohl oft noch besser; das sind dann aber immer Ausnahmen und können nicht auf die Masse der Auswanderer in Anwendung gebracht werden, die noch eigentlich mit keinem festen Plan das fremde Land betreten und wenn möglich das betreiben wollen, was ihrem Charakter, ihren Kenntnissen am besten zusagt; und das ist in diesem Falle die Schaafzucht nicht.

Das sind meine Ansichten über die beiden Welttheile, und wissentlich habe ich Nichts übertrieben oder unterschätzt; zur Schilderung eines Landes gehört es aber nicht allein dessen Vortheile und guten Eigenschaften aufzuführen und hervorzuheben, sondern seine Nachtheile, seine »drawbacks« wie der Engländer sagt, müssen eben so gut genannt und dürfen unter keiner Bedingung verheimlicht werden; soll sich der Einwandernde nicht in vielen Stücken getäuscht finden. Und nachher ist der ungünstige Eindruck den er empfängt, noch weit stärker, denn in dem einen getäuscht, mißtrauet er dann auch, und vielleicht ungerechter Weise, in dem anderen.

Soviel ist aber gewiß: ob Ihr nun nach Amerika oder nach Australien auswandert, wenn Ihr nicht mit bedeutenden Capitalien hinübergeht (und selbst die könnt Ihr verlieren, wenn Ihr sie gleich im Anfang zu leichtfertig einsetzt) macht Euch auf harte, ausdauernde Arbeit gefaßt, — es ist kein Spielwerk, die ganze Sache; es will tüchtig und ernst zugegriffen sein, und wer dazu keine Lust hat oder sich nicht stark genug an Körper und Geist dazu fühlt, der bleibe lieber zu Hause und trage was es eben zu tragen giebt, in einem Wirkungskreis in den er eingerückt ist, und in dem er wenigstens seinen Platz ausfüllen konnte.

Es bekommen in Deutschland Manche ihr Brod die es nicht verdienen, in Amerika wie Australien aber verdienen die wirklich ihr Brod, die es bekommen.

Die Stadt Neuyork, ihr Wachsthum und ihre Bedeutung.

Erster Artikel.

Neuyork ist in jeder Beziehung die Hauptstadt von ganz Amerika. Es wird für unsere Leser von Interesse sein eine genaue Beschreibung derselben zu erhalten.

Neuyork liegt auf einer Insel an einer Meeresbucht, welche durch den Zusammenfluß des Hudson oder North-River mit dem East-River (einer Straße, welche am andern Ende mit dem Long-Island-Sunde zusammenhängt) gebildet wird; — etwa achtzehn englische Meilen vom atlantischen Ocean entfernt. Vom Festlande wird das Eiland durch ein etwa acht Meilen langes Gefließ geschieden, das auf der Ostseite Haarlem-River, auf der West- oder Nord-River-Seite Spuyten Duyvel Kill genannt wird. Die Insel hieß bei den Indianern Manhattan; sie ist von Norden nach Süden

dreizehn und eine halbe englische Meile lang, und im Durchschnitt 8500 Fuß breit; die größte Breite ist in der Linie der acht und achtzigsten Straße, wo sie 2⅓ M. oder etwa 12,500 Fuß beträgt. Der Flächenraum hält ungefähr 14,000 Acres.

Die Norderbreite der City Hall ist 40° 42′ 43″, die westliche Länge von Greenwich 74° 0′ 41″. Die Entfernung in englischen Meilen bis zu nachbenannten Plätzen ist folgende. Von Neuyork bis

Albany	145	Meilen
Boston	207	"
Portland in Maine	317	"
Philadelphia	87	"
Baltimore	187	"
Washington	225	"
Charleston in Süd-Carolina	769	"
Neuorleans	1428	"
Buffalo	357	"
Cincinnati	722	"
St. Louis	1046	"

Die Oberfläche des obern Theiles der Insel ist noch jetzt sehr mannigfaltig; der höchste Punkt liegt 238 Fuß über dem Meere. Der untere Theil, auf welchem die Stadt Neuyork steht, war früher gleichfalls sehr uneben; es waren Hügel, Löcher, Sümpfe, Marschen, Teiche, abschüssige Felsen dort vorhanden, die nun alle längst verschwunden sind. Auch kleine Bäche sind ausgetrocknet, und die Einschnitte, welche der Hudson und der East-River ins Land machten, ausgefüllt worden. Ja ein Theil des Bodens im südlichen Theile der Stadt ist künstlich geschaffen, so daß die ursprüngliche Wasserlinie allmälig eine große Abänderung erfahren hat. So ist zum Beispiel die Battery eine künstlich angelegte Esplanade, die zum Theil auf einer Felsenleiste und zum Theil auf Boden steht, welchen man dem Wasser abgewonnen hat. Ein gleiches ist der Fall mit Front- und South-Straße am East-River, und Greewich-, Washington- und West-Straße am North-River. Pearl-Straße bis in einige Entfernung oberhalb der Wall-Straße ist auch den Flüssen abgewonnen worden. Der Boden, auf welchem der am dichtesten bebauete Theil der Stadt sich befindet, fällt von dem höchst gelegenen Punkte sanft nach beiden Flüssen ab, so daß die Hauptstraße der Stadt, Broadway, auf dieser Höhe hinläuft.

Der Boden besteht auf seiner Oberfläche aus einer sandigen Aufschwemmung und ist nicht eben sehr fruchtbar, die Unterlage ist hauptsächlich Gneiß; aber der nördliche Theil der Insel besteht vorzüglich aus körnigem und primitivem Kalkstein, der gut bricht und als Kingsbridge Marmor bekannt ist. Auf der Gneißunterlage liegt tertiärer Sand in beträchtlicher Mächtigkeit, und auf diesem ein Diluvium von zehn bis achtzig Fuß Dicke.

Gegenwärtig dehnt sich die Stadt nach Norden hin von der Battery ab ungefähr drei Meilen weit, und nimmt etwa ein Fünftel der ganzen Insel ein.

Der compacte Theil hält mehr als neun Meilen im Umfang; der übrige Theil ist noch meist unter Pflug oder Spaten.

Ursprünglich wurde bei Anlage der Stadt gar kein regelmäßiger Plan befolgt, und die ersten Straßen waren eng und krumm. Die Ansiedler richteten sich ein wie eben ihr Bedürfniß es erforderte, und sie hatten gar keine Ahnung davon, daß diese Stadt jemals sich zu einer Weltbedeutung erheben werde. Nicht einmal der großen Vorzüge ihrer Lage waren sie sich bewußt; war doch das Hinterland zumeist noch eine Einöde. So stieg in keinem Menschen der Gedanke auf, daß die Felder, auf denen damals die Schafe weideten, einst alle mit prächtigen Häusern oder Waarenlagern bedeckt sein würden.

Von den früheren Unebenheiten des Bodens sind jetzt kaum noch Spuren vorhanden. Nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges nahm man, in Voraussicht einer künftigen sehr beträchtlichen Vergrößerung der Stadt, systematische Verbesserungen vor. Die oberen Theile wurden zwischen den Jahren 1811 und 1821 vermessen und in sechszehn „Avenuen“ ausgelegt, welche in parallelen Linien von der vierzehnten Straße ausliefen, und mit großem Kostenaufwand durch Felsen und Hügel gegraben wurden. Man durchschnitt sie in rechten Winkeln mit 156 Querstraßen, die von Fluß zu Fluß liefen und nach den Nummern benannt wurden; so bildete man Squares, Vierecke, von etwa zweihundert bis achthundert Fuß. Im untern Stadttheile sparte man weder Geld noch Mühe um die Straßen grade und breiter zu machen, und fährt auch gegenwärtig damit fort.

So giebt es nur noch wenige eigentlich altmodische Gebäude in der Stadt. Der Baustyl ist elegant und die Häuser werden bequem eingerichtet. Auf den Stellen, wo alte Läden und Magazine standen, erheben sich neue geräumigere, die alle massiv oder aus Backsteinen aufgeführt werden; der letztere ist vorzugsweise das Baumaterial in der obern Stadt. In dieser letztern wohnt die bei weitem überwiegende Menge der Bevölkerung von Neuyork, während die Unterstadt mehr Geschäftslokale enthält. Derjenige Stadttheil, welcher vorzugsweise die Geschäftsgegend bildet, liegt innerhalb der Linien vom untern Ende des Broadway, der Fultonstraße und des East-River. Im December 1835 wurde dieser Stadttheil durch eine große Feuersbrunst arg verwüstet, aber rasch und weit besser wieder aufgebauet. In der Wallstraße machen die Geldleute ihre großen Geschäfte, die Speculanten in Stocks und Bonds, in Häusern, Ländereien u. s. w. Dort sind die Geschäftslocale der Mäkler, der Banken, der Wechsler, der Versicherungsgesellschaften; auch steht dort die Börse, Merchants Exchange, und das Zollhaus. In der South-Straße wohnen vorzüglich die großen Rheder; dort stehen auch die Geschäftslocale der verschiedenen Paketlinien. Die Importeure und die Kaufleute welche sich vorzugsweise mit dem Verkauf der „trockenen Waaren“ abgeben, haben vorzugsweise Pearl-Straße, sodann William-, Broad-, Pine-, Ceder- und Liberty-Street inne. In Water- und Front-Street und den an-

gränzenden Straßen findet man die Großhandlungen von Kolonialwaaren, die Kommissionsgeschäfte und Handwerker welche mit dem Schiffsbau zu thun haben. Broadway ist eben so wohl eine Geschäftsstraße als eine Avenue auf welcher die elegante Welt sich blicken läßt. Dort haben Buchhändler, Kunsthändler, Juweliere, Möbelfabrikanten, Huthändler, Kleiderfabrikanten, Putzmacherinnen und dergleichen ihre prunkhaft ausgestatteten Läden. Die Eisen- und Metallwaarenhändler findet man besonders in Platt- und Pearl-Straße, die Lederhändler in der Ferry- und Jacob-Straße.

Neuyork hat nun am Wasser auf einer Strecke von sieben Meilen Werfte (d. h. Schiffsländen, Uferstaden) und Docks. An jedem Flusse giebt es etwa sechszig Hafendämme (Piers), von zwei bis dreihundert Fuß Länge und fünfzig bis sechszig Fuß Breite. Die Schiffe legen sich zumeist in den East-River, der sicherer ist als die andere Seite. Die Docks sind fast immer mit Fahrzeugen gefüllt, welche dort abwarten bis die Reihe zum Verladen an sie kommt. Um den Bau von Uferstaden, Hafendämmen zum Anlegen und Verladen, und von Aufnahmebecken zu erleichtern, welchen der wachsende Geschäftsverkehr der Stadt erforderlich machte, bildete sich 1840 die Atlantic Dock Compagnie mit einem Capital von einer Million Dollars, und erhielt die Genehmigung der Legislatur des Staates.

Der North-River ist da wo die Fähre nach dem gegenüberliegenden Jersey City sich befindet, etwa eine Meile breit, und da wo gegenüber Hoboken liegt etwa anderthalb Meilen. Die Breite des East-River beträgt ein Drittel bis zu einer halben Meile; bei der Südfähre beträgt die Breite 1300 Yards, bei der Fulton-Fähre 731 Yards, bei der Catherine-Fähre 736 Yards.

Die Bay hat eine Breite von anderthalb bis sechsthalb Meilen, und drei bis acht Meilen Länge; sie hat fünfundzwanzig Meilen im Umfang, und ist ein Hafenbecken, in welchem alle Flotten der Welt sicher vor Anker liegen könnten.

Die Bay von Neuyork steht mit der Newark-Bay vermittelst der sogenannten Kills in Verbindung, im Westen zwischen Staten Island und Bergen Neck; sodann im Süden mit einer andern Bucht, dem Außen- oder Unterhafen vermittelst der Narrows, dieser schmalen Straße zwischen Staten Island und Long Island. Die letztere Bucht öffnet sich unmittelbar in den Ocean. Der Binnenhafen ist einer der besten und schönsten der Welt; schon seine natürliche Scenerie bietet einen entzückenden Anblick dar; dazu kommen noch die gewaltige Stadt mit ihren Häusermassen, die tausende von Schiffen welche am Ufer, auf den Flüssen und auf dem Meere liegen oder fahren.

Die Strömung ist sowohl in den Flüssen als im Meere außerordentlich stark, und hält insgemein das Wasser noch frei, wenn schon längst weiter nach Süden gelegene Ströme und Buchten mit Eis bedeckt sind. Im Jahre 1780 aber war der ganze Hafen von Neuyork mit einer festen Eisblänke belegt, was dann aber bis 1820 nicht wieder vorkam. Seit dem letztern Jahre ist nur selten

auf einem der beiden Rivers Eis gewesen; nur 1851 auf 1852 war der East River eine Zeitlang durch Eis gesperrt, der North River blieb aber offen.

Die Fluth erreicht eine Höhe von beinahe sieben Fuß englisch. Weiter nach Norden steigt sie an der Küste des atlantischen Oceans immer höher, in der Fundy-Bay sogar bis zu neunzig Fuß. Dagegen vermindert sie sich nach Süden hin, und hat im mexicanischen Meerbusen nur 18 Zoll. Die Zeit des Eintritts der Fluth an anderen Küstenplätzen oder in Gewässern welche mit dem Ocean in Verbindung stehen, ist von jener bei Neuyork verschieden.

Sie tritt früher als in Neuyork ein, zu: — Halifax um 2 Stunden 15 Minuten; — Neu Bedford 1 St. 40 M.; — Providence 41 M.; — Sandy Hook 2 St. 45 M.; — Norfolk 41 M.; — Richmond 2 St. 25 M.

Sie tritt später ein, zu: — Eastport um 2 St. 9 M.; — Portland 1 St. 39 M.; — Boston 2 St. 19 M.; — Holmes Hole 1 St. 4 M.; — Philadelphia 5 St. 19 M.; — Baltimore 5 St. 7 M.; — Charleston 10 St. 19 M.; — Mobile Point 1 St. 54 M.; — Albany 6 St. 34 M.; — Quebec 8 St. 49 M.

Das Wasser hat an den Uferstaden sechs bis sieben Fuß Tiefe, wird aber gleich um ein Bedeutendes tiefer und kann die allergrößten Schiffe tragen. Im alten Kanal auf der Barre von Sandy Hook beträgt die Tiefe bei Ebbe 21 Fuß, bei voller Fluth 27 Fuß. Kapitän Gedney hat einen neuen Kanal entdeckt der bei Ebbe 32 Fuß Tiefe hat. Jene im Binnenfahrwasser wechselt von 35 bis zu 60 Fuß.

Der Hafen von Neuyork ist sehr gut durch Vertheidigungswerke geschützt. Die bedeutendsten derselben befinden sich an den Narrows, an den Stellen, wo die Enge nur eine Drittel Meile breit sind. Dort stehen auf der Küste von Long Island die Forts Hamilton und Lafayette; dieses letztere erhebt sich auf einem Felsenriff, etwa zweihundert Yards vom Wasser entfernt, und hat drei Geschützreihen. Auf Staten Island liegen die Forts Tompkins und Richmond, und zwar das erstere auf der Anhöhe; es hat mehrere Durchgänge unter der Erde. Diese Forts befinden sich alle in vortrefflichem Zustande. Die Einfahrt aus dem Sunde zum East River wird vom Fort Schuyler vertheidigt, das auf Throgs Neck steht. Im Hafen selbst liegen Batterien auf den Inseln Bedlow und Ellis an der Westseite der Bay; auf Governors Island, 3200 Fuß von der Stadt entfernt, liegt Fort Columbus in der Gestalt eines Sterns und deckt die Südseite der Einfahrt; auf den nordwestlichen Punkten dieser Insel erhebt sich Castle William, ein runder Thurm, der bei sechszig Fuß Höhe sechshundert Fuß im Umfange und drei Reihen Geschütze hat. Auf der Südwestseite hat man eine Batterie angelegt, welche die Einfahrt durch den Buttermilk Channel bestreicht.

Nun lassen wir einige historische Angaben folgen, die zeigen, wie allmälig die Stadt zu ihrer großen Bedeutung heranwuchs. Die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft hatte einen kühnen und erfahrenen Seemann, Heinrich Hud-

son, ausgeschickt, um eine westliche Durchfahrt nach Indien zu suchen. Auf seiner Reise entdeckte er am 3. September 1609 die Insel Manhattan. Er segelte mit seinen 20 Mann starkem Schiffsvolk im „Halbmond" an der Insel hin und den Strom hinauf, welcher seitdem des unternehmenden Seemannes Namen trägt. Schon im nächsten Jahre schickten die Holländer wieder ein Schiff nach Manhattan, das Pelzhandel trieb, und da es gleich gute Geschäfte machte, mehrere Nachfolger fand. Bald stellte sich nun das Bedürfniß zur Besitznahme der Insel und einer dauernden Niederlassung auf derselben heraus. Andere Ansiedelungen wurden von Leuten gegründet, welche Europa wegen politischer oder religiöser Verfolgungen verlassen hatten; Neuyork dagegen verdankt lediglich dem Handel seinen Ursprung, und diesen Anfängen ist es in seiner ganzen Entwickelung getreu geblieben. Schon 1612 wurde ein kleines Festungswerk am untern Ende der Insel errichtet; 1613 entstand der Ort Neu-Amsterdam, der 1614 aus vier Häusern bestand, welche außerhalb des Forts lagen. Die erste Zeit verlief nicht durchaus friedlich, denn aus dem kurz vorher von Engländern besiedelten Virginien kam ein Hauptmann, Argal, mit einem Haufen Bewaffneter und eroberte Neu-Amsterdam; „denn schon früh gelüstete es den Engländern nach diesem holländischen Weinberge." Die Holländer erhielten indessen das ihnen Geraubte zurück, und die ehrsamen „Knickerbockers" konnten sich noch ein halbes Jahrhundert lang ihres Lebens in aller Ruhe freuen, und die kleine Kolonie zur Blüthe bringen. Dann verlohnte es sich schon eher der Mühe, sie ihnen abzunehmen.

Im Jahre 1615 wurde in Neu-Amsterdam, dem jetzigen Neuyork, eine Volkszählung vorgenommen, die in einer halben Minute geschehen war, denn der Ort zählte gerade dreißig Seelen.

Für die Jahre 1615 bis 1618 wurde das ausschließliche Recht, mit den Indianern Handel zu treiben, einer Handelsgesellschaft, der Vereinigten Compagnie von Neu-Niederland, ertheilt, welche große Thätigkeit zeigte. Sie gab den Geschäften mehr Schwung und schloß einen Vertrag mit den fünf Nationen (Irokesen), der bis ans Ende der niederländischen Herrschaft von beiden Theilen getreulich gehalten wurde. Als der Freibrief jener Compagnie abgelaufen war, erhielten einzelne Kaufleute „Speciallicenzen," vermöge welcher es ihnen gestattet war, mit den Indianern zu handeln; doch mußte dieses System schon 1621 einem Monopole weichen; denn die holländische Regierung ertheilte damals das ausschließliche Vorrecht in jener Gegend Amerikas Handel zu treiben, ausschließlich der holländisch-westindischen Compagnie, welche ihre Geschäfte in Amerika durch einen Generaldirector und einem aus 5 Mitgliedern bestehenden Rath verwalten ließ; diese standen ihrerseits unter der Aufsicht der Oberen, der Directoren in Holland. Sie hatten übrigens die Befugniß in der Colonie, die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt auszuüben. Während ihrer Verwaltung betrug in den vier Jahren von 1624 an die Ausfuhr den Werth von 68,000 Doll., die Einfuhr 45,000 Doll.

Im Jahre 1623, also zehn Jahre nach der Gründung von Neu-Amsterdam, wohnten der Generaldirector, der Commandant, die übrigen Offiziere und manche bürgerliche Colonisten innerhalb des Forts. Die Zahl der Bewohner kann also unmöglich groß gewesen sein. Die außerhalb des Forts befindlichen Häuser standen auf dem Platze, welchen heute die Pearl-Straße einnimmt. An eigentliche Colonisation hatte man bis dahin noch nicht gedacht. Neu-Amsterdam war lediglich ein Handelsposten. Als aber das Geschäft nach und nach immer größern Gewinn abwarf, beschloß man eine dauernde Ansiedlung zu gründen und von dieser aus die holländischen Besitzungen in Amerika weiter auszudehnen. Es schien den Holländern räthlich, zu diesem Behuf die Insel Manhattan in aller Form anzukaufen, und sie zahlten den Indianern dafür den Werth von etwa vierundzwanzig Dollars!

Um dieselbe Zeit hatte der Schreiber des holländischen Generaldirectors ein freundliches Begrüßungsschreiben nach Neu Plymouth überbracht, durch welches ein freundlicher Verkehr mit den puritanischen Pilgervätern angebahnt wurde. Diese hatten ohnehin als englische Flüchtlinge längere Zeit im Lande der Holländer, namentlich in Amsterdam und anderen Städten gelebt, und so waren beide Theile einander schon seit einiger Zeit näher bekannt. Als die „Knickerbockers“ den Puritanern die Hände schüttelten, war die Ansiedlung der letzteren gerade sechs Jahr alt.

Einige Directoren der holländisch-ostindischen Colonie kauften am North-River, am Delaware und auf Staaten Island große Landstrecken, nachdem Allen, welche in Neu-Niederland Ansiedelungen gründen würden, wichtige Privilegien zugesichert worden waren. Aber die Colonisten geriethen in Streit mit den Indianern, welche eine Colonie am Delaware ausrotteten; und nach der andern Seite hin, im Norden, raubten die Engländer ohne Anstand einen Landstrich am Flusse Connecticut, obschon der Generaldirector Wouter van Twiller Grund und Boden den Indianern abgekauft hatte. Ueberhaupt ließen sich die Engländer immer mehr und mehr lästige Uebergriffe zu Schulden kommen, und als die Schweden sich am Delaware festsetzten, erstand dort den Holländern ein neuer Feind. Der hitzige Generaldirector Kiest schürte nicht nur mit beiden europäischen Nachbaren den Kampf, sondern gerieth auch mit den Indianern in blutige Streitigkeiten. Den Engländern waren die Neu-Amsterdamer freilich nicht gewachsen, dagegen unterlagen ihnen die Schweden, und von den Indianern wurde einigemal „der Friede erobert.“

Inzwischen gingen die Handelsgeschäfte vorwärts. Im Jahr 1635 führte die ostindische Compagnie 14,891 Biberfelle und 1413 Otterfelle aus, die man zusammen auf einen Werth von 134,025 Gulden abschätzte. Im Jahr 1638 wurde bereits Taback in einiger Ausdehnung gebaut, auch waren schon Negersclaven vorhanden. Nicht lange nachher eröffnete Neu-Amsterdam einen Handelsverkehr mit Curaçao, überhaupt mit Westindien und mit Afrika.

Schon früh zeigte sich, wie in den englischen Colonien so auch in der

holländischen Ansiedelung ein reges Streben nach Erweiterung und Befestigung politischer Gerechtsame, und der letzte holländische Gouverneur oder Generaldirector, Peter Stuyvesandt, fand es gerathen, den Forderungen der Colonisten Genüge zu leisten. Eine aus neun Männern bestehende Versammlung bildete die Volksvertretung, welche der Gouverneur bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe ziehen mußte, und die auch in manchen bürgerlichen Rechtsfällen zu entscheiden hatte. Uebergriffe, welche der Gouverneur sich erlauben wollte, wurden mit Entschiedenheit zurückgewiesen.

Im Jahr 1652 zählte Neu-Amsterdam ungefähr tausend Seelen; es erhielt neue Gemeinderechte, eine Incorporationsakte, und die Verwaltung ging von der westindischen Compagnie auf zwei Bürgermeister und fünf Beisitzer über, die Schöffen hießen; neben ihnen gab es noch einen Schout oder Scheriff. In dem genannten Jahre wurde die erste Schule eröffnet.

Im Jahre 1653 zogen die Holländer eine aus Erde und Steinen aufgeführte Mauer quer über die Insel von einem Fluße zum andern, zwischen der heutigen Pine- und Wallstraße; wahrscheinlich hat diese letztere daher ihren Namen. Diese Mauer hatte ein Thor im Broadway, das sogenannte Landthor, und ein anderes da, wo jetzt die Ecke von Wall- und Pearlstraße sich befindet; diese führte an den East River, welcher zu jener Zeit noch weit einwärts reichte. Diese Mauer war hauptsächlich zur Vertheidigung gegen die Indianer bestimmt, die sehr widerborstig blieben, obwohl sie viel „gepeitscht" wurden.

Im Jahre 1656 hatte der Ort 120 Häuser und immer noch nicht viel über eintausend Einwohner; 1656 ließen die Bürgermeister da, wo nun Whitehall-Straße steht, den ersten Uferstaden bauen, und 1660 schickte Gouverneur Stuyvesandt einen Plan der Stadt nach Holland.

Es war gerade noch Zeit, denn die Herrschaft der Holländer ging auf die Neige. Im September 1664 erschienen nämlich vier englische Fregatten mit 300 Soldaten in der Bay von Neu-Amsterdam und forderten die Stadt zur Uebergabe auf. Sie beriefen sich auf ein Patent, welches König Karl II. seinem Bruder, dem Herzog von York gegeben, und worin er ihm ganz Neu-Niederland zugesprochen habe. Die Holländer leisteten der Aufforderung ohne Schwertstreich Folge.

Nun wurde der englische Oberst Nichols Gouverneur der Provinz, die gleich der Stadt den Namen Neuyork erhielt, zu Ehren des neuen Besitzers; die städtische Verwaltung erhielt englischen Zuschnitt, einen Mayor und mehrere Aelterleute. Sodann wurde alles Eigenthum der holländisch-westindischen Compagnie eingezogen, den friedlichen nur auf Handelsgewinn bedachten Einwohnern wurden zwölfhundert Gulden Steuer abgepreßt. Die Engländer setzten sich gemächlich fest.

Im Jahre 1673 wurde eine Postverbindung zwischen Neuyork und Boston eingerichtet, und zwar so daß ein Postreiter einmal in je drei Wochen ein Felleisen mit Briefen besorgte. Zur Zeit der Eroberung hatte Neu-Amsterdam

ungefähr 1500 Einwohner; 1673 war diese Zahl auf 2500 angewachsen. Aber im Juli 1673, neun Jahre nach dem englischen Handstreich, erschien ein holländisches Geschwader, nahm die Stadt wieder ein und nannte sie Neu-Oranien. Die Freude dauerte aber nur kurze Zeit, denn im nächsten Jahre waren die Engländer wieder im Besitz, und seitdem nahm der Handel einen immer größern Aufschwung. Schon damals war die Mehlausfuhr verhältnißmäßig nicht unbedeutend und das Produkt weit und breit gesucht. Die Engländer verfuhren praktisch; 1675 wurde verordnet daß der Grund und Boden, welcher im Besitz von Privatleuten war, von diesen aber nicht angebaut wurde und unbenutzt liegen blieb, taxirt und zu dem abgeschätzten Preise an beliebige Käufer überlassen werden solle. Im folgenden Jahre verbot ein Gesetz, den Indianern Branntwein zu verkaufen. Wenn ein rother Mann betrunken auf einer Straße gefunden wurde und nicht wußte wo er den Branntwein erhalten habe, dann solle die ganze Straße gestraft werden. Es war verboten Getreide zu destilliren, man nahm Syrup.

Die Stadt hatte ein Monopol auf den Mehlhandel; dagegen führten die Ansiedler auf dem platten Lande Beschwerde; sie verlangten gleiche Berechtigung, welcher aber die Stadt sich aus dem Grunde widersetzte, weil zwei Drittel ihrer Einwohner vom Mehlgeschäft ihren Lebensunterhalt gewannen. Sie verlangte noch 1692 in einer Eingabe an den Kolonialrath Aufrechterhaltung ihres Monopols. Aber es half nichts, sie mußte sich die Concurrenz der Provinz gefallen lassen.

Im Jahre 1677 hatte Neuyork 12 Straßen mit 384 Häusern; 1694 aber schon 983 Häuser; 600 Hausinhaber lebten vom Mehlgeschäft. 1683 gehörten den Bewohnern 3 Barken, 3 Brigantinen, 26 Sloops und 48 offene Boote; 1685 war die Rhederei schon angewachsen auf 9 oder 10 Dreimaster, von je 80 bis 90 Tonnen Gehalt, 200 Kits (Ketches), von je 40 Tonnen, und 20 Sloops, von je 25 Tonnen; 1694 waren schon 60 Schiffe, 25 Sloops und 40 Boote vorhanden. 1696 aber nur 40 Schiffe, 62 Sloops und 60 Boote. Das steuerpflichtige Vermögen wurde 1685 auf 75,694 Pfund Sterling abgeschätzt; von jedem Pfunde mußten drei Farthings abgegeben werden.

König Jakob der Zweite von England trachtete nach Willkürherrschaft, entzog 1686 auch seinen amerikanischen Besitzungen die Volksvertretung und verbot den Gebrauch der Buchdruckerpresse, welcher den Despoten immer Aergerniß gegeben hat. In demselben Jahre zahlte die Stadt 324 Pfund Sterling für Erweiterung ihres Freibriefes; sie mußte diese Summe aufborgen. Zwei Jahre später gab es folgende Wards: Nord, Süd, Ost, West, Dock Ward, mit Harlem und Bowery.

Als König Jakob im Mutterlande des Thrones entsetzt worden war, ernannte die Stadt einen Kaufmann, Jakob Leisler, zum Gouverneur. Er wurde von Soldaten unterstützt; der Mayor zog sich, obwohl auch er die Partei

Wilhelms und der Maria ergriffen hatte, nebst einigen angesehenen Einwohnern nach Albany zurück. Leislers Schicksale sind bekannt; er büßte sein Leben ein.

1690 versammelte sich ein Congreß der Colonien in Neuyork; 1691 lag die Wallstraße noch außerhalb der Stadt; 1691 wurde verordnet, daß Abends Licht in den nach der Straße hinausgehenden Fenstern brennen solle; wer dem zuwider handelte, zahlte 9 Pence Strafe für jeden Fall. Im December sollte aus jedem siebenten Hause eine brennende Laterne hängen, deren Kosten die sieben Hausbesitzer aufzubringen hatten. Im Jahre 1696 zählte Neuyork 4302 Einwohner, wovon 575 Neger waren; 1700 war die Bevölkerung auf 6000 Seelen angewachsen.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewann der Handel eine immer beträchtlichere Ausdehnung; die Stadt war eine Art von Stapelplatz für die Waaren der nördlichen Kolonien geworden; man verschiffte sie zumeist von Neuyork aus nach England und Westindien. Doch aber wurden die Docks und Slips jährlich für die geringe Summe von 25 Pfd. Sterling verpachtet. 1711 wurde ein Sklavenmarkt in der Wallstraße unweit vom East-River eröffnet; 1718 in Broadway eine Reperbahn angelgt, 1720 ein Zoll von 2 Procent auf alle aus Europa eingeführten Güter gelegt. Dieses ist der erste Zolltarif, welchen die Geschichte der Stadt kennt. Die erste Zeitung, die New York Gazette, erschien 1725; einen abermals erweiterten Freibrief erhielt die Stadt vom Gouverneur Montgomerie, und er ist noch heute, obwohl mit einigen Abänderungen, in Kraft und Gültigkeit.

Die erste Fahrpost nach Boston und Philadelphia wurde 1732 eingerichtet. Diese Post ging von Boston alle Monat einmal, und brauchte für ihre Fahrt vierzehn Tage. 1759 wurden für einen Acre Land an der Außenstraße schon die Summe von 30 Pfund Sterling bezahlt; die Beleuchtungskosten für die Stadt betrugen 760 Pf. Sterling im Jahre 1770; die Stadtbehörde zahlte 1796 für Druckerkosten 35 Pfund Sterling.

Am 21. September 1776, bald nachdem die Engländer Neuyork eingenommen hatten, wurde die Stadt von einer großen Feuersbrunst heimgesucht, die zu beiden Seiten des Broadway furchtbar wüthete und 493 oder ein Achtel des ganzen Ortes, auf einmal in Asche legte. Von 1741 auf 1742 hatte das gelbe Fieber viele Menschen hinweggerafft.

Im Jahre 1712 hatten die Neger sich erhoben, die Stadt an mehreren Stellen in Brand gesteckt und viele Leute erschlagen. Sie wurden aber gebändigt und 119 Schwarze verbrannt oder gehenkt. Im Jahre 1741 auf zwei und vierzig machte die sogenannte große Negerverschwörung großes Aufsehen, die übrigens sehr übertrieben worden ist. Einige irische Katholiken hatten sich mit den Negern eingelassen; 154 der letzteren und 20 Weiße wurden ins Gefängniß geworfen, und 13 Neger am Pfahle verbrannt, da wo jetzt die Ecke von Chatham- und Pearlstraße ist; der Platz lag aber noch außerhalb der Stadt; 20 wurden gehenkt, davon einer in Ketten, und zwar auf einer Insel

im Süßwasser-Teiche, wo jetzt Elm-Straße liegt; 78 wurden aus der Kolonie gejagt.

Im Jahre 1730 zählte die Stadt 1400 Häuser, 1731 schon 8628 Einwohner; 1746 standen 1834 Häuser, 1746 schon etwa 2000 mit 10,381 Einwohnern. Die Zahl derselben war 1771 auf 21,876 gestiegen. Beim Ausbruche des Revolutionskrieges hatte Neuyork 4000 Häuser mit 25,000 bis 30,000 Einwohnern; aber drei Jahre nach dem Schlusse des Unabhängigkeitskampfes, also um 1786 nur noch 23,614.

Was den Handel betrifft so kostete 1742 der Buschel Weizen 3 Schilling 6 Pence; Kohlen kamen aus England und waren billiger als Holz. Von 1749 auf 1750 liefen 232 Schiffe in den Hafen ein und 286 liefen aus. Die Ladung der letzteren bestand hauptsächlich in 6731 Tons Provisionen, zumeist Mehl und Getreide. In 1755 waren 12,528 Hogsheads Leinsamen nach Irland verschifft worden. Im Jahre 1769 betrugen die Einfuhren 188,976 Pf. Sterling; davon kamen aus Großbritannien für 75,931 Pf. St., aus Westindien für 97,420 Pfund; einige Kleinigkeiten auch aus Südeuropa und Afrika. Die Importe aller englischen Kolonien Nordamerikas aus Großbritannien betrugen in jenem Jahre 1,029,519 Pf. St., die Ausfuhren dorthin 673,002 Pf. St. Charleston in Süd-Carolina war bei den ersteren mit 306,600 Pf. St. bei den letzteren mit 387,114 Pfund Sterling betheiligt.

Die unzweckmäßigen Maßregeln der englischen Regierung waren für den Handel der Kolonien ungemein hemmend, und erregten eine Erbitterung welche in nicht geringem Maaße zum Ausbruche der Revolution beitrug. In Neuyork wurde 1765 nebst dem Bildnisse des Gouverneurs auch die Stempelakte verbrannt, und Abgeordnete der Kolonien traten in der Stadt zu einem Congreß zusammen. Die Kaufleute traten der Uebereinkunft wegen Nichteinfuhr englischer Waaren willig bei. Während Neuyork von den Engländern besetzt gehalten wurde, hatte es viel zu leiden; die öffentlichen Gebäude wurden ausgeplündert, alle Kirchen, mit Ausnahme der anglikanischen Episcopalkirche, wurden von den Soldaten als Kasernen, Spitäler, Reitbahnen, Ställe oder Gefängnisse benutzt, und die Schulen geschlossen. Begreiflicherweise lagen alle Geschäfte schwer darnieder, und das dauerte volle sieben Jahre lang. Erst 1783 zogen die Engländer ab, und nun beginnt die Periode der amerikanischen Selbständigkeit.

Von jetzt an beginnt der wunderbare Aufschwung von Neuyork. Zu Anfang des laufenden Jahrhunderts zählte die Stadt schon 60,000 Seelen; unter allen nordamerikanischen Städten war ihr an Volksmenge nur noch Philadelphia voraus. Der Handel hatte angefangen sich in riesenhaften Verhältnissen auszudehnen, als die Dampfschifffahrt gerade zu rechter Zeit erfunden war und in weiterm Umfange praktisch angewandt wurde. Das gab wieder neuen Schwung. Ferner gewann Neuyork unberechenbar durch den Erie-Kanal, welcher ihm eine unmittelbare Wasserverbindung mit den großen Seen sicherte. So wurden die Nachtheile, welche der Krieg von 1812 mit England in Gefolge

hatte, bald verschmerzt. Die Packetlinien nach allen Haupthäfen hatten mächtigen Zuwachs im Schifffahrts- und Handelsverkehr im Gefolge, und die Dampfschifffahrt an der Küste und auf den Binnengewässern wurde immer wichtiger. Dazu kamen die Eisenbahnen, welche allmälig bis weit ins Innere reichten; es wurde ein natürlicher Ausgangspunkt für die Hauptbahnen nach Norden, Süden und Westen.

Indessen ist auch in der amerikanischen Periode Neuyork von mancherlei Widerwärtigkeiten heimgesucht worden. Im Jahre 1798 raffte das gelbe Fieber 2086 Menschen hinweg; 1805 erschien diese Seuche abermals; und obwohl ihr nur 280 Menschen erlagen, so war doch die Bestürzung so groß, daß ein gutes Drittel der Einwohner die Stadt verließ. Auch 1822 kam dieses gelbe Fieber noch einmal; es starben 388 Menschen. Die asiatische Cholera machte 1832 ihren ersten Besuch; ihr erlagen nicht weniger als 10,359 Menschen! Auch an verheerenden Feuersbrünsten hat es nicht gefehlt; jene von 1804 legte 40 Gebäude in Asche und verursachte einen Schaden von zwei Millionen Dollars; jene von 1811 zerstörte mehr als 80 Häuser in der Chathamstraße; in der Nacht vom 16. December 1835 verbrannten 648 Häuser; ein Flächenraum von dreißig bis vierzig Acres war eine Wüstenei geworden, der Schaden betrug an achtzehn Millionen Dollars; und 1845 zerstörte das Feuer Eigenthum im Werthe von sieben Millionen. Ins Jahr 1837 fällt die große Handelscrisis, welche weit und breit im Lande Bestürzung verbreitete und in Neuyork tausende von Leuten um ihr Vermögen brachte.

Und trotz alledem, welch ein Schauspiel bietet Neuyork in der Gegenwart dar! Es ist wie ein Mährchen aus Tausend und Eine Nacht.

Wir schildern die Einzelnheiten in einer folgenden Mittheilung.

Eine Unterredung der neumexicanischen Pueblo-Indianer mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Es hat einen eigenthümlichen Reiz, den Naturmenschen inmitten der Civilisation zu bemerken, er steht so himmelweit von uns ab, die Gewalt unserer Ueberlegenheit muß so mächtig auf ihn einwirken, die Segnungen und Vortheile der Cultur müssen sich so siegreich im Vergleiche mit den Zuständen seiner Heimath herausstellen, daß es ein seltener Genuß ist, den Worten eines solchen Indianers zu lauschen, in denen sich die Eindrücke, die er während seines Aufenthalts unter uns erhielt, getreulich abspiegeln. Von der Wahrheit dieses Erfahrungssatzes wird sich der Leser durch untenstehende Mittheilung der Rede des Pueblo-Indianers überzeugen, der mit drei seiner Stammgenossen vor

einigen Monaten dem Präsidenten der Vereinigten Staaten vorgestellt wurde. Die Indianer sind ungefähr 12 Meilen nördlich von Santa Fé zu Hause, sprechen außer ihrer Muttersprache das Spanische, und heißen Jose Maria, Carlos Vigil, Juan Antonio und Jose Abeyta. Herr Whiting übersetzte ihre spanische Anrede in das Englische.

Nachdem der Präsident sich bereit erklärt hatte ihre Mittheilung entgegenzunehmen, begann Jose Maria nach einer bescheidenen Pause, indem er um Erlaubniß bat, den Präsidenten über zwei oder drei Gegenstände Mittheilungen machen zu dürfen. „Ich habe eine sehr weite Reise gemacht, um das Land und die Bewohner der Vereinigten Staaten zu sehen, und was ich sah, hat mich in großes Erstaunen gesetzt. Ich hatte viele höchst sonderbare Dinge über die Sitten und Gebräuche dieses Volkes gehört, aber nun habe ich Alles selbst gesehen. Vieles hörte ich früher, was ich nicht glaubte, doch jetzt habe ich mehr gesehen, als man mir erzählt hatte, und mußte meinen eigenen Augen Glauben schenken. In meiner Heimath leben wir in einem armen Lande; ich und mein Volk haben mit großen Uebeln zu kämpfen, aber ich blicke auf Dich, als unsern großen Vater, der so gut der Vater meines Volkes, als der meiner weißen Brüder ist, ich werde auf Dich, wie auf meinen Vater blicken, wenn ich Dich um Beistand und Hülfe anflehe. Mein Volk wünscht den ererbten Sitten und Gewohnheiten gemäß zu leben. Meine Heimath ist sehr arm und der Lebensunterhalt ist daselbst sehr theuer. Unsere Dollars müssen für Lebensmittel ausgegeben werden, so daß uns Nichts übrig bleibt um uns Kleidung anzuschaffen. In Folge dieses Uebelstandes giebt es eine große Zahl von Dieben in unserem Lande; dies würde oft zu Streit und Blutvergießen führen, wenn mein Volk nicht friedliebend wäre und gern in Ruhe mit seinen Nachbarn leben wollte. Besonders habe ich mich über die Mexikaner zu beklagen, die meinem Stamme eine Menge Vieh gestohlen haben, welche der weiße Vater ihnen wieder verschaffen könnte. Die Mexikaner haben mehr Acequias gemacht, als der Vertrag ihnen erlaubt, und in Folge dessen unseren Feldern das Wasser entzogen. Um Abschaffung dieser Mißbräuche bitte ich, und daß die vor drei Jahren abgeschlossenen Verträge mit den Vereinigten Staaten erfüllt werden. Ich würde es gern sehen, wenn Du mir gestattetest, einige Ackerbaugeräthe und andere Werkzeuge mit in die Heimath zu nehmen, denn wir haben Nichts, um Fenster und Thüren in unsere Häuser zu machen. Auch habe ich mich über einen Mann, Namens Meslis, zu beklagen, der ein Agent der Pueblo-Indianer ist und uns betrogen hat, indem er in Chihuahua 53 Buffalokleider, die das Stück 4 Dollars werth sind, verkaufte und uns dafür nur 70 Dollars und 2 Kälber zurückgab. Weiter weiß ich Nichts zu sagen. Ich bin von den Häusern, Einrichtungen und Gebräuchen der Vereinigten Staaten so ergriffen, daß ich meinen Empfindungen keine Worte verleihen kann.“

Wie ganz anders klingt diese Rede, wenn man sie mit den Phrasen eines

Cooper'schen Indianerhäuptlings vergleicht! Aber dessenungeachtet, wie treu schildert sie den Zustand dieser Indianer, die, fern von unserer Civilisation, der Armuth und den zahllosen Entbehrungen anheimfallen, die selbst der Aermste unter uns nicht kennt. Die Segnungen des Naturzustandes existiren nur in Romanen, und die Lage eines Volkes kann nicht beneidenswerth sein, wenn seine Abgeordneten viele tausend Meilen wandern, um sich über einen Agenten zu beklagen, der sie um etwa 150 Dollars betrogen hat.

Die Verwirrung in Mexico.

Mexico befindet sich in einem Zustande trostloser Art, Alles ist in Auflösung begriffen, und nirgend ein fester Halt. Ein neuyorker Bericht entwirft folgende Schilderung:

In Folge der niedrigen Stufe, worauf der Ackerbau und andere Gewerbe stehen, und wegen des schlechten Ertrages der Einfuhrzölle, der durch die Armuth der Bewohner, durch die Höhe der Tarifansätze und durch die Bestechlichkeit der Zollbeamten veranlaßt wird, — befinden sich die Bundesregierung, wie die Regierungen der einzelnen Staaten in großer Finanznoth. Die Entschädigungsgelder, welche bisher von den Vereinigten Staaten für die abgetretenen Gebietstheile bezahlt wurden, sind aufgezehrt, und der Präsident erklärte vor dem Schlusse der letzten Congreßsitzung, die Thätigkeit der Regierung müsse stille stehen, wenn derselben nicht neue Finanzquellen durch außerordentliche Maßregeln eröffnet würden. Das Einzige, wonach die Regierung noch greifen könnte, wäre eine starke Besteuerung des bedeutenden Vermögens der Geistlichkeit, welches dieselbe, mit Erlaubniß der spanischen Krone, durch unmenschliche Ausbeutung des Volkes aufgehäuft hat.

Aber zur Durchführung einer solchen Maßregel hat bisher Präsident Arista, obwohl ihm die Neigung dazu beigemessen wird, noch nicht den Muth oder die Macht gehabt.

In den einzelnen Staaten, wie z. B. von Mazatlan gemeldet wird, halfen sich die Militärhäuptlinge, wie es früher häufig die Bundesregierung that, mit Brandschatzung der Kaufleute, besonders der fremden; aber dadurch werden Verwickelungen mit auswärtgen Mächten herbeigeführt, welche das unglückliche Land nur immer tiefer in Kosten und Schulden stürzen müssen. Mexico vermag keiner der Mächte, deren Gesandten sich über unrechtmäßige Behandlung ihrer Mitbürger durch mexikanische Behörden beklagt haben, eine Flotte entgegenzustellen, welche den mexikanischen Handel vor Repressalien, oder die mexikanischen Hafenstädte vor

einem feindlichen Angriffe bewahren könnte. Das Land und seine Bewohner sind der strengsten Züchtigung von Seiten jeder respectablen Seemacht fast wehrlos preisgegeben.

Die Indianer plündern, verheeren und morden überall nach Herzenslust, und ihre Horden schwärmten nicht mehr weit von der Hauptstadt. Die Regierung, die nur über eine schwache reguläre Truppenmacht gebietet, fürchtet sich, wie es scheint, die Hauptstadt von derselben zu entblößen, um sich ihren inneren Feinden nicht ohnmächtig zu überantworten. Ja, nach früheren Vorgängen zu schließen, ist es sehr leicht möglich, daß die Indianerunruhen durch die Anhänger Santa Anna's angezettelt worden sind, um der Regierung die größten Verlegenheiten zu bereiten. Die Priesterkaste gehört zu den besten Freunden des verbannten Exdictators, weil er ihrem Interesse stets schmeichelte, während sie von Arista, dessen religiöse Ansichten sehr duldsam gegen Andersgläubige und den Anmaßungen der mexikanischen Priesterkaste entschieden abgeneigt sein sollen, einen kühnen Griff in ihr ungerecht erworbenes, aber wohl verdautes Vermögen stets befürchten.

Wenn keine außerordentlichen Maßregeln zur Rettung der mexikanischen Conföderation ergriffen werden, so ist deren Auflösung und Uebergang in die vollkommenste Anarchie in naher Aussicht. Die verschiedenen Racen, aus denen das mexikanische Volk besteht, befehden sich unter einander mit großer Erbitterung. Es ist nur etwa der achte Theil der Bevölkerung, welcher auf die Regierung des Landes Einfluß hat — nämlich die reinen oder gemischten Nachkommen der Spanier. Die Indianer, die alle Unbilden seit der spanischen Invasion Mexiko's noch durch Tradition bewahrt haben, suchen überall wo sie können, ihre Rache durch Raub, Zerstörung und Mord an ihren Unterdrückern zu stillen. Aus diesem Zustande der Feindseligkeit werden sie nicht eher heraustreten, als bis die Verhältnisse der arbeitenden Klassen durch weise und humane Verfügungen der Regierung besser regulirt sind als bisher. Namentlich muß die schändliche Schuldsclaverei, das Peonverhältniß aufhören, wodurch z. B. die Empörung der Indianer in Yucatan hauptsächlich veranlaßt wurde.

Wenn dem begonnenen Auflösungsprozeß der mexikanischen Conföderation nicht durch geeignete Maßregeln der Regierung Schranken gesetzt werden, so werden die an die Ver. Staaten gränzenden Provinzen bald eine besondere Republik bilden und sich in nicht ferner Zeit der nordamerikanischen Union anschließen. Das anglo-amerikanische Element gewinnt durch Einwanderung und Geschäftsbetrieb immer größern Einfluß in jenen Provinzen, und die Bewohner, der ewigen Anarchie und Mord- und Raubzüge der Wilden müde, werden die Regierung mit Freuden begrüßen, die ihnen das Leben und Eigenthum, und einen geordneten Geschäftsgang zu sichern vermag.

Dem Schicksal des Verfalles könnte die mexikanische Republik nur dann entgehen, wenn es einem weisen, gerechten und kräftigen Dictator, mit Hülfe des aufgeklärten Mittelstandes möglich gemacht würde, die Finanzen aus dem

großen Vermögen der Geistlichkeit zu verbessern, ohne das Volk im Allgemeinen durch Abgaben zu drücken; — wenn er Rath zu schaffen vermöchte, um die Industrie, die verschiedenen Gewerbszweige zu heben und den arbeitenden Klassen einen angemessenen Lohn zu sichern — und endlich wenn er im Stande wäre, Bildung unter den Volksmassen zu verbreiten, so daß sie sich nicht länger zu blinden Werkzeugen ehrgeiziger Militärhäuptlinge oder verschmitzter, geldgieriger Priester gebrauchen ließen. Dieses ist freilich eine große Aufgabe, und es ist sehr die Frage, ob Arista, der gegenwärtige Präsident, wenn er wirklich den Willen und die Fähigkeit zu einer Regeneration seines Volkes besäße, die Macht zu der Ausführung eines solchen Werkes hätte — ob er einen offenen Kampf mit der Priesterkaste zu führen und siegreich zu bestehen vermöchte.

Die Indianer verbreiteten Bestürzung bis in die Stadt Mexiko hinein; sie sind bis in das Land weit unterhalb Chihuahua und bis in die Nachbarschaft von San Louis Potosi vorgedrungen. Im Staat Zacatecas, welcher nur 200 Meilen nördlich von der Hauptstadt entfernt liegt, haben sie in Schaaren von 300 Mann auf einmal Haciendas (Landgüter) überfallen, indem sie von verschiedenen Seiten zugleich angriffen. Mehre Gefechte sind zwischen den Wilden und Mexikanern vorgefallen, worin die Letzteren stets mit Verlust geschlagen wurden; auch haben Erstere viele Mordthaten verübt.

Die mexilanischen Zeitungen schlugen außerordentliche Maßregeln zur Aufbringung von Mannschaft und Geld vor, um die Indianerhorden zurückzutreiben, welche sich über das ganze Land im Norden des 22. Breitengrades ausbreiteten.

Laut Berichten aus Guayamas in Sonora, am östlichen Ufer des kalifornischen Meerbusens, vom 7. Juni, waren 180 wohlbewaffnete und ausgerüstete Franzosen daselbst angekommen, um ergiebige Minen aufzusuchen und sie für die französisch-mexikanische Bergwerk-Companie zu bearbeiten. Dieselbe hatte bereits ihren Agenten in Sonora 30,000 Doll. zur Verfügung gestellt, um Untersuchungen und andere Vorarbeiten zu beginnen.

Die Regierung des Staates Vera Cruz hat mit Sennor de la Graya eine Vereinbarung getroffen, um die Telegraphenlinie zwischen Vera Cruz und der Stadt Mexiko durch Jalapa zu führen. Die Linie ist vollendet.

Ein Schreiben von Gen. La Vega aus Yucatan an den Kriegsminister meldet einige unbedeutende Erfolge, welche die mexikanischen Truppen über die Indianer davontrugen, deren dritter Häuptling, Namens Juan Kullar, in Gefangenschaft gerieth.

Die Unruhen in Mazatlan rühren allein von dem willkürlichen Verfahren des Gouverneurs des Staates Sinaloa, Franzisco Vega her, welcher zur Füllung der leeren Staatskasse unmäßige Steuern den Kaufleuten aufgelegt hatte. Diese unterzeichneten und überreichten ihm eine Vorstellung gegen die Maßregel, worauf er zur Antwort mit 300 Mann und 2 Stücken Geschütz gegen die

Stadt marschirte und dieselbe besetzte. Er ließ alsbald mehrere französische, spanische und mexikanische Kaufleute, darunter den spanischen Consul Martin Echogarin, welche die Vorstellung unterschrieben hatten, vorbescheiden und ins Gefängniß werfen. Zwei Tage nachher wurden 10 derselben zur Erlegung einer Geldstrafe von 25,000 Doll. verurtheilt, welche sie zu zahlen sich weigerten. Als der französische Consul sich zu Gunsten eines französischen Kaufmanns, des Herrn Pierre Fort, der ebenfalls gefangen war, verwenden wollte, erwiderte ihm Vega, Fort könne sich glücklich schätzen, wenn er nicht für seine Vermessenheit, daß er die Vorstellung unterzeichnete, erschossen würde!

Missionäre und Corruption auf den Sandwichinseln.

Schon seit länger als zwanzig Jahren sind Missionäre die eigentlichen Herren der Sandwichsinseln, und schon weit länger sind auch Klagen über ihr Verfahren laut geworden. Gewiß ist, daß die Volksmenge seit Cooks Zeit sich um weit über die Hälfte vermindert hat.

Neuerdings werden wiederum laute Beschwerden gegen die Missionäre erhoben; insbesondere von Amerika aus, wo man dieser wichtigen Inselgruppe als einen Zubehör der amerikanischen Westküste ansieht, was sie im Grunde auch bereits geworden ist. Wir haben deshalb Ursache, sie in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen.

Eine amerikanische Stimme äussert sich nun in folgender Weise:

„In den fernen Gewässern des stillen Meeres ruht im goldenen Sonnenschein am Busen des Oceans eine reizende Inselgruppe, bekannt unter dem Namen der „Sandwichinseln“. In diesen Gärten der Natur, wo die Palme, Orange und der Brotfruchtbaum wild wachsen, durchhauchen die duftendsten Blüthenkelche einer unvergleichlichen Flora die würzige Luft. Leicht zu ersteigende Hügel und liebliche Thäler, im ewigen Grün prangend, geben der Landschaft vielfache Abwechselung; silberklare Flüsse und Weiher erheitern das Auge, während die Melodien der goldgefiederten Waldessänger und das Gemurmel der Gießbäche das Ohr angenehm berühren. Kühlende Winde erfrischen Wald und Flur; auf diesen Inseln stirbt weder Mensch noch Thier an Kälte oder Hunger, und Alles was der Mensch bedarf, wirft die überreiche Natur ihm hier gleichsam in den Schooß.

In diesem irdischen Paradiese landeten im Jahre 1820 eine Anzahl Missionäre, um die Einwohner der Segnungen des Christenthums theilhaftig zu machen. Dreißig Jahre sind verflossen, und eine große Menge Missionäre sind den Ersteren nachgefolgt; aber — was ist aus dem Resultat ihrer Thätigkeit geworden?

Aus einem vor uns liegenden und von Mrs. Parker verfaßten Werke, das jüngst zu San Francisco erschienen ist, entnehmen wir das folgende Gemälde, das der Beachtung eines Jeden sehr zu empfehlen ist.

Als die Missionäre im Jahre 1820 auf den Sandwichinseln landeten, fanden sie, nach ihrer eigenen Angabe, das Volk unwissend, aber tapfer und freundlich; kurzum die Bewohner erschienen kräftig an Leib und Seele, waren unschuldig in ihren Vergnügungen und glücklich bei dem reichen Segen den die Natur über sie ausschüttete. Was sind sie jetzt, nachdem dreißig Jahre lang unter ihnen Missionäre gewirkt haben? — Ein krankes, abgestumpftes Volk, versunken in Sklaventhum wagen sie nicht mehr ihre Hand zu erheben. Sie sind um Alles beraubt worden was ihnen theuer war, und müssen jetzt den von den Missionären eingesetzten Lokalbehörden gehorchen, werden gestraft und eingekerkert des geringsten Vergehens halber. Diejenigen, welche ihnen die Lehre der Liebe zu bringen vorgaben, plünderten sie unter der Form von Gesetzen des Christenthums rein aus und beten die unglücklichen Sandwichinsulaner rein zu Tode.

So ist es denn gekommen daß in diesem Moment die sämmtlichen Inseln nichts anderes sind als abscheuliche Diebeshöhlen, daß man sie einem einzigen wüsten Prostitutionshause vergleichen kann. Die wegen ihrer Schönheit ehedem weltberühmten Männer und Frauen daselbst sind jeglichen Keuschheitssinnes, jeder Ehrbarkeit und Treue verlustig geworden. Es herrscht eine Frivolität, die das eilfjährige Kind bereits eben so arg corrumpirt, als die Courtisane von 22 Jahren. Sie haben Gesänge der schamlosesten Art und tanzen völlig nackt, so scheußlich, daß keine weiße Mutter ihren Kindern den Umgang mit Eingebornen gestatten kann.

Und wie ist diese ungeheure Veränderung innerhalb so weniger Jahre vor sich gegangen? Das Predigen des Evangeliums ist freilich nicht schuld daran, aber wer einen scharfen Blick darauf wirst, wie die Missionäre sich selbst aufführen, dem wird das Geheimniß eröffnet. Die Geistlichkeit der Sandwichinseln schwelgt sardanapalisch in diesem Paradiese, ihre Häuser sind mit Hunderten(?) schöner Weiber angefüllt, während die Männer den Pferdedienst verrichten müssen und sich vor den Wagen ihres Seelsorgers spannen lassen, wie das Vieh. Jeder Eingeborne muß der Geistlichkeit eine wöchentliche Steuer entrichten und die Frauen haben mehr zu zahlen als die Männer, weil sie durch Prostitution mehr erwerben können. Als der ehrwürdige T. Coan zu Hilo (Hawaii) zu seinen Kirchspielsangehörigen sagte: „Ich will, daß Keiner von Euch mir mit Prostitutionssold die Steuer zahle,“ antwortete ein Weib in ruhigem Tone: „Dann werdet Ihr Nichts erhalten, Herr; denn wir haben kein anderes Geld!“ Der fromme Mann erwiederte darauf Nichts; er nahm aber den Tribut wie gewöhnlich.

Auf welche Weise außerdem die Missionäre der Sandwichinseln den schändlichsten Wucher treiben, dafür genüge folgende Thatsache: Im letzten Jahre er-

schien ein allgemeines Gesetz, die eingebornen Frauen sollten sämmtlich Hüte tragen. Von Boston war eine ganze Schiffsladung, das Stück 1 Schilling kostend, durch die Missionäre importirt worden, und diese ließen dieselben um 5 Dollars verkaufen.

Aber nicht allein die Geistlichkeit trägt die Schuld solcher abscheulichen Zustände, sondern vorzugsweise ein Mann Namens G. P. Judd. Derselbe ging vor 20 Jahren von Massachusetts mit einigen Missionären als Arzt nach den Sandwichinseln, wußte das Vertrauen des Königs der Eingebornen zu gewinnen und erhielt von diesem den Auftrag neue Gesetze zu geben. Es währte nicht lange, so hatte Judd die ganze Regierungsgewalt an sich gerissen, gab die besten Verwaltungsposten seinen geistlichen Freunden und herrscht noch heute unter dem Titel eines Finanzministers. Der erbliche König Kamehameha III. ist eine Puppe in den Händen Judd's und der Missionäre; sie regieren ihn und die Bewohner der Sandwichinseln. — So ist dieses irdische Paradies zu einem großen Harem geworden, worin die Priester als göttliche Großherren schwelgen. Die eingebornen Männer sind so vollständige Paria's geworden, daß auf eine Befreiung aus einem so schmählichen Joch durch sie selbst gar nicht zu rechnen ist.

Die christlichen Bewohner der Vereinigten Staaten geben jährlich große Summen für Erhaltung der auswärtigen Missionen her; wir haben ein Bild dieser Missionarien und ihrer Thätigkeit entrollt und werden darin fortfahren. Jedenfalls ist es besser sein Geld ins Meer zu werfen, als es diese Mission zufließen zu lassen. Die Sprache ist freilich stark, aber sie ist die Sprache der Wahrheit."

Schwindler-Industrie und Glücksritterei in der Stadt Neuyork.

Die Weltstadt Neuyork zählt, wenn man ihre nächste Umgebung, zum Beispiel Brooklyn, Williamsburg, Hoboken &c. als zu ihr gehörig oder mit ihr verbunden erachtet gegenwärtig schon achtmalhunderttausend Einwohner, die aus allen Gegenden der Erde zusammengewürfelt sind. Natürlich schwimmt auf der bewegten Oberfläche auch viel schmutziger Schaum, und in den Tiefen sieht es häufig grauenvoll aus. Bei der Art und Weise in welcher die Gesellschaft Neuyorks zusammengesetzt ist, muß es doch Wunder nehmen, daß sie nicht noch weit verderbter ist. Denn was wirft Europa dorthin aus, und welch ein großes Contingent zu den Schaaren der Diebe, Schwindler, Raufbolde, Gauner und Verbrecher aller Art stellt Amerika selbst! Es ist in diesen Schichten ein ähnliches Treiben wie etwa in London, von wo viele Schelme ihre schlechte Industrie an den Hudson übertragen. Dort aber,

in Newyork, gewinnt die Gaunerei eine andere und eigenthümliche Gestalt. In der vorigen Nummer des Westlandes wurde z. B. gezeigt, wie die Diebe beim Einbruch verfahren. Heute wollen wir unseren Lesern, nach Mittheilungen der newyorker Criminalzeitung mit anderen Klassen gefährlicher Verbrecher bekannt machen, denen besonders häufig die Einwanderer für eine gute Prise gelten. Wer aber in das Treiben dieser Schwindler eingeweiht ist, kann vor ihnen auf der Hut sein.

Am hervorragendsten unter den Industrierittern sind die Mock Auctioneers oder solche, die in öffentlicher Auction, mit frecher Stirn und mit jedem Anschein von Reellität, messingene Uhren, galvanisch vergoldet, für echt goldene verkaufen. Die Tagesblätter haben so häufig die Kunstgriffe dieser Schurken illustrirt, daß das Publikum fast von selbigen übersättigt ist. Während wir daher die Einzelnheiten dieser Betrügereien übergeben, wollen wir auf den Ursprung derselben übergehen und ihr Verhältniß den Behörden gegenüber zu schildern versuchen.

Zu Anfang der dreißiger Jahre wurden die ersten Mockauctionen in dieser Stadt etablirt. Die Waaren, welche dort verkauft wurden, bestanden größtentheils in durch Brand oder Seewasser beschädigten Manufakturen, Eisenwaaren, auch Liquors, Cigarren rc., deren Schäden von den Auctionairs geschickt verborgen waren und die für gut und unbeschädigt verkauft wurden. Den Betrug fand man natürlich bald aus, und obgleich die Gründung dieses Erwerbzweiges eine große Anzahl solcher Geschäfte ins Leben gerufen hatte, so stellte sich der Betrug so deutlich heraus und wurde von der Presse mit solcher Strenge behandelt, daß ein Laden nach dem andern geschlossen wurde und während mehrerer Jahre dieser Zweig des Geschäftes ganz brach lag. Seitdem hat er sich jedoch ein wenig erholt und wir finden jetzt wiederum einige Dutzend dieser Betrugshöhlen, in welchen der verdachtlose Fremde Manufakturen rc. einkauft und sehr selten sein Geld zurückerhält.

Während der beregte Zweig des Mockauctionsgeschäfts so danieder lag, sannen die Auctionaire auf andere Mittel, ihren Verdienst zu heben. Es war nothwendig, daß sie ein Verfahren ersannen, welches weniger Verdacht erregend war und mit weniger Leichtigkeit enthüllt werden konnte. Pretiosen boten, bei dem großen Hang der unteren Klassen des amerikanischen Volkes für Schmucksachen, das beste Feld dar, und während mehrerer Jahre ersetzten böhmisches Glas und Krystall, hübsch in Gold gefaßt, die Manufakturwaaren und gingen reißend ab. Aber auch dieses Feld wurde bald ausgebeutet, zumal der niedrige Preis französischer Diamantenimitationen es in den Bereich eines Jeden stellten, sich mit Edelsteinen zu überladen. Der in 1838 von Professor Jakobi in Petersburg erfundene Prozeß der Galvanoplastik eröffnete endlich einen großartigen Wirkungskreis, indem er die Herstellung der galvanisch vergoldeten Uhren bewirkte. Die Nachricht war wahrhaft erhebend für die betrügerischen Auctionairs. Die Läden wurden wieder eröffnet, die schönsten Sachen feilgeboten

und da sie mit größter Vorsicht vergoldet waren, die Methode auch noch keineswegs allgemein bekannt war, so währte das Geschäft mehrere Monate, ohne zu einer Entdeckung zu führen. Doch der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Einer der Auctionaire*) wurde vor den Magistrat gebracht unter der Beschuldigung, Geld durch falsche Vorspiegelungen erhoben zu haben. Man frägt ihn nach seinem Namen, und nach etwas langem Besinnen sagt er „Peter Funk". Es war nicht sein wahrer Name, aber er diente dem Zweck. Der Verhaftete wurde als der Gründer der Mockauctionen angegeben, sein Ruf verbreitete sich über ganz Amerika und der Name Peter Funk wurde eine Bezeichnung von Betrügern aller Klassen. Der „Funk"-orden war also gestiftet und schwerlich wird er jemals aufgehoben werden. Selten hat ein Name eine so große criminalistische Bedeutung erhalten.

Sehr wenige unserer Leser haben wohl einen richtigen Begriff von der Größe der Betrügereien, welche durch die Peter Funks der Stadt Neuyork vollbracht werden. Wir wollen daher einen oberflächlichen Anschlag machen, welcher ganz sicher den Bruttobelauf nicht übersteigt. Nehmen wir die Zahl von vierzig Mockauctionen an, deren jede sechs Locktauben, hangers on und show-men hat, welche 10 Doll. die Woche verdienen, so bringt dies einen Belauf von 2400 Doll. per Woche auf, welche lediglich dieses untergeordnete Ungeziefer zu füttern bestimmt sind. Nehmen wir nun einen Auctionair für jeden Store und zwei Eigenthümer und Leiter des Ganzen, die wenigstens 20 Doll. per Woche fordern, so haben wir abermals einen Belauf von 2400 Doll. Hierzu kommt die Miethe des Stores, welche wir auf 12 Doll. per Woche veranschlagen, also 480 Doll., endlich an kleineren Ausgaben sage 5 Doll. die Woche, oder 200 Doll., wodurch eine Totalsumme von 5480 Doll. per Woche entsteht, welche erschwungen werden muß, bevor von einem Vortheil, der für die Gefahr eines solchen Geschäftes entschädigt, die Rede sein kann. Nach unserer Rechnung liefert die Stadt also eine jährliche Contribution von circa 300,000 Doll., um diese Betrügerbande zu unterhalten. Die Ansätze sind jedoch, wie schon gesagt, kleiner gestellt, als sie in der Wirklichkeit sind. Der wirkliche Betrug dürfte eine halbe Million übersteigen.

Der Betrug wird mit so großer Frechheit betrieben, daß der mit den Gesetzen des Staates Unvertraute erstaunt fragt, weßhalb die Behörden nicht einschreiten und dem Unwesen ein Ende machen. Unsere Antwort ist, daß jede willkürliche Verfahrungsweise gegen die Mockauctionairs ungesetzlich ist und daß die Legislatur keinen Weg bis jetzt hat finden können, ein Gesetz zu erlassen, welches das beschriebene Auctionssystem unterdrücken würde. Alle Versuche, ein solches Gesetz zu erlassen, sind bis jetzt verunglückt; es hat sich immer ein Loch gefunden, durch welches die Betrüger entschlüpften, und der Scharfsinn der Gesetzgeber hat noch kein Mittel erschaffen, dem Einhalt zu thun. Da ein

*) Er lebt jetzt noch und ist der Vorsteher eines sehr bedeutenden reellen Auctionsgeschäftes.

gesetzliches Verfahren gegen die Mockauctionaire also nicht angewandt werden kann, so ist jede Belästigung derselben eine eigenmächtige, ja ungesetzliche. Falls ein Magistrat es wagen sollte, mit seinen Satelliten den Versuch zu machen, einen Mockauctionsstore gewaltsam zu schließen, so würden die Peter Funks ein Recht haben, Richter rc. eben so gewaltsam an die Luft zu setzen und überdies eine Civilklage wegen Störung ihres Geschäfts anhängig zu machen. Es ist die Furcht vor diesen Folgen, welche die Behörden abhält, ernste Maßregeln zur Unterdrückung des Systems zu ergreifen, aber sind die Folgen der Art, daß sie wirklich als Entschuldigung der Unthätigkeit dienen können? Gewiß nicht. Ein energischer Mayor würde in zwei Stunden sämmtliche Mockauctionsstores der ganzen Stadt schließen und die Civilklage ruhig abwarten. Jede Jury würde die gute Absicht, welche seiner zwar nicht gesetzlichen Handlung zum Grunde lag, anerkennen und das brillanteste Plaidoyer für die Peter Funks würde ihnen höchstens einen Schadenersatz von einem Sixpence verschaffen. Es bedarf nur der kräftigen, uneigennützigen Handlung, um das ganze betrügerische Gebäude mit einem Schlage zu zertrümmern. Ein Beamter, der für das Volk und im Interesse des Volks handelt, den wird es auch nicht verlassen, sondern ihn aufrecht zu halten suchen.

Den Mockauctionairs folgen in verbrecherischer Bedeutung die Droppers, eine weitverzweigte Gaunerbande, deren Experimente täglich im westlichen Theile der Stadt gesehen werden.

Wir wollen eine kurze Beschreibung des modus operandi dieser Gauner geben. Das gewöhnlich von ihnen beobachtete Verfahren besteht darin, daß sie dem ersten besten ihnen begegnenden Menschen — dessen unschuldiges Aeußere sie glauben macht, er sei nicht in die Diebesstreiche einer großen Stadt eingeweiht — ein mit schlechten Banknoten gefülltes Taschenbuch geschickt vor die Füße werfen, dann dasselbe aufheben und unter der Versicherung, daß sie sofort die Stadt verlassen müssen, dem Fremden dasselbe gegen eine angemessene Vergütung überlassen, damit er die auszubietende Belohnung von dem Eigner selbst erheben könne. Sehr häufig gelingt dieser Streich und die Grünlinge, welche, wie nicht selten erwiesen, sich in ihre Wohnung begeben, vorziehend, das Gefundene anstatt der zu erwartenden Belohnung zu nehmen, werden für ihre Unredlichkeit dadurch bestraft, daß sie sich selbst betrogen finden. Aus eben demselben Grunde auch wird es um so schwerer, die Droppers vor ein Gericht zu bringen. Es liegt schon etwas Unehrliches darin, gefundenes Gut der Belohnung halber anzukaufen und so leicht läßt sich Niemand dazu veranlassen, eine Klage zu führen, damit sein eigener Name nicht gebrandmarkt werde. Findet jedoch ein Arrest statt, so sind die Freunde der Droppers immer bereit, genug Geld aufzubringen und den Beklagten loszukaufen.

Eine andere Methode des drop gram besteht darin, daß einer der Gauner seine Lockspeise, das Taschenbuch so legt, daß es von dem ersten Vorübergehenden gefunden werden muß. Sobald dies geschehen, stürzt er auf den Fin-

der zu und droht ihn der Polizei zu überliefern, falls er ihm nicht eine gewisse Summe bezahle, da er schwören wolle, daß er gesehen wie der Fremde einem Andern das besagte Taschenbuch aus der Tasche gestohlen habe. Auch dies führt gewöhnlich zu einem gütlichen Vergleich, da Reisende in der Regel eine gewisse Scheu vor der Polizei haben, deren Bekanntschaft sie deshalb auf jede mögliche Weise zu vermeiden suchen.

Ein dritter Streich, welcher noch gefahrloser und gewinnbringender ist, besteht darin, daß einer der Gauner, sobald er einen Fremden erspäht hat, vor diesem hingeht und zufällig sein Taschenbuch fallen läßt, doch anscheinend ohne dies zu bemerken ruhig weiter geht. Der Fremde greift natürlich eifrig nach dem Funde und in demselben Augenblick kommt ein zweiter Gauner hinzu, der einen Antheil fordert. Der Finder versucht natürlich das Ungestüm des Zweiten dadurch zu besänftigen, daß er ihm einige Noten aus dem Taschenbuche anbietet, aber der Gehülfe des Droppers macht ihn sogleich auf die Gefahr aufmerksam, einen Theil des Gefundenen zu veräußern, wodurch gewiß die Belohnung geschmälert werden würde, und halb beschämt giebt ihm der Fremde einige Goldstücke aus seiner eigenen Tasche. Diese Manier darf mit Recht als die erfolgreichste angesehen werden; sie trägt einen bona fide Anstrich und leitet um desto leichter irre.

Seit den letzten fünf Jahren hat keine Verurtheilung für ähnliche Verbrechen stattgefunden, doch ist dies nicht der Nachlässigkeit der öffentlichen Beamten, sondern vielmehr der Schlauheit der Diebe zuzuschreiben, mittelst welcher sie sich der Bestrafung durch eine Vereitelung des Beweises ihrer Schuld entziehen.

Hunderte von anderen Gaunern verdienen ihren Lebensunterhalt auf ähnliche pfiffige Weise, obgleich die Mittel ihrer Betrügereien von den obigen verschieden sind. Die „Watch stuffers", „Burners" und „Thimble riggers" bilden nach den „Droppers" die gefährlichsten Klassen. „Watch stuffers" sind nichts mehr oder weniger als „Peter Funks", mit dem einzigen Unterschiede, daß während diese ihre betrügerischen Waaren öffentlich feil bieten und durch die Mockauction an den Mann bringen, jene auf eine minder auffallende Weise ihre Betrügereien ausüben.

Wir kommen also zu den Watch stuffers, gutgekleideten Gaunern, welche sich in Wirthshäusern, Promenaden u. s. w. umhertreiben und mit verdachtlosen Fremden Bekanntschaft schließen, um sie zum Ankauf einer galvanisch vergoldeten Uhr zu verleiten. Die Mittel, welcher sie sich dabei bedienen, sind mannigfacher Art; doch kann man als Regel annehmen, daß sie durch ihr gutes Aeußere und gefälliges Wesen das Vertrauen ihrer Opfer zu erlangen suchen, und falls sie ihnen eine der werthlosen Uhren verkaufen, sie überdies glauben machen, es sei ihnen, den Betrogenen, ein besonderer Dienst erzeigt. Der Erfolg dieser Industrieritter ist unendlich viel bedeutender, als man der seltenen Verhaftungen derselben wegen schließen dürfte. Dieser letztere Umstand

ist jedoch sehr leicht erklärlich, denn selten können die Betrogenen beschwören, daß ihnen die Uhr aufgedrungen ist, müssen aber dahingegen gewöhnlich zugeben, daß sie selbst auf den Kauf bestanden haben. Unter solchen Umständen kann natürlich keine Verhaftung des Gauners vorgenommen werden; geschieht sie aber dennoch, so dient sie nur dem Zweck, jenem das erhaltene Geld abzuzwingen. Kein Tag vergeht übrigens, ohne daß mehrere solcher Klagen gemacht werden.

Unter der Bezeichnung »burners« kommen wir jetzt zu einer Diebsbande, deren Geschäftstaktik den Zeitungen so häufig Stoff zur Unterhaltung ihrer Leser bietet. Unter »burning« versteht man alle Betrugsweisen, welche in den vorher angeführten Classen nicht beschrieben sind und die auf außergeschäftlichem Wege ausgeführt werden. Karten, Würfel, Wetten und tausenderlei andere Sachen werden von dem burner vorgeschlagen, um den Fremden in sein Netz zu ziehen. Er thut dies mit der größten Frechheit auf offener Straße, in Schenkwirthschaften oder wo er mit einem Fremden zusammentreffen möge, dessen Aeußeres auf »Grünheit« schließen läßt. Es ist das Princip des Burners, zu Anfang des Spiels ehrlich zu sein, nur dann kann er auf endlichen Erfolg hoffen, da selbst der Unerfahrenste durch eine Aufforderung zum Spiel auf offener Straße Verdacht schöpfen muß. Er stellt sich deshalb ehrlich an, greift nicht in das Glücksrad ein, sondern giebt seinem Gegner eine »fair chance« bis nach und nach der Verdacht sich legt und der spiellustige Grünling sich dem aufregenden Zeitvertreib hingiebt. Dann erst nimmt der Andere die Gelegenheit wahr; er rafft entweder das vor dem Fremden aufgehäufte Geld auf und sucht Sicherheit in rascher Flucht, oder er nimmt die Gelder phlegmatisch zu sich und behauptet, daß er sie gewonnen. Der Fremde bestreitet den Punkt, findet aber kein Gehör, und nennt er den Burner endlich einen Dieb, so pflanzt ihm dieser seine Faust so nachdrücklich ins Gesicht, daß alle weiteren Argumente unterbrochen werden. Zeugen des Betrugs sind niemals da, denn der Burner sieht sich wohl vor, in ihrer Gegenwart nur seinem guten Glück zu vertrauen. Dahingegen aber sind von seinen Verbündeten immer einige in der Nähe, um Zeugen für ihn zu sein und Alles Mögliche zu beschwören, falls seine Inhaftirung es nothwendig machen sollte. Es ist höchst selten, daß Einer, der in die Hände der Burner geräth, ungeschoren ihnen entschlüpft. Ihre Frechheit ist sprichwörtlich geworden und derselben gesellen sie ein so energisches Auftreten hinzu, daß selbst der mit ihren Kunstgriffen Bekannte häufig durch sie eingeschüchtert wird. Der Inhaftirungen von Burners sind allerdings viele vorgekommen, doch ihre Bestrafung ist noch schwerer zu erlangen als die der Droppers, denn die Richter sind noch nicht einig, unter welche Section der Statuten diese Art Betrügereien kommen. Schwindeln im Allgemeinen ist kein Vergehen, wenigstens erkennt das Gesetz es nicht als solches. Ein Burner kann nicht geradezu als ein Dieb bezeichnet werden, auch erhält er das Geld nicht unter falschen Vorspiegelungen. Er ist ein Betrüger und gelegentlich auch ein Dieb; doch muß dieses klar gemacht werden, bevor er bestraft werden kann, und seine Zeugenaussagen lauten immer auf »unschuldiges« Spiel. So lange die Schriftgelehrten also über den wirklichen Bestand des Vergehens uneinig sind, kann auf keine Besserung gehofft werden, und bis Jenes erreicht, treiben die Gauner ungestört ihr gewohntes Wesen.

Eben so gefährlich und noch viel lästiger sind die Raufbolde von Profession, durch welche insbesondere die großen Städte in einer geradezu heillosen Weise unsicher gemacht werden.

Es ist zu bedauern, daß in einem Lande, wo neben der geistigen auch

materielle Freiheit bis zum höchsten Grade herrscht, wo ein Jeder seine Freiheit so schätzen sollte, daß diese Anerkennung ihn von einer Beschränkung der individuellen Rechte Anderer abzuhalten geeignet wäre, — wir sagen, es ist zu bedauern, daß in unserm republikanischen Lande jene Verbindlichkeiten in einem Grade außer Acht gelassen werden, daß selbst Leben und Eigenthum in unserer Mitte unsicherer sind, als unter den despotischen Regierungen Europas, ja unsicherer selbst, als unter solchen Nationen, denen durch Mangel an Civilisation die Basis der Menschenrechte noch nicht bekannt ist. Doch auch wir liegen unter dem Joch der Despoten. Es sind keine gekrönten Häupter, welche mit uns nach ihrem Willen verfahren, unser Eigenthum gefährden und unser Leben bedrohen; es sind nicht die Häupter des Volks, welche unsere individuelle Freiheit beschränken, es sind die niedrigsten, die Hefe der Bevölkerung — wir leiden unter dem Joch der Rowdies.

Die Schandthaten der Rowdies und das von ihnen eingeführte Faustrecht sind jedoch keineswegs bedauernswerther, als das System der Wiedervergeltung und die Mittel der Selbstvertheidigung, welche sie dem Bürger aufdrängen. Durch diese geschieht das meiste Unheil. Wer sich vor zehn Jahren auf seinen starken Arm verließ, um jede ihm geschehene Unbill durch eine derbe, aber nicht gefährliche Faustdemonstration zu ahnden, fühlt jetzt, daß er sich auf seinen Arm nicht mehr verlassen darf, denn statt der damaligen Angriffe einzelner Personen auf Einzelne, begehen die jetzigen Rowdies ihre Gewaltthätigkeiten in Banden und nur dann, wenn ihr Sieg ein gewisser und gefahrloser ist. Die Sicherheit, welche die Natur damals bot, ersetzt jetzt die Kunst. Der Revolver, welcher in die Hand des Einzelnen das Leben mehrerer Angreifer legt, ist jetzt der beständige Begleiter derer, welche Vergnügungssucht oder Geschäft in solche Orte und Lokale führt, in denen er, der Wahrscheinlichkeit nach, mit den Despoten der Stadt zusammentreffen kann. Die Folgen dieses sind durch die schrecklichen Straßenvorfälle jüngster Zeit am besten illustrirt. Der früher friedliebende Bürger sieht in dem Gesetz keinen Schutz, er sucht ihn nur in sich selbst. Die Pistole, das Messer und der Schlagriemen gewähren ihm die Sicherheit, welche vor Zeiten auf die wahre Anerkennung der Rechte des Menschen, oder auf Furcht vor der Gerechtigkeit gestützt war. Hierin liegt die gefährlichste Folge des Rowdyismus. Das gesellige Leben wird in seiner Grundlage erschüttert; das Leben verliert seinen Werth, da dessen Sicherheit gefährdet ist, und das Nehmen desselben, ein tägliches Ereigniß, verliert seine Bedeutung. Eine Lust am Blutvergießen schleicht sich ein. Menschen, welche vor Jahren kaum eine tödtliche Waffe ergreifen durften, sehen in derselben jetzt nur ein unschuldiges Vertheidigungsmittel, ein Spielzeug, mit welchem sie sich in gefahrlosen Stunden die Zeit vertreiben.

Es ist daher in diesem Zeitalter der Gewaltthätigkeiten, der Einbrüche, der Raubanfälle und der Straßenraufereien, ein Gegenstand von nicht geringer Wichtigkeit für den Bürger, daß er genau wisse, in wie weit das Gesetz ihm Recht giebt, Gewalt mit Gewalt zu begegnen, und welcher Mittel er sich zu seiner Selbstvertheidigung bedienen dürfe.

Wir haben Fälle erlebt, in denen der Angegriffene, nachdem er durch seine überlegene Stärke seinen Gegner wehrlos gemacht, ihm ein Auge ausriß, (gouge, eine in den südwestlichen Staaten sehr übliche Rächungsweise), ihn entstellte, oder durch Fußtritte das Gesicht oder den Körper schauderhaft verletzte, und solches Verfahren wurde eben so hart bestraft, als ob die That durch keinen Angriff des Verwundeten herbeigeführt worden sei.

Badeörter und Spielhäuser.

Die Badesaison ist nun beendigt. Saratoga, Newport, Lebanon Springs und die verschiedenen »mountains«, mit welchem Namen man etliche kleine Hügel am Hudson und im Staate Maine beehrt, verloren wieder ihre Anziehungskraft, und Weiber, Mütter, hübsche Töchter, verschwenderische Buben, Spieler, Blacklegs und Taschendiebe zogen wieder den größeren Städten zu. Wahrscheinlich haben Alle sich gut amüsirt. Die ehrwürdigen Häupter der wohlhabenden Bourgeoisie sind noch freudestrahlend über den Eindruck, welchen sie in der großen Welt gemacht haben. Dieser ist für einen reichen Louisianer-Pflanzer gehalten worden, jener für einen englischen Lord und die Frau trägt die Nase hoch, weil ein Attaché ihrer Tochter den Hof gemacht. Die jungen Damen leben noch in der süßen Erinnerung der Poussaden, die sie durchgemacht haben und die hoffnungsvollen Jünglinge desgleichen. Die Spieler zählen ihre Reichthümer; die Blacklegs leben hoch von dem Gelde ihrer Opfer und die Diebe sind auch zufrieden und wünschen nur, daß das ganze Jahr hindurch Badesaison wäre. Doch sie ist vorüber. Bald werden die Dandies wieder den Broadway beleben und dort ihre Abenteuer erzählen, bald werden diejenigen Familien, welche Mangels an Geld halber die Stadt nicht haben verlassen können und die letzten sechs Wochen in ihrem Hinterparlour vegetirt haben, ihre Rückkehr in die Stadt pomphaft verkünden — bald wird Alles wieder im alten Geleise sein. Wie angenehm ist doch das Leben der Snob-Aristokratie, wie erhebend die Vegetation der jungen Codfische! —

Wir haben einige Erkundigungen über das diesjährige Treiben der Spieler in Saratoga eingezogen. Ihre Erndte war reicher als die irgend eines vorhergehenden Jahres, was den vielen Californiern zuzuschreiben ist, welche, mit Gold beladen, eigens von der Küste des stillen Meeres kamen, um die Badesaison mitzumachen. Zwei derselben, Ph. Orr und Fred. P. Metcalf, deren jeder an 50,000 Doll. mitgebracht hatte, verloren Alles und die Gewinnenden schossen eine Summe zusammen, um sie zu befähigen, in's Goldland zurückzukehren. Ein Herr Elizah E. Heck aus Missouri soll auch sein ganzes Vermögen verloren haben, obgleich er nur zwei Nächte spielte.

Man sieht hieraus die Ohnmacht der Gesetze. Vor kaum achtzehn Monaten unternahm die Legislatur eine Revision der Spielgesetze und belegte das Vergehen des Spielens, in welcher Gestalt es sich zeigen möge, ob durch Karten, Würfel, rouge et noir u. s. w. mit Staatsgefängnißstrafe. Mehrere Inhaftirungen des Spielens angeklagter Personen kamen bald nach der Einführung des neuen Gesetzes vor. Doch welche Motive lagen diesen Klagen zu Grunde? War es etwa der Wunsch die Uebertreter der Landesgesetze zu strafen, war es der Wunsch, die Stadt von der Roulettebrüderschaft zu reinigen, war es überhaupt die Absicht der Kläger, Gutes zu erwirken? Sie wußten, daß eine Klage zur augenblicklichen Zurückgabe der von ihnen verlorenen Summen führen werde, sie wußten, daß sie eine nicht unbedeutende Summe sogar dabei erübrigen konnten und deßhalb die Anzeige beim Gericht. Die Magistrate, welche die Motive der Kläger nicht kennen konnten, wurden die unschuldigen Werkzeuge dieser Speculation und ihr Warrant das Signal zu einer gütlichen Uebereinkunft zwischen den Klägern und Beklagten.

Auf diese Weise verfehlt das Gesetz seinen Zweck und bringt nur Nachtheil für das Volk. Dies ist gewöhnlich die Wirkung aller Gesetze, welche auf zu große Strenge basirt sind; sie liefern ein zu großes Reizmittel zu einem gütlichen Abkommen (compromise) der Betheiligten und die Folge derselben ist, daß in Newyork mehr Spielhäuser existiren, als in jeder anderen Stadt gleicher Größe. (Newyorker Criminalzeitung.)

Druck von C. Schünemann.

An die Leser des Westlandes.

Unser „Magazin zur Kunde amerikanischer Verhältnisse“ hat sowohl in Deutschland als in Amerika eine freundliche Aufnahme gefunden und eine günstige Beurtheilung erfahren.

Wir werden den Inhalt von nun an noch reichlicher machen, indem wir allmonatlich eine Amerikanische Chronik hinzufügen, in welcher wir alle wichtigen Begebenheiten, welche sich auf der westlichen Erdhälfte ereignen, faßlich darstellen und beurtheilen. Sodann wird auch die Entwickelung der Literatur in Amerika Berücksichtigung finden; alle belangreichen Werke, welche über amerikanische Verhältnisse abhandeln, werden eine Besprechung erfahren.

Das Westland sollte in keinem Lesecirkel und in keiner Leihebibliothek fehlen. Von Neuyork her hat man auch darauf aufmerksam gemacht, daß es einen werthvollen Bestandtheil für die Büchersammlungen auf Schiffen auszumachen vortrefflich geeignet sei; es hat in dieser Beziehung schon den Weg in viele Kajüten gefunden. Es dürfte eigentlich auf keinem Schiffe mangeln, das mit Amerika verkehrt.

Der Herausgeber.

Das Westland.

Magazin

zur

Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Fünften Bandes, erstes Heft.

Inhalt.

Die Mormonen; ihre Geschichte, ihr Leben und Treiben im Utah-Deseret. III.

Die Kulturbedeutung der Nordwestküste von Amerika.

Die Chinesen in Californien.

Die Stadt Neuyork, ihr Wachsthum und ihre Bedeutung. Zweiter Artikel.

Ein Ausflug nach Lowell in Massachusetts.

Anwachs der Bevölkerung in nordamerikanischen Städten.

Welche ursprünglich amerikanischen Produkte verdankt Europa der Neuen Welt?

Bartletts Reise von Paso del Norte in Neumexico, den Gila entlang, nach San Diego in Californien, und sein Besuch im Napathale.

Marcys Expedition an die Quellen des Red-River.

Ringgolds Expedition nach dem nordlichen großen Weltmeere.

Aus Oregon.

Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten im Jahre 1852.

Das Parteiwesen in den Vereinigten Staaten während der letzten Zeit vor der Präsidentenwahl.

I. Wahlaufruf der Demokraten.

II. Wahlaufruf der Whigs.

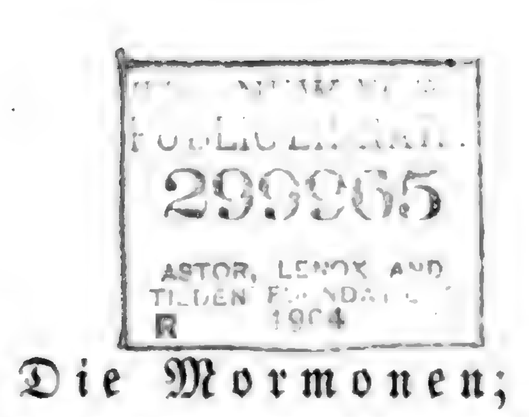
Bremen, 1852.

C. Schünemann's Verlagshandlung.

Neu-York: Bernh. Westermann & Comp., 290 Broadway, corner of Reade-St.

Druck von C. Schünemann.

Digitized by Google


PUBLIC LIBRARY
299965
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1904

Die Mormonen;

ihre Geschichte, ihr Leben und Treiben in Utah-Deseret.

Dritte Mittheilung.

8. Erziehungswesen. Gerichtspflege.

Wir fahren fort in der Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse dieses eigenthümlichen Volkes, und bemerken Einiges über ihre Priesterschaft, ihr Erziehungssystem, ihr Verwaltungswesen und ihre Stellung zu den Indianern.

Dem Priesterthum wohnen inne die „Gabe des Glaubens, das Erkennen der Geister, die Prophezeiung, die Offenbarung, Visionen, Heilkräfte, die Gabe und Verdolmetschung der Sprachen, Weisheit, Wohlthätigkeit und Bruderliebe.“ In allen diesen Eigenschaften nimmt insbesondere der Obmann der priesterlichen Ordnung eine hervorragende Stellung ein; man sieht in ihm des Herrn absonderlichen Propheten; er ganz besonders hat die Gabe in der Menschen Herzen und Nieren zu lesen, und seine geistige Autorität ist vollständig. Da er nun auch über einen so großen Theil der irdischen Habe des Volks verfügt, und dasselbe ohnehin seinen Geboten sich völlig unterwirft, so begreift man leicht daß der Präsident der Heiligen vom jüngsten Tage so vollkommen autokratisch dasteht, wie kaum ein anderer Herrscher auf Erden. Diese mächtige Gewaltfülle hat sich aber bisher dem allgemeinen Interesse vollkommen dienstbar gezeigt; sie wurde namentlich auch zu dem Zwecke geltend gemacht das Mißgeschick, welches die Individuen betraf, zu erleichtern oder zu beseitigen. So darf es denn nicht Wunder nehmen, daß diese „Heiligkeit“ von keiner Seite her auf Tadel stößt und daß man sich ihr mit Freuden fügt.

Auch in diesem ganzen Verhältnisse sind die Mormonen wieder eigenthümlich. Das Prästigium, die Weihe, knüpft sich weit mehr an das Amt als an den Inhaber vom Amte des Hohenpriesterthums. Nirgend findet man bei ihnen Hingebung an den Menschen, welche sonst gewöhnlich Religionsstiftern und den Aposteln nicht fehlt. Die Mehrzahl der Mormonen besteht aus Leuten die außerhalb Amerikas bekehrt wurden, und die aus nicht-republikanischen Staaten kamen; ihr Gehorsam hing demnach früher nicht von freier Wahl ab; jetzt dagegen fühlen sie sich frei, weil sie sich selbst bestimmt haben. Sie betrachten sich als die Auserwählten des Herrn, die bald einen Schauplatz herrlichster Glorie betreten und den Heiligen und Engeln Aug' in Auge schauen werden; sie werden im Himmel Lohn und Beifall erhalten für die guten Thaten welche sie hier verübt, und sie harren daher mit Sehnsucht des Zeichens von

Oben um sich unter das himmlische Banner zu reihen. Was ist natürlicher als daß sie möglichst viele Menschen dieses hohen Glückes theilhaftig machen möchten, und daß sie ihnen zurufen: Hört auf die Stimme des Hirten, ihr, die ihr in der Wüste irret, wo nur Unwahrheit wohnt; kommt zu den grünen Weiden der Wahrheit im Gebirge; lasset euch nieder in Zion.

Ein Hauptglaubenspunkt bei den Mormonen besteht unerschütterlich darin, daß Joseph der Seher inspirirt gewesen und der prophetische Mantel dann auf seinen Nachfolger Brigham Young gefallen sei. Deshalb gilt jede leise Aeußerung oder Betrachtung, durch welche auf beide Männer irgend ein Schatten fallen könnte, für eine arge Beleidigung. Man würde übrigens im Irrthum sein wenn man annähme daß alle Mormonen verblendete Enthusiasten seien, die von ihren Führern sich gängeln lassen. Denn fast jeder Mann ist ein Priester oder doch zu einer Priesterstelle wählbar und dabei zur Controverse wohl aufgelegt; sein Glaube ist sein Idol. Allerdings findet man die eifrigsten Proselyten gerade unter Leuten die ohne wissenschaftliche Bildung sind; doch giebt es unter ihnen auch viele höher und wissenschaftlich Gebildete, insbesondere auch solche, die früher Geistliche anderer Secten waren. Gunnison sagt: „Es ist Thatsache, daß man unter ihnen so vortreffliche Muster von Intelligenz, moralischer Redlichkeit und bürgerlicher Achtbarkeit findet, wie sie nur in irgend einer christlichen Gemeinde angetroffen werden können."

In den Massen ist Aufrichtigkeit und schlichtes einfaches Wesen vorschlagend, und während der vielen Leiden und Entbehrungen welche sie erduldet, haben sie diese Tugenden vortrefflich bewährt. Unter demselben Volke aber, welches sich dem Rath so leicht und gern unterwirft, giebt es Leute, welche mit Adlerblick darüber wachen, daß die Grundprincipien der Sekte streng und richtig in Kraft bleiben; sie würden Jeden, sei er Laie oder Hoherpriester, der Abtrünnigkeit anklagen, falls er jene verletzte; bei allen Offenbarungen prüfen sie sorgfältig ob sie vom Herrn kommen oder mit dessen Erlaubniß vom Satan gegeben werden. Denn durch diese letzteren, vom Teufel vermittelten Relationen soll die Treue und die Wachsamkeit der Schüler der Wahrheit auf die Probe gestellt werden.

In Folge dieses Geistes der Wachsamkeit und der Prüfung wurden die Schriften welche Gladden Bishop verfaßt hatte, sodann die Offenbarungen Rigdons für Werke von teuflischem Charakter erklärt. Auch wurden die Prätensionen des William Smith und J. J. Strang für unächt erklärt, und diese Männer sammt ihren Anhängern feierlich excommunicirt.

Auf Erziehung und wissenschafliche Ausbildung verwenden die Mormonen große Sorgfalt. Anfangs drängte freilich das unmittelbare Bedürfniß, und sie mußten zunächst für den Lebensunterhalt sorgen, Felder einzäunen, Häuser bauen, säen und erndten. Aber sobald sie sich nur ein wenig rühren konnten, gingen sie daran eine Universität zu stiften die einen vorzugsweise auf das praktische Leben gerichteten Zuschnitt hat und vor allen Dingen

das unmittelbar Nützliche ins Auge faßt. Doch sind die übrigen Zweige der Wissenschaft nicht ausgeschlossen.

Der Platz für das Universitätsgebäude liegt sehr anmuthig auf der ersten Terrasse im nördlichen Theile der Tempelstadt und gewährt einen Ueberblick über die ganze Salt-Lake-City. Der City-Creek hat durch dieses Tafelland sich ein tiefes Bett gegraben, denn er bricht aus dem Gebirge hervor. Sein Wasser hat man benutzt um auf dem Universitätsplatze Springbrunnen herzurichten, welche ihr Wasser dann an den Park, den botanischen Garten, die Badehäuser und Schwimmteiche abgeben. Ein großer Raum ist zu Reitschulen und Turnplätzen eingerichtet; auch befindet sich neben der Universität eine Sternwarte, die schon nicht mehr dürftig mit Instrumenten versehen ist; ein Gleiches gilt von den Abtheilungen für Ingenieure, Mechaniker und Mathematiker; auch an Mustergeräthen für den Ackerbau ist kein Mangel. Alle bedeutenden lebenden Sprachen werden gelehrt.

Eine ganz eigenthümliche Einrichtung bei den Mormonen ist die Schule für Erwachsene, die Parents school, welche von Familienhäuptern besucht wird. Als sie begründet wurde, sprach Präsident Brigham Young seine Absicht aus, sie als Schüler zu besuchen, und man rühmt das an ihn als Beweis seiner Charakterstärke. Er wollte dem Volke dadurch zeigen daß der Mensch so lange er lebt lernen kann und soll. Diese Schule für die Erwachsenen, welche unter Leitung der Präsidentschaft und der Regenten der Universität steht, muß nothwendig einen mächtigen Einfluß auf die Bildung der Mormonen üben. Ohnehin werden die Kinder zunächst in Elementarschulen sorgfältig vorbereitet; diese Anstalten leitet der Kanzler, und die Ueberwachung liegt den Regenten ob. Die Mormonen glauben, sie würden Alles was bis jetzt die Wissenschaft geleistet hat, weit hinter sich lassen. Denn nachdem sie zuerst das himmlische Reich gesucht haben, trachten sie nun danach, daß ihnen auch alles Uebrige zufalle, wie das in der Schrift ja ausdrücklich gesagt worden; sie legen aber nicht etwa die Hände in den Schooß, sondern setzen vorsichtig hinzu: wer sich selbst hilft, dem hilft Gott. Einer der Regenten, Phelps, hielt am 24. Juli 1851 eine Rede über die Universität, erwähnte der Höhe zu welcher die Wissenschaft sich erhoben, und der wunderbaren Erfindungen welche die Menschen gemacht. Dann rief er aus: „Was wird aber das Alles einem Heiligen werth sein, wenn unser Vater seine Regenten hernieder sendet, die Engel, aus der großen Bibliothek dort oben in Zion, mit einer Abschrift der Geschichte des ewigen Lebens; den Geschichtsbüchern der Welt; der Genealogie der Götter; der Philosophie der Wahrheit; den Namen unserer Geister aus dem Lammesbuche des Lebens; und die Gesänge der Geheiligten?“ Hier muß man wohl im Auge behalten, daß zufolge der Mormonenlehre alle irdischen Dinge lediglich Nachbildungen der himmlischen Muster sind.

Das Phantastische und Ausschweifende welches so vielen Ideen der Mormonen eigenthümlich ist, übertragen sie namentlich auf die Sternkunde. Sie

zweifeln keinen Augenblick daran, daß durch ihre Beobachtungen das Weltensystem in Betreff der Planeten, namentlich deren Zahl und Stellung, eine ganz andere Aussicht gewinnen müsse. Wer etwa so neugierig ist, schon jetzt erfahren zu wollen was unfehlbar einmal über uns hereinbrechen wird, kann davon allerlei munkeln hören und einen Art Vorgeschmack bekommen im „Buche Abrahams“, das zugleich mit einigen ägyptischen Mumien nach Nauvoo gebracht wurde. Joseph Smith übersetzte einen Theil dieses Buches, welches der glaubwürdige Erzvater geschrieben hatte, als er an den Ufern des Nils (!) verweilte. Es bezieht sich auf die Planetenwelt, taucht hinab bis in den Mittelpunkt des Weltalls, stellt die große Scheibe Kolob dar, die in tausend irdischen Jahren einmal sich um ihre eigene Axe dreht. Alles, was auf die Menschen Bezug hat, schwingt sich in unendlichen Linien um diese Scheibe herum! Der Mann, welchen die Mormonen für ihren ausgezeichnetsten Mathematiker halten, war auch in England und bemühte sich dort die Theorien Newton's über Schwerkraft, Anziehungskraft und Repulsion zu widerlegen. Er wollte diese durch Aufstellung einer „Intelligenz des Elementes“ über den Haufen werfen. Die Bewegungen der allgemeinen Atome, sagte er, gleichviel ob diese einzeln vorkommen oder zu Massen gehäuft und verbunden sind, rühren her von der umschreibenden und infundirenden Gewalt und von der Gegenwart des heiligen Geistes, der unmittelbar auf und durch alle Dinge und Wesen wirkt!

In dem Unterrichtswesen sollen neben den griechischen und lateinischen Klassikern auch die alten angelsächsischen und keltischen Schriftsteller besonders berücksichtigt werden. Der Congreß zu Washington hat dem Bevollmächtigten des Utah-Gebietes Mittel zur Anschaffung einer schönen Bibliothek bewilligt, die der „Zion-Universität“ gewiß sehr zu Statten kommt. Der Prophet hat ja gesagt daß in allen guten Büchern Weisheit zu finden sei, und diese Ueberzeugung ist unter den Mormonen ganz allgemein.

Das Volk am großen Salzsee hält sehr streng auf Recht und Gesetz. Die Gerichtspflege ist sehr einfach; sie faßt in jedem einzelnen Falle besonders die Billigkeit und die Beweggründe einer Handlung ins Auge, und kümmert sich um frühere Vorgänge wenig, um juristisch-technischen Wust gar nicht. Im Nothfall helfen die Gesetze Mosis aus, und wo es angeht wird auch die Strafe nach Vorschrift des alten Testamentes vollzogen. In den Niedergerichten werden die Zeugen selten zum Eid herbeigezogen. Die Mormonen haben ein Strafgesetzbuch, welches sie „Die Gesetze des Herrn“ nennen. Sie haben es durch Offenbarung erhalten und bis jetzt noch nicht öffentlich bekannt gemacht; das Volk ist nämlich noch nicht völlig vorbereitet dasselbe zu ertragen, oder die ganze Organisation der Gesellschaft ist dafür noch nicht vollkommen genug eingerichtet. Indessen sollen diese Gesetze des Herrn nach Verlau feiniger Zeit doch in volle Wirksamkeit treten, und man wird alsdann Jedem der eines schweren Verbrechens wegen verurtheilt wurde, den Kopf abschlagen. Diese Bestimmung gilt, weil „ohne Blutvergießen keine Vergebung Statt

finden kann.« Die Todesstrafe faßt man als eine dem Verbrecher bewiesene Gnade auf; wenn derselbe unverständig oder durch Umtriebe des Satans und böse Handlungen sein Seelenheil in Gefahr gebracht hat, so kann er alle seine Sünden abbüßen wenn er sein Haupt auf den Block legt; er tritt dann in den »ungeprüften Zustand des Seyns« frei von aller Schuld, da er sein eigenes Blut als Opfer dargebracht und Gehorsam gegen die »Gesetze des Herrn« gezeigt hat.

Die Mormonen sind Verfolgte, und kamen als solche in ein wildes, beinahe völlig unbekanntes Land, das eigentlich mexicanisches Gebiet war, und in Folge eines Krieges den Vereinigten Staaten einverleibt wurde. Von der Zeit an erklärten die Ansiedler im großen Binnenbecken, daß auch sie sich als Bürger derselben ansähen. Die Unabhängigkeitserklärung und die Bundesverfassung, so erklärten die Mormonen, sei »unseren patriotischen Vätern durch göttliche Inspiration eingegeben«; sie aber würden das Land aufrecht erhalten und vertheidigen, wenn auch alle ursprünglichen Parteien abfielen und jene großen Güter mit Füßen träten. »Sie wollen und werden kein Gesetz geben, das durch die geheiligte Verfassung der Vereinigten Staaten verboten ist«; sie sagen weiter: nicht fern mehr sei der Tag, da patriotische Bürger Amerikas an sie das Gesuch stellen würden, herabzusteigen aus ihren Felsengebirgen, um durch ihre Macht und Stärke Alle, welche durch tolle politische Verblendung und Anarchie jene großen Güter, namentlich die Bundesverfassung, gefährden, wieder zur Vernunft und zum Gehorsam zu bringen.

»Der große Adler Amerikas horstet nun hoch im Gebirge und überwacht mit seinem Auge die unsicheren Züge seiner Brut; er ist bereit seine Schwingen auszubreiten zum Flug, und er wird sie wieder zusammenbringen und auf seinen Fittigen dahin bergen, wo Sicherheit ist.« Die Mormonen sind fest von der Ueberzeugung durchdrungen, ihnen sei von der Gottheit die hohe Aufgabe und Sendung geworden, die Erde und das Leben auf derselben von Grund aus umzugestalten. Sie meinen daß in unserer Zeit Alles was sich begebe und ereigne hauptsächlich auch deshalb geschehe, um ihre Heimkehr nach dem gelobten Lande Zion zu beschleunigen. Sie führen daher Buch und Urkunde über alle Thorheiten, Verbrechen, unruhige Bewegungen und dergleichen an jedem einzelnen Platze, und in den Staats- und Kirchenarchiven sind alle solche Dinge einregistrirt. Man erblickt darin Andeutungen und Vorzeichen von dem Strafgericht des Himmels das schon hereinbreche; die Kriege welche ein Volk gegen das andere führt, die Aufstände der Nationen gegen ihre Regierungen, die Verwüstungen welche die Cholera anrichtet — das Alles weist schon auf den Anfang vom Ende hin, und verkündet im Voraus den endlichen Triumph des Mormonenthums.

Die Bücher welche sie führen werden als Urkunden gelten wenn das große Gericht gehalten wird, denn es heißt ja daß dann »geöffnet werden sollen die Bücher.« Ihr Prophet hat ihnen gesagt: »Führt ein genaues Protokoll,« So

sind denn ihre Schreiber damit beschäftigt Alles einzutragen was dafür zeugen könnte, daß das jetzt lebende Menschengeschlecht verdammt sei. Sie dringen in das dichte Gewühl großer Städte, spüren allen Sünden in den geheimen Höhlen des Lasters nach, und verzeichnen sie als wären sie Sünden in Sodom und Gomorrha. Sie halten Buch über die Fehltritte der Gesetzgeber und der Beamten, der Geistlichen in und außer Amerika, sie errichten gleichsam einen Scheiterhaufen von Sünden und Verbrechen der Völker, so hoch, bis dieser „Kriminalkalender“ bis in den Himmel hinauf stinkt. Und als Gegensatz gegen dieses verbrecherische Treiben weisen sie auf sich selber hin, da sie sich reiner wissen als die Anderen, und angethan sind mit dem weißen Gewande der Rechtfertigkeit.

Und wer ihnen zuhört wenn sie das Lob ihrer Gemeinschaft verkündigen und auf den Erfolg ihrer Bemühungen und Anstrengungen hinweisen, den fordern sie gewöhnlich auch auf, ihm aus der Welt Geschichten ein Nebenstück zu der Thatsache namhaft zu machen, daß ein armer in der Dunkelheit lebender Mann mitten aus derselben heraustritt in das hellste Licht einer Zeit, die sich für die intelligenteste und aufgeklärteste hält, welche je gewesen. Sie, diese Zeit, verfüge über alles Wissen und Können aller vergangenen Jahrhunderte; — aber konnte sie auch einen Plan entwerfen, durch dessen Ausführung das „tiefe Mysterium eines Continents, der von zwei verschiedenen Menschenrassen bewohnt wird, seine Lösung erhält?“ Die eine dieser Rassen, sagen sie, verschwand bevor noch die Geschichte Urkunden führte; von ihr sind nur zerbrochene Säulen und umgestürzte Bögen und zertrümmerter Granit vorhanden; — die andere hat gar keine Ueberlieferungen in Betreff ihres Ursprungs und eilte gleichfalls dem Schicksal entgegen ganz in Vergessenheit zu gerathen; nun aber ist ihr gezeigt und gelehrt worden wie das, was von ihr übrig blieb, erlöst werden kann; jetzt weiß sie ja von wannen sie kam, sie vermag die Gunst, welche sie einst im Himmel besaß, wieder zu erwerben, wenn sie den klar bezeichneten Pfad der Pflicht wandelt. Binnen zwanzig Jahren ist die Gemeinde der Heiligen des jüngsten Tages von sechs Männern auf dreimalhunderttausend Köpfe angewachsen; sie hat in der Wildniß einen Staat gegründet, und ein mächtiges Volk gezwungen ihn als ein sich selbst regierendes Gemeindewesen anzuerkennen. Die Insassen dieses Staates haben allen Erdtheilen ihre Mission verkündet, und Bekenner gefunden aus der römischen Kirche und unter den Heiden auf den Inseln im großen Ocean. Und das Alles geschah während sie selbst verfolgt und von einer Stätte zur andern gejagt wurden.

Uebrigens muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß vielleicht das was heute ganz richtig als Lehrsatz und Ansicht der Mormonen bezeichnet wird, morgen schon nicht mehr richtig und wahr sein kann. Das erläutert sich aus ihrer Doctrin der „Entwicklung“; sie haben ja „Offenbarungen“ je nachdem die Kirche solcher bedarf; und demnach ist ihr Auftreten und Verfahren, ihre ganze Politik nicht immer ein und dieselbe; sie wird vielmehr nach dem jeweiligen Be-

dürfnisse eingerichtet und von diesem bestimmt. So ist wirklich schon mehrfach eine tief eingreifende Aenderung in sehr wichtigen Dingen vorgenommen, und Gunnison meint, es solle ihn gar nicht überraschen, wenn er einmal höre daß die Vielweiberei durchaus beseitigt und die Einweiberei geboten werde. Man braucht dann nur zu sagen: jene habe nun bereits geleistet und erfüllt, was der Prophet Joseph damit beabsichtigte.

Der jetztlebende Seher Brigham Young ermahnt sein Volk im Glauben auszuharren, und hat ihm gesagt, es müsse jede Stunde darauf gefaßt sein, daß eine Deputation von den zehn verlorenen Stämmen Israel eintreffe, und ihnen die Bekehrung ihrer rothen Brüder melden; alsdann „wird eine Nation in einem einzigen Tage geboren werden.“ Die Mormonen nehmen an, daß diese verlorenen Stämme sich auf irgend einem von der Erde abgelösten Bruchstücke befinden, das mit dem Mutterplaneten im Raume sich herumbewegt, und das „Nordland“ (the North Country) genannt wird, — oder auf irgend einer Insel, zu welcher noch kein Schiff gekommen oder von wo wenigstens kein Fahrzeug zurückgesegelt ist, um über den Aufenthalt der Stämme etwas mitzutheilen. Es giebt vier Zeugen welche niemals starben und welche die Wahrheit des Evangeliums bezeugen können; diese sind der Evangelist Johannes und drei andere von der durch Christus in Amerika gegründeten Kirche, wie das Alles im Buche Mormon zu lesen steht.

Diese Heiligen behalten stets ihre menschliche Gestalt und durchwandern die Länder auf Erden; sie nehmen Sprache und Kleidertracht der Völker an, unter welchen sie eben verweilen. Sie sind auch auf Besuch bei einigen Brüdern von der Kirche der Heiligen des jüngsten Tages gewesen; so wenigstens glauben diese. Alle aber blicken mit Sehnsucht der Wiederankunft dieser Sendboten entgegen, die dann das Volk von der Kanzel herab belehren werden. Das Wann der Ankunft des Evangelisten Johannes und der drei anderen hängt aber von dem treuen Gehorsam ab, welchen die Mormonen ihrem geistlichen Rath bezeigen, und wird eben durch solchen bedingt.

Der „Herr“ wird aber nicht eher erscheinen als bis der „Tempel der Aufnahme“ erbauet ist, und dieser Tempel wird nur durch die Anstrengungen eines „speciell im Glauben organisirten Volkes“ erstehen. Die eine Generation bringt ihn vielleicht nicht fertig und wird verworfen, dagegen mag es einer andern wohl gelingen das Werk zur Vollendung zu führen, wenn es der Offenbarung Gehorsam leistet. So steht es geschrieben und so wird es gelehrt.

In dem Vorstehenden ist der Versuch gemacht worden, eine möglichst richtige Schilderung von den Mormonen im Gebirgslande zu entwerfen.

Gunnison ist der Ansicht daß die Bundesregierung in Washington den richtigen Weg einschlug als sie die Mormonen sich selbst überließ, und die von ihnen selbst gewählten Beamten anerkannte. Dadurch werde ihre gereizte und erbitterte Stimmung gesänftigt; der Pöbel in anderen Staaten habe ohnehin viel an ihnen gesündigt, und die Behörden seien schwach und parteiisch gegen die Mormonen gewesen.

Diese letzteren wissen wohl zu unterscheiden mit wem sie es zu thun haben. Als sie in dem schönen Parvanthale, im Bezirk (County) Millard, den Plan zu einer Stadt vermassen, nannten sie diese letztere nach dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, Fillmore. Sie ist zur bürgerlichen Hauptstadt des Gebiets Utah bestimmt; die „Tempelstadt“ dagegen ist „Kapitale und Hauptquartier für die höhere spirituelle Verwaltung des „Landes der Honigbiene.

9. Wie haben sich die Mormonen am großen Salzsee eingerichtet?

Schon aus dem bisher Gesagten ergiebt sich, daß die Mormonen ein ganz eigenthümliches Gemeinwesen bilden, das seines Gleichen auf Erden nicht hat und nie gehabt hat. Es ist von Interesse zu beobachten, wie ihr System in der Praxis wirkt.

Wir wissen schon daß eine Menge von Wunderlichkeiten bei ihnen an der Tagesordnung sind. Dahin gehört das Wunderthun und die Heilung Kranker, welche im Nu hergestellt werden. Da die Mormonen alle „Gaben der urchristlichen Kirche“ für sich in Anspruch nehmen, so versteht sich das Mirakeln von selbst. Dieses geschieht aber nur, damit die Mormonen sich selber im Glauben befestigen, nicht zu dem Zwecke um nach Außen damit Demonstrationen zu machen; es wird gethan für solche welche ein Zeichen begehren. Man macht die Gifte unschädlich. Ein Augenzeuge berichtet Folgendes. Ein toller Hund lief durch die Straßen und biß nicht nur Vieh sondern auch einen jungen Menschen. Das Vieh starb. Die Aeltesten waren zusammenberufen und standen am Krankenlager des Knaben, neben der trostlosen Familie. Da gebeut der Hohepriester Schweigen, er erhebt seine Stimme mächtig zum Gebet, er nimmt das geweihete Oel, salbt damit den Knaben, und durch Oel und Gebet wird derselbe geheilt.

Bei den Krankheiten sind die bösen Geister im Spiele, man nimmt ein Besessensein an, und kann den Siechen durch Teufelaustreiben heilen. Auf das Verfahren und die Heilmittel studirter Aerzte wird nicht allzuviel Gewicht gelegt; ohnehin hat der Prophet die Anwendung von Arzneien untersagt, außer bei solchen die noch im Glauben schwach sind; diesen sind „knappe Kost und milde Kräuter“ gestattet. Manche nehmen es aber in dieser Beziehung nicht genau und lassen sich von einem Arzte medicinisch behandeln; sie seien, sagen sie, noch nicht hinreichend im Glauben erstarkt, hofften aber es allmälig darin so weit zu bringen, daß sie tödliche Sachen einnehmen könnten ohne Schaden davon zu verspüren. Es wird nämlich angenommen, daß es einem Heiligen nichts thut wenn er auch Gift verschluckt.

Der „Seher“ schärft es als Pflicht ein, daß die Kranken die Aeltesten zu sich rufen lassen, damit sie durch Auflegen der Hände geheilt werden; doch hat davor das Fieber noch nicht weichen wollen, und man nimmt daher zu Doctoren unter den „Heiden“ seine Zuflucht. Das macht freilich auch wohl die Gläubigen stutzig, denn es paßt nicht in das vom Seher verkündete System.

Sie wissen sich aber auch hier zu helfen und sagen: auch der Seher habe seine irdischen Schwächen und es sei dem Teufel gestattet sein böses Werk zu treiben; das Alles schade aber dem Seher als solchem gar nichts und beeinträchtige seine Offenbarungen nicht im Mindesten.

Der Mesmerismus und der „Monachismus“ wirken unbezweifelt Wunder, aber diese geschehen dabei durch Beelzebub, der durch sie Betrug verübt, und die Leute weißmachen will, sie empfingen himmlische Gaben und Gnaden. Wenn man manipulirt oder Reliquien anwendet, so wird der böse Geist in dem Menschen von einem stärkern bösen Geist ausgetrieben; wenn aber das Wunder vorbei ist, kehrt jener mit siebenfältiger Gewalt wieder ein. Der Teufel ist aber in Sorge darüber ob das letztere auch geschehen werde, und ob nicht Engel gesandt werden um den Heiligen (den Mormonen) hülfreich zu sein. Das sucht er mit aller Macht zu verhindern und unterrichtet deshalb seine Unterteufel in allen Künsten des Mirakelthums. Er war es auch durch welchen Swedenborg seine Gesichte erhielt, um schon im Voraus Moroni's Lehre über die Geister in Mißcredit zu bringen. Und jetzt ist der Teufel am Werke um dem Mormonenzeugniß durch Geisterseherei (spiritual manifestations) und dergleichen Dinge entgegen zu wirken.

Die Arbeit wird bei den Mormonen für heilig geachtet und ist bei ihnen Gegenstand großer Fürsorge. Ein träger Mensch gilt für verflucht; ihr Wahlspruch ist: man muß sich nützlich machen; und wer nicht fleißig ist, den überläßt man seinem Schicksal. Arbeit wird auf das Dringendste eingeschärft; nur der Prophet brauchte zu Kirkland keine physischen Arbeiten zu verrichten, weil er anderweitig genugsam beschäftigt war. Es wird von Jedem erwartet und vorausgesetzt daß er rüstig schaffe und seinen Zehnten einliefere. Der Präsident selbst geht mit seinem Beispiel voran und treibt regelmäßig sein Handwerk, das eines Zimmermanns, bei seiner Mühle in der Thalschlucht. Der ganze Entwurf ist sehr sinnreich; je mehr gearbeitet wird, um so größer ist das Einkommen der Priester. Dieses Einkommen wird aber auf Werke verwandt die von allgemeinem Nutzen sind. Man bauet aus dem Ertrage der Zehnten Tempel, Brücken, Kanäle und dergleichen; auch werden aus demselben die Familien derer unterstützt, welche sich auf Missionsreisen befinden.

Die Arbeit durch welche ein Mann sich selbst und seine Familie ernährt, trägt eben so wohl einen göttlichen Charakter als das Gebet und die öffentliche Gottesverehrung. In der Praxis wirkt ihr System der Arbeit dahin, daß ihnen alle Vortheile „gesellschaftlicher Christlichkeit“ dadurch zu Theil werden, ohne daß sie Gefahr liefen in Communismus zu verfallen. Priester und Bischöfe rühmen sich daß sie gleich Paulus dem Zeltmacher ihr Brot im Schweiße des Angesichts erwerben; sie beweisen durch ihre Werke an den Wochentagen, was sie am Sabbath als Lehre einschärfen. Dadurch werden alle Schichten der Gesellschaft stets in nächster unmittelbarer Berührung gehalten; es fällt der Gegensatz zwischen Geistlichen und Laien fort; es giebt keine verschiedene

Kleidung, die etwa den Priester vom Gemeindemitglied unterscheide. Jener aber wird genau mit allem vertraut was in der Seele der Menschen vorgeht; er lernt die Zweifel der Leute kennen, weiß wie weit seine Zuhörer geistig entwickelt sind, und kann somit die rechte Ausdrucksweise treffen, wenn er auf sie wirken will.

Man wird aber bei den Mormonen ein Priester ohne irgend welche Rücksicht auf Gelehrsamkeit oder Bekanntschaft mit Büchern. Zur Befestigung in der Lehre und zur Ausbreitung derselben halten sie schlichtes einfaches Wesen für viel geeigneter als glänzendes Auftreten und tiefe Gelahrtheit. Viele nehmen keinen Anstand vor ihres Gleichen auf die Erörterung jeder beliebigen Frage einzugehen, lassen sich aber auf eine schulgerechte Polemik nicht ein. Geschieht das aber doch und der Gegner behält die Oberhand, so erklären sie dessen Gründe für Sophisterei und lassen sich nicht überzeugen, wenn sie auch nichts mehr auf die vorgebrachten Gründe zu entgegnen wissen. Begreiflicherweise eifern sie gegen Gelehrsamkeit und Rhetorik, und legen desto mehr Gewicht auf die „Erregung des Geistes, die inneren Lehren, die Gebote Gottes, das Bewußtsein der Pflicht“ und dergleichen mehr, denn dieses sind „die Quellen ihrer Sendung.“ Als Forsden in Norwegen 1851 zu predigen begann, heilte er durch Handauflegen und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der Leute. Diesen erzählte er in schlichter Sprache die Geschichte des Propheten auf der westlichen Erdhälfte und welche wunderbare Gaben dort den Heiligen verliehen seien. Erst hörten die Bauern, bald aber auch die Städter neugierig zu, und der Apostel hielt an den Straßenecken Predigten bis die Polizei ihn einsperrte. Als sie ihn losgelassen hielt er abermals Predigten und entgegnete auf die Weisung, mit seinen Ketzereien inne zu halten: er verkündige ja nur ganz einfach den gekreuzigten Christus. Das habe Gott ihm befohlen, und diesem müsse er mehr gehorchen als den Menschen. Diese Standhaftigkeit machte auf das Volk tiefen Eindruck. Als man ihn bestrafte stimmte er Gesänge zu Gottes Lob und Preis an, weil der Herr ihn würdig erachte zu leiden und zu dulden. Man schaffte ihn endlich aus dem Lande, wo er indessen schon Jünger gewonnen hatte, welche sich nun bemühen die Lehre weiter auszubreiten.

„Unfreiwillige Arbeit der Neger“, das heißt Sklaverei, wird als hergebrachte Sitte anerkannt. Diejenigen Mormonen, welche Sklaven halten, betrachten dieselben als zum Hauswesen gehörig; besondere Gesetze darüber sind nicht vorhanden. Ein Neger kann übrigens nicht zum Priester gewählt werden.

Auf das Proselytenmachen verstehen sich die Sendboten der Mormonen ganz vorzüglich gut. Sie wissen die Neugier derer zu reizen an welche sie sich wenden, und Furcht und Hoffnung in ihnen zu erwecken. Sie ziehen von Ort zu Ort, sprechen in den Häusern vor, reden mit dem ersten besten auf der Straße ein freundlich Wort, helfen gelegentlich dem einen oder andern Arbeitsmann am Werke, erzählen von der Kirche der Heiligen und von Propheten, und verlocken so Manchen der nichts Arges ahnet. Insgemein

bedienen sie sich der sokratischen Methode; sie fragen z. B. ob die bisherige Kirche Gaben und Gnade besitze, ob ihr Zeichen versprochen seien die da kommen sollen? — dann entwickeln sie ihre Lehre und nehmen alle Verheißungen für das amerikanische Zion in Anspruch. Ist der Mann, welcher auf den Sendboten horcht, nicht reich, so sagt man ihm, es sei Befehl des Himmels daß die Menschen sich in den Gebirgen versammeln, wo das schönste und beste Land für wenige Schillinge zu haben sei, und nicht mehr koste als das Geld für das Vermessen und die Einzeichnung des Besitztitels in die Lagerbücher. Das wirkt allemal auf die europäischen Bauern. Diese sind in England und Irland zumeist nur Pächter und auf das lebhafteste von dem Wunsch beseelt, selbst Eigenthümer zu werden. Da die Mormonen ferner jedem Mädchen einen Ehemann versprechen, und da jede sündhafte Magdalena durch die Mormonentaufe wieder rein wird, so ist es nicht auffallend, daß viele aus dem schönen Geschlecht einer so milden und fürsorglichen Kirche Anhänglichkeit beweisen. Es kann eben so wenig befremden daß plötzlich ganze Familien sich bekehren, ja manchmal binnen wenigen Tagen in den Fabriken oder Kohlenbezirken Tausende der neuen Lehre gewonnen werden. Diese Alle sind gern bereit hin zum fernen Gebirgslande zu ziehen, wo sie ja selbst Herren von Grund und Boden werden, und wohin sie auf Kosten des „immerwährenden Mildthätigkeitsfonds“ gebracht werden, zu welchen jene, die sich schon im Lande der Verheißung eingerichtet haben, reichliche Beisteuer geben. Der Präsident des Stake in England versicherte 1851 daß allein im Liverpooler Stake fünf und dreißig tausend Köpfe eingezeichnet seien, Alle bereit nach Amerika hinüberzukommen, doch waren neun Zehntel nicht im Stande aus eigenen Mitteln die Ueberfahrt zu beschaffen. Die Anzahl der Mormonen in England und Wales wird schon auf dreimalhunderttausend geschätzt. Die Straßenprediger zeigen einen ungemessenen Eifer um Proselyten zu machen; sie schreien laut und schonen ihre Lunge nicht und taufen tapfer darauf los. Manche haben ihre Brust zu Grunde gerichtet und kamen ganz erschöpft nach der Stadt am Salzsee. Dort zeigt man sie den Fremden und sagt wohl: „Der da ist ein heiliger Mann, welcher in London durch predigen in freier Luft seine Gesundheit eingebüßt hat!“

Wer Land erwirbt erhält aus der Registratur des Staates einen Besitztitel. Diese Verleihung kommt eigentlich der Bundesregierung zu; es handelt sich hier also um einen Gegenstand über welchen die Mormonen mit jener Regierung möglicherweise einmal in Streit gerathen könnten. Sie hoffen daß wirklichen Ansiedlern im Staate Landbewilligungen gemacht werden, die hinreichen sie für die Verbesserungen und aufgewandten Kosten zu entschädigen. Geschähe das nicht so müßte freilich der Staat diese Länder kaufen und die bereits von ihm ertheilten Besitztitel bestätigen.

Utah ist ein weit ausgedehntes Land in welchem vielleicht von zehntausend Acres nicht ein einziger mit Vortheil zum Ackerbau benutzt werden kann; nur

die fruchtbaren Streifen und Plätze verlohnen sich der Vermessungskosten. Das Weideland das um diese Ackerbau-Oasen herumliegt wird gemeinschaftlich benutzt werden müssen und kann an Einzelne nicht zum Verkauf ausgeboten werden.

Als die Mormonen im Thal angelangt waren hüteten sie sich wohl wegen der fruchtbaren Strecken Zank und Streit zu beginnen; sie brachten vielmehr gemeinschaftlich einzelne Theile in Cultur und vertheilten nachher die Erndte, je nach der Arbeitsleistung, der Aussaat und dem Bedarf der einzelnen Theilhaber. Sie legten die Stadt in Antheile aus und bezeichneten diese mit Nummern; auf gemeinsamen Wunsch aller übernahm die Präsidentschaft die Verfügung und wies den Einzelnen ihre Antheile zu, wobei sie möglichst die Wünsche und Bedürfnisse der Einzelnen in Betracht zog. Für Vermessung und Eintragen in die Bücher zahlte jeder eine Kleinigkeit. Im Süden der Stadt wurde ein Flächenräum von sechs englischen Geviertmeilen, das sogenannte Große Feld, auf allgemeine Kosten umzäunt und in Antheile von je fünf Acres getheilt, zwischen welchen schmale Wege hinlaufen. Wer diese Antheile bebauen wollte, konnte sich davon wählen. In der Mitte liegt eine vierzig Acres haltende „Armenfarm“; sie steht unter Aufsicht der Bischöfe. Alle Scheide- und Grenzlinien laufen nach den vier Himmelsstrichen. — Nachdem die einzelnen Antheile durch die Präsidentschaft angewiesen worden waren, begann unter einzelnen Personen ein Speculiren und Verkaufen, wogegen die geistliche Gewalt ihren Bann schleuderte; sie erlaubte kein Feilschen für eingebildeten Profit; wer etwas verkaufte durfte dafür nicht mehr Geld oder Geldeswerth nehmen als den Betrag des Ankaufpreises und der wirklich gemachten Verbesserungen. Alle Speculationsverkäufe finden im größten Geheimnisse statt. Wer einen Tausch trifft, muß denselben vom Registrator eintragen lassen. Das Land gehört eigentlich dem Herrgott, die Heiligen dürfen sich davon so viel zu Nutze machen als sie mit Vortheil bearbeiten können. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Inhaber des Grundes und Bodens sich selber als des Herrn Schaffner betrachten, und als solche verpflichtet sind des Herrn Interesse schon dadurch wahrzunehmen, daß sie unbebaute Theile ertragfähig machen, damit dieselben Nahrung für die Heiligen liefern. Wüst liegendes Land, welches sie im Schweiße ihres Angesichts anbauen und fruchtbar machen, gehört durch diese Bearbeitung und durch göttliches Recht den Heiligen. Man darf es in keiner Weise bedauern daß die Mormonen sich im Lande umherstreifender Indianer niedergelassen haben. Ihre ersten Ansiedelungen gründeten sie in der Gegend auf welcher bis dahin die Utahs und die Snake Diggers (d. h. die zumeist von Wurzeln lebenden Yamparicas-Indianer) einander befehdeten. Sie trennten die beiden kriegführenden Theile, indem sie ihre Kolonie zwischen beiden gründeten. Die einzelnen Banden dieser Indianer liegen nämlich mit einander in unaufhörlichen Fehden, und da sie auch schwer von Krankheiten heimgesucht werden, so vermindert sich ihre Zahl immer mehr. Als nun die Mormonen sich allmälig immer mehr und mehr nach Norden und Süden hin ausbreiteten, kamen sie auch in die Jagdbezirke

und die Fischereiplätze der Indianer; stellten dort wo diese gewöhnlich ihre Winterlagerplätze haben dem Wilde nach, das nun natürlich seltener wurde. Die Schoschoonis oder Schlangenindianer droheten zwar mit Krieg, haben sich indessen ruhig verhalten. Nicht so die Utahs; diese kamen im Winter 1849 ins Utahthal, tödteten Vieh und rühmten sich dessen, drangen in die Häuser und jagten Weibern und Kindern Schrecken ein, nahmen auch mit Gewalt Lebensmittel und zwangen die vereinzelt auf ihren Farmen wohnenden Mormonen sich ins Fort zurückzuziehen. Darüber liefen natürlich Klagen im Hauptquartier ein, und als friedliche Vorstellungen nichts fruchteten, beschloß man die Utahs mit Krieg zu überziehen.

Aus der Stadt am Großen Salzsee zogen zwei Compagnien ab, um die Streitmacht im Utahthale zu verstärken. Die Indianer hatten in den trocken liegenden Kanälen des Timpanogos eine gute Stellung eingenommen, da sie durch dichte Cottonwoodwälder und Weidengebüsch geschützt waren. Am Ende mußten sie aber doch vor den Kanonen und den fernhintreffenden Büchsen weichen, nachdem das Scharmützel drei Tage lang gewährt hatte. Die Mormonenkrieger zogen sich allnächtlich in das nur etwa eine halbe Stunde vom Kampfplatz entfernt liegende Fort zurück; nur einer von ihnen wurde getödtet. In der dritten Nacht zogen die Wilden sich in die nun mit Schnee bedeckten Gebirgsschluchten zurück; viele Indianer starben, da gerade die Masern unter ihnen herrschten. Häuptling Old Elk, der so lange ein Schrecken der Weißen im Gebirge gewesen, wurde tod am Wege gefunden. Er hatte sich oftmals gerühmt, daß kein einzelner Mann, kein Fallensteller da leben könne, wo er sich aufhalte, und allerdings sind viele seinem Gewehr erlegen. Ein Theil der Indianer wurde auf den Tafelberg getrieben, mußte aber zuletzt herabkommen, sich ergeben, und sollte am Morgen die Waffen abliefern. Das verweigerten die Indianer, versuchten sich durchzuschlagen und wurden im Gefecht beinahe alle niedergeschossen. Einige wenige durchbrachen die Wachtposten und wollten über den gefrornen See entfliehen, sie wurden aber von Reitern gejagt und „hörten auf zu athmen“. Gunnison vernahm die Einzelnheiten über diese Vorgänge von einem Augenzeugen. Im Jahre vorher war eine kleine Bande Schoschonis in ähnlicher Weise gezüchtigt worden; später ist ein Gleiches noch einmal den Utahs wiederfahren; ihr Häuptling Patsowits wurde gefangen und man schnürte ihm die Kehle zu. Das Alles hat auf die Indianer einen tiefen Eindruck gemacht und sie werden sich hüten die Feindseligkeiten wieder zu beginnen.

Etwa vierzig Utahs kamen durch Pulver und Masern um, und die Bande des alten Häuptlings „Stick in the Head“ wurde so gelichtet daß sie ohne Weiteres um Frieden bat. Die Mehrzahl der Gefangenen bestand aus Weibern und Kindern; sie wurden in das Fort Utah gebracht und wohnten in Zelten bis man sie unter den Familien der Ansiedler vertheilte. Dort wurden sie reichlich mit Rindfleisch gespeist, in den Häusern aufgenommen und in häuslichen Arbeiten unterwiesen. Das Alles half indessen nicht; in den behaglichen Woh-

nungen der Weißen fühlten sie sich unbehaglich, und sobald es nur anging liefen sie fort in die ihnen mehr zusagenden schneeigen Bergschluchten.

Die Mormonen welche sagen, es sei ihre Mission diese Landeseingebornen mit dem Schwerte des Geistes zu bekehren, sehen sich in der Lage dieselben zu vernichten. Dieser Widerspruch setzt sie indessen keineswegs in Verlegenheit; sie behaupten nämlich trotzdem steif und fest, dieses Volk werde dennoch die Prophezeiung wahr machen, daß „eine Nation in Einem Tage solle geboren werden;" wenn nur erst die rechte Zeit gekommen sei, werde es schon der Wahrheit die Ohren öffnen und ein anmuthiges liebreizendes Volk werden!

Wir kommen noch einmal auf die Ansichten der Mormonen über die bürgerliche Regierung und ihre Stellung gegenüber der Bundesregierung der Vereinigten Staaten zurück. Es ist wahr, daß einige Beamten der letztern in der Stadt am großen Salzsee nicht allzuglimpflich behandelt worden sind und schwere Anklagen gegen die Mormonen erhoben. (Siehe den Bericht der Herren Brochus, Brandebury rc. im Westland, Bd. II. Heft I. S. 79), aber auf diese Dinge muß man kein allzugroßes Gewicht legen. Die Mormonen waren gegen einzelne dieser Beamten von vorne herein schon eingenommen; politisch wie moralisch war einer dieser ihnen zugeschickten Beamten ihnen anstößig. Sie selber nahmen an, daß sie sich etwa in einer ähnlichen Lage befinden wie vor zweihundert Jahren die Pilgerväter in Neuengland, nur mit dem Unterschiede daß diese letzteren Abgaben zahlen mußten, die von ihnen nicht bewilligt worden waren, während die Mormonen sagen, es sei nicht zu rechtfertigen, daß „Feinde", d. h. Nichtmormonen, ihnen Gesetze aufdringen wollen. Sie selbst haben ihrem Staate einen durchaus republikanischen Zuschnitt gegeben, eine durchaus freie, freisinnige, jede religiöse Beschränkung ausschließende Verfassung gegeben, und daneben ein Strafgesetz das ihrer Lage und ihren Ueberzeugungen entspricht. In dieses wunderliche Gemeinwesen schickt man nun von Washington her Regierungsbeamte welche nur die Verhältnisse in den atlantischen Städten kennen, aber von der Lage der Dinge in dem neuen wilden Lande, noch weniger aber von der dort üblichen „Offenbarung" gar nichts wissen. In solche Richter setzt natürlich der Mormone kein Vertrauen, wohl aber in Leute welche seine Verhältnisse kennen und seine Ansichten und Ueberzeugungen theilen. Außerdem muß man wohl beachten daß es für die Mormonen eine Gewissenspflicht ist, alle streitigen Sachen vor ihre eigenen „Familienhäupter", vor den „Haushalt der Kirche" zu bringen. Sie sagen: wir sind fleißige und betriebsame Bürger der Vereinigten Staaten, leben geographisch weit abgeschieden von unseren Mitbürgern, tragen unsern Antheil an den indirecten Steuern, und verlangen daher auch, daß man uns nicht weniger Zutrauen schenke als Anderen.

Mit Waffengewalt würde man den Mormonen nicht viel anhaben können. Der Krieg würde kostspielig, langwierig und sehr blutig sein, und man würde ausend Meilen weit durch Wüsteneien Heer und Kriegsbedarf senden müssen

um am Ende doch schwerlich etwas Anderes zu erreichen als den Mormonen eine vermehrte Zahl von Anhängern zu verschaffen. Man weiß ohnehin, wie sehr die früheren Verfolgungen ihre Reihen verstärkt haben.

Unter sich sind die Mormonen nach Außen hin vollkommen einig; sie würden wie Ein Mann für ihre Freiheit und das Recht der Selbstregierung ins Feld rücken. Auch würde es ein schwierig Ding sein, amerikanische Bürger zu überzeugen daß es recht und wohlgethan sei, gegen weit abgelegen hausende Mitbürger, welche keinen beeinträchtigen, einen Feldzug zu eröffnen. Sie verehren ihren Gott in ihrer Weise und regieren sich nach ihrem Bedürfniß und Gutdünken wie andere auch.

Es wird schon binnen wenigen Jahren der Tag kommen, an welchem nahezu eine halbe Millionen Menschen in Deseret verlangen, als Staat in die große Union einzutreten. Würde man ihr Begehren ihnen weigern, so würden sie ohne Weiteres sich für unabhängig erklären. Ohnehin ist wegen der früheren Verfolgungen noch Bitterkeit in den Herzen Vieler. Den Schutz einer bewaffneten Macht haben sie nicht nöthig; sie selber sind stark genug die Indianer zu Paaren zu treiben. In den Soldaten welche man etwa in ihr Land legte, sähen sie, die unermüdlich arbeitsamen Menschen, gewiß nur Müssiggänger. Wenn man, sagte ein Mormone, Epaulettenträger schickt, die etwa unseren Mädchen und Frauen die Cour machen, so wird es Eifersucht geben „so grausam als das Grab.“ Gunnison, selbst ein Offizier der Armee, ist der Ansicht, daß das gesammte Heer der Bundesregierung nicht ausreichen werde, um eine feindselige Bevölkerung auf einer Linie von zweihundert Stunden Länge im Zaume zu halten und zum Gehorsam zu zwingen.

Uebrigens kann man wohl die Frage aufwerfen: ob diese innige Gemeinschaft und das ungestörte Einvernehmen unter den Mormonen sehr lang andauern werde und aufrecht erhalten werden könne? Denn es liegen viele Punkte in der ganzen Einrichtung und in den Leuten, welche den Schluß rechtfertigen, daß es einmal anders mit und unter ihnen werde. Und auch in dieser Hinsicht wird es eine angemessene und räthliche Politik für die Bundesregierung sein, die Mormonen sich selbst zu überlassen.

Ein Element der Zwietracht besteht vor Allem in der Polygamie. Sie haben die Vielweiberei eingeführt, und sagen doch, dem Weibe solle bei ihnen dieselbe Freiheit zu Theil werden wie bei anderen christlichen Völkern; und es ist auch wahr daß sie dem weiblichen Geschlecht eine eben so sorgfältige Erziehung geben wie den Knaben. Und dennoch gerathen sie auch hier, wie in so vielen anderen Dingen in Widersprüche, indem sie andererseits behaupten, das Weib stehe an Würde dem Manne nach. Sie sagen, die „Galanterie und Mode der Heiden“, d. h. der Nichtmormonen, habe die natürlichen Beziehungen und die gesellschaftliche Stellung der beiden Geschlechter zu einander umgekehrt, und es sei platterdings albern der Lady „die Stelle der Ehre oder des Comfort“ einzuräumen“. Wenn zum Beispiel nur ein Platz, ein Sitz irgendwo vorhanden

ist, so gehört er von rechtswegen dem Gentleman; der Mann geht zum Beispiel beim Eintritt in ein Haus allemal voran, die Frau oder jede Dame geht hinterher. Der Frau wird unablässig eingeschärft, es sei ihr Ruhm zu sein „eine Mutter in Israel“, oder deutlicher ausgedrückt eine Kinderwärterin. Das feinere Gefühl, die höhere Weihe, das zartere Verhältniß zwischen Mann und Weib findet da keine Stätte, wo die „Philosophie der Pluralität der Frauen“ vorwaltet. Mit der Vielweiberei kommt natürlich ein Element der Zerrüttung und der Eifersucht in die Familien; dagegen wird wieder schon in den Schulen dringend auf Frieden, Eintracht, Verträglichkeit hingewiesen. So halten die Mormonen zugleich, der Bibel zulieb, an der Vielweiberei, welche den patriarchalischen Horden im Morgenlande und dem asiatischen Despotismus entspricht, und sind daneben Leute der ruhigsten Art um allen Anforderungen des Fortschrittes der neuen europäischen und amerikanisch-republikanischen Welt Genüge zu leisten. Hier sind schreiende Widersprüche und Gegensätze, welche nothwendig aufeinander platzen müssen.

Eigentliche Fanatiker sind unter den Mormonen meist nur die, welche früher schwer durch Verfolgung heimgesucht wurden. Die Neubekehrten sind zum Theil sehr eifrig; die Jugend scheint dagegen sich ziemlich lau in Bezug auf die Lehrsätze zu verhalten. Insbesondere hegen die jungen Mädchen Abneigung gegen die Vielweiberei, die älteren Frauen sind dagegen derselben zugethan. Die Sache fand einmal eine praktische Erläuterung. Man fragte eine Jungfrau ob sie Lust habe, Frau Blank Numero zwanzig oder vierzig zu werden, oder ob sie es vorziehe mit einem Manne ihrer Wahl in Leid und Freude zu leben? Angenommen sie werde unter den vierzig Frauen des Herrn Blank auch Numero Eins, so werde doch, nachdem die Jugendblüthe und Jugendfrische dahin sei, ihr Gemahl sicherlich zuweilen wochenlang nicht bei ihr vorsprechen, und dann etwa sagen: „Ich freue mich recht sehr, mein Schatz, Dich zu sehen, und möchte wahrlich gern heute ein Stündchen bei Dir verweilen. Indessen hast Du schon meine Braut, Numero So und So gesehen? Ein allerliebstes Mädchen das, sage ich Dir. Ich habe versprochen jetzt zu ihr zu kommen. Es thut mir leid, daß ich nicht länger hier bei Dir verweilen kann.“ Die Jungfrau antwortete: „Das ertrüge ich nicht; eher stürbe ich.“ In den einzelnen Ansiedelungen, die weit entfernt vom Zion am großen Salzsee liegen, hat man das „An- und Zusiegeln“ auch schon wieder in Abgang kommen lassen. Die Männer heirathen lieber eine Mestizin oder eine Potawatomi-Indianerin, als daß sie die Last und Langeweile der Vielweiberei ertragen möchten.

Auch die jungen Männer mögen es nicht gern mit mehreren Frauen riskiren, wollen namentlich nichts mit mehreren Schwiegermüttern zu schaffen haben. Diese rathen ihren Töchtern sich ja recht eng an den Präsidenten oder einen Apostel zu halten, und deren Saum zu erfassen, um ja des himmlischen Königreichs sich fest zu versichern.

Gunnison bemerkt, er habe nirgend in der Welt so profane und ungezogene Kinder gefunden als bei den Mormonen. Das Wanderleben von ehemals und die bei Anlagen neuer Ansiedelungen in einer Wüstenei unvermeidliche Unordnung mag dabei mit in Rechnung zu bringen sein. Aber bei einem Volke, das sich rühmt ein „heiliges Geschlecht“ erziehen zu wollen, und welches zu diesem Behufe dem Manne mehrere Weiber gestattet, fragt man wohl welche Früchte sich zeigen.

Die Mormonen sagen sie handeln nach Gottes Willen und brächten denselben in der patriarchalischen Form zur Geltung. Aber es liegt doch klar vor, daß sie dem angeblich göttlichen Willen einen rein menschlichen Willen unterschieben. Dieser ist ihr Gesetzgeber, Richter, Vollzieher. Wenn der „Seher“ die „Stimme Gottes“ ist, dann wäre so weit Alles in Ordnung. Aber das glaubt die Welt nicht. Die vermeintliche Theokratie schlägt in einen sehr weltlichen Absolutismus um. So lange übrigens das dergestalt regierte Volk aus Selbstbestimmung und freiem Willen einem einzigen Manne in allen Dingen folgt und Gehorsam leistet, sind die Leute allerdings keine Sklaven; sie „erfreuen sich des Lebens, der Freiheit und der Glückseligkeit“ in einer ihnen zusagenden Weise. Aber praktisch betrachtet sind die Mormonen allerdings Sklaven. Und wenn der Unterricht erst fest unter ihnen Wurzel schlägt, so werden die unter ihnen hauenden Yankees und Chartisten schon ein Uebrigens thun, um der vermeintlichen, Theokratie den Garaus zu machen.

Der Uebertritt aus den christlichen Kirchen zu den Heiligen des jüngsten Tages wird aber in sehr verringertem Maaße stattfinden oder ganz aufhörenr wenn erst die Bibel in der Fassung bekannt gemacht wird, welche der Seher Joseph ihr gegeben hat. Jede Sekte freilich welche der Schrift eine andere Auslegung als in apostolischem Sinne giebt, hat gewissermaßen eine neue Bibel. Aber alle haben doch denselben Wortlaut; sie unterscheiden sich nur dadurch daß die einen dem Worte diesen, andere jenen Sinn beilegen. Wenn aber die Bibel in der Gestalt gedruckt wird wie Joseph Smith sie „verbessert“ hat, dann ist sie eben so wenig ein christliches Buch mehr wie der Koran oder die Zend Avesta. Wer dann noch zum Mormonenthum übergeht weiß sicherlich daß er vom Christenthum abfällt und einem andern Glauben, einem andern Gotte zuschwört. Bis jetzt täuschen sich noch Manche in dieser Hinsicht.

Daß gegenwärtig so viele erwachsene Leute unter die Heiligen gehen, vorzugsweise um ihre zeitlichen Güter und Vortheile zu mehren, bringt dem theodemokratischen Element gewiß keinen Zuwachs, wohl aber der Selbstsucht, über welche schon jetzt unter den Mormonen so häufig Klage geführt wird. Um die Pläne der Heiligen durchzuführen ist aber nichts nothwendiger als vollkommene Hingebung und Uneigennützigkeit, ein völliges Aufgehen des Einzelnen in der Gemeinschaft und unbedingtes Hingeben an die Gemeinschaft, wie es zum Beispiel bei den Jesuiten stattfindet.

Auch in dem Systeme der Zehnten liegt Gefahr. Durch dasselbe werden gewaltige Summen zusammengebracht und zur Verfügung der Präsidentschaft gestellt. Diese verausgabt dieselben ohne weiter verantwortlich zu sein, und es kann am Ende dabei nicht fehlen daß Corruption einreißt. Es giebt unruhige, ehrgeizige mit Talent begabte Personen, denen es nicht behagt daß sie von der Leitung der Geldgeschäfte und den damit verbundenen Vortheilen ausgeschlossen sind; sie werden in dem ganzen System nichts mehr und nichts weniger erblicken als eine religiöse Speculation; vielleicht sind auch einige neidisch darüber daß die Hirten der Heerde einen so stattlichen Harem haben, zu dessen Unterhalt die übrigen Arbeiter doch beitragen müssen. Der im staubigen Felde beschäftigte Mann wird fragen, weshalb die Lasten und Leistungen so ungleich vertheilt seien, wenn so ein Pascha im eleganten Wagen mit Musikanten und Frauen auf der Straße dahin fährt. Der Mittel zur Ergötzung der Menge, durch welche die Leute von der Aufmerksamkeit auf die Thatsache der wachsenden Macht und Gewalt ihrer Führer abgezogen bleiben sollen, werden immer weniger, während man bereits empfindet wie viel geleistet werden muß. Man hat schon angefangen bei Eintreibung der Zehnten zu murren.

Auch in der Präsidentschaft ist Einigkeit und Eintracht nicht so stark, daß sie allen Proben und Prüfungen gewachsen wäre. Was den drei ersten Präsidenten widerfuhr als der Prophet noch am Leben war, kann leicht noch einmal vorkommen. Die einzelnen Mitglieder der Präsidentschaft haben jeder ihren Parteianhang. Der Saame der Zwietracht, des Ehrgeizes und des Mißvergnügens fällt in einen fruchtbaren Boden; und wenn man die Mormonen von außen her in ihrem Leben und Treiben nicht stört, so kann es gar nicht fehlen, daß die Harmonie unter ihnen durch sie selbst einen harten Stoß erleidet.

Man hat in der That recht, dieses Volk am großen Salzsee in mehr als einer Hinsicht mit den Puritanern Neuenglands zu vergleichen. Beide sind gleich ausschließlich, energisch, zäh und ausdauernd; beide haben Verfolgungen erlitten, sich unter unsäglichen Mühen in einem felsigen schneebedeckten Lande angesiedelt, Kämpfe mit den Indianern bestanden und eine Wüstenei in einen blühenden Garten umgewandelt.

Die Mormonen sind schon heute nicht mehr was sie in dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens waren. Sie wurden verfolgt und verfuhren auch ihrerseits angriffsweise; damals gingen sie gewaltthätig zu Werke, jetzt nicht, und seit sie tausend Meilen weit von der Civilisation entfernt wohnen und ein Zion gefunden haben sind sie harmlos. Noch mehr, sie sind für das Land sehr nützlich, richten gegen die Indianer mehr aus wie ein Heer vermöchte, und alle welche über Land nach dem neuen Ophir ziehen, finden bei ihnen Aufnahme und Erfrischung.

Es bleibt übrigens richtig, daß die Mormonen unter anderen Kirchen und Sekten nicht sein und leben können; sie müssen herrschen oder gehen zu Grunde. Das liegt in ihrem Systeme. Sie können nun im großen californischen Binnenbecken dasselbe ungestört durchführen. Lasse man sie doch ja dabei.

Die Mormonen haben die Gabe der Prophezeiung, wie sie von sich selbst rühmen. Wenn nach wenigen Jahren die mächtige Weltstadt Neuyork mit ihrer halben Million Bewohner, Kirchen und allen Schätzen von der Erde verschlungen wird, und das Meer ein Requiem über diesem ungeheuren Grabe singt, — wenn von der protestantischen Welt nur noch eine dunkle Kunde aus der Vergangenheit übrig ist, — wenn eine Schaar von Engeln in glänzender Waffenrüstung vom Himmel herabfährt und die Heiligen in streitbarer Macht durch die Wüstenei in ihre alte Heimath zurückführt, — wenn die Heiligen Zeuge sind daß die asiatischen Völker an den Grenzen Palästinas myriadenweise in wilden blutigen Schlachten zu Boden geworfen werden, — dann allerdings, aber schwerlich eher, dürfen sie sich überzeugt halten, daß das Zeugniß Josephs des Sehers vom „Geiste der Prophezeiung“ eingegeben worden war.

Der Gründer der Mormonensekte wird einen Platz in der Geschichte behaupten. Viele Tausende von Schwärmern haben ihn in theurem Angedenken; bei ihnen umgiebt ein leuchtender Heiligenschein seinen großen Namen. Man singt Hymnen zu seinem Preis und seiner Ehre; man erzählt schon von ihm Legenden. Aber „wenn einst die Kunde des Herrn die Erde deckt, wie das Wasser die See deckt“, dann wird auch diese „neue Kirche“, das Werk von Menschenhänden, hinwegschwinden und vergessen sein.

Die Kulturbedeutung der Nordwestküste von Amerika.

Durch die Besiedelung Californiens ist die ganze Nordwestküste Amerikas, auch jene der südlichen Hälfte aus dem tiefen Schlafe aufgerüttelt worden, in welchen sie versunken war. Sie ist nun zu neuem Leben erwacht, und wenn die spanischen Creolen sich nicht rühren und dem Geiste des Fortschrittes freien Zugang gestatten, dann sind sie verloren. Wer mit den immer vorwärts eilenden Nordamerikanern nicht gleichen Schritt hält, ist überall wo er mit ihnen zusammentrifft im Nachtheil und sie werden ihn völlig absorbiren.

Das zeigt sich jetzt schon überall wo die beiden Nationalitäten mit einander in dauernde und enge Berührung kommen. Californien aber ist ein politischer Sauerteig, in ähnlicher Weise wie es an der Ostküste einst die Staaten von Neuengland waren. Von San Francisco aus wird die ganze Westküste eine Umgestaltung erfahren; ein Gleiches wird mit den Inseln im großen Weltmeere und den Ländern im östlichen Asien der Fall sein.

Bis jetzt liegt freilich in Californien noch Alles im Rohen; man sieht überall nur Ansätze und Anfänge. Aber wie colossal und vielversprechend sind diese schon nach Ablauf von vier Jahren! Zu Benicia in Californien hat

neulich Herr J. J. Werth in englischer Sprache eine Schrift über die Hülfsquellen und die Politik Californiens, über dessen Mineralreichthum, über Ackerbau- und Handelsverhältnisse drucken lassen. Der Verfasser kennt das Land, in welchem er sich dauernd niedergelassen hat, sehr wohl, und hütet sich in Uebertreibungen zu verfallen. Wir können an die von ihm mitgetheilten Thatsachen allerlei Betrachtungen knüpfen.

In Californien ist mehr oder weniger noch Alles im Ausnahmezustande. Die Goldgräber fördern jährlich für etwa sechszig Millionen Dollars zu Tage, und doch steht der Zinsfuß im Handelsverkehr und für alle Gelder welche in öffentlichen Unternehmungen angelegt werden drei bis fünf Procent monatlich, auch für die bestmöglichen Securitäten. Die Ursache liegt darin, daß die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der Arbeitskräfte sich auf das Goldgraben wirft, und daß der Ackerbau bis jetzt noch so gut wie völlig vernachlässigt worden ist. Begreiflicherweise geht nun ein großer Theil des zu Tage gebrachten Goldes für Lebensmittel fort. Sodann besteht die überwiegende Zahl der Goldgräber nicht aus Bürgern die im Lande ansässig sind, oder aus Leuten welche in Californien zu bleiben beabsichtigen, sondern aus Abenteurern, welche möglichst viel von dem edlen Metall erwerben und dann in ihre Heimath zurückkehren wollen. Diese nehmen sehr beträchtliche Summen mit sich fort.

Allmälig tritt freilich in alle dem eine Veränderung ein. Manche Goldgräber bleiben für immer im Lande, kaufen eine Farm und treiben Ackerbau und Viehzucht, für deren Erzeugnisse sie den vortheilhaftesten Absatzmarkt ganz nahe haben. Sobald die wirklich ansässige Bevölkerung wächst, sind auch die Kaufleute nicht mehr bloße Agenten, denen es darauf ankommt möglichst große Provisionen für den Augenblick zu ziehen, sondern denen an Vertrauen und dauerndem Vortheil gelegen ist. Die Preise werden stetiger, und die Waarenmärkte hören auf Hazardspielbuden zu sein, was sie jetzt mehr oder weniger immer noch sind.

Der Arbeitslohn steht überall sehr hoch, während die Lebensmittel bei Weitem nicht mehr so theuer sind als früher. Es ist ganz richtig, daß in keinem anderen Staate auf Erden auch der gewöhnliche Arbeiter so viel erwerben kann als in Californien, vorausgesetzt daß er fleißig sei. Das gilt viel mehr von denen welche in den Städten und beim Ackerbau beschäftigt sind, als von jenen welche Goldsand waschen. Für diese letzteren rechnet Herr Werth einen durchschnittlichen Bruttogewinn von 750 Dollars im Jahre; es bleibt Jedem durchschnsttlich ein Nettogewinn von ungefähr 400 Dollars oder 600 Thaler Preußisch. Das also kann er ersparen.

Im Allgemeinen ist das Klima nicht so schlimm als man es oft darstellt, am allerwenigsten im Gebirge; auf jeden Fall ist der Winter überall bei Weitem nicht so streng als in den Staaten an der Küste des atlantischen

Meeres. Außerdem werden auch die abgelegensten Theile längst schon regelmäßig mit Lebensmitteln und Waaren aller Art versorgt.

Die Goldgräberei ist von zwiefacher Beschaffenheit — surface mining und vein mining, — das heißt man wäscht den Sand aus, welchen man auf der Oberfläche des Bodens findet, oder man zerstampft den goldhaltigen Quarz. Im Mai 1848 wurde bekanntlich bei Sutter's Mühle das erste Gold entdeckt; seit jener Zeit hat man ununterbrochen neue goldhaltige Stellen, sogenannte „Placeres" gefunden, und die ganze geologische Beschaffenheit sowohl der Thalgegenden als in den Gebirgen macht es sehr wahrscheinlich daß dergleichen noch auf lange Zeit hinaus gefunden werden. Denn es handelt sich hier um eine Oberfläche von vielen tausend englischen Geviertmeilen, und selbst in den Gegenden welche gegenwärtig von den Goldgräbern kaum beachtet werden, weil sie allerdings auf anderen Stellen mehr Gold finden, wird nach Verlauf einiger Jahre die Arbeit guten Nutzen abwerfen. Bis in die jüngste Zeit hat man das Goldwaschen ohne eigenthümliche Methode betrieben, und Herr Werth weiß aus eigener Anschauung und Erfahrung, daß in vielen Fällen nicht die Hälfte des im Sande befindlichen Goldes herausgewaschen wurde. Wie bedeutend die Menge des edlen Metalles ist, ergiebt sich auch daraus, daß viele Placeres seit 1848 und 1849 noch bis auf den heutigen Tag bearbeitet werden, und jetzt bei verbesserter Betriebsart zum Mindesten eben so großen Ertrag geben wie damals als man sie zuerst in Angriff nahm. Unter zwei Dollars Taglohn erhält kein Arbeiter; aber dabei bleibt ihm freilich nicht allzuviel übrig, obwohl alle Lebensbedürfnisse weit wohlfeiler geworden sind wie vor zwei Jahren, als die Arbeiter manchen Stellen, wo täglich für zehn Dollars gewonnen wurde, den Rücken kehrten, weil sie mehr als fünf Dollars täglich an Auslagen hatten. Jetzt gilt ein Placer der täglich drei Dollars einträgt für gut, denn der Lebensunterhalt läßt sich füglich mit Einem Dollar bestreiten.

Ein großer Uebelstand war bisher die Feindseligkeit der Indianer. Im letzten Winter (von 1851 auf 1852) waren Tausende von Goldgräbern auf kleine unergiebige Bezirke eingeengt, weil Niemand sich über dieselben hinauswagen durfte. Denn überall schweiften wilde Horden umher, und wer in ihre Gewalt fiel, war ein Kind des Todes. Es liegt ein Widerspruch darin, daß die Bundesregierung die californischen Goldgräber besteuert und bisher doch nichts gethan hat um sie gegen die Feindseligkeiten der Indianer zu schützen Denn die Summe von 25,000 Dollars, welche der Congreß zu diesem Zwecke bewilligte, reicht nicht einmal aus um den Transport für die genügende Anzahl Soldaten zu bestreiten, und es handelt sich doch um eine Gränzlinie von ungefähr siebenhundert englischen Meilen Länge.

Der zerstampfte Quarz giebt gleichfalls einen ganz außerordentlichen Goldertrag; die Kosten sind aber jetzt noch zu hoch als daß der Nutzen der Unternehmer, nach californischen Begriffen, sehr beträchtlich wäre. Sobald erst

beitskräfte in größerer Menge vorhanden sind, also billiger werden, kann es gar nicht fehlen daß der Ertrag des californischen Quarzgesteins ein ganz ungeheuerer sein werde. Bisher hat man sich fast ausschließlich um das Gold bekümmert, und das gleichfalls reichlich vorkommende Silber, Kupfer, Blei, Eisen und Quecksilber (Zinnober) beinahe völlig vernachlässigt. In der Region der vier Creeks gab, nach Moffat's Analyse, Silber, in einer Tonne (2000 Pfd.) Erz, 206 Dollars 40 Cents; Gold 27 Dollars 90 Cents; Blei 1500 Pfund. Ob diese Analyse genau sei, müssen wir freilich dahingestellt sein lassen. Gewiß bleibt, daß Californien großen Reichthum an den genannten Metallen besitzt.

Man wird schon in den nächsten Jahren eine verständige Bergwerks-Gesetzgebung einführen müssen. Vor allen Dingen kommt es darauf an, daß in den Minenbezirken eine möglichst zahlreiche Bevölkerung sich fest ansiedle; sobald dies geschehen ist, wird Alles in geregelten Gang kommen; auch der Ackerbau, welcher dann auf regelmäßigen und stetigen Absatz rechnen darf. An culturfähigem Boden ist so viel vorhanden, daß gewiß im Laufe der nächsten fünfzig Jahre auch bei sehr beträchtlichem Zuströmen von Einwanderern, gar nicht alles unter den Pflug gebracht werden könnte. Der Boden in den Flußthälern namentlich ist ganz ungemein ergiebig. Herr Werth meint, Californien habe etwa fünfzig Millionen Acres deren Anbau sich sehr gut lohnen werde, selbst bei der bekannten amerikanischen Ackerbaumethode, vor welcher der deutsche Bauer sich mit Recht entsetzt, weil sie das Land aussaugt; bei derselben werde der Acre doch dreihundert Bushels Kartoffeln, 50 Bushels Mais, 40 B. Weizen, 50 B. Gerste oder 60 B. Hafer ertragen. Hafer ist im Lande selbst einheimisch oder doch verwildert und bedeckt ausgedehnte Landstrecken.

Wer über ein Land urtheilt, das sich über zehn Breitengrade hin ausdehnt und einen theils gebirgigen, theils flachen Küstengürtel von etwa fünfzig Wegstunden Breite einnimmt, muß sich vor dem Verallgemeinern wohl hüten. Was von der einen Gegend oder Oertlichkeit wahr und richtig ist, erscheint für andere durchaus unwahr. Daher die widersprechenden Berichte. Unser Gewährsmann, Herr Werth, scheint uns in dieser Beziehung nicht vorsichtig genug zu sein; wir glauben ihm, was er sagt, allein er hätte mehr specialisiren sollen. Unter Anderm erzählt er: „Die Kühe kalben schon, wenn sie zwei Jahre alt sind; Schaafe lammen jährlich zweimal, sehr häufig dreimal in fünfzehn Monaten, und dabei fallen oft zwei Lämmer. Der Prediger Colton erzählt, man finde keineswegs selten vierzehn bis achtzehn Kinder an demselben Tische und die Mutter noch dabei.“ Auf keinen Fall würde das von den Amerikanern gelten können, denn diese sind noch kein halbes Dutzend Jahre im Lande, und was, die Spanier betrifft, so waren deren 1846 nur etwa 12,000 in einem Staate der doppelt und dreimal so groß ist als Deutschland. Solche Uebertreibungen sind geradezu abgeschmackt.

Wahr ist und bleibt, daß Californien eine für den Welthandel unvergleich-

liche Lage hat, herrliche Häfen, vielfach äußerst fruchtbaren Boden und gesundes Klima. Es ist berufen in der Welt eine große Rolle zu spielen.

Bevor Californien einen Bestandtheil der Vereinigten Staaten bildete und ehe San Francisco ein Welthandelsplatz geworden, befand sich der Handel der Westküste vorzugsweise in den Händen der Chilenen. Chile ist unter sämmtlichen Creolenrepubliken die einzige, in welcher Mark, Schwung und Unternehmungsgeist steckt. Valparaiso war der Hauptstapelplatz für den Handel an der Westküste; von dort aus versorgten sie sich mit europäischen Manufacturwaaren und mit indischen und chinesischen Producten. Deshalb hatten viele ausländische Kaufleute sich dort niedergelassen; die Regierung hütete sich den Verkehr irgend wie zu hemmen, und gestattete in den Lagerhäusern das Assortiren von Waaren. So wurde und blieb Valparaiso ein sehr blühender Handelsplatz. Die commercielle Bewegung von Chile ergiebt sich aus folgenden Ziffern.

Jahre	Consumirte Einfuhr	Ausfuhr chilen. Producte	Wiederausfuhr fremder Waaren	Totalexport
1849	Doll. 10,722,840	10,603,404	1,033,877	11,637,221
1850	" 11,789,703	11,592,452	1,179,227	12,771,679
1851	" 15,884,972	———	———	12,146,391

Im Jahre 1849 importirte Chile aus Californien, Peru, Bolivia, Mexico, Mittelamerika, Neugranada und Ecuador für 2,263,926 D. (wovon 1,286,172 D. auf Peru kommen); es exportirte dorthin für 2,953,705 D. Dazu Einfuhren aus China 226,773 D. Ausfuhr dorthin 63,597.

Importe aus den Vereinigten Staaten, Brasilien, Buenos-Ayres und Montevideo 1,442,571 D. (wovon 1,070,822 D. aus den Vereinigten Staaten); Ausfuhren nach denselben Ländern 1,870,282 D.

Der Handelsverkehr Chiles mit Amerika stellte sich demnach: Einfuhren 3,702,571 D., Ausfuhren 4,760,011 D.

Mit folgenden europäischen Ländern stand Chile in Handelsverkehr: England, Frankreich, Deutschland, Belgien, Holland, Spanien, Sardinien, Portugal, Dänemark, Schweden und Norwegen. Die Einfuhren aus Europa betrugen 6,789,831 D., die Ausfuhren dorthin 5,715,820 D.

Mit folgenden drei Ländern ist der Verkehr am wichtigsten. Es kamen 1849 auf

		Einfuhr	Ausfuhr
England	Doll.	4,431,075	4,295,359
Frankreich	"	1,079,942	676,755
Deutschland	"	846,448	677,798

Von den Gesammtausfuhren kommen auf

Kupfer in Barren und Erz	Doll.	2,780,329
Silber	"	3,223,613
Goldstaub	"	263,070
Mehl und Getreide nach Californien	"	1,835,460

Im Jahre 1850 stieg dieser letztere Export auf 2,448,868 Doll.

Während auf solche Weise Californien einen beträchtlichen Theil Brotstoffe aus Chile bezieht, hat es selbst im chinesischen Handel sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Im Jahre 1851 führte es aus dem himmlischen Reiche schon für etwa 800,000 Doll. ein, etwa viermal so viel als Chile. Es kann überhaupt nicht bezweifelt werden, daß Californien in Bezug auf den Handel mit China, dem Stillen Weltmeer und der indischen Inselwelt, sodann auch mit Australien, unter allen amerikanischen Staaten den ersten Rang erreichen und dauernd behaupten werde. Und sollte einst der riesige Schienenweg vom Mississippi bis zum Gestade des großen Oceans eine Wirklichkeit werden, so müßte San Francisco Hauptstapelplatz des chinesischen Handels auch theilweise für Europa werden. Vom indischen Archipelagus und Japan gilt mehr oder weniger dasselbe. Wir brauchen nicht erst hervorzuheben, wie im Laufe der Zeiten alle jene Länder und Plätze, welche sich des Handels mit dem Orient zu versichern wußten, reich und mächtig wurden: — die Phönicier, Baalbec, Palmyra, Alexandria, Konstantinopel, Genua, Venedig, Lissabon, Amsterdam und London; denn in allen Jahrhunderten haben die östlichen Erzeugnisse einen vortheilhaften Markt bei allen civilisirten Völkern gefunden. An San Francisco wird sich dieselbe Erscheinung wiederholen, und vielleicht in höherm Grade, wie bei den genannten Städten. Wenn es wahr ist, daß seit dem funfzehnten Jahrhundert Indien und China aus dem Abendlande 3,000,000,000 Thaler an Gold und Silber gezogen haben, so ist es nicht minder richtig, daß Californien mehr von diesen Metallen abgeben kann als irgend ein europäisches Land. In der orientalischen Welt geht die Entwickelung des englischen Handels bei weitem nicht so rasch und in solcher Ausdehnung vorwärts als jene des amerikanischen. Seit der Besiedelung Californiens haben die Amerikaner begriffen, welche Vortheile ihre geräumigen und doch rasch segelnden Clipperschiffe gerade im Handel mit dem Orient bieten; vermittelst derselben haben sie einen Theil der englischen Schiffe aus dem englischen Handel im Orient weggedrängt. Auch auf die deutsche Rhederei wirkt der lebhafte Verkehr mit Californien; denn zwischen diesem Lande und China sammt dem indischen Archipelagus sind ununterbrochen deutsche Fahrzeuge, insbesondere Bremische, in Thätigkeit, und durch sie wurden bereits Tausende von Chinesen nach Californien hinübergeschafft.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika (Californien nicht mitgerechnet) exportirten in dem Handelsjahre, das mit dem 30. Juli 1850 zu Ende ging, nach der Westküste Amerikas, den Inseln im Großen Ocean, China und den Philippinen für 3,546,720 Dollars. (Davon kommen auf Chile 1,422,721; China 1,605,217; Philippinen 18,267 D.) Sie importirten für 9,967,050 Doll. (Davon kommen auf Thee aus China 4,585,720 Doll.; auf China überhaupt 6,593,462 D.; auf die Philippinen 1,336,866 D.; auf Chile 1,796,877 Dollars.)

San Francisco dagegen allein führte in den letzten sechs Monaten des Jahres 1851 aus Chile für 1,542,366 Dollars ein, und überhaupt in den zwölf Monaten des genannten Jahres für etwa neuntehalb Millionen zollpflichtiger Waare für eigene Consumtion. Im Ganzen betrug die Einfuhr etwa 10,000,000 Doll. was für diesen Platz allein mehr ist, als der ganze Handelsverkehr der Vereinigten Staaten mit dem gesammten Großen Ocean, Westamerika, China und den Philippinen ausmacht.

Vom 1. Januar 1851 bis zum 14. März 1852 clarirten aus Neuyork nach Californien 84 Schiffe von 73,357 Tonnen; aus anderen Häfen der Vereinigten Staaten kamen 400 von 138,417 Tannen; aus fremden Häfen 590 Schiffe von 148,474 Tonnen. Zusammen 1074 Schiffe von 350,348 Tonnen, die alle zusammen auf einen Werth von 18,137,820 Dollars berechnet wurden.

Wir finden in Hunts Merchants Magazine eine Schätzung, der zufolge der Werth der Exporte aus den atlantischen Häfen nach Californien auf 31, jener aus fremden Häfen auf 30 Millionen, zusammen 61,000,000 Doll. betragen hat. Man vergleiche diese Ziffer mit den nachstehenden. Im Handelsjahr auf 1851 betrugen von

		Exporte.		Einfuhren.
Neuyork	Doll.	86,007,019.	Doll.	141,546,538.
Louisiana	"	54,413,963.	"	12,528,460.
Massachusetts	"	12,352,682.	"	32.715,327.
Alabama	"	18,528,824.	"	413,446.
Südcarolina	"	15,316,578.	"	2,081,312.
Pennsylvanien	"	5,356,036,	"	14,168,761.
Maryland	"	5,635,786.	"	6,650,645.
Georgien	"	9,159,989.	"	721,547.
Virginien	"	3,090,068.	"	552,933.
Florida	"	3,940,172.	"	94,997.
Maine	"	1,151,438.	"	1,176,590.

In Bezug der Ausfuhr ist Californien unter allen Staaten der bedeutendste; in Betreff der Einfuhr folgt er, als der zweite, gleich auf Neuyork.

In Bezug auf den Zollertrag nahm Californien in dem Handelsjahr auf 1851 den fünften Rang ein. Die erlegten Eingangszölle betrugen nämlich: in Neuyork Doll. 31,757,199; Boston 6,577,540; Philadelphia 3,667,838; Neuorleans 2,296,636; San Francisco 2,120,884; Baltimore 1,047,278 D.

Sobald in Californien der Ackerbau an Ausdehnung gewinnt, wird die Einfuhr von Brotstoffen und Fleisch, welche jetzt noch ein sehr bedeutendes Item bildet, sich sehr vermindern und später vielleicht ganz aufhören.

Aber nicht bloß für den Handel, sondern auch in politischer Beziehung hat Californien eine ganz außerordentliche Bedeutsamkeit gegenüber den spani-

schen Staaten der Westküste und dem asiatischen Morgenlande. Jene sind bereits in den Strudel des Verkehrs hinein gerissen; die Yankees bahnen Straßen durch diese Republiken um den weiten Weg nach Californien abzukürzen, und es wird den Creolen auf die Dauer ganz unmöglich fallen, sich dem immer mächtiger und nachhaltiger werdenden Einflusse zu entziehen.

Auch der „kalte Mondschein des himmlischen Reiches wird vor der hellstrahlenden Sonne Amerikas erbleichen". Das Gold hat schon manches Tausend Chinesen nach Californien gelockt und wie lange werden sie dort ihre langen Zöpfe tragen? Sie sind bereits ansässige Bürger geworden und man muß sie als solche gelten lassen. Es ist gar nicht zu berechnen wie weit und tief greifend die Rückwirkung der californischen Chinesen im Fortgange der Zeit auf die Zustände ihrer alten Heimath sein wird. Der Verkehr zwischen beiden Ländern, welche einander gegenüber liegen, und demnächst durch Dampfschifffahrt in noch engere Verbindung kommen, wird sich immer regelmäßiger gestalten; unterbrochen kann er nicht mehr werden. Nun ist wohl zu merken, daß China kein Kastenwesen kennt, daß unter allen Asiaten die Bewohner des himmlischen Reiches die erwerblustigsten sind; nichts ist aber mehr geeignet, nationale Vorurtheile zu beseitigen, als lebhafter Handelsverkehr. Daß am Ende auch Japan in die Wellenschläge des großen Weltverkehrs hineingezogen werde, ist zum Mindesten wahrscheinlich.

Die Chinesen in Californien.

Wir haben im vorigen Aufsatze der eigenthümlichen Stellung erwähnt, welche die Söhne des himmlischen Reichs in Californien einnehmen. Schon früher gaben wir einige Notizen über dieses Volk, denen wir jetzt neue Mittheilungen hinzufügen können.

Die Chinesen haben sich an der Westküste Amerika's nun schon völlig eingewohnt und erklärt „daß sie sich als Amerikaner fühlen, als freie Männer, als Republikaner". Chinesische Republikaner sind allerdings eine so merkwürdige Erscheinung wie sie das neunzehnte Jahrhundert nur darbieten kann. Und wer am 4. Juli 1852 in San Francisco sich befand und den Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeit mitfeierte, war Zeuge eines Schauspiels wie es die Welt noch nicht gesehen hat.

In dem großen Festzuge nahmen die „Himmlischen" eine sehr ausgezeichnete Stelle ein; mehr als vierhundert dieser Bezopften hatten sich angeschlossen.

Voran gingen vier Chinesen, die eine mächtige seidene Fahne trugen. Auf ihr prangte das Wappen China's, ein großer Drachen mit Augen aus Spiegelglas. Die Fahne wird als ein wahres Kunstwerk gerühmt; die Chinesen wollten ihrem neuen Vaterlande Ehre machen und hatten allein für dieses Banner mehr als zweitausend Dollars verausgabt. Ein zweites Banner, das in der Mitte des Zuges getragen wurde, hatte die Inschrift, auf der einen Seite:

„Ein Andrang zum Republikanismus!"

auf der andern Seite standen, gleichfalls mit chinesischen Schriftzeichen, die Worte:

„Der 4. Juli fortan und immer ein Festtag für die Chinesen!"

Auf einem von vier Schimmeln gezogenen Wagen stand eine Bande chinesischer Musiker, die mit ihren eigenthümlichen Instrumenten eine Harmoniemusik ausführten, die freilich nur für chinesische Ohren einen guten Klang hatte. Auch Mandarinen, zu Pferd und zu Wagen, sah man im Zuge. „Das Ganze" sagt eine Francisco-Zeitung „stand unter Leitung des Herrn Norman Assing und des Herrn San Wo, welchen mehrere andere unserer hervorragenden chinesichen Mitbürger unterstützten."

In San Francisco erscheint seit der Mitte dieses Jahres auch ein deutsches Blatt, die Californische Staatszeitung. Sie brachte in einer ihrer Nummern vom Monat August folgenden Artikel über die chinesische Einwanderung:

„Die enorme Einwandererfluth aus den Canton- und Shanghaigewässern über den stillen Ocean nach unserm Lande erregt immer mehr Besorgniß. Die Zahl der seit den letzten drei Monaten Angekommenen übersteigt die der im vergangenen Vierteljahr Angelangten um das Dreifache, und steht gleich der Zahl der aus allen übrigen Theilen der Welt hierher Eingewanderten. Bedenkt man die außerordentliche Uebervölkerung des Reiches der Mitte, die geringen Lohnsätze für Arbeit, die politischen Wirren und Unruhen welche jetzt China durchwühlen, und auf der andern Seite die in den letzten Monaten beispiellos gesteigerte Proportion der Einwanderung von dort hierher, den hohen Taglohn der hier bezahlt wird, die Verbesserung der Lage welche die Ankömmlinge hier fesselt und immer neue anzieht: so steht zu erwarten daß für die Zukunft die Einwanderung von dorther so stark zunehme, daß sie in den hiesigen Verhältnissen eine wesentliche Veränderung hervorrufen.

Die Besorgniß welche das „Evening Journal" letzthin aussprach, der jähzornige, streitsüchtige Charakter der Chinesen, wie er aus den häufigen Meutereien zur See hervorleuchtete, werde bei der Zunahme der Bevölkerung unsägliches Unglück über unsern Staat bringen, scheint uns unbegründet, weil die Chinesen im Allgemeinen als verträgliche und friedliche Naturen bekannt sind, die erwähnten Aufstände durch die Brutalität der Schiffsmannschaften provocirt

wurden, und weil wir eine Furcht der kaukasischen Race, ausgerüstet mit allen Mitteln welche die Bildung und der Fortschritt der Zeit an die Hand geben, vor einer niedrigerstehenden für verächtlich halten. Aber eine Verminderung des Werthes der Arbeit, eine Herabsetzung des Taglohns, und damit eine Abnahme des herrschenden Wohlstandes ist in Folge des zunehmenden Eintreffens chinesischer Arbeiter nicht zu läugnen, deren Concurrenz der weiße Arbeiter, der an ein theureres Leben, nicht bloß an Reis und Wasser gewöhnt ist, nicht auszuhalten vermag. Wer könnte es daher Letzteren verargen wenn sie eine Beschränkung der chinesischen Einwanderung erstreben, wenn solche auch nicht im Interesse der Entwickelung des Menschengeschlechts liegt?

Die „Times und Transcript“ giebt folgende, mühsam gesammelte Statistik.

Im Jahre 1848 wanderten 2 chinesische Männer und 1 Frau nach Californien ein. Am 1. Febr. 1849 betrug die Zahl der hier lebenden Chinesen 55, darunter eine Frau.

„Die Zahl der Chinesen in Californien war

am 1. Januar 1850: Männer		735
Frauen		1
		736
am 1. Januar 1851: Männer		4018
Frauen		7
		4025
Angekommen im Jahr 1851: Männer	4103	
Frauen	1	4104
		8129
Verdingt nach den Chincha Inseln 1851	300	
Gestorben in Californien	250	
Zurückgekehrt nach China: Männer	58	
Frauen	1	609
Bleibt am 1. Januar 1852 hier		7520
Eingewandert im Januar 1852	000	
" " Februar, in 2 Schiffen	435	
" " März, " 5 "	1065	
" " April " 5 "	2201	
" " Mai " 22 "	6146	
(Darunter 15 Frauen.)		
" " Juli " 17 "	4894	
" bis zum 6. August " 8 "	1974	
	18,670	
Zurückgekehrt vor Mai	17	
" im Mai	48	
" im Juni	6	
" im Juli	20	
" im August	30	121
	20,042	
Gestorben	504	
Bleibt für 1852		19,538
Total-Summe der in Californien lebenden Chinesen: Männer	27,036	
Frauen	22	
Total-Summe aller Chinesen in Californien bis zum 6. Aug. 1852		27,058

Die Auswanderung aus den nördlichen Theilen von China beginnt erst jetzt; sie wird uns sicher eben so viel Köpfe liefern als die südlichen Provinzen. Es erscheint daher kaum als Ueberschätzung, wenn obengenanntes Blatt als Durchschnittszahl für die chinesische Einwanderung nach Californien in den folgenden Monaten 4500 annimmt.

Jetzt in Californien lebende Chinesen	27,058
Vermehrung derselben bis Ende 1852	20,000
	47,058
Ab für Todesfälle	500
Chinesen in Californien am 31. December 1852	46,558

Die meisten der zu uns gekommenen Chinesen gingen bis jetzt in die südlichen Minen, viele leben in Calaveras County, wo sich bereits eine Menge von Ortschaften mit 1 — 2000 Seelen finden, deren Namen von chinesischen Städten und Landschaften entlehnt sind, Peking, Canton &c."

Daß die große Anzahl der chinesischen Arbeiter den Taglohn herunterdrücken werde, ist keinem Zweifel unterworfen; wie man aber daraus eine „Abnahme des herrschenden Wohlstandes" folgern könne, das erscheint uns unbegreiflich. Der Taglohn in Californien steht noch immer zum Mindesten dreifach so hoch als zum Beispiel in Neuyork oder anderen atlantischen Städten. Es ist gar nicht nöthig für den „Wohlstand", daß ein Kellner 10 Dollars täglich verdiene; wohl aber ist es sehr ersprießlich, wenn in ein Land, welchem es so sehr an Arbeitskräften mangelt, viele tüchtige und fleißige Arbeiter zu mäßigem Lohn zu haben sind. Allerdings geht ein großer Theil der Chinesen in die Goldgegenden; in den vielen kleinen Ortschaften, welche sie gegründet haben, treiben sie jedoch Ackerbau und Gewerbe und die Folge ist, daß die Consumenten eine Menge nothwendiger Artikel weit billiger erhalten als noch vor einem Jahre der Fall war. Wie und von welcher Seite man diese chinesische Einwanderung in Californien auch ansehen mag, — uns will es scheinen, als sei sie gerade für ein solches Land ein rechter Segen.

Wie vollkommen heimisch die Söhne des Reiches der Blume der Mitte sich in der neuen Heimath fühlen, ergiebt sich allein schon aus dem Umstande daß die Wohlhabenderen unter ihnen eine Actiengesellschaft gebildet haben, um in San Francisco eine stehende chinesische Bühne zu errichten, welche im Laufe dieses Herbstes eröffnet werden sollte. Die Schauspieler, die Schauspielerinnen und Musiker, zusammen nahe an hundert Köpfe, waren nebst Costümen und Bühnenapparat, die man auf 27,000 Dollars veranschlagt hatte, schon im Frühsommer aus China verschrieben worden.

Uebrigens leben die Chinesen unter sich nicht immer friedlich. Es scheint, als ob auch viele Mitglieder der über das ganze himmlische Reich verbreiteten geheimen Gesellschaften nach Californien gekommen seien, wo sie freilich vollkommen ungefährlich sind. So kam im August zu San Francisco Folgendes vor. Li-akan erschien vor dem Richter und beschwor, daß er für sein Leben

zittere, da Ge-athey, der unter den Söhnen des himmlischen Reichs eine Art von Hohenpriester oder Dictator abgebe, ihn auf eine höchst boshafte Art verfolge. Dieser Ge-athey ist ein reicher Mann und Einwanderungsagent; er übt priesterliche und richterliche Gewalt gegen alle Chinesen aus, welche sich gegen ihn auflehnen. Da aber in Californien die Gesetze der geheimen Gesellschaften von den Behörden nicht respectirt werden, so nahmen sie den Hohenpriester beim Kragen und sperrten ihn ein. Sobald er für gutes ordentliches Benehmen Bürgschaft leistet, wird er gleich wieder auf freien Fuß kommen.

* * *

Wir wollen hier gleich einige Notizen beifügen, welche auf das Leben und Treiben in Californien Licht werfen.

Unsere deutschen Landsleute haben in San Francisco einen Turnverein gegründet. „Er wird sein eine neue Säule, eine feste Stütze des deutschen Lebens am Stillen Ocean.“

Am Obern Sacramento hat man vermittelst einer sinnreichen Maschine die Stämme und Baumknorren aus dem Sacramentoflusse gehoben und so den Strom bis Monroeville schiffbar gemacht, das nun bald Stapelplatz für den Handel der nördlichen Minen sein wird. Es hat sich nämlich eine Compagnie deutscher Kaufleute mit beträchtlichem Capital gebildet, um dort große Waarenmagazine zu bauen, und vorzugsweise für den Absatz deutscher Fabrikate zu arbeiten. An der Spitze stehen Hanseaten; auch Belgier, z. B. van Artevelde aus Gent, haben sich betheiligt.

Die Ortschaft Stockton und Umgegend sind so rasch im Aufblühen, daß der Werth des steuerpflichtigen Eigenthums in der Stadt und County auf 2,700,000 Dollars abgeschätzt worden ist. Dasselbe hat sich binnen zwölf Monaten um — eine Million vermehrt!

Aus San Francisco schreibt man: „Exgouverneur Mac Dougal fand am Telegraphenhügel ein prächtiges Stück Golderz von ungefähr zwei Pfund Schwere; es enthielt für etwa 10 Dollars Gold. Schon früher hatte man in derselben Gegend beim Graben eines Brunnens Goldquarz gefunden.

Wie gewaltig hoch die Miethpreise in San Francisco immer noch sind, ergiebt sich aus folgendem Artikel der Zeitung San Francisco Whig:

„Für unser Redactionszimmer bezahlen wir so viel Miethe, daß wir recht gut eine „up town“ Wohnung in Neuyork dafür nehmen könnten, für die Expeditionsoffice so viel wie für einen „westend“ Palast in London; für unsere Druckerei in einem feuerfesten Hause könnten wir eine Bank in Threadneadle Street, eine Residenz in Belgrave Square miethen und eine Kutsche und sechs Livreediner halten. Der Betrag für unsere Privatzimmer und Boarding setzte uns in den Stand, eine Reihe Zimmer in Mivarts Gebäude zu nehmen, ein Cab und einen Neger zu halten und einen Sitz in der Oper zu belegen; für

unser Cigarrengeld würde man eine vollständige Tabackplantage im Süden pachten können — und für die ganze Summe wären wir im Stande, uns an einen europäischen Hof zu begeben, den Adelsrang zu erkaufen, auf einem Schloß am Rhein zu leben, umschwärmt von Lakaien, Pferden und Jagdhunden, und ohne gewöhnliche Beschäftigung den ‚noblen Gentleman' zu spielen."

Die Stadt Neuyork, ihr Wachsthum und ihre Bedeutung.

Zweiter Artikel.

Wir schilderten in unserer vorigen Mittheilung, wie die Stadt Neuyork aus kleinen und unscheinbaren Anfängen sich zu einer Weltstadt entwickelte. In welchem Verhältniß die Bevölkerung sich vermehrte und wie sich überhaupt die Populationsverhältnisse gestaltet haben, ergiebt sich aus folgenden Ziffern. Die Volksmenge der Stadt bestand:

1656......	1,000	Seelen	1810......	96,373	Seelen
1696......	4,302	"	1814......	92,448	"
1731......	8,628	"	1816......	100,619	"
1756......	10,381	"	1820......	123,706	"
1773......	21,876	"	1825......	166,086	"
1786......	23,614	"	1830......	202,589	"
1790......	33,131	.	1835......	270,089	"
1800......	60,489	"	1840......	312,710	"
1805......	75,770	"	1845......	371,223	"

Die Zählung vom Jahre 1850 ergab 515,545 Seelen, oder binnen fünf Jahren eine Zunahme von mehr als 140,000! Im Durchschnitt betrug von 1656 bis 1850 die Bevölkerungszunahme für jede zehnjährige Periode 40 Procent. Nur während der Zeit des Unabhängigkeitskrieges und des Krieges mit England von 1812 bis 1814 ist ein Rückgang bemerklich, im Uebrigen geht die Zunahme ununterbrochen fort. Doch dauerte es lange, bevor Neuyork die Städte Boston und Philadelphia, welche ihr voraus waren, einholte; nachdem aber dies einmal geschehen war, überflügelte es beide und ist nun längst die größte Stadt in der neuen Welt. In welcher Weise dies geschah, ergiebt sich aus nachfolgender Zusammenstellung. Es hatten Einwohner:

Jahre	Neuyork	Philadelphia	Boston	Baltimore
1690	3,000	....	4,500	.....
1700	4,800	....	6,700	.....
1750	9,800	7,635	15,731	.....
1790	33,131	42,520	18,038	13,503

Jahre	Neuyork	Philadelphia	Boston	Baltimore
1800	60,489	81,005	24,297	26,514
1810	96,373	111,210	35,250	46,455
1820	123,706	137,097	43,298	62,738
1830	202,589	188,961	61,392	80,620
1840	312,710	258,037	93,383	102,513
1850	515,545	408,815	138,788	189,048

Außer diesen vier genannten Städten gab es 1820 in den Verein. Staaten nur noch acht Städte, welcher über zehntausend Einwohner zählten, nämlich Portland, Salem, Providence, Albany, Pittsburg, Richmond, Washington und Neuorleans. Aber 1830 waren solcher Städte mit mehr als 10,000 Seelen schon sechszehn, 1840 schon ein und dreißig, und 1850 schon fünf und sechszig. Jene von 1840 sind folgende, außer Neuyork:

Boston	Philadelphia	Baltimore
Portland	Albany	Norfolk
Lowell	Rochester	Charleston
Salem	Troy	Savannah
Neubedford	Buffalo	Mobile
Charlestown	Utica	Neuorleans
Springfield	Newark	Louisville
Providence	Pittsburg	St. Louis
Neuhaven	Richmond	Cincinnati
Brooklyn	Petersburg	Washington

Es gab 1790 sechszehn Staaten, welche sämmtlich, jeder einzeln genommen, eine stärkere Bevölkerung hatten, als die Stadt Neuyork. Diese, damals mit 33,131 Seelen, kam der Volksmenge von Tennessee, damals 35,791 Seelen, am nächsten. Es erreichte von den übrigen Staaten nicht die Hälfte der Volkszahl, ausgenommen jene von Delaware, das 59,096 Seelen zählte.

Gegenwärtig hat die Stadt Neuyork eine stärkere Volkszahl, als jeder einzelne der nachbenannten vierzehn Staaten: Neu-Hampshire, Vermont, Connecticut, Rhode-Island, Neu-Jersey, Delaware, Florida, Louisiana, Texas, Arkansas, Michigan, Wisconsin, Jowa und Californien. Und ziehen wir nur die weiße Bevölkerung in Betracht, so können wir noch fünf andere Staaten hierher rechnen, nämlich Maryland, Süd-Carolina, Georgia, Alabama und Mississippi; vielleicht auch noch zwei weitere, nämlich Missouri und Nordcarolina, somit 21 unter den 31 Staaten der Union.

Rechnet man die Neger und Farbigen ab und bringt nur die weiße Bevölkerung in Anschlag, so hat die Stadt Neuyork so viele Seelen als folgende fünf Staaten:

Arkansas	126,071	Weiße
Delaware	71,888	"
Florida	47,120	"
Texas	133,131	"
Rhode Island	144,012	"
Total	522,222	Weiße.

Oder so viel als die beiden Staaten:

Louisiana	254,271 Weiße
Südcarolina	274,775 „
Total	529,046 Weiße.

Oder, nach einer andern Gruppirung, so viele Seelen als die weiße Bevölkerung beträgt in Arkansas, Delaware, Florida, Texas und Südcarolina, — zusammen mit etwa 600,000 Seelen.

Oder so viele als zusammen: Delaware, ganz Florida, Rhode Island und Jowa, zusammen mit 518,694 Seelen.

In Europa haben nur London, Paris, St. Petersburg und Constantinopel mehr Einwohner als Neuyork 1850; rechnet man aber die unmittelbar bei Neuyork liegenden Städte Brooklyn, Williamsburg und die Umgegend mit hinzu, so zählt es mehr Köpfe als die Hauptstädte Rußlands und der Türkei, nämlich 757,000. Beschränkt man die Annahme aber auf die 19 Stadttheile oder Viertel, Wards, des eigentlichen Neuyork, mit 515,000 Einwohnern, so kommen ihm Neapel und Wien am nächsten; Berlin hat jetzt etwa gleiche Volksmenge mit Philadelphia.

Von 1790 bis 1850 hat Neuyork seine Volksmenge viermal verdoppelt, also durchschnittlich in einer Periode von fünfzehn Jahren. Folgende Städte und Staaten haben sich in folgenden Perioden an Volkszahl verdoppelt; seit 1800 (Cincinnati, Louisville und Buffalo sind neuer):

	in Jahren
Neuyork	15
Boston	$20\frac{1}{2}$
Philadelphia	22
Baltimore	20
Cincinnati	$6\frac{2}{3}$
Neuorleans	15
Saint Louis	10
Brooklyn	9
Pittsburg	$7\frac{2}{3}$
Louisville	8
Washington	14
Charleston	33
Albany	$13\frac{1}{2}$
Buffalo	$8\frac{1}{2}$
Staat Neuyork	19
Staat Virginien	70
Neuengland	45
Der Nordwesten	7
Die Vereinigten Staaten	$23\frac{1}{2}$
London in etwa	40

An Wohnhäusern hatte die Stadt Neuyork:

Jahr.	Häuser.	Bewohner.
1656	120	$8\frac{1}{3}$.
1756	2,000	$5\frac{1}{5}$.
1850	37,730	$13\frac{2}{3}$.

Gegenwärtig kann man etwa im Durchschnitt drittehalb Familien auf jedes Haus rechnen; in Boston, das 1850 Häuser 15,194 hatte, kamen etwas über 9 Köpfe auf jedes Haus; in Philadelphia $7\frac{1}{2}$ Köpfe.

An Gebäuden aller Art wurden errichtet in Neuyork:

Jahr.		Jahr.	
1835......	1259.	1843......	1273.
1836......	1826.	1844......	1210.
1837......	840.	1845......	1980.
1838......	787.	1846......	1910.
1839......	1838.	1847......	1846.
1840......	850.	1848......	1191.
1841	971.	1849......	1495.
1842......	912.	1850......	1912.

Die Volksmenge selbst besteht aus dem allerbuntesten Gemisch das sich nur denken läßt; fast alle Völker der Erde haben in Neuyork ihre Vertreter. Nach der Zählung von 1845 war die Bevölkerung der Stadt in folgender Weise zusammengesetzt:

Geboren im Staate Neuyork........	194,916	Personen.
Geboren in Neu-England...........	16,079	"
In anderen Theilen der Ver. Staaten	25,572	"
Geboren in anderen amerik. Ländern	508	"
Geborene Amerikaner	237,075	Personen.
Geboren in britischen Landen	96,581	Personen.
Geboren in Deutschland........ ...	24,416	"
Geboren in Frankreich.............	3,710	"
In anderen Ländern Europas.......	3,277	"
Geborene Europäer	127,984	Personen.

Von diesen Ausländern waren 60,946, also über die Hälfte, noch nicht naturalisirt. (Doch scheint uns, daß die deutsche Bevölkerung reichlich um ein starkes Drittel zu gering angeschlagen worden ist; eben so die in Frankreich geborene, wenn man das Elsaß zu Frankreich rechnet.)

Neger und Mulatten, überhaupt farbige Menschen, gab es 1850 in der Stadt Neuyork 13,724, was gegen 1840 eine Abnahme von 2034 Köpfen zeigt.

Die Einwanderung von Ausländern stellte sich in Neuyork in den zwölf Jahren von 1840 bis 1851 in folgender Weise:

	Einwanderer.		Einwanderer.
1840......	60,712.	1846......	108,264.
1841......	55,885.	1847......	147,170.
1842......	74,014.	1848......	176,671.
1843......	45,961.	1849......	220,742.
1844......	60,597.	1850......	212,996.
1845......	81,291.	1851......	289,601.

Demgemäß betrug die Einwanderung vom Auslande her im Laufe der letztverflossenen zwölf Jahre über anderthalb Millionen Seelen, allein in der Stadt Neuyork.

Von jenen 1,533,904 Einwanderern kommen auf die Jahre:

1840 bis 1843	236,572	Köpfe.
1834 " 1847	397,322	"
1848 " 1851	900,010	"

In den beiden letztverflossenen Jahren kamen die fremden Einwanderer in folgender Zahl aus folgenden Gegenden:

Länder	1850	1851
Irland	117,038	163,256
Deutschland	45,537	69,883
England	28,166	25,553
Schottland	6,776	7,302
Wales	1,537	2,189
Frankreich	3,467	6,064
Spanien	270	278
Schweiz	2,381	4,449
Holland	1,183	1,798
Norwegen	3,156	2,112
Schweden	1,200	769
Dänemark	1,091	229
Italien	488	618
Portugal	85	26
Belgien	244	475
Westindien	565	575
Neuschottland	181	81
Sardinien	182	98
Südamerika	122	121
Canada	82	50
Mexico	63	42
China	37	4
Ostindien	55	10
Sicilien	52	12
Rußland	43	23
Polen	203	422
Türkei	30	4
Griechenland	31	1
Total der fremden Einwanderer	212,996	289,601

Bei einem solchen Zuflusse von Fremden kann von einem, wenn der Ausdruck erlaubt ist, stetigen und regelmäßigen Sterblichkeitsverhältnisse keine Rede sein. Eine große Anzahl von Menschen bringt die Keime tödtlicher Krankheiten aus anderen Ländern mit sich, und auch die ansäßige Population erhält aus den verschiedensten Gegenden immer neuen Zuschuß. Im Jahre 1805 stellte sich die Sterblichkeit 1 von 32.98, und 1810 auf 1 von 46.49; 1815: 1 von 41.83, und 1850, bei 16,978 Todesfällen, auf 1 von 30.37. Im Jahr 1851 betrug die Zahl der Sterbefälle 22,024, was 1 von 25 beträgt, wenn

man annimmt, daß in diesem Jahre die Bevölkerung um 30,000 Köpfe gegen das vorhergegangene angewachsen war.

In anderen Städten der Union ergab sich folgendes Sterblichkeitsverhältniß:

Boston 1845	1	auf	49	Washington 1850	1	auf	43 ⅓
Boston 1850	1	"	38	Wisconsin " "	1	"	106
Lowell 1845	1	"	69	Vermont " "	1	"	100
Lowell 1850	1	"	65	Massachusetts" "	1	"	51
Cincinnati 1840	1	"	35	Utah "	1	"	47½
Baltimore 1846—48	1	"	20½	Louisiana " "	1	"	43
Chicago 1849	1	"	15	Glasgow, Schottl., 1836	1	"	26
Chicago 1850	1	"	42	Manchester, Engl., 1842	1	"	30
Louisville 1840—43	1	"	17¾	London 1841	1	"	41

Die mittlere Lebensdauer in Neuyork stellt sich im Vergleich zu nachbenannten Städten und Gegenden folgendermaßen heraus:

		Jahr			Jahr
Neuyork	1811—20	26.15	Boston	1811—20	27.75
" "	1821—30	24.36	" "	1821—30	25.88
" "	1831—40	19.46	" "	1831—40	22.72
" "	1845—50	20.78	" "	1841—45	21.43
" "	1850	20.67	" "	1850	21.06
Philadelphia	1811—20	26.25	Charleston	1822—30	30.59
" "	1821—30	25.53	" "	1831—40	31.05
" "	1831—40	22.64	" "	1841—48	30.39
" "	1845	21.85			
Massachusetts	1843—48	52.18	England	1841	20.00
London	1841	27.00	Liverpool	1841	20.000

Die Armenverwaltung der Stadt Neuyork giebt durchschnittlich an 6000 Arme Unterstützung; außerdem erhalten zwischen 35 bis 40,000 Individuen, zumeist dürftige Einwanderer, gelegentliche Beihülfe. Die Armenausgaben betragen ungefähr 400,000 Dollars.

Die Criminalstatistik giebt folgende Notizen. Im Jahre 1851 wurden 16,522 Personen ins Stadtgefängniß abgeliefert, wo am 1. Januar noch 221 befindlich waren. Macht zusammen 16,743. Davon wurden 12,955 wieder entlassen, 3390 wurden ins Zuchthaus, 192 ins Staatsgefängniß abgeführt, 3 wurden hingerichtet. In den höheren Criminalgerichten wurden 2494 verurtheilt; darunter 8 wegen Mordes, 8 wegen Todschlags, Angriff in der Absicht zu tödten 8, Ueberfall und thätliche Mißhandlung 703, Unruhstifter 6, Fälschung 17, Diebstahl mit Einbruch bei Nacht 47, großer Diebstahl 105, kleiner Diebstahl 1530 ꝛc. Im Jahre 1836 belief sich die Gesammtzahl der Verurtheilten auf 854 oder 1 auf 315; im Jahre 1851, bei einer Bevölkerung von etwa 550,000 Seelen, kommt 1 Verurtheilter auf 225 Personen. In London kam 1828 1 auf 415, in Boston 1845 1 auf 262.

Die Polizeimannschaft besteht aus 900 Angestellten; die Kosten der Polizeiverwaltung betragen etwa eine halbe Million Dollars. Zur Miliz des

Staats stellt die Stadt Neuyork ungefähr 45,000 Mann; unter diesen befinden sich 4000 uniformirte „Freiwillige“ die jeden Augenblick ausmarschiren können.

Die Löschanstalten oder sogenannten Feuercompagnien beschäftigen 2000 Mann. — In den verschiedenen Theilen der Stadt giebt es vierzehn Marktplätze.

Die Handelskammer wurde 1768 gegründet; sie erhielt 1770 von König Georg III. einen Freibrief, der 1784 einige Abänderungen erhielt.

Ein sehr nützliches Bauwerk ist die Croton-Wasserleitung. Diese ist 40½ Meile lang; im Innern bis zu 5 Fuß 5 Zoll breit; 5 bis 8 Fuß 5½ Zoll hoch; sie kann täglich bis zu sechszig Millionen Gallons in die Stadt liefern; das Minimum beträgt an jedem Tage 27 Millionen Gallons. Die Anlagekosten belaufen sich auf etwa neun Millionen Dollars. Hier mag bemerkt werden daß die Cochituate-Wasserleitung zu Boston nur 20 Meilen Länge hat, und an zehn bis vierzehn Millionen Gallons Wasser liefert; sie kostete fünf Millionen Dollars.

Für den Schulunterricht wurden im Jahre 1850 verausgabt 221,773½ Dollars. In dem Schuljahr bis zum 5. Februar 1851 besuchten 107,363 Schüler die Lehranstalten. Die Zahl der öffentlichen Schulen betrug 114, der Districtsschulen 72, der Corporate-Schulen 21, zusammen 207 Schulanstalten. Die Geldkosten welche durchschnittlich der Schüler verursachte betrugen 6 Dollars 87 Cents.

Die Anzahl erwachsener Leute welche, laut der Zählung von 1850, weder Lesen noch Schreiben konnten, betrug in der ganzen Stadt 18,807. Davon waren 16,449 Ausländer, zumeist Irische, und von den 2358 Eingeborenen 1667 Neger; 12,271 waren Weiber. In Boston beläuft sich die Ausgabe für die öffentlichen Schulen auf etwa 8 Dollars für den Kopf, wenn man alle Schüler von 4 bis 16 Jahren zusammenrechnet. Im Staate Massachusetts auf etwa 3 Dollars. In Philadelphia wurden 1851 für öffentliche Schulen 435,938 Dollars verausgabt, oder etwa 5 Dollars für jedes Kind zwischen 5 und 15 Jahren.

Neuyork hatte 1851 nicht weniger als 261 Kirchen, welche sich auf die erhebliche Zahl von neunundzwanzig verschiedenen Sekten vertheilen, von denen jede einzelne behauptet, sie sei im Besitz der religiösen Wahrheit, was die übrigen dann nicht gelten lassen wollen. Doch lernt sich bei so großer Buntschäckigkeit der religiösen Ansichten, Meinungen und Ueberzeugungen die Verträglichkeit von selbst, und in Bezug auf bürgerliche Berechtigung hat keine Secte vor der andern etwas voraus.

Die verschiedenen „Kirchen“ sind folgende:

Protestantisch-Bischöfliche	45	Kirchen.
Methodisten	30	„

Afrikanische	4	Kirchen.
Presbyterianische	36	"
Associirte Presbyterianer	4	"
Associirte reformirte Presbyterianer	2	"
Reformirte Presbyterianer	4	"
Baptisten	31	"
Congregationalisten	10	"
Wesleyanische Methodisten	1	"
Methodistische Protestanten	2	"
Unitarier	2	"
Niederländisch-reformirte	19	"
Lutheraner	5	"
Römisch-katholische	21	"
Jüdische Synagogen	12	"
Neu-Jerusalem	2	"
Urchristen	4	"
Universalisten	4	"
Quäker	4	"
Verschiedene andere Secten	9	"

Zusammen 261 Kirchen, so daß für etwa 2100 Köpfe eine solche zu rechnen ist. In Philadelphia befinden sich, in der eigentlichen Stadt, 84 Kirchen mit 83,171 Sitzen, rechnet man aber Vorstädte hinzu, 247 Kirchen mit 185,539 Sitzen. In Boston 1845 78 Kirchen und 21 Hallen mit 84,174 Sitzen; in Baltimore 1850 106 Kirchen, in Lowell 1845 33.

Neuyork hat 20 täglich erscheinende Zeitungen, welche 200,000 Abonnenten haben. In Boston waren 1845 15 täglich erscheinende Zeitungen mit 53,172 Abonnenten. In den Vereinigten Staaten überhaupt kamen 1850 von solchen täglichen Blättern heraus 350. In Neuyork liefern jene Blätter etwa 60,000,000 Abdrücke jährlich: in ganz Großbritannien und Irland lieferte die Zeitungspresse 1849 nur 72,447,707 Abzüge. Die gesammte Londoner Presse setzte 21,269,840 Abzüge in Umlauf, was etwa nur ein Drittel so viel beträgt, als jene der neuyorker Zeitungen.

Ein Ausflug nach Lowell in Massachusetts.

Lowell in Massachusetts ist das amerikanische Chemnitz oder Manchester. Im Jahre 1816 standen dort wo nun eine prächtige Stadt mit mehr als dreißigtausend Einwohnern sich erhebt, nur einige armselige Hütten am Merrimacflusse; 1820 wohnten im Dorfe kaum zweihundert Seelen, aber zwanzig Jahre später hatte die Stadt, welche wunderbar rasch emporblühte, schon zwanzigtausend Bewohner, deren steuerpflichtiges Eigenthum auf zwölf und eine halbe Millionen Dollars abgeschätzt war.

Der Merrimac bildet bei Lowell die sogenannten Pawtucketwasserfälle. An diesen errichtete man eine Sägemühle, etwa fünfundzwanzig englische Meilen nordwestlich von Boston. Gegenwärtig aber bedeckt Lowell einen Flächenraum von fünf Quadratmeilen; alle Straßen sind sauber und ansprechend, vor allem die Merrimacstraße, welche eine Länge von anderthalb Meilen hat; die Breite beträgt sechszig Fuß, jene der Seitenwege, welche vom Fahrwege durch Baumreihen getrennt sind, zwölf Fuß. Ueberall herrscht reges Leben und emsige Thätigkeit; in den Wollen- und Baumwollenfabriken sind gegenwärtig etwa 14,000 Arbeiter und 10,000 Arbeiterinnen beschäftigt; außer ihnen hat die Stadt noch etwa zwölftausend fest ansässige Bewohner.

Diese amerikanische Fabrikstadt sieht ganz anders aus als zum Beispiel eine englische. Sie liefert den Beweis daß eine sehr ausgedehnte Fabrikindustrie betrieben werden kann, ohne daß die Arbeiter leiblich oder geistig verkümmern; ja sie zeigt, daß dieselben sich in weit besserer Lage befinden und eine weit höhere Bildungsstufe erreichen können als es ländlichen Arbeitern möglich wäre. Die meisten Fabriken in Lowell sind durch Actiencompagnien gebaut worden, die außer dem Erwerb auch auf Sorgfalt für die Arbeiter Rücksicht nehmen. Sie ließen Straßen bauen und die einzelnen Häuser sauber und gemächlich für die Arbeiter herrichten. Unter diesen sind immer fast neun Zehntel unverheirathet. Die Compagnie vermiethet ein solches Haus an eine ältliche achtbare Frau gegen einen Miethzins, der eben nur das Interesse vom Kapital aufbringt; so ist von vornherein alle Geldspeculation abgeschnitten. Die Frau verwaltet die Angelegenheiten des Hauses nach strenger Vorschrift, darf nur eine fest bestimmte Anzahl von Miethsleuten aufnehmen und nie dürfen mehr als zwei in einem Zimmer schlafen. Mädchen, welche nach englischem Gelde zwölf Schilling Arbeitslohn in der Woche erhalten, zahlen 6 Schillinge und 6 Pence für Kost und Wohnung; Arbeiter, die höhern Lohn bekommen, etwa 15 Procent mehr. Die Mädchen wohnen, essen und kleiden sich mindestens eben so gut als in anderen Ländern die Töchter der Handwerker. Sie arbeiten in der Fabrik nicht so lange, daß ihnen nicht noch Zeit zu anderen Beschäftigungen bliebe, und manche verdienen durch Nadelarbeit noch ein ganz hübsches Geld. Für alle sind die Lesezimmer und Bibliotheken geöffnet; auch an belehrenden Vorträgen, musikalischen Unterhaltungen und Tanz ist kein Mangel. Beinahe alle diese Mädchen legen Geld zurück, denn es gilt das für einen Ehrenpunkt; manche, zum Beispiel die Aufseherinnen, haben in den Sparkassen Geld zu einem gar nicht unansehnlichen Betrage stehen. Die Compagnien haben auf sehr zweckmäßige Weise das Interesse der Arbeiter mit jenem der Fabrik zu vereinigen gewußt. Die Sparkasse hat Hypothek an der Anstalt, und so kommt auch das, was von den Arbeitern erspart wird, der Fabrik und dem Aufschwunge des Geschäfts zu Gute.

Von Boston gelangt man in etwa drei Viertel Stunden auf der Eisenbahn nach Lowell, wo jährlich eine große Industrieausstellung, Mechanics Fair, stattfindet. Diese dauert vierzehn Tage lang und zieht von weit und breit her

eine große Menge von Besuchern herbei. In den Straßen herrscht dann ein ungemein reges Treiben; einige Tage lang stehen alle Fabriken still, tausende von wohlgekleideten Mädchen lustwandeln umher, — Alles gewährt einen behaglichen und respectabeln Anblick. Die Engländer, welche ihrem amerikanischen Vetter scharf auf die Finger sehen und nicht ohne Neid und Bewunderung auf die Fortschritte der amerikanischen Industrie blicken, haben schon längst gerade Lowell ins Auge gefaßt. In nachfolgender Schilderung lassen wir einen Engländer reden.

Mit der Ausstellung von Erzeugnissen der Fabrik-Industrie war auch eine solche von Ackerbauprodukten und ausgezeichnetem Vieh verbunden. Die Blumen und Früchte befanden sich in der Townhall, wo lange Reihen von Tischen mit Vegetabilien der mannichfaltigsten Art bedeckt waren. Prächtige Früchte, herrliches Obst, schöne Pfirsiche, Aprikosen und Pflaumen, die alle frei im Garten gezogen worden waren und gut und gern den Vergleich mit dem Besten aushalten können, was man in englischen Treibhäusern zieht. Auch Gemüse und Feldfrüchte waren sehr gut, mit Ausnahme der Rüben, die in Neuengland nicht so groß werden als in Altengland. Die Blumen sind hübsch, aber kleiner als in Europa, und diese Abtheilung stand hinter den übrigen zurück. Was den Tag über ausgestellt ist, wird Abends im Aufstrich verkauft; das giebt denn zu allerlei Ergötzlichkeit Anlaß und bringt den Ausstellern auf keinen Fall Schaden. Am andern Morgen liefern sie neuen Vorrath und man kann sich überzeugen, daß nicht etwa bloß Schaustücke gebracht werden.

Die Gewerbserzeugnisse werden in einem etwa sechshundert Fuß langen und vierzig Fuß breiten Hause ausgestellt. Dasselbe hat zwei Stockwerke und war mit einer Menge der verschiedenartigsten Artikel, man kann wohl sagen, vollgepfropft; hier soll nur Einzelnes besonders hervorgehoben werden.

Zu ebener Erde standen hauptsächlich Geräthe und Maschinen für den Ackerbau. Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß die amerikanische Gesetzgebung über Patentrechte weit einfacher und zweckmäßiger ist als die englische. Der Erfinder sichert sich das Anrecht auf seine Erfindung ohne viele Umschweife oder Kosten. Ich sprach mit einem sehr verständigen Manne, der mir mit großer Bereitwilligkeit viel Interessantes zeigte und erklärte, und konnte die Frage nicht unterdrücken: „Wie kommt es denn, daß in so vielen Sachen, welche ich hier ganz ausgezeichnet finde, die amerikanische Abtheilung im Londoner Krystallpalaste so dürftig erschien?“ Die Antwort lautete: „Wir hätten große Weitläufigkeiten wegen der Patente gehabt und wenn einer unserer Mitbürger so thöricht war, den Engländern seine Erndtemaschine preiszugeben, so hatten dagegen viele Andere gar keine Lust, sich ohne Weiteres ihre Erfindung rauben zu lassen.“

Es ist in der That staunenswerth, wie weit die Amerikaner es in der Verfertigung sinnreich erfundener, äußerst zweckmäßig eingerichteter Arbeitswerkzeuge gebracht haben. Ich verstehe mich auf solche Dinge ein wenig aus eigener prak-

tischer Erfahrung und behaupte mit der größten Zuversicht, daß alle Ackerbau- und Handwerksgeräthschaften an sich zweckmäßiger und weit besser gearbeitet sind als in England. Der amerikanische Pflug hat auf der Londoner Ausstellung große Bewunderung erregt; was man aber an ihm rühmte, gilt auch von den meisten übrigen amerikanischen Werkzeugen. Der Amerikaner hängt gar nicht starr am Gewohnten oder Hergebrachten; er prüft unablässig, und was er als zweckmäßig erprobt, das eignet er sich auch ohne Weiteres an. Ich sah auf der Ausstellung in Lowell mehrere Kutschen- und Wagenräder von vortrefflicher Art. Das Material war Nußbaum- (Hickory-) Holz; die Speichen waren nicht viel dicker als ein Mittelfinger, aber so dauerbar wie Metall und bei der eigenthümlichen Zähigkeit dieses Holzes doch sehr biegsam; Alles war neben der Zierlichkeit doch auch sehr stark.

In einer großen Abtheilung arbeiteten viele Maschinen; an jeder stand ein Mann und erklärte mit Sachkenntniß und verbindlicher Höflichkeit die Einrichtung, den Gang und den Zweck der Maschine die er, je nach Bedürfniß, anhielt oder in Bewegung setzte. Ueberall stand ein Kreis aufmerksamer Zuhörer und Beschauer, welche gewiß nicht ohne nachhaltigen Nutzen die Ausstellung besucht haben. Eine Nähemaschine erregte vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Ladies; sie nähete weit stärker und fester als man vermittelst der Nadel, die ein menschlicher Finger führt, zu thun vermag, denn jeder Stich bildet zugleich einen Knoten. Der Erfinder selbst zeigte Alles und äußerte: er habe demnächst auch eine Maschine zu Knopflöchern fertig.

Eine sehr merkwürdige Maschine, welche als the Man bezeichnet war, fand große Bewunderung. Sie machte Werkzeuge zum Krämpeln der Wolle oder Baumwolle. Ganz gewöhnlicher roher Eisendraht wurde in die Maschine gethan, machte dann vor den Augen der Anwesenden vier äußerst sinnreiche Processe durch und kam am Ende als eine vollkommene Krämpel mit einer großen Menge mannigfach geordneter Eisenzähne zum Vorschein. Auch an den Jaquardwebestühlen hat man neue Verbesserungen angebracht, so daß man damit dicke farbige Baumwollenzeuge herstellt, die gutes Bettzeug geben.

Von großem praktischen Nutzen für die Gewerbe überhaupt ist aber ganz besonders das Turpin-Rad, welches nach seinem Erfinder so benannt wird. Wir können täglich sehen wie ein Stück Holz, etwa ein Baumstamm, sich rundum, um seine eigene Achse, drehet, sobald von oben her Wasser auf ihn hinabfällt, ehe er von der Strömung weiter getrieben wird. Diese alltägliche Wahrnehmung führte zu der Erfindung Turpin's. An seiner Maschine fällt das Wasser auf die Speichen eines horizontalen Rades, welches das Wasser mit großer Schnelligkeit rundtreibt, und dadurch wird die Kraft des Wassers mehr als verdoppelt. Auch eine neue Maschine zum Weben von Brüsseler Teppichen stand da; sie liefert zwanzig Yards Decken im Tage ohne daß weitere menschliche Beihülfe nöthig wäre als die Aufsicht eines Mädchens. Die Teppiche kosten 3 Schilling englisch die Yard; die Aufseherin erhält 1¼ Penny für

die Yard. Alle diese genannten Erfindungen rührten von schlichten Arbeitsleuten her.

Im obern Geschoß standen Manufacturwaaren nach Classen geordnet; auch hier wurden die Gegenstände von sachkundigen Männern erläutert. Vorzugsweise waren Möbeln, Wollen- und Baumwollenwaaren ausgestellt, dagegen gar nichts von Sammt und Seide. In sogenannten Broad Cloths, in allen möglichen Mustern von Plaid-Shawls leisten die Amerikaner ganz Ausgezeichnetes, sie könnten sich damit selbst in Edinburgh sehen lassen und würden sicherlich Ehre einlegen. Ihr „Kerseymere“ hat in London einen Preis erhalten und ihre Calicoes sind so gut und billig wie die englischen. Mit Recht sagen die Amerikaner: „Was braucht unsere Baumwolle nach England zu gehen um dort versponnen zu werden und als Garn nach Amerika zurückzukommen? Wir können sie in Massachusetts eben so wohl spinnen.“ Es wird vielleicht der Tag nicht mehr fern sein, an welchem Ladungen amerikanischer Wollen- und Baumwollenwaaren auf den englischen Markt kommen. Die Amerikaner verkaufen schon „First rate Calico“ die Yard zu zwei Pence, und die Ausfuhr amerikanischer Fabrikate nimmt alljährlich zu.

Als bemerkenswerth mag noch hervorgehoben werden, daß die Ausstellung in Lowell lediglich von den Arbeitsleuten selbst hergerichtet und beaufsichtigt wurde. Der Ueberschuß von der Einnahme kam dem „Mechanics Institute“ zu Gute, namentlich der Bibliothek desselben, sodann den musikalischen Unterhaltungen und den Bällen. So arbeitete das Nützliche dem Angenehmen und dem geistig Anregenden in die Hand. Jede Arbeiterin, welche einen von ihr verfertigten Gegenstand ausgestellt, hatte freien Zutritt in der Ausstellung; dadurch war auch ein sehr reger Wetteifer erweckt worden.

Auf eine sehr wohlthätige Erfindung soll hier besonders hingewiesen werden, nämlich eine Vorrichtung am Bett, die Alle zu würdigen wissen werden, welche einmal einem langwierigen Krankenlager verfielen. An der Bettstelle befindet sich ein Griff; wenn man an demselben dreht, so kann man dem Kranken jede beliebige Lage geben, ohne daß er Schmerzen empfände; auch kann er selbst jedes Glied so legen wie es ihm zusagend erscheint. Diese Vorrichtung kostet achtzehn preußische Thaler.

Die Thierschau bot manches Interessante dar. Ein paar weiße Zugochsen hatten zusammen ein Gewicht von siebentausend Pfund. In England sieht man oft sehr schweres Vieh, aber das Gewicht erreicht man nur auf Unkosten der Symmetrie; das war in Lowell anders. Ein Landwirth besaß eine Flinte, die nicht schwerer war als unsere gewöhnlichen Jagdflinten; sie schießt aber vier und zwanzig Kugeln hinter einander, ohne daß man sie mehr als einmal zu laden braucht. Vier und zwanzig Schüsse in eben so vielen Sekunden!

Nachdem ich die Ausstellung mit voller Muße betrachtet hatte, ging ich mit einem mir befreundeten Amerikaner ins Freie. Lowell liegt, wie schon

gesagt, am Merrimac. Bei niedrigem Wasserstande erscheint er als ein wenig bedeutender Fluß, und fließt in mehreren Stromrinnen über ein felsiges Bett. Im Frühling und Herbst hat er jedoch eine Tiefe von zehn bis fünfzehn Fuß. Diese Ungleichheit im Wasserstande hat für die Fabrikanlagen manche Uebelstände, denen man durch ein zweckmäßig angelegtes Werk abgeholfen hat, nämlich durch einen Kanal oder deutlicher ausgedrückt, durch ein Aufnahmebecken, was bei 100 Fuß Breite 3/4 englische Meilen Länge hat; es ist 15 Fuß tief, Seitenwände und Boden sind Granit, den man durch großartige Sprengungen bewältigte. Dabei spielten Pulver und Dampf eine Hauptrolle. Vermittelst einer Maschine bohrte man 15 Fuß tief in das Gestein, und zwar allemal Gänge oder Röhren von 12 Zoll Durchmesser, viele neben einander; einmal wurden 170 Tonnen, jede von 2000 Pfund Schwere, abgesprengt. Dieser Kanal geht in westlicher Richtung von der Stadt ab; da, wo er beginnt, ist er etwas vom Merrimac entfernt, mit dem er sich dann vereinigt. Der Raum, welcher der Länge und Breite nach zwischen dem Fluß und dem Kanal hinläuft, bildet einen mit Bäumen bepflanzten Spaziergang. Der Ausfluß wird durch sieben mächtige Schleusenthüren geregelt, welche sich durch Maschinen leicht bewegen lassen. An jeder Thür befindet sich nämlich eine 20 Fuß lange, 10 Zoll im Durchmesser haltende Schraube, welche alle erforderliche Dienste leistet, und durch einen einfachen Griff in Bewegung gesetzt wird. Hier wird auch das vorerwähnte Turpinrad angewandt; dasselbe hält 15 Fuß im Durchmesser, hat eine wagerechte Lage, so daß es von Wasser bedeckt ist, und empfängt den herabfallenden Strom. Durch diesen wird es ungemein schnell gedreht und bewegt die zum Auf- und Niederheben der Schleusenthüren angebrachte Maschine.

Lowell ist und bleibt ein höchst interessanter Punkt, und die Amerikaner haben nicht unrecht, auf diese merkwürdige Stadt einigermaßen stolz zu sein.

Anwachs der Bevölkerung in nordamerikanischen Städten.

Wir geben hier aus dem amtlichen Berichte der mit der Zählung der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten beauftragten Commission eine Uebersicht, welche mit dürren Zahlen nachweist, wie gewaltig sich während der letztverflossenen Jahre die Volksmenge der größeren Städte in der großen nordamerikanischen Union vermehrt hat. Für einen solchen Zuwachs bietet die Geschichte anderer Staaten gar kein Nebenstück.

Städte:	1830:	1840:	Zuwachs in Proc.:	1850:	Zuwachs in Proc. seit 1840:
Bangor, Me.	2,867	8,627	200.9	14,432	67.28
Portland	12,598	15,218	20.79	20,815	36.77

Städte:	1830:	1840:	Zuwachs in Proc.	1850:	Zuwachs in Proc. seit 1840:
Augusta	3,980	5,314	33 51	8,225	54.77
Bath	3,773	5,141	36.25	8,020	56.
Manchester, N. H.	877	3,235	268.87	13,932	330.67
Boston, Mass.	61,392	93,383	52.1	136,871	46.56
Lowell	6,474	20,796	221.22	33,383	60.52
Salem	13,895	15,082	8 54	20,264	34.35
Roxbury	5,247	9,089	73.22	18,364	102.04
Charlestown	8,783	11,484	30.75	17,216	49.91
Worcester	4,173	7,497	79.65	17,049	127.41
Neu-Bedford	7,592	12,087	59.2	16,443	36.03
Cambridge	6,072	8,409	38.48	15,215	80 93
Lynn	6,138	9,367	52.6	14,257	52.2
Springfield	6,784	10,985	61.92	11,766	7.1
Taunton	6,042	7,645	26.53	10,441	36 57
Providence, R. I.	16,833	23,171	37.65	41,512	79 15
New-Haven, Conn.	10,678	12,961	21.37	20,345	56.98
Norwich	5,161	7,239	40.26	10,265	41 8
Hartford	7,074	9,468	33.84	13,555	43.16
Newyork City, N. Y	197,112	312,710	58 64	515,507	61.85
Brooklyn	15,394	36,233	35.37	96,838	167.26
Albany	24,209	33,721	39 29	50,761	50 53
Buffalo	8,668	18,213	110.11	42,261	132.03
Rochester	9,207	20,191	119.3	36,403	80.29
Williamsburg	1,117	5,094	356.04	30,780	504.24
Troy	11,556	19,334	67.3	28,785	48.88
Syracuse	.....	......	....	22,271	.....
Utica	8,323	12,782	53.57	17,563	37.41
Poughkeepsie	7,222	10,006	38.54	13,944	39.35
Lockport	3,823	9,125	138.68	12,323	35.04
Oswego	2,703	4,665	75.58	12,205	161.62
Newburgh	6,424	8,933	39.05	11,415	27.78
Kingston	4,170	5,824	39.66	10,233	75.7
Newark, N. J.	10,953	17,290	57.85	38.894	124.95
Paterson	.....	7,596	.....	11,338	49 26
New-Brunswick	7,831	8,663	10.62	13,387	54.53
Philadelphia City, Pa	80,462	93,694	16 4	121,376	29.58
Philadelphia Co., exclusive der Altstadt	108,335	164,372	51.72	287,386	74.83
Pittsburg	12,568	21,115	68.	46,601	120 7
Alleghany	2,801	10,089	260.19	21,261	110.73
Reading	5,856	8,410	43.61	15,648	87.25
Lancaster	7,704	8,417	9.25	12,365	46.9
Wilmington, Del.	.....	8,367	....	13,979	67.07
Baltimore, Md.	80,620	102,313	26.9	169,054	65.23
Washington, D. C.	18,826	23,364	24.1	40,001	71.2
Richmond, Va.	6,055	20,153	232.83	27,482	36.36

Städte:	1830:	1840:	Zuwachs in Proc.:	1850:	Zuwachs in Proc. seit 1840:
Norfolk...........	9,814	10,920	11.26	14,326	31.19
Petersburg........	8,322	11,136	33 81	14,010	25.8
Wheeling	5,276	7,885	49.45	11,391	44.46
Carleston, S.-C....	30,289	29,261	*	42,985	46 9
Savannah, Ga.....	7,302	11,214	53 57	16,060	43.21
Mobile, Ala.......	3,194	12,672	296.74	20,513	61.87
Neworleans, La....	49,826	105,193	165.09	119,461	16.89
Lafayette	.....	3,207	......	14,190	342 46
Memphis, Tenn....	.....	2,026	......	8,839	336.27
Nashville	5,566	6,929	24.48	10,478	51.21
Louisville, Ky.....	10,341	21,211	105 1	43,196	103 65
Cincinnati Ohio....	24,831	46,338	86.61	115,436	149.11
Columbus	2,435	6,048	148.37	17,883	195 68
Cleveland	1,076	6,071	464 21	17,034	180.57
Dayton...........	2,950	6,067	105.66	10,977	80.92
Chillicothe	2,846	3,977	39 74	7,100	78 52
Zanesville.........	3,094	4,766	54.04	7,929	66 36
Madison, Ia.......	.....	3,798	.....	8,005	110 76
Chicago, Ill.......	.....	4,470	.....	29,963	570 31
Detroit, Mich......	2,222	9,102	309 63	21,019	130.92
St. Louis, Mo....	4,977	16,469	230.9	77,860	372.76
Milwaukee, Wis....	.....	1,712	.....	20,061	1071.78

* Abnahme: 3 39.

Welche ursprünglich amerikanischen Producte verdankt Europa der Neuen Welt?

Ein geistvoller Naturforscher, Professor Schleiden in Jena, äußerte vor einiger Zeit im Deutschen Museum, es sei eigentlich nicht viel, was Amerika uns im Vergleich zu den Producten geliefert habe, mit welchen es von der Alten Welt her beschenkt sei. Der Mais sei keine ursprünglich amerikanische Pflanze und über den Segen, welchen Taback und Kartoffeln etwa brächten, lasse sich noch streiten.

Wir sind anderer Ansicht. Allerdings hat Amerika eine große Menge werthvollster Erzeugnisse des Pflanzenreichs wie des Thierreichs den europäischen Eroberern und Ansiedlern zu verdanken. Wir finden sie in einem vortrefflichen, äußerst reichhaltigen Buche zusammengestellt, das wir allen unseren Lesern, insbesondere auch denen in Amerika, recht dringend empfehlen, denn dasselbe gewährt eine eben so nützliche als angenehme Lecture.*)

*) Beiträge zur Culturgeschichte. Der Einfluß der Menschen auf die Verbreitung der Hausthiere und der Culturpflanzen. Von K. W. Volz, Professor in Stuttgart. Leipzig 1852. 8.

Schon bei seiner zweiten Abfahrt von Spanien im Jahre 1493 nahm Columbus nach Amerika Weizen und Reis mit, verschiedene Sämereien, Weinreben, junge Bäume, Pferde, Esel, Hornvieh und verschiedene Hausthiere, sodann Schweine, Geflügel, Zuckerrohr, bittere Orangen, Citronen und Bergamotpomeranzen, Melonen und Gartenfrüchte, die alle auf Hispaniola herrlicher gediehen. Von Weinreben giebt es bekanntlich eine Menge einheimischer Arten in Amerika; die Spanier fanden deren auf Sanct Domingo, wie fünfhundert Jahre früher die Normannen in Massachusetts; auch auf Cuba fanden die Entdecker Weinstöcke, welche sich bis zu den Wipfeln der höchsten Bäume emporrankten und schwere Trauben mit saftigen Beeren trugen. Die spanischen und portugiesischen Regierungen verboten den Anbau oder vielmehr das Keltern des Weins, um dem Mutterlande ein Monopol zu sichern.

Ein Pomeranzenbaum mit kleinen bitteren Früchten und ein dorniger Citronenbaum mit kleinen grünen Früchten wachsen, nach Humboldt, wild auf Cuba; aber die Citronen mit großen gelben Früchten und die süßen Pomeranzen sind erst durch die Spanier und Portugiesen eingeführt worden. Der Pisang (Banane) kam 1516 von den canarischen Inseln nach Domingo, später andere Arten von der afrikanischen Küste. Aber zwei Arten: Arlon und Dominico, scheinen einheimisch gewesen zu sein. In Westindien ist nun die Pisangfrucht gleichsam das tägliche Brot und wird statt des Reises und des Getreidebrotes gegessen. Cortez verpflanzte den andalusischen Oelbaum nach Mexico; er gedeiht auch vortrefflich auf der Westküste von Peru. Rüben, Cichorien, Lattich, Zwiebeln, Spinnat, Artischocken, Spargel, Pastinake, Petersilie, Wicken, Bohnen, Erbsen, Linsen, Anies, Senf, Paradieskörner, Reis, sodann viele Blumen wie Jasmin, Rose ꝛc. kamen aus Europa.

Die europäischen Hausthiere haben sich bekanntlich in manchen Gegenden Amerikas ganz außerordentlich vermehrt und sind zum Theil sogar verwildert. Auch Pfauen brachte man nach der neuen Welt, aber Gänse und Hühner legten in den ersten Generationen sehr wenig Eier; erst nachdem sie sich acclimatisirt hatten trat ein normales Verhältniß ein. Der Truthahn war in einigen Gegenden schon gezähmt als die Europäer kamen. Die Bisam-Ente war die einzige dort gezähmte Species; sie ist amerikanischen Ursprungs. Die Perlhühner sind auf Cuba verwildert; eben so in den nordamerikanischen Prairien und auf den südamerikanischen Pampas die Pferde; in Paraguay die Esel; in den heißen Thälern von Südamerika nimmt das Hausschwein den Charakter des wilden an. Aber das Schaf ist zahm geblieben, wiewohl man in der heißen Zone Mühe hat, es als Hausthier zu erhalten. Seine Wolle wächst langsamer; wenn sie jedoch immer zu geeigneter Zeit geschoren wird, so zeigt sich dieser Unterschied kaum; läßt man aber diese Zeit verstreichen, so hilft sich die Natur; die Wolle fällt aus, ohne daß sich ein neues Vließ ansetzt, und das Schaf bekommt kurzes, glattes und helles Haar, ähnlich jenem der Ziegen unter demselben Himmelsstrich. In Mexico trafen die Spanier eine Art stummer

Hunde, deren Fleisch gegessen wurde; nach und nach verschwand die Race. Die europäischen Hunde sind schon im sechszehnten Jahrhundert verwildert. Die Hausbiene wurde 1675 nach Amerika gebracht und hat sich dort außerordentlich vermehrt; aber Amerika hatte seine eigene Art Honigbienen. Seidenraupe und Maulbeerbaum waren schon durch Cortez nach Amerika verpflanzt worden; selbst Karpfen hat man nach der neuen Welt übergesiedelt.

Amerika hat, wie man sieht, reichlich von der alten Welt aus empfangen, was gab es dagegen zurück? Außer seinen edeln Metallen und wichtigen Arzneipflanzen auch zwei der wichtigsten Nahrungspflanzen und manche Thiere. Die Urbewohner lernten übrigens nicht erst durch die Spanier die Schätze ihres Landes kennen; Mais, Kartoffeln, Baumwolle, Guajakholz, die Ipecacuanha, die Chinarinde, die Kakaobohne, der Taback, die Orleansfarbe, die Cochenille und das Brasilholz waren längst bei ihnen in Gebrauch, zum Theil auch unter den roheren Stämmen verbreitet. Den Werth mancher Produkte lernten die Europäer erst durch die Eingebornen kennen. Als Columbus Mitte April 1493 von seiner ersten Reise zurückkehrte, wurden bei seinem Einzuge in Barcelona, wo sich damals Ferdinand mit Isabella aufhielten, die Trophäen seiner Entdeckung ihm vorgetragen. Voran gingen sieben Indianer, hinter ihnen zeigte man lebendige Papageien, ausgestopfte Vögel, ausgebalgte Kaimans und Seekühe, welche man für die Sirenen der Alten hielt, sodann seltene Pflanzen, Baumwolle und westindischen Pfeffer.

Das wichtigste Geschenk der neuen Welt an die alte bleibt die Kartoffel. Sie kommt in verschiedenen Arten in Nordamerika wie im Süden wild vor. Das eigentliche Vaterland dieser Frucht sind im Süden die kälteren Regionen der Cordillere, wo die Kartoffel in Peru auf der Hochebene, z. B. am Titicacasee noch ganz in derselben Weise cultivirt wird, wie zu den Zeiten der Incas. Humboldt hält die Maglia von Chile für die Stammart der Kartoffel; und auf den Chonos Inseln hat man eine neue wilde Kartoffel entdeckt, die der zahmen Pflanze sehr ähnlich sein soll. Indessen kann von einer „Stammart“ wohl kaum die Rede sein; im Norden fand Gregg eine kleine Kartoffelart in den Gebirgsthälern von Neu-Mexico wild; Walter Raleigh traf sie in Virginien, und Schoolcraft bemerkt, daß die Kartoffeln bei den Völkern algonkinischen Stammes Opinecg heißen. Spanische Schriftsteller geben ihnen außer dem peruanischen Namen Papas, auch die Benennung Openacak oder Openauck. Die süße Kartoffel, Batate, ebenfalls ein Knollengewächs, das in den Tropenländern gewöhnliche Nahrung ist, und in den gemäßigteren Zonen als Gemüse angebaut wird, bereitet man in Spanien und Portugal wie Kartoffeln zu. In Nord-Europa gedeihen sie nur auf Mistbeeten; in Süd-Frankreich ist der Anbau gelungen. Die Topinambur (Heliantus tuberosus), auch Erdartischocke oder Trüffel von Canada genannt, wird in den Niederlanden, England, Elsaß und Lothringen angebaut, neuerdings auch wieder in Würtemberg.

Der Mais, oder eigentlich Mahis, muß als das eigentliche, specifisch amerikanische Korn betrachtet werden. Tschudi fand Körner davon in den ältesten peruanischen Gräbern, ganz so wie hin und wieder Weizenkörner in ägyptischen Mumien vorkommen. Der Mais wurde von dem südlichsten Theile von Chile an bis nach Pennsylvanien gebaut. Schon Columbus brachte ihn von seiner ersten Reise mit nach Europa. Die Spanier fanden auf verschiedenen Inseln Maisfelder; an der Küste von Veragua sahen sie so große Strecken mit diesem Korn angepflanzt, daß ein einziges Feld eine Länge von 6 Stunden einnahm. Die Peruaner backen aus dem Mais dreierlei Brot. In Europa verbreitete sich der Anbau eines so mehlreichen und ergiebigen Kornes mit reißender Schnelligkeit. Begünstigt durch den Ruf seiner großen Fruchtbarkeit und durch die Aehnlichkeit mit der wohlbekannten aber viel weniger werthvollen Moorhirse, trat der Mais schnell um das ganze Becken des Mittelmeers als wichtige Saatfrucht auf und wurde im Tieflande allgemeines Nahrungsmittel des Landvolks. Im Jahre 1525 wurde er schon in Spanien auf den Feldern angebaut, in Portugal hat er nach und nach alle anderen Kornarten verdrängt; in Frankreich pflanzte man ihn 1536 in Gärten an, und erst unter Heinrich dem Vierten wurde er bekannter; nach England kam er 1562. Aber schon in 1532 wurde der Frucht in einem deutschen botanischen Werke erwähnt, nämlich in Bock's neuem Kräuterbuche. Fuchs nahm 1542 an, der Mais sei aus Griechenland nach Süddeutschland gebracht worden. Aber es ist unbegreiflich, wie noch Jemand bezweifeln kann, daß der Mais allein und ausschließlich Amerika angehört habe und daß wir ihn der Neuen Welt verdanken. Vor Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wird er nirgends beschrieben, während wir genaue Beschreibungen aller übrigen Getreidearten schon bei den ältesten griechischen Schriftstellern wie bei den Lateinern und später bei den Arabern finden. Wer auf alten ägyptischen Denkmälern Maispflanzen zu erblicken glaubt, unterscheidet nicht oder sieht nicht genau zu; was auf denselben Aehnlichkeit mit dem Welschkorn hat, ist eben nichts Anderes als Moorhirse, die im Wuchs mit dem amerikanischen Getreide einige Aehnlichkeit hat. Max. Duncker in seiner vortrefflichen Geschichte des Alterthums irrt daher, wenn er auf einem der ägyptischen Denkmäler Mais zu sehen glaubt, und Schleiden wird, bei näherm Eingehen in die Sache, nicht umhin können, den Mais als eine specifisch amerikanische Getreideart anzuerkennen. Gleich nach dem Erscheinen der Pflanze in Europa erhob sich ein Streit über ihr ursprüngliches Vaterland. Daß sie aus Amerika gekommen, konnte man nicht leugnen, aber man fragte, ob die Alten sie nicht auch schon gekannt hätten. Eine Stelle im Herodot, in welcher er von vier Finger breiten Blättern des Waizens und der Gerste spricht, und die Beschreibung des Theophrast von Fruchtkörnern, die so groß seien wie Olivenkerne, ließen vermuthen, daß der Mais den Alten bekannt gewesen sei; und aus der zufälligen Benennung türkisches Korn wollte man einen orientalischen Ursprung herleiten. Die älteren Botaniker zählten ihn zu den Hirsearten. Clusius,

1601, nennt ihn Panicum americanum, unterscheidet ihn aber von der Hirse, Melicum. Kaspar Bauhin nennt ihn 1623 Frumentum indicum, was schon vor ihm 1571 Matthiolus gethan hatte. Dagegen äußert Lonicer: „Das türkische oder indianische Korn wird von seiner Seltenheit wegen bei etlichen gezählet, ist aus Asia, wie man sagt, zu uns gekommen. Man möchte zur Noth auch Brot davon backen.“ Dagegen bemerkt schon Dalechamp (1578) in seiner Geschichte der Pflanzen: „Das indische Korn wird heut zu Tage unrichtig türkisches Korn genannt, denn es ist aus Westindien zuerst zu uns gebracht worden, nicht aus der Türkei und Asien, wie Fuchs glaubt.“

Mone in Karlsruhe hegt die ausschweifende Meinung, die Römer hätten das Welschkorn in Deutschland eingeführt! Michaud, in seiner Geschichte der Kreuzzüge, nimmt an, der Mais sei 1204 seit der Einnahme Konstantinopel's durch die Franken und Venetianer nach Europa gekommen; er verwechselt ihn aber mit der Moorhirse, Meliga, welche, wie schon bemerkt, ehe sie blüht eine große Aehnlichkeit mit dem Mais hat und auch eben so behandelt wird; die Frucht dagegen ist eine ganz andere. Seltsamerweise neigt sich auch ein so ausgezeichnet gelehrter und geistreicher Mann wie Fraas (Das Klima und die Pflanzenwelt, Landshut 1847) zu jenen hin, welche einen asiatischen Ursprung dieser Pflanze annehmen. Und Siebold will in Japan eine Schrift gelesen haben, in welcher die Angabe enthalten sei, daß der Mais schon vor zwölfhundert Jahren nach Japan gekommen wäre. Aber der deutsche Name: türkisches Korn, ist wohl daher entstanden daß beim Vordringen der Kultur desselben nach Italien und Griechenland der Mais nach Deutschland über Ungarn kam. Im südwestlichen Deutschland erhielt man ihn aus Welschland, wo er 1560 bei Rovigo, 1575 im Mailändischen im Großen angebaut wurde, er kam von Verona nach Innsbruck, aus Mailand über die Schweiz an Rhein und Neckar; daher der Name Welschkorn. Durch Einführung des Maisbaues in Italien hat sich die Kultur der Gerste und der Hirse bedeutend vermindert. Ueberhaupt macht unter allen Halmfrüchten der Mais die stärksten Fortschritte. „Man hat die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß überall wo der Mais allgemeine Nahrung geworden ist, früher oder später eine Hautkrankheit, die Pellagra, entsteht. In Spanien zeigte sie sich schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts; in Italien, wo man den Maisbau seit dem siebenzehnten Jahrhundert kennt, breitete sie sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus und trat seit 1790 endemisch auf; in Frankreich erschien sie erst 1818.“

Dem Taback bestreitet Niemand sein amerikanisches Vaterland. Dort war das Rauchen schon zur Zeit der Entdeckung bei vielen Völkern im Gebrauch. Die Spanier sahen Eingeborene von Cuba mit Feuerbränden herumgehen, indem sie getrocknete Kräuter, die sie in ein Blatt zu einer Rolle wickelten, an einem Ende anzündeten und das andere in den Mund nahmen. Das ist der Ursprung der Cigarre. Diese Rollen nannten sie Tabacco. Nach Oviedo,

der Beamter auf San Domingo war, rauchten die Indianer ihren Tabak durch die Nase, was auch bei nordamerikanischen Stämmen der Fall ist. Sie füllten eine Kalebasse mit einem Kräuterpulver das sie Cogioba, Cossoba, Guioja nannten, steckten einfache oder gabelförmig gestaltete Röhren hinein, so daß eine oder beide Oeffnungen in die Nasenlöcher paßten. Es scheint daß die berauschende Kraft zuerst von ihren Zauberern bei Wahrsagungen angewandt wurde. Cartier sah 1534 die Indianer am St. Lorenzstrom rauchen, und in Westindien baueten schon 1535 die Negersklaven auf den Pflanzungen ihrer Herren auch für sich Taback; man hielt das Rauchen für sehr gesund. Auf dem Festland hieß bei einigen Stämmen das Kraut Petum; daher später auf Tabackspaketen die Aufschrift Petum optimum. Die Peruaner rauchten und schnupften; bei den Mexicanern schläferten sich die Hofleute des Kaisers durch den Taback nach dem Essen ein; die Tabackspflanze hieß bei ihnen Yetl oder Pyetl; eine andere Art nannten sie Quauhyetl; das Rohr, durch welches man das Kraut rauchte, soll, gleich den zusammengerollten Blättern, bei den Cubanern und Haitiern Tabaccos genannt worden sein, was aber doch zweifelhaft erscheint. Gewiß aber ist, daß der Taback seinen Namen nicht nach der Insel Tabago erhalten hat; vielmehr gaben ihr die Spanier diesen Namen, weil sie viel von dem Kraute dort antrafen. Es bleibt ungewiß durch wen der Taback zuerst nach Europa kam; 1553 scheint er noch nicht in Spanien gewesen zu sein; nach Portugal kam der erste Tabacksamen 1559, wahrscheinlich aus Brasilien; (in Thevet's Kosmographie von 1575 findet sich die Pflanze zum erstenmale abgebildet); der französische Gesandte in Lissabon, Nicot, welcher von dem Samen erhielt, säete ihn 1560 in seinem Garten und die Pflanzen gediehen; seitdem führt der Taback den Namen Nicotiana. Der Verwandte eines Pagen, der in Nicot's Diensten stand, heilte sich zufällig durch Tabacksumschläge einen Nasenkrebs, der Gesandtschaftskoch einen Pulsaderschnitt an der Hand. Diese Kuren erregten Aufsehen; man nannte die Pflanze Gesandtenkraut, und Jedermann wollte davon haben. Nicot schickte noch in demselben Jahre Tabacksamen nach Frankreich; Katharina von Medici ließ den Taback in ihren Gärten zu Paris und Marly bauen, um von den Heilkräften desselben Gebrauch zu machen. Man nannte ihn nun Herbe de la reine mère, Herba medicea; das Pulver hieß Poudre à la reine oder nach dem damaligen Großprior aus dem Hause Lothringen, der viel Taback brauchte, auch wohl Herbe du grand Prieur. Nach dem Cardinal Prosper Publicola de la Croce, der den Taback aus Portugal mit nach Italien brachte, hieß er dann Heiligenkreuzkraut, und nach einem Bischof nannte man ihn Tornabona. Allmälig wurde die Pflanze bekannt und in den Jahren 1560 bis 1580 in den verschiedenen botanischen Gärten, auch in Deutschland angepflanzt. Conrad Gesner baute ihn 1565 in Zürich; er hatte ihn von Adolph Occo, Stadtphysicus in Augsburg, erhalten. Immer noch galt die Pflanze als Heilkraut; man rauchte die Blätter noch nicht, bereitete Salbe aus dem „indianisch oder heilig

Wunderkraut;“ „dieses Kraut macht Niesen und Schlafen, reinigt den Gaumen und Haupt, vertreibt die Schmerzen und Müdigkeit, stillet das Zahnweh und Mutter aufsteigen, behütet den Menschen vor der Pest, verjaget die Läuse, heilet den Grind, Brand, alle Geschwüre, Schäden und Wunden.“ Durch solche übertriebene und abenteuerliche Behauptungen über die Heilkräfte der narkotisch wirkenden Pflanze begünstigt, schlich sich auch in Europa die Sitte ein, die Tabacksblätter in kleinen Töpfen oder Rollen zu verbrennen, und den Rauch in den Mund zu ziehen oder sie gepulvert in die Nase zu stopfen, und ehe anderthalbhundert Jahre vergingen, rauchte und schnupfte man in der alten Welt Taback von Lissabon bis Peking und von Island bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung. Die Sitte des Rauchens scheint durch holländische und englische Matrosen nach dem Norden von Europa gekommen zu sein. Unter den Indianern Virginiens sahen die Engländer zuerst Tabackspfeifen. Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts fing man schon an, auch in den höheren Ständen zu rauchen, selbst in Theatern und Kirchen. Man weiß, wie sehr König Jakob der Erste von England gegen den Taback eiferte. Nach Deutschland soll der Gebrauch des Tabacks durch die Heere Karls V. aus Spanien gekommen sein; durch schwedische Soldaten, die den Taback erst in Deutchland kennen lernten, kam das Rauchen 1630 nach Sachsen. Die Türkei erhielt das Rauchen 1605 durch europäische Kaufleute, aber Sultan Amurath IV. verbot es bei Todesstrafe; in Rußland, wo der Taback schon 1542 war, verbot man das Rauchen bei Strafe des Nasenabschneidens; der Patriarch sagte, es besudle die Heiligenbilder; die altgläubigen Sekten in jenem Lande verabscheuen noch heute das „ruchlose Gott mißfällige Gras, das babylonische Kraut.“ Das Schnupfen soll zuerst bei den Spaniern in Brauch gekommen und von ihnen auf die Italiener und Deutschen übergegangen sein. Die ersten Tabackschnupfer sollen gegen 1620 gesehen worden sein, und 1620 that der Papst alle in den Bann, welche in den Kirchen zu Sevilla schnupfen würden; die Geistlichen nahmen nämlich schon damals Taback in die Messe; 1690 wurde dieser Bann für jene erneuert, die in der Peterskirche zu Rom schnupften; aber Benedict XIII., der sich selbst an den Taback gewöhnt hatte, hob den Bann und das Verbot auf. Die Cigarren wurden in Deutschland schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch die französischen Truppen bekannt; allgemeine Verbreitung erhielten sie aber erst seit dem Durchzug der spanischen Truppen des Marquis Romano 1808.

Als dem Gebrauch des Tabacks nicht mehr zu steuern war, begünstigten die Regierungen den Anbau der Tabackspflanze im eigenen Lande. 1615 wurde er zuerst bei Amersfort in Holland gepflanzt, 1620 kam er durch Robert Königsmann bei Straßburg in Anbau; seit 1676 in der Mark Brandenburg, in Schweden 1690; in Bayern schon 1630 durch Schwingshärlein, in Thüringen wurde er zuerst bei Wasungen gebaut; in Hessen und in der Pfalz seit 1697, bei Basel erst 1786. Frankreich hatte die Tabacksregie eingeführt, und

erhielt von ihr 2 Millionen Reichsthaler, Portugal 1753 aus der Verpachtung des Tabackshandels 2¼ Mill. Thaler. Spaniens Einnahme vom Taback betrug 7,330,930 Thl.; Oesterreich erhielt 1770 von Tabacksgefällen 806,000 Thaler ꝛc. Für einzelne Theile Deutschlands ist der Tabacksbau gegenwärtig von großer landwirthschaftlicher Bedeutung, und überhaupt nimmt er als Handelsgewächs mit den ersten Rang ein. Schon im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts betrieben die Ansiedler in Virginien den Tabacksbau sehr eifrig, und allmälig ist er auch in andere Provinzen und Staaten gedrungen, insbesondere nach Kentucky, Ohio, Tennessee, Missouri, Florida und Connecticut. In Mexico durfte er, des spanischen Monopols wegen, nicht überall gebaut werden. Die besten Blätter kommen von Cuba; sehr gute auch von Portorico, San Domingo und anderen Antillen, aus Mittelamerika, Columbien, Brasilien und Paraguay.

In den Orient kam der Taback durch die Europäer; in Ostindien begann der Anbau im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, gleich nach 1599. Wenn die Chinesen wirklich schon im Mittelalter geraucht haben sollten, so war es doch jedenfalls kein Taback, den sie wohl erst über Indien erhielten, wohin er durch die Portugiesen gekommen war, durch welche auch die Perser mit der Pflanze bekannt wurden. Die Japaner erhielten ihn durch die Jesuiten. So reichen nun Gebrauch und Anbau des Tabacks über alle Erdtheile.*)

Die nährende Kraft der Bohne des Kakaostrauches (Theobroma Cacao) war schon lange vor Columbus den Amerikanern bekannt; Cortez fand den Anbau in Mexico sehr ausgedehnt; die Frucht lief auch als Münze um. Die Mexicaner lös'ten die zerstampften Bohnen im Wasser auf, setzten Piment zur Verdauung und Rocou d. h. Orleans hinzu, um ihnen Farbe zu geben; oft nahmen sie auch Maismehl und Vanille (Tlilxochitl) hinzu und machten daraus Tafeln. Diesen herbschmeckenden Trank nannten sie Tschokolatl. Montezuma hatte bedeutenden Vorrath von Kakaobohnen, da die Unterthanen einen Theil ihrer Steuern in solchen entrichteten. In Europa wurde die Bohne und die aus ihr bereitete Chocolade schon 1520, in Spanien, bekannt; letztere wurde 1606 durch den Florentiner Carletti, der lange in Westindien gewesen war, in Florenz eingeführt; seitdem wurde sie nach und nach in ganz Europa ein Lieblingsgetränk; 1661 hatte man sie in Frankreich. In den Handel kommt die Kakaobohne in größeren Quantitäten erst viel später. Der Kakao ist eine tropische Pflanze; außer Amerika ist sie auch nach den Philippinen gekommen und durch die Holländer nach Java.

Auch den Gebrauch der Vanille (Epidendrum Vanilla) lernten die Europäer von den Eingeborenen; sie wächst in den Tropenländern der Neuen Welt überall wild, wo viel feuchte Wärme und Schatten ist.

---

*) Wir wissen nicht woher Hr. Voltz die Notiz hat, „daß in Bremen 25,000 Menschen, ⅓ der Bevölkerung, sich mit der Cigarrenfabrikation beschäftigen.“ Sie ist unrichtig; es beschäftigen sich mit diesem Gewerbszweige höchstens viertausend Menschen oder der fünfzehnte Theil der Bevölkerung.

Die Ananas (Bromelia Ananas) entdeckte Columbus während seiner zweiten Reise auf Guadelupe; 1514 erwähnt Peter Martyr von Anghiera dieser Pflanze, und 1535 gab Oviedo die erste Beschreibung; 1556 machte man sie schon in Zucker ein. Lery in seiner Beschreibung von Brasilien, wo er 1557 war, gebraucht zuerst den Namen Ananas; anfangs nannte man sie Pinas. Acosta, 1578, erwähnt, daß sie schon damals nach Ostindien und China versetzt sei, wo sie 1594 schon häufig war. Die ersten Ananas in Deutschland wurden zu Anfang des Jahrhunderts von einem Herrn v. Münchhausen zu Schwöbber im Hannoverschen gezogen.

Von Arzeneimitteln, welche wir der Neuen Welt verdanken, ist vor Allem die berühmte Fieberrinde zu nennen. Den falschen Namen Chinarinde erhielt sie als 1638 in Peru die Gemahlin des Grafen von Chinchon durch sie geheilt wurde; Andere aber leiten den Namen von dem Worte Quinquina ab. In Bolivia, ihrer eigentlichen Heimath, nennt man sie Cascarilla. Die Gräfin Chinchon hatte viel von der heilsamen Rinde mit nach Europa genommen, und man nannte es daher Gräfinpulver, und später Jesuitenpulver, weil die Jesuiten davon vertheilten. Um 1670 kostete in Paris eine Dosis Chinapulver einen Louisd'or, etwas später das Pfund 100 Louisd'or. Ueber die Pflanze selbst, Chinchona condaminea, deren Rinde diese herrliche Arznei liefert, war man lange in Europa in Zweifel, bis 1737 La Condamine sie in Peru fand.

Durch einen Neger, Namens Quassy, wurde um 1750 in Surinam das Bitterholz, welches man seitdem Quassia nennt, dem schwedischen Oberstlieutenant Dahlberg bekannt. Von diesem erhielt Linné einen Zweig.

Die Ipecacuanha, welche im Innern Südamerika's am obern Paraguay wächst, ist seit 1648 in Europa bekannt, die Pflanze selbst aber erst seit 1801.

Das Guajakholz war 1532 in Europa noch äußerst selten. Man nannte es Franzosenholz, weil es ein Gegenmittel gegen die Lustseuche ist. Der Sassafras wurde 1574 in Europa bekannt, die Sassaparille 1550, die Ratanhiawurzel, 1779 entdeckt, erst seit 1808.

Auch wichtige Farb- und Nutzhölzer liefert uns Amerika. Das Brasilholz (Caesalpina echinata, Lam.) wurde als Färbestoff bekannt als ein mit Lery nach Brasilien gegangener Franzose beim Waschen seiner Hemden sich der Asche dieses Holzes zur Lauge bediente. Man färbte zuerst Leder damit. Das Campecheholz, (Haematoxylon campechianum) kam um 1570 nach England; man verstand aber damals noch nicht die Kunst die Farben dieses Blauholzes zu fixiren. Die in Nordamerika einheimische Färbereiche, Quercitron (Quercus tinctoria) wird jetzt auch in Bayern und noch anderswo in Deutschland gezogen.

Das Mahagonyholz (Swietenia Mahagony) fanden die Europäer 1595 auf Trinidad, wo sie es Anfangs zur Ausbesserung von Schiffen be-

nutzten. Im Jahre 1724 brachte man einige Blöcke nach England, wo es allmälig in Mode kam.

Von nützlichen Thieren hat die alte Welt nur wenige aus Amerika bekommen. Wir nennen den Truthahn, der aus dem Gebiete der Vereinigten Staaten und Mexico stammt. Aus letzterem Lande brachte man ihn nach Peru und nach den Antillen. Den Namen Gallopavo gebraucht zuerst Gomara 1553; schon 1524 oder 1532 kamen diese Thiere nach England; 1540 waren sie in Frankreich, zehn Jahre früher schon in Deutschland.

Die Cochenille (Coccus Cacti), eine Baumschildlaus, hat ihr Vaterland in der heißen Zone der neuen Welt, vorzüglich in Mexico und Guatemala. Die alten Mexicaner betrieben die Cochenillezucht, und die Kaiser ließen sich Cochenille als Tribut zahlen. Lange Zeit hielt man sie in Europa für die getrocknete Blüthe oder Frucht eines Gewächses, selbst noch in Holland um 1729. Um 1540 war sie in Antwerpen schon Handelsartikel. Die Spanier suchten mit eifersüchtiger Wachsamkeit die Verpflanzung lebendiger Cochenille zu verhindern; doch gelang es 1777 dem Botaniker Thierry unter großen Gefahren Nopalzweige mit Cochenillenestern nach St. Domingo zu bringen. Nach Rio de Janeiro kam sie 1770; nach Peru schon sehr früh; 1795 nach Ostindien. Im Jahre 1827 brachte Berthollet die Cochenille nach den canarischen Inseln, wo sie vortrefflich gedeiht; 1828 kam sie nach Java, 1831 nach Algier.

Das Meerschweinchen (Cavia cobaya) kam schon früh aus Amerika; das nützliche Alpaca, das so vortreffliche Wolle giebt, erst 1739, und zwar nach England.

Das sind die Haupterzeugnisse welche man der neuen Welt verdankt.

Bartletts Reise von Paso del Norte in Neumexico, den Gila entlang, nach San Diego in Californien, und sein Besuch im Napathale.

Vor etwa dritthalb Jahren sandte die Regierung der Vereinigten Staaten eine Commission ab, welche die im Friedensvertrage von Guadalupe Hidalgo bestimmte Gränze zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten genauer untersuchen und feststellen sollte. Sie stand unter der Leitung eines Mannes, der seit Jahren eifrig dem Studium der amerikanischen Völker- und Alterthumskunde obliegt, John Bartlett. Was seither durch ihn bekannt wurde, bestand nur in einzelnen flüchtigen Reisenotizen ohne erheblichen Belang; nun hat er endlich mehr von sich hören lassen. In der Oktobersitzung der Neuyorker historischen Gesellschaft, deren fleißiges Mitglied Bartlett ist, wurde ein ausführlicher

Bericht aus San Diego in Californien vom 20. Mai 1852 verlesen. Er schrieb ihn, nachdem er die Arbeiten an der Gränze vollendet hatte, und wir wollen ihn seinem wesentlichen Inhalte nach mittheilen, da er viel Interessantes enthält und insbesondere auch zeigt, auf wen die Schuld der Fehden und Raubzüge fällt, durch welche ein großer Theil von Mexico geradezu in eine Wüste verwandelt worden ist.

Es sind nun etwa zwei Jahre verflossen, so schreibt Bartlett unterm 20. Mai — seit ich Neuyork verließ. Ich versprach damals, Mittheilungen über Gegenstände von geschichtlichem oder antiquarischem Interesse zu machen, falls mir dergleichen aufstoßen würden. Das war nun auf der Strecke, welche ich den Rio Gila entlang reis'te, nicht der Fall, mein Weg führte nicht ganz an diesem Flusse hinab und unsere Ingenieure gelangten nur dort an ihn, wo die westliche Gränze von Neumexico ihn durchschneidet. Wir sahen nur unbeträchtliche Ruinen, aber sehr viel zerbrochenes Töpfergeschirr. Auf meiner Rückreise werde ich besonders die Gegenden aufsuchen, in denen frühere Reisende Ruinen fanden.

Auf meiner Wanderung nach Westen, vom mexicanischen Meerbusen bis Paso del Norte in Neumexico, dann durch Chihuahua und Sonora bis zu dem wichtigen Handelshafen Guaymas am californischen Golf, ging meine Richtung durch Gegenden, welche bisher nur selten von Ausländern besucht wurden. Auf der ganzen Strecke fand ich gar nichts von Alterthümern; Alles gehört den neueren Zeiten an. An den Grenzen der genannten Staaten liegen ungemein viele Häuser in Trümmern; sie waren einst von spanischen Mexicanern bewohnt, wurden aber der Indianer wegen verlassen. Man sieht auch häufig ganz entvölkerte Ortschaften, in denen noch hübsche Kirchen stehen; aber von indianischen Alterthümern ist, wie gesagt, keine Spur vorhanden. Es gewährte einen melancholischen Anblick, die verlassenen Ortschaften und Gehöfte zu sehen; manche unter diesen Ranchos waren sehr groß und lieferten Zeugniß, daß in ihnen einst Wohlstand und Behaglichkeit herrschten. Nun wuchern Gras und Unkraut; an den eingefallenen oder dem Einsturz nahen Mauern kriechen Schlangen, Eidechsen und allerlei giftiges Gewürm hin; in den verlassenen Gemächern haben Eulen und Fledermäuse sich eingenistet und selbst der Wolf sucht manchmal in ihnen einen Schlupfwinkel. Von den Kirchen sind manche noch in ganz gutem Zustande, die Heiligenbilder stehen noch in den Nischen, und wenn man die Schwalben und Fledermäuse austriebe, so könnten sie gleich wieder dem Gottesdienste zurückgegeben werden.

Der Indianer würde jeden Bewohner, den er anträfe, ohne Gnade ermorden, er würde auch jedes Haus plündern, und er hat es gethan; aber vor den Kirchen hegte er eine gewisse Scheu und deshalb verschonte er sie, und selbst die Vergoldungen und Schmucksachen hat er nicht angerührt. Um die Kirchen herum oder neben denselben stehen allemal lange Reihen von Häusern, in welchen ohne Zweifel einst die Indianer wohnten, — diese waren die Erbauer

und erhielten ihre Anleitung von Geistlichen. Manche dieser Kirchen waren Missionsplätze zur Bekehrung der Indianer, und wenn diese auch nicht gerade Christen wurden, so lernten sie doch nützliche Beschäftigungen. Man erkennt selbst noch aus den Ruinen, daß ein ausgedehnter Wirthschaftsbetrieb vorhanden war. Allemal liegen diese Kirchen und Missionen in fruchtbaren Thalgründen zwischen Gärten und Obstbäumen, namentlich Pfirsichen, Granatäpfeln &c. Bewässerungskanäle, sogenannte Acequias, durchschneiden die Gegend und machen den Boden so ergiebig, daß er eine sehr zahlreiche Bevölkerung zu ernähren im Stande war. Auch die Ranchos und Haciendas liegen allemal in fruchtbaren Strichen, doch trieben deren Besitzer vorzugsweise Viehzucht. Das nun verlassene und verödete Gut Babocomori, unweit von San Pedro, besaß einst mehr als 20,000 Stück Hornvieh, und schwerlich hatte irgend eins von diesen Gehöften unter 5000 Stück, Pferde und Maulthiere ungerechnet. Wir suchten einige Nächte Schutz hinter den Mauern des genannten Gutes und trafen dort einige Sonoraner, welche auf wildes Rindvieh Jagd machten. Allerdings hatten die Besitzer, als sie ihr schönes Gut zu räumen gezwungen waren, ihre Heerden mit sich genommen; es blieb aber in den Hügeln und in den entfernten Gegenden doch manches zurück, das sich seitdem beträchtlich vermehrt hat. In dem nördlichen und mittlern Theile von Sonora ist überhaupt wildes Vieh in so großer Menge vorhanden, daß Oberst Cooke, als er 1847 durch diese Gegenden zog, sein 450 Mann starkes Bataillon ganze 14 Tage lang mit dem, was davon eingefangen und geschossen wurde, speisen konnte. Wir fanden die Thiere sehr scheu, und da wir zahme Heerden hatten, so ließen wir jene ungestört.

Vom Rio Grande bis zum Gestade des großen Oceans trafen wir mit Indianern aus vielen Stämmen zusammen, und mit allen, auch den streitbarsten, kamen wir ganz vortrefflich aus. Unter den nun so feindlichen Apaches hatte ich, so recht mitten in ihrem Lande, drei Monate lang mein Lager. Täglich wurde ich von Häuptlingen und Kriegern besucht; sie aßen an meinem Tische und schliefen in meinem Zelte und ich bin oft längere Zeit mit zehn oder fünfzehn von ihnen allein gewesen. Gerade damals ereignete sich allerlei, was sehr leicht böse Folgen haben konnte. So wurde zum Beispiel ein Apasche von einem bei der Commission beschäftigten Mexicaner mitten in unserm Lager erschlagen, als mehr denn fünfzig Apasches sich unter uns befanden. Sie ergriffen Bogen und Lanzen und machten sich bereit zum Angriff, und doch gelang es uns durch Vorstellungen, sie dahin zu vermögen daß sie ins Fort kamen. Dort überzeugten wir sie, wie wenig wir daran gedacht, sie zu beleidigen, und wie der Mord nur einem Einzelnen zur Last zu legen sei. Ich gab der Familie des Erschlagenen einige Decken, Zeug, Mais und noch andere Sachen und einen Monatsgehalt, welchen der mexicanische Maulthiertreiber, der Thäter, zu beziehen gehabt hätte, und nun war Alles ausgeglichen. Ich erlösete auch zwei mexicanische Knaben, welche lange Zeit als Gefangene unter den Apasches gelebt hatten

Dieses Alles erwähne ich, um zu zeigen, daß diese Indianer, so wild und unbändig sie auch sein mögen, doch mit sich reden lassen und daß man durch friedliches und verständiges Benehmen bei ihnen etwas ausrichtet. Diese Apaches waren nun seit vielen Jahren nicht nur mit den Mexicanern, sondern auch mit den übrigen Indianern im Kriege gewesen. Auch aus den amerikanischen Niederlassungen in Neumexico hatten sie eine Menge geraubter Sachen und waren ein Schrecken für Alle, welche durch ihr Land ziehen mußten. Seit wir die Kupfergruben verlassen hatten, war dieser Posten von Truppen der Verein. Staaten besetzt worden und nun auch der Krieg ausgebrochen. In einem vor mir liegenden Briefe heißt es: „In einer Zusammenkunft zwischen den Truppen und den Indianern waren diese letzteren sehr unverschämt; neun von ihnen wurden erschossen." Nun übten freilich die Indianer das Vergeltungsrecht, legten sich in Hinterhalte, schossen einige Soldaten nieder und raubten alles Vieh, dessen sie irgend habhaft werden konnten.

Mir erstarrt das Blut in den Adern, wenn ich erzählen höre, welche scheußlichen Grausamkeiten von den Weißen gegen die Indianer begangen werden. Dann üben, wie gesagt, die letzteren das Vergeltungsrecht aus, und es entsteht unaufhörliche Fehde; Plündern, Sengen und Brennen ist an der Tagesordnung; man führt einen Vernichtungskrieg. Ich habe in Neumexico, Californien, Sonora und Chihuahua mich genau erkundigt, welche Ursachen den Raubzügen der Indianer zum Grunde liegen und weshalb die Kriege mit den Weißen entstanden. Allemal kam als Resultat heraus, daß die Weißen der angreifende Theil gewesen sind. Die Mexicaner gestehen das auch ganz offen ein. In Californien namentlich tragen die Weißen alle Schuld. Es gab gar keine friedlicheren und zufriedeneren Indianer als jene in Californien, ehe die Amerikaner das Land in Besitz genommen hatten. Diese letzteren aber haben in ihrer Habgier nicht nur die goldhaltigen Ländereien genommen, sondern auch die Waldgegenden besetzt, in denen allein die Eingeborenen sich Unterhalt zu verschaffen im Stande sind; man will ihnen gar keinen Fleck in ihrer alten Heimath gönnen. Ich könnte viele Bogen mit Erzählungen von den Grausamkeiten anfüllen, welche durch die Weißen verübt worden sind.

In meinem Verkehr mit den verschiedenen Indianerstämmen habe ich reichhaltige Wörterbücher oder eigentlich Vocabularien ihrer Sprachen gesammelt. Sie sind weit vollständiger als die von Gallatin entworfenen, welche ich zu Grunde legte, und werden den Sprachforschern bei den Vergleichungen der Indianersprachen von großem Nutzen sein. Ich besitze nun dergleichen von neunzehn verschiedenen Sprachen, die im Westen des Rio del Norte geredet werden. Die meisten habe ich selbst entworfen und dermaßen geprüft, daß sie correct sind. Die meisten sind ganz neu und bisher gar nicht bekannt gewesen.

Während meines unglücklichen Zuges nach Sonora, den ich machte um für unsere verschiedenen Partien am Gila uns Lebensmittel zu verschaffen,

wurde ich beinahe ein Viertel Jahr lang durch Fieber im Lande zurückgehalten, vergaß aber doch die Indianer nicht. Gouverneur Cubillas ließ einen angesehenen Häuptling der Opatastämme, Namens Tanori, der etwa sechszig bis achtzig Meilen weit entfernt wohnte, nach Los Ures einladen, wo ich mich damals befand. Er kam und ich erhielt von ihm ein Vocabularium seiner Sprache; auch erhielt ich dergleichen von den Ceres- und Yaquistämmen; von der Sprache der Ceres wußte man bisher nichts. Sie sind unter allen Indianern in Sonora die bei weitem feindseligsten und wohnen an der Küste des californischen Meerbusens (nördlich von Guaymas) und auf der Insel Tiburon. Ich lernte einen Mann aus diesem Volke kennen, welcher in der Nähe der Stadt Hermosillo wohnte; er war ein recht verständiger Mensch, der mir alle Auskunft gab welche ich wünschte.

Diese Vocabularien werden freilich nur für die Gelehrten vom Fach Interesse haben; ich versäumte aber auch nicht, über Sitten, Gebräuche und Eigenthümlichkeiten dieser verschiedenen Stämme Erkundigungen einzuziehen. Auch habe ich eine Menge von Portraits in Lebensgröße und wählte unter den verschiedenen Stämmen alle die Individuen aus, welche mir charakteristisch zu sein schienen. Ich fand, daß bei allen Stämmen ein großer Unterschied zwischen den Häuptlingen und den Reichen einerseits und den Massen andererseits vorhanden war. Das was einem Stamme eigenthümlich ist und ihn von einem andern unterscheidet, kann der Beobachter in allen Klassen des Stammes wohl erkennen, wie man zum Beispiel einem Engländer leicht ansieht, ob er den höheren Klassen oder dem Handarbeiterstande angehört. So auch bei den Indianern; die Häuptlinge und deren Familien sind allemal hübsche Exemplare des Genus Homo, gut gebaut, schlank und kräftig, mit vollem Gesicht und meist auch heller von Hautfarbe als die übrigen. Das hat zum großen Theil seine Ursache in der Art und Weise wie diese Häuptlinge sich nähren und kleiden; auch sind ihre Wigwams besser als jene des gemeinen Mannes. Dieser leidet oft Mangel an guter Nahrung; manche sind ohne Wigwams und Decken und daher weder so hübsch noch so körperkräftig. Meine Portraits stellen meist Häuptlinge dar.

Auf meinen Wanderungen habe ich drei Klassen von Indianern angetroffen. Erstens: die wilden Stämme, welche von Jagd und Plünderung leben und keine Dörfer, überhaupt keine festen Wohnplätze haben. Dahin gehören die Apaches. Zweitens: die halbcivilisirten Stämme; sie bauen den Boden in ihrer eigenthümlichen Weise an, treiben Viehzucht, und spinnen und weben. Dahin rechne ich die Pimos, die Coco-Maricopas und die Navajos.

Drittens jene Stämme, welche unter den Mexicanern und Californiern oder in deren Nähe wohnen, unter Missionären gelebt und sich den Sitten und Gebräuchen der Weißen anbequemt haben. Dahin gehören manche Stämme in Mexico und alle, welche in Californien an der Küste südlich von San Francisco verbreitet sind.

Die Stämme, welche der zweiten Klasse angehören, haben ihre Gesittung aus sich selbst; sie ist ihnen nicht von außen her zugebracht worden.

Außer den Portraits besitze ich noch eine Menge von Zeichnungen und Skizzen, welche das Leben und Treiben dieser Indianerstämme erläutern, ihre Dörfer und das Innere der Wigwams darstellen, ihre religiösen Feierlichkeiten, ihre Waffen, Kleidung, Hausgeräthe und dergleichen mehr. Es sind übrigens nur wenige Stämme, welche einige Manufacturen haben.

Der Congreß hat mir leider nicht die nöthigen Summen bewilligt, sonst hätte ich einen Geologen, Botaniker und Zoologen mitgenommen. Indessen wählte ich zu Mitgliedern der Commission auch zwei Männer, die in der Botanik und Mineralogie bewandert sind, und auch für die Zoologie haben wir gute Ausbeute, namentlich an Reptilien, an welchen die öden Landstriche von El Paso ab, den Rio Gila entlang, bis zum großen Ocean sehr reich sind. Leider ging ein Theil unserer Sammlungen verloren, weil die Partie, welcher derselbe anvertraut war, diese Schlangen, Eidechsen, gehörnten Frösche, Hundertfüße, Skorpione, Taranteln 2c. im Stiche ließe. In anderen Zweigen der Naturwissenschaften haben wir dagegen mehr leisten können; namentlich in magnetischen, astronomischen und meteorologischen Beobachtungen. Wir waren mit guten Instrumenten versehen. Die Goldgegenden Californiens habe ich nicht besucht; darüber ist auch genug geschrieben worden. Aber ich war in Benicia, wo ich wichtige Geschäfte hatte, und besuchte von dort das Napathal bis zu der vulkanischen Gegend in der Nähe des Clearsees*). Meine Begleiter waren Dr. Webb und Herr Thurbe.

Ich wußte gar nichts Näheres über die Oertlichkeit, welche wir besuchen wollten, und kannte auch Niemand, der schon dort gewesen wäre; nur aus zweiter Hand hatte ich einige Nachrichten erhalten. Zufällig traf ich aber einen Mann, der im Napathal gewesen und geneigt war, sich uns anzuschließen. Nun bestand unsere Partie aus vier Mann, den Träger mit eingerechnet.

Wir gingen das Napathal etwa siebenzig Meilen aufwärts; ich fand, daß es sich sehr wohl für den Ackerbau eignet und auf jener ganzen Strecke ebenen Boden hat. Etwa auf funfzig Meilen hat es eine durchschnittliche Breite von vier Meilen, dann aber wird es durch die Höhen auf beiden Seiten immer mehr eingeengt und hat nur noch die Breite von etwa einer halben Stunde. Der Napafluß ist für kleine Schiffe und Dampfboote bis zur Stadt Napa, demnach etwa zwanzig Meilen weit fahrbar, nachher nicht mehr. Ueber das ganze herrliche Thal sind gewaltige Eichbäume gleichsam verstreut, und manchmal stehen sie in Gruppen oder Linien bei einander, so daß man glauben möchte, es sei des Menschen Hand hier thätig gewesen. Eigentliche parkartige Gruppen, welche ein Fällen der Bäume nöthig machten, sind jedoch nur einige

*) Das Napathal wurde schon im Februar 1851 von dem Geologen Shepherd aus Ohio besucht. Siehe Westland Band I. Seite 248.

wenige vorhanden. Deswegen war es leicht den Boden zu beackern, der auch bereits angebaut ist und äußerst ergiebige Erndten giebt. Unter den Ansiedlern sind manche alte Fallensteller (Trappers) aus Missouri, die schon vor zwölf oder funfzehn Jahren ins Land kamen, und denen es hier so wohl gefiel daß sie californische Weiber nahmen und sich dem Ackerbau zuwandten. Damals erhielten sie viel Grund und Boden, und sind nun theils durch Verkauf von Aeckern, theils durch den guten Absatz welchen ihre Produkte fanden, reiche Leute geworden. Jetzt kostet im Napathale der Acre Land schon 15 Dollars; ein Jahr früher wurde er mit 6 Dollars bezahlt, und 1848 konnte man ihn fast umsonst haben. Das ganze Land kann ich nur mit einem sorgfältig unterhaltenen englischen Park vergleichen. Hoch oben im Thale, wohl fünf Stunden von jeder andern menschlichen Wohnung entfernt, fand ich einen jungen Mann aus Vermont der dort schon seit sieben Jahren wohnte; er war mit den ersten Auswanderern nach Oregon gekommen und dann hierhergegangen, wo er ein großes Gut mit fünfhundert Stück Hornvieh besaß. Es berührte mich eigenthümlich als ich hier an den äußersten Gränzen der Civilisation eine kleine Bibliothek und ein Fortepiano fand. Etwas weiter aufwärts fanden wir den letzten Ansiedler; auch er war aus Neuengland, besaß zwar kein Fortepiano, wohl aber Weib und Kinder, die ihm hier nützlicher waren und gewiß große Freude machten. Er hieß Mac Dougal und war geneigt uns nach Volcano zu begleiten. Nachdem wir Nachtrast bei ihm gehalten, brachen wir am andern Morgen früh auf und die Reise ging über hohe Berge und durch Thäler und Schluchten. Die Entfernung betrug nur sechszehn Meilen, aber wir kamen, obwohl beritten, erst um vier Uhr Nachmittags ans Ziel. Der letzte Theil des Weges führte uns einen steilen Abfall von etwa funfzehnhundert Fuß hinab; wir mußten dabei unsere Pferde am Zaum führen. Unten trafen wir Bärenjäger.

Wir hatten nun aber doch noch wohl fünfhundert Fuß tiefer zu steigen um unser Ziel zu erreichen, und der Weg führte durch tiefe lange Schluchten. Wir lagerten uns daher und beschlossen bei den Bärenjägern zu übernachten. Sie gingen etwa eine Stunde lang auf die Jagd und kamen mit einigen Hirschen zurück, von denen die Keulen in wenigen Stunden am Stecken gebraten waren. Auch Bärenfleisch war vorhanden, an hartem Brot und Kaffe auch kein Mangel, und so hielten wir auf grünem Rasen eine vortreffliche Mahlzeit.

Am andern Morgen wieder Kaffe, Hirsch- und Bärenbraten. Dann aber brachen wir auf und erreichten nach Verlauf von etwa einer Stunde die Vulkane. In der Nähe derselben waren die Schluchten und Bergabhänge ganz nackt und kahl, und bald fanden wir einen Fleck der etwa einen Acker groß sein mochte und aus Schlacken bestand; hier stieg an verschiedenen Stellen Dampf und Schwefelqualm empor, und man hätte crystallisirten Schwefel scheffelweis sammeln können; ich nahm einige Proben mit. Einige hundert

Ellen weiter entfernt war aber Alles in lebhafter vulkanischer Thätigkeit. Aus der Tiefe und den Seiten eines weiten Schlundes, der vom Berge nach unten an den Fluß führte, schossen Wasserstrahlen und Dampfsäulen hervor und wir vernahmen ein dumpfes Geräusch, etwa dem ähnlich, welches ein Dutzend großer Seedampfer machen würden, wenn sie Dampf ausließen. Auf Händen und Knieen rutschend gelangten wir nicht ohne Mühe auf den Boden hinab, oder vielmehr an ein Tannengehölz das auf dem Schlackenrande steht; von dort konnten wir sehr gut tief hinabsehen. Unten strömten zwei kleine Bäche, die nachher vereinigt durch die Schlucht ziehen; wir konnten an mehreren Stellen hinüberspringen; das Wasser war rein und kalt. Wenige Schritte weiter und wir befanden uns da, wo der erste Dampfstrahl emporsteigt. Er dringt aber nicht etwa unablässig hervor, sondern in Zwischenräumen, wie aus einer Maschine mit Hochdruck.

Wir standen in einer Höhe von etwa 125 bis 150 Fuß über dem Boden, das Getöse war ganz fürchterlich. Doch beschlossen wir in die Schlucht oder den Schlund hinabzusteigen, was aber nur möglich ist, wenn man am oder im Wasser von einem Felsblock auf den andern springt; manchmal mußten wir auch an jähen Abhängen hinunterrutschen; denn diese letzteren waren so steil, daß von Klettern gar keine Rede sein konnte. Wir bekamen Schwefel genug zu riechen und zuweilen war es wirklich als wollte der Qualm uns ersticken. Ich untersuchte einige Aushöhlungen, in denen das Wasser kochte und eigroße Steine in Bewegung waren. Manchmal verminderte sich das Wasser um etwa sechs Zoll und stieg dann wieder unter ziemlichem Geräusch. Solcher Höhlen oder Löcher waren überall in der Schlucht und oft lagen sie nur wenige Zoll von dem kalten Wasser, das im Bache fließt.

Je weiter wir abwärts kamen um so wärmer wurde das Wasser im Bache durch den Zufluß, welchen es von den warmen Quellen erhielt, und wir nahmen ein Bad. Wir gingen dann weiter thalwärts bis alle vulkanische Thätigkeit aufhörte und der Bach sich mit einem größern vereinigte, der aus dem Gebirge kommt und sich mit dem Russian River vereinigt. Jener größere Bach hat einen reißend schnellen Lauf und starken Fall; er war dort wo wir ihn überschritten dreißig bis vierzig Fuß breit und bis zu vier Fuß tief.

Die Seiten und Abhänge der Schlucht, in welcher diese californischen Geyser liegen, bestehen aus vulkanischen Schlacken (Scoria) und zersetztem Granit. Die Farbe ist sehr mannigfaltig, doch reines Weiß vorherrschend; zuweilen kommen in dem letztern hellrothe Flecken vor oder hellblaue, gelbe, graue, bleifarbige und schwarze Punkte.

Von einem Hügel herab erblickte ich eine andere vulkanische Stätte, welche der eben beschriebenen glich; sie liegt oberhalb der erstern und hart am Ufer des größern Baches. Meine Begleiter besuchten diese und andere etwas weiter entfernt liegende vulkanische Stellen, die aber weniger großartig waren. Ich blieb zurück und skizzirte diesen höchst interessanten Punkt.

Während unseres Heimwegs erzählte man uns von einem Berge, der völlig aus schwarzem Feuerstein bestehe. Wir vermutheten Obsidian und beschlossen einen Abstecher dorthin zu machen. Auf der Wanderung fanden wir da und dort Steine, welche wahrscheinlich die Indianer hatten liegen lassen, denn diese waren seit langer lieber Zeit gewohnt, sich dort das Material zu Pfeil- und Lanzenspitzen zu holen. Der „Feuersteinberg“, den wir mit leicher Mühe aufsanden, war der Ausläufer einer Bergkette an der Ostseite des Napathals und trat weit in die Ebene hinaus. Die Abhänge waren mit Wald bestanden, auf dem Gipfel standen einzelne Bäume und Strauchwerk. Das Ganze schien Obsidian zu sein, welchen eine Lage Dammerde bedeckt. Der Gipfel bestand wirklich aus Obsidian in ununterbrochener Masse, die manchmal einer macadamisirten Landstraße gleich sah. Ich scharrte etwa sechs Zoll tief und kam dann auf das festliegende Gestein. Diese vulkanische Substanz kommt aber nicht in großen Massen vor wie etwa Granit, sondern in Conglomerat. Das Bett in welchem sie liegt, ist an der Oberfläche ganz weich (quite soft), und es ist daher schwierig, Stücke zu bekommen, welche den wirklichen Zustand zeigen, in welchem sie gefunden wird. Ich nahme einige Stücke, die aber an der Luft zerfielen und den Obsidian frei ließen. Das größte Stück das ich mir verschaffen konnte, gleicht einem Straußenei, und es soll keine größeren geben. Manche Steine, deren eine ungeheure Menge vorhanden ist, sind winkelig. Ich habe viele Proben nach San Francisco geschickt.“

So weit Bartlett. Er erwähnte oben der Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, welche von den Weißen gegen die Indianer verübt worden sind. Die Folge war, daß die „Wilden“ sich in Masse erhoben. Ein deutsch-amerikanisches Blatt äußert sich in dieser Beziehung wie folgt.

Angeblich soll die Nichterfüllung der gegen die Indianer übernommenen Verbindlichkeiten laut des mit ihnen abgeschlossenen Tractates die Veranlassung zu diesen Feindseligkeiten gewesen sein. Obgleich ein solcher Wortbruch nicht zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört und die ganze Geschichte der nordamerikanischen Indianerstämme seit der Niederlassung weißer Kolonisten innerhalb der Grenzen ihres Gebietes eine fortlaufende Kette von Ungerechtigkeit und Wortbruch genannt werden kann, so liegt unbedingt in dieser Erhebung der Stämme in Masse etwas Planmäßiges, was ganz geeignet ist, die Besorgniß unserer Regierung im hohen Grade zu erregen. Es sind nicht allein die Apasches, sondern auch die Schoschonis im Westen und die Kamantschen in Texas, die sich erhoben haben, um gegen den gemeinsamen Feind ihrer Nationalität, ihrer Rechte, Sitten, Gewohnheiten und Freiheiten den Kampf zu beginnen. Alle drei Stämme sind eng mit einander verbunden und bilden einen furchtbaren Feind; denn sie sind tapfer, Beduinen der Prairien, Reiter von einer so erstaunungswürdigen Fertigkeit, daß sie den besten Kunstreiter Europas weit hinter sich lassen. Ihre Pferde sind von ächt andalusischer Abstammung und halten in jeder Beziehung den Vergleich mit den Berberrossen aus. (?) Nicht allein

daß sie die furchtbarste aller Waffen, den Lasso, mit ungemeiner Präcision zu führen verstehen und ihr Wurfspieß fast niemals sein Ziel verfehlt, sind sie seit bereits dreißig Jahren mit Feuerwaffen vertraut und zum größten Theil mit amerikanischen Rifles oder spanischen Büchsen versehen. Die Schoschonis haben einen französischen Officier, der unter ihnen lebte, zum Lehrmeister in der Cavallerie-Tactik gehabt, und sollen die verwickeltsten Evolutionen mit der größten Genauigkeit und Schnelle vollführen. Die Kamantschen und Apaches sind die Abkömmlinge der Schoschonis, und obgleich vormals oft in Fehden unter sich verwickelt, doch seit der Zeit einig und eng verbunden, wo die Weißen auf ihren Jagdgründen den ersten Spatenstich thaten. Die Indianer wissen es nur zu gut, daß der Strom der Kolonisation, wenn sie ihn ungestört heranbrausen ließen, sie zuletzt verschlingen muß und ihnen bleibt nur die Wahl der Vernichtung, nämlich einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen, oder zuzusehen, wie man sie allmälig immer weiter nach Westen drängt bis der letzte Fußbreit Erde ihnen genommen ist und ihnen nichts weiter übrig bleibt, als sich in den Wellen des stillen Meeres ein kühles Grab zu suchen.

Von einer solchen Ueberzeugung ergriffen, haben sie auf der ganzen Linie, welche durch die Kette des Felsengebirges gebildet wird, den Kampf begonnen. Traurig wäre es, wenn unsere Regierung sich über die Ausdehnung dieser Fehde täuschen ließe. Es ist nicht allein eine Horde Apasches, welche einen Raubzug nach Pferden und Skalpen begonnen haben und die von einer Handvoll Soldaten zu Paaren getrieben werden können, sondern die drei Stämme sind es, welche 10,000 bewaffnete, kühne Reiter haben und nach einem wohlüberlegten Plane den Todeskampf begonnen haben.

So sehr der Menschenfreund auch das traurige Schicksal der rothen Söhne der Wälder und Prairien beklagen muß, so ist dasselbe nichts desto weniger eine Folge des Entwickelungsgesetzes der Menschheit. Vor der Cultur muß die rohe Gewalt weichen; die Cultur welche den mit Stahl bekleideten Feudalherrn des Mittelalters entweder in ihren Schooß aufnahm oder von dem Erdboden verschwinden ließ, wird und muß entweder den Indianer civilisiren oder ihn zu vertilgen suchen.

Wir zweifeln daher nicht einen Augenblick, daß es den Amerikanern gelingen wird, mit diesem furchtbaren Gegner in den Prairien und Bergschluchten des fernen Westens fertig zu werden; aber bis zu dem Augenblicke, wo dieses geschehen wird, werden Ströme Blutes fleißen und auch so mancher Weiße im Kampfe mit seinem rothen Bruder hinüberschwinden in „das grenzenlose Jagdgebiet des großen Geistes“, wie sich ein Indianer ausdrücken würde.

Marcys Expedition an die Quellen des Red-River.

Zu den Quellen des Red-River hatte Capitain Marcy eine Entdeckungsexpedition unternommen. Dieser Fluß kommt aus dem Guadelupegebirge, einem Höhenzuge, welcher Texas von dem Thale des Puercosflusses scheidet, der seinerseits in Neumexico den Hauptzufluß des Rio Grande bildet. Die Quellgegend des Red-River war bisher so gut wie unbekannt. Längere Zeit war man über das Schicksal Marcys in Ungewißheit; einmal lief von den Prairien die Nachricht ein, er sei von den Indianern überfallen und sammt allen seinen Begleitern skalpirt worden. Plötzlich traf der Reisende Ende August wieder in Saint Louis ein. Er war unterwegs vielen Kamantsches- und Kiowa-Indianern begegnet; sie hatten ihm aber nirgends Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Es war ihm gelungen die topographische Untersuchung des Landes im Quellbezirke des Red-River zu vollenden, und damit ist der Regierung für ihre militärischen Operationen an der Gränze ein wichtiger Dienst geleistet. Seine Arbeit hat ihn einige Jahre beschäftigt. Er verfolgte den drei Forks oder Gabeln des Flusses bis zu ihren Quellen, die nur etwa acht deutsche oder vierzig englische Meilen von Anton Chico in Neumexico entfernt liegen. An einigen Stellen fand Marcy den South-Fork eine halbe Meile breit, aber äußerst seicht und voller Sandbänke, die nur zur Zeit der Anschwellung des Stromes mit Wasser bedeckt sind. Auf einer sehr bedeutenden Strecke westlich vom Fort Arbuckle fand Marcy das Land vortrefflich zum Ackerbau geeignet; es war mit guten Holzarten bestanden und hatte reine Luft, sehr gesundes Klima. Weiße Ansiedler werden wohl bald bis dorthin vordringen. Man schoß viele Bären, Panther, Büffel und Antilopen. Marcys Bericht wird ohne Zweifel bald gedruckt werden.

Ringgolds Expedition nach dem nördlichen Großen Weltmeere.

Es scheint als ob es am Ende doch Ernst mit der vielbesprochenen und mehrmals aufgeschobenen Expedition des Commodore Perry nach Japan werden solle. Außer derselben geht aber auch eine friedliche Expedition in jene Meeresgegenden ab, um das chinesische Meer, die Behringsstraße und die Theile des Oceans, welche zwischen China und Californien von den Walfischfängern besucht werden, nautisch zu erforschen und zuverlässige Charten zu entwerfen. Die Leitung ist dem Commodore Cadwalader Ringgold übertragen, der auf Wilkes großer „amerikanischen Exploring Expedition“ als Lieutenant diente und sich als practisch tüchtigen und wissenschaftlich gebildeten Seeofficier auszeichnete.

Aus Oregon.

Dieses Gebiet wird gewiß noch im Laufe unseres Jahrzehnts Bedeutung gewinnen; schon jetzt zieht es immer mehr Ansiedler an, die sich auf Ackerbau und Viehzucht legen. Sowohl im nördlichen wie im südlichen Theile sind fruchtbare Strecken vorhanden welche den Anbau reichlich lohnen, besonders in der Küstengegend, denn der östliche Theil des Gebiets, überhaupt das eigentliche Innere, ist fast ganz eine unfruchtbare Einöde.

Es ist in den Vereinigten Staaten einmal hergebracht, daß Jeder das Land lobt, in welchem er sich häuslich niedergelassen hat; es liegt in seinem Interesse so viele Ansiedler als möglich nachzuziehen, weil dann seine Grundstücke an Werth gewinnen. Man muß daher alle dergleichen Berichte mit mißtrauischem Blicke betrachten. Die nachfolgenden Bemerkungen des Amerikaners Quincy A. Brooks, vom Mai dieses Jahres, scheinen indessen von Uebertreibungen frei zu sein. Dieser Mann entwirft vom nördliche Theile Oregon's folgende Schilderung:

„Jener Theil des Oregongebietes, welcher im Norden vom 46°, im Süden vom Columbia-, im Osten vom Okonaganflusse und im Westen vom Stillen Ocean begränzt wird, ist der beste Ansiedelungspunkt für Alle, welche sich im fernen Westen niederlassen wollen. — Obgleich ein großer Theil dieses Landes eben ist, so mangelt es ihm doch auch nicht an Hügel- und Gebirgsland; die Cascadegebirge und die Küstenbergkette erreichen an manchen Stellen die Schneelinie, und von ihnen herab führen zahllose Flüsse ihre größeren und kleineren Wassermassen dem Flachlande zu. Es wird kaum ein zweites Land geben, welches so durchgängig mit gutem, kühlem und gesundem Wasser versehen ist. Zu den sich durch ausnehmende Fruchtbarkeit auszeichnenden Gegenden gehören die Thäler des Cowelitz, Schehalis, Snohomus, Loquanish und viele geringeren Umfangs; und die Whitby-Insel im Puget-Sunde, ungefähr 80 englische Meilen lang und durchschnittlich 15 engl. Meilen breit, wird ihres üppigen Bodens wegen der Garten von Oregon genannt. Auch das an der Ostseite der Cascades und an der Nordseite des Columbiaflusses liegende, Yakannoh-County genannte Land ist außerordentlich fruchtbar. Die amerikanischen Zeitungen haben schon mehrfach von den großen Gemüsearten, den kolossalen Kartoffeln und Rüben und den enormen Weizenerndten dieses Landes gesprochen, aber auch Roggen, Gerste, Hafer und Futterkräuter gedeihen in üppiger Menge. Der Weizen reift nur langsam, wird deshalb aber voll und schwer und das Stroh ungewöhnlich stark und elastisch, und hierin liegt die Ursache daß er keinerlei Krankheit unterliegt. Auch die Kartoffelfäule ist hier nicht bekannt.

Der Puget-Sund, 180 engl. Meilen lang und 5 bis 10 engl. Meilen breit, und durch die Juan de Fuca-Straße mit dem stillen Ocean verbunden, kann ein großer Binnensee genannt werden, der, San Francisco nicht ausgenommen, den besten Hafen an der ganzen Westküste bildet; er ist tief und hat weder felsigen noch Schlamm- oder sonst schlechten Ankergrund. Die Juan de Fuca-Straße, an den engsten Stellen 10 engl. Meilen breit, ist tief und gewährt Schiffen beim heftigsten Sturme einen sichern, leicht zugänglichen Zufluchtsort, wodurch sie sich aufs Vortheilhafteste von der Mündung des Columbiaflusses unterscheidet, vor der die Schiffe oft wochenlang auf günstigen Wind warten und zur Vermeidung der Sandbänke immer einen kundigen Lootsen an Bord haben müssen. Puget-Sund wird einmal das große Handelsdepot der ganzen Nordwestküste Amerika's werden.

Die reichlich vorhandenen Waldungen des Landes bestehen hauptsächlich aus Cedern und Föhren, die besonders dicht die Ufer des Puget-Sundes umgeben, zu denen sich nur an wenigen Punkten reiche Prairien hinabziehen. Vom Sunde gegen das Gebirge hin breiten sich Ebenen aus, auf denen sich die jungen Ansiedelungen erheben. An den Flüssen entstehen immer mehr Sägemühlen, und ohne Zweifel wird der Holzhandel mit San Francisco, den Sandwich-Inseln und China bald schon in vollem Gange sein. Unter den kleinen, kaum entstandenen Städtchen ist Olympia, auf Budd's Island, am südlichen Ende des Sundes, das bedeutendste.

Der Sund ist reich an allen Arten schmackhafter Fische, z. B. Lachsen, Häringen, Stockfischen; auch giebt es Austern, Muscheln, Krabben in Menge, und oft kommen Walfische bis in die Straße von Juan de Fuca hinein, wo sie eine sichere Beute der Jäger werden. Kein Land unter demselben Breitengrade besitzt ein so mildes Klima wie dieses; selbst im ungewöhnlich strengen Winter des vorigen Jahres sank das Thermometer nie unter 17 Grad Fahrenheit (ca. 6½ Grad R.) und die Prairien behielten ihr Grün, so daß der Farmer auch bei dieser ungewöhnlichen Temperatur sein Vieh auf der Weide lassen konnte. Von Fiebern aller Art kommen hier keine vor, und die Malaria, welche das südliche Oregon im verflossenen Jahre stark heimsuchte, ist hier unbekannt.

Von den 5000 Indianern Nord-Oregon's leben etwa 2000 am Puget-Sunde; sie sind friedfertig und nehmen leicht die Sitten der Weißen an, haben auch weder den Stolz noch die Rachsucht der Indianer der älteren Gebiete. Sie sind willige Arbeiter und keine leidenschaftlichen Jäger, und da Wild und Fische im Ueberflusse vorhanden sind, so fällt jeder Grund zu jenen Reibungen weg, die anderswo zu den blutigsten Kriegen führten.

Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten im Jahre 1852.

Bei dem großen Interesse welches man auch in Deutschland schon deshalb an den amerikanischen Eisenbahnen nimmt, weil viele Kapitalisten nicht unbedeutende Summen in Eisenbahn-Hypotheken angelegt haben, wird es nicht unzweckmäßig sein die verschiedenen ganz vollendeten oder im Bau begriffenen oder auch nur erst projektirten Bahnen in übersichtlicher Zusammenstellung zu haben. Wir werden diesem Gegenstande, wie überhaupt der materiellen Entwickelung der Vereinigten Staaten, in erhöhetem Maße unsere Aufmerksamkeit zuwenden, und haben Vorkehrungen getroffen, daß wir zu diesem Zwecke reichlich mit Material versehen werden.

Schon das Jahr 1851 war für die amerikanischen Eisenbahnen ein außerordentlich günstiges; auf allen, ohne Ausnahme, hatte sich der Ertrag bedeutend vermehrt. Eine beträchtliche Anzahl neuer Linien wurden eröffnet und brachten Nachweise über die angelegten Kapitalien. Da die fertigen Bahnen so gute Resultate ergaben, so stellte sich auch für manche der im Bau begriffenen eine gute Meinung fest; daher fehlte es den soliden Unternehmungen nicht an Credit, und keine einzige der im Bau begriffenen Bahnen brauchte ihre Arbeiten einzustellen oder nur zu unterbrechen. Eine Zeitlang besorgte man sogar die Schienenwege würden anderen Unternehmungen die nöthigen Kapitalien entziehen; doch war diese Befürchtung ungegründet. Es läßt sich gar nicht in Abrede stellen daß in den meisten Staaten der Eisenbahnbau mit ganz außerordentlichem Nachdruck betrieben wurde; auch dann wenn einmal die Aussichten nicht eben ermuthigender Art waren. Das läßt sich z. B. von solchen Schienenwegen sagen welche eine Zeitlang noch ohne Verbindungslinien und Anschluß an andere Bahnen blieben, somit sich isolirt sahen bis andere Bahnen in Betrieb gesetzt wurden. Jetzt sind aber die Bahnsysteme der verschiedenen Staaten nahe daran genau in einander zu greifen; theilweise ist dieser Zweck schon erreicht, und ehe lange Zeit vergeht werden sämmtliche Schienenstränge gleich den Schlag- und Blutadern ein und desselben Körpers sein.

Im Anfange des Jahres 1852 äußerte ein Bericht: Binnen sechs Monaten, in der Mitte des Jahres, wird der Reisende ohne Unterbrechung von Neuyork nach Cincinnati auf Eisenbahnen fahren, und ehe das Jahr verfließt bis an die westliche Gränze von Indiana. Im Anfange des Januar 1853 erreichen die großen Linien in Maryland und Pennsylvanien den Ohio und treten in Verbindungen mit den Bahnen im Staat Ohio. In weiteren zwei Jahren erreicht man den Mississippi vermittelst der Galena- und Chicago- und der Rock-Island- und Chicagobahn, und etwas später vermittelst anderer Linien, durch Illinois, gleichfalls den großen Strom. Im Süden hat eine große Bahnlinie von Charleston und Savannah aus bereits das Stromgebiet des

Mississippi erreicht, und wird bald bis nach Nashville, der Hauptstadt von Tennessee, vollendet sein. Nachdem sie das Cumberlandgebirge überschritten wird sie strahlenförmig mehrfache Zweige aussenden, welche sämmtlich an den Mississippi gehen. Für die 287 Meilen lange Zweigbahn nach Memphis sind alle erforderlichen Geldmittel beschafft; auch soll von Nashville eine andere Zweigbahn bis in die nordwestliche Ecke des Staates Tennessee an den Mississippi gebaut werden. Noch weiter nach Süden hin fehlt nur noch ein kleines Glied zur Herstellung einer ununterbrochenen Bahn von Savannah nach Vicksburg, und diese Lücke wird ausgefüllt werden.

Im mittlern Theile der Union scheuen die Virginier keine Anstrengungen um zwei Bahnen zu fördern die von großer Wichtigkeit sind, nämlich die Centralbahn und die Virginia- und Tennesseebahn zum Ohio; denn Virginien will und muß Verbindung mit dem großen westlichen Bahnsystem haben.

Im Norden eröffneten die neuengländischen Staaten bereits eine Schienenverbindung von Boston bis an die großen Binnenseen und bis nach Montreal. Ein anderer Eisenbahnweg von erheblichem Belang, zwischen dem atlantischen Ocean und dem St. Lorenz, nämlich die Portland- und Montrealbahn, wird wohl noch im laufenden Jahre in Betrieb gesetzt. Noch weiter nördlich strengen die Canadier sich an eine Bahn ins Leben zu rufen die von Halifax bis nach Detroit reichen wird.

Die großen oben erwähnten Bahnen sind zumeist bestimmt die großen Städte an der Küste mit dem innern Lande in Verbindung zu setzen. Andere nicht minder wichtige Unternehmungen, bei welchen es darauf ankommt den Norden und Süden mit einander in Communication zu bringen, werden gleichfalls eifrig gefördert. Dahin gehört vor Allem die sogenannte Küstenlinie vom östlichen Maine bis zum mexicanischen Golf, eine Strecke von nicht weniger als zweitausend Meilen. Diese Bahn reicht von Norden nach Süden jetzt bis Wilmington in Nordcarolina ohne Unterbrechung. Die von hierab befindliche Lücke, 162 Meilen, wird durch die Wilmington- und Manchesterbahn ausgefüllt, an welcher mit Eifer gearbeitet wird, nachdem sie schon weit vorgerückt ist. Wenn dann die Südcarolinabahn erreicht sein wird, fehlen nur noch 40 Meilen um nach Montgomery in Alabama zu gelangen, und von dort ist ungehemmte Wasserverbindung mit dem Golf. Von Montgomery will man eine Bahn nach Pensacola oder Mobile bauen; eine solche ist aber nicht unbedingt nothwendig für das Gedeihen der obigen Route, indem von Montgomery ab der Alabamafluß dem gewöhnlichen Reisestriche folgt.

Weiter im Inlande läuft die zweite Nordsüdbahn durch das westliche Virginien, das östliche Tennessee und durch Alabama zum Alabamaflusse bei Selma, von wo sie bis zum Golf weiter geführt werden soll. Diese Linie wird auf hunderten von Meilen durch die Cumberlandberge laufen, aber da sie mit den Gebirgsketten parallel geht, so findet sie ein günstiges Gelände. Fast die ganze Strecke ist unter Contract und es wird scharf daran gearbeitet.

Gehen wir über die Alleghanies so finden wir wieder eine Nordsüdbahn am westlichen Fuße des Gebirges; sie soll von den großen Binnenseen bis zu den südlichen atlantischen Häfen und zum Golf laufen. Für den nördlichen Theil der Linie bis Danville in Kentucky sind die Mittel vorhanden; diese Stadt liegt nur 180 Meilen von Knoxville, dem nördlichen Endpunkte der Osttennessee- und Georgiabahn. Von Danville bis Nashville ist die Entfernung noch kürzer. Nashville aber wird in einigen Jahren nicht nur mit Charleston und Savannah, sondern auch mit Mobile und Neuorleans in Verbindung stehen. Von Louisville in Kentucky wird die in Angriff genommene Louisville-Nashvillebahn einen Theil der vierten Nordsüdbahn bilden; Louisville kommt aber bald durch eine Bahn mit Chicago in Verbindung.

Die fünfte Nordsüdbahn wäre jene von Mobile nach Chicago, die fast in gerader Linie zwischen den eben genannten Städten durchzieht, unweit der Ohiomündung vorbei. Ein Theil dieser gewaltigen Bahn, von Mobile nordwärts, ist in Angriff; man will weiter bis an den Ohio gehen; der Theil in Illinois wird ohne alle Frage gebaut.

Wenn erst das amerikanische Eisenbahnsystem fertig ist, und wenn alle einzelnen Theile völlig in einander greifen, so wird der Verkehr sich in unberechenbarer Weise vermehren. Wir geben nun eine Uebersicht der im Anfange des Jahres 1852 vollendeten und projektirten oder im Bau begriffenen Bahnen, denen wir später jene hinzufügen, welche im Laufe des Jahres neu dem Betrieb neu übergeben wurden.

Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten im Januar 1852.

Maine.

	Im Betrieb. Meil.	Im Bau. Meil.
Androscoggin und Kennebec	55	—
Atlantic und St. Lawrence	91	65
Buckfield Zweigbahn	13	—
Bangor und Piscataquis	12	—
Kennebec und Portland	50	—
Bath Zweigbahn	9	—
Portland Saco und Portsmouth	51	—
Calais und Baring	6	—
Machiasport	8	—
York und Cumberland	11	42
Androscoggin	—	20
	315	127

2. Neu Hampshire.

	Im Betrieb. Meil.	Im Bau. Meil.
Boston Concord und Montreal	72	22
Cocheco	28	—
Concord	35	—
Concord und Claremont	25	—
Contoocock Valley	14	—
Great Falls und Conway	$12^1/_4$	—
Manchester und Lawrence	27	—
Neu Hampshire Central	26	—
Northern (Concord u. W. Lebanon)	81	—
Portsmouth und Concord	40	—
Sullivan	$25^1/_2$	—
Wilton	11	—
Cheshire	54	—
Ashuelot	$23^1/_2$	—
Eastern	16	—
White Mountain	—	25
	490	47

3. Vermont.

	Im Betrieb. Meil.	Im Bau. Meil.
Connecticut und Passumpsic Riv.	61	—
Rutland und Burlington	119	—
Vermont Central	164	—

Rutland und Washington	12	—
Vermont Valley	24	—
Bennington Zweigbahn	—	6
Western Vermont	—	53
	380	59

4. Massachusetts.

Berkshire	21	—
Boston und Lowell	28	—
Boston und Maine	83	—
Boston und Providence	53	—
Stoughton Zweigbahn	4	—
Boston und Worcester	69	—
Cape Cod Zweigbahn	28	—
Dorchester und Milton	3	—
Eastern	59	—
Essex, (Salem nach Lawrence)	21	—
Fall River	42	—
Fitchburg	66	—
Fitchburg und Worcester	14	—
Lowell und Lawrence	13	—
Nashua und Lowell	15	—
Neu Bedford und Taunton	31	—
Newburyport	14	—
Norfolk County	26	—
Old Colony, (Boston n. Plymouth)	45	—
Petersboro und Shirley	23	—
Pittsfield und Nord Adams	20	—
Providence und Worcester	43	—
South Shore	11	—
Stony Brook	13	—
Western, Boston nach Albany, (200 Meilen im Ganzen)	117	—
Worcester und Nashua	46	—
Vermont und Massachusetts	77	—
Housatonic Zweigbahn	11	—
Süd Reading Zweigbahn	9	—
Salem und Lowell	18	—
Grand Junction	6	—
Havard Zweigbahn	1	—
Lexington und West Cambridge	7	—
Connecticut River	52	—
Troy und Boston	—	67
	1089	67

5. Rhode Island.

Stonington	50	—
Providence und Fishkill	—	32
	50	32

6. Connecticut.

Hartfort und Neu Haven	62	—
Hartfort, Providence und Fishkill	51	96
Housatonic	98	—
Middleton Zweigbahn	10	—
Naugatuck	62	—
Neu Haven Canal	45	—
Neu London, Willimantic u. Palmer	66	—
Neu London und Neu Haven	—	55
Neuyork und Neu Haven	76	—
Norwich und Worcester	66	—
Collinsville	11	—
Stonington Zweigbahn	—	10
Air Line	—	100
	547	261

7. Neuyork.

Albany und Schenectady	17	—
Albany und West Stockbridge	38¼	—
Attica und Buffalo	31½	—
Buffalo und Niagara Falls	22	—
Cayuga und Susquehanna	33	—
Chemung	17½	—
Hudson und Berkshire	31½	—
Hudson River	144	—
Lewiston	3	—
Long Island	98	—
Neuyork und Erie	464	—
Neuyork und Harlem	130	—
Northern	118	—
Oswego und Syracuse	35	—
Rensselaer und Saratoga	32	—
Rochester und Syracus	104	—
Saratoga und Washington	39½	—
Saratoga und Schenectady	22	—
Schenectady und Troy	20½	—
Skaneateles und Jordan	5	—
Syracuse und Utica	53	—
Tioga	15	—
Tonawanda	43½	—
Troy und Greenbusch	6	—
Utica und Schenectady	78	—
Watertown und Rome	97	—
Albany und Northern	—	33
Albany und Susquehanna	—	130
Buffalo und State Line	26	41
Buffalo und Neuyork	—	58
Buffalo und Conhocton Valley	—	130

Canandaigua und Corning	46	—
Plattsburg und Montreal	—	25
Rochester und Niagara Falls	—	74
Rutland und Washington	28	—
Sackett's Harbor und Ellisburgh	—	17
Troy und Boston	—	39.9
Troy und Rutland	15	—
Canandaigua und Niagara Falls	—	92
Syracuse und Binghampton	—	70
Sodus Bay und Southern	—	35
Whitehall und Rutland	13	—
	1826¼	744

8. Neu-Jersey.

Belvidere und Delaware	15	40
Burlington und Mt. Holley	6	—
Camden und Amboy	64	—
Morris und Essex	35	45
Neu-Jersey	31	—
Neu-Jersey Central	36	26
Patterson und Ramapo	33	—
Trenton Zweigbahn	6	—
	226	111

9. Pennsylvania.

Alleghany Portage	36	—
Beaver Meadow	36	—
Carbondale und Honesdale	24	—
Columbia und Philadelphia	82	—
Westchester Zweigbahn	9	—
Corning und Bloßburg	25	—
Cumberland Valley	52	—
Hazleton und Lehigh	10	—
Little Schuylkill	20	—
Mine Hill	30	—
Mount Carbon	7	—
Pennsylvania	185	64
Phila., Reading und Pottsville	92	—
Phila. und Norristown	17	—
Germantown Zweigbahn	6	—
Phila. und Trenton	30	—
Phila., Wil. und Balt.	98	—
Schuylkill Valley	25	—
Summit Hill und Mauch Chunk	25	—
Whitehaven und Wilkesbarre	20	—
Williamsport und Elmira	25	51
Franklin	22	—
Dauphin und Susquehanna	16	—
Strasburg	7	—
Lykens Valley	16	—
Nesquehoning	5	—
Room Run	5	—
Pine Grove	5	—
Beaver Meadow Zweigbahn	12	—
York und Cumberland	25	—
Sunbury und Erie	—	240
Lackawanna und Western	50	—
Catawissa und Williamsport	—	89
Delaware und Susquehanna	—	48
Philadelphia und Westchester	—	25
Pennsylvania Coal Co.	47	—
Hempfield	—	77
Allegheny Valley	—	180
Columbia Zweigbahn	19	—
Hanover Zweigbahn	13	—
York und Wrightsville	13	—
Lancaster und Harrisburg	37	—
	1145	774

10. Delaware.

New Castle und Frenchtown	16	—
Wilmington Zweigbahn	—	11
	16	11

11. Maryland.

Annapolis und Elkridge	21	—
Baltimore und Ohio	254	125
Washington Zweigbahn	31	—
Frederik Zweigbahn	3	—
Baltimore und Susquehanna	57	—
Westminister Zweigbahn	10	—
	376	125

12. Virginia.

Richmond und Danville	35	122
Richmond und Petersburg	22	—
Clover Hill	15	—
South Side	10	110
Manassas Gap	—	106
Petersburg und Roanoke	60	—
Seaboard und Roanoke	80	—
Appomattox	9	—
Winchester und Potomac	32	—
Virginia Central, inclusive Blue Ridge Eisenbahn	98	75
Virginia und Tennessee	10	195
Orange und Alexandria, inclusive Zweigb. nach Warrenton, 10 M.	10	90

Richmond, Friedrichsburg und Potomac	76	—
Greenville und Roanoke	21	—
Northwestern	—	120
	478	818

13. Nord Carolina.

Gaston und Raleigh	87	—
Wilmington und Manchester	—	162
Wilmington und Weldon	162	—
Nord Carolina Central	—	223
	249	385

14. Süd Carolina.

Süd Carolina Eisenbahn	—	241
Greenville und Columbia	54	111
Charlotte und Süd Carolina	45	65
King's Mountain	—	25
Laurens	—	31
Spartanburgh und Union	—	66
	340	498

15. Mississippi.

Raymond	7	—
St. Francisville und Woodville	28	—
Vicksburgh und Brandon	60	—
Mobile und Ohio	—	273
	93	273

16. Georgia.

Central	191	—
Georgia	175	—
Macon und Western	101	—
Western und Atlantic	140	—
South Western	51	—
Rome Zweigbahn	17	—
Muscogee	—	71
Atlanta und West Point	40	47
Milledgeville	—	18
Eaton und Milledgeville	—	22
Wilkes	—	18
Athens Zweigbahn	39	—
Waynesboro'	—	53
	754	229

17. Alabama.

Montgomery und West Point	88	—
Mobile und Ohio	33	29½
Alabama und Tennessee	—	160
	121	189½

18. Louisiana.

Carrolton	6	—
Clinton und Port Hudson	24	—
Lake Pontchartrain	6	—
Mexican Gulf	27	—
	63	—

19. Tennessee.

Nashville und Chattanooga	70	89
East Tennessee und Georgia	42	68
East Tennessee und Virginia	—	130
Memphis und Charleston	—	281½
Winchester und Huntsville	—	60
Mobile und Ohio	—	119½
	112	748

20. Kentucky.

Frankfort und Lexington	28	—
Louisville und Frankfurt	65	—
Maysville und Lexington	—	70
Covington und Lexington	—	78
Lexington und Danville	—	37
Louisville und Nashville	—	180
Mobile und Ohio	—	39½
	93	404½

21. Missouri.

Pacific	—	315
Hannibal und St. Josephs	—	200
	—	515

22. Ohio.

Cleveland und Columbus	135	—
Columbus und Lake Erie	61	—
Dayton und Springfield Zweigb.	24	—
Findlay Zweigbahn	16	—
Little Miami	84	—
Mad River	134	—
Sandusky und Mansfield	56	—
Xenia und Columbus	54	—
Bellefontaine und Indiana	—	118
Cincinnati und Marietta	—	188
Cleveland und Pittsburg	98	—
Cleveland, Norwalk und Toledo	—	87
Cleveland, Painesville und Ashtabula	—	71½
Columbus, Urbana und Piqua	—	93
Cincinnati, Wilmington und Zanesville	—	160
Cincinnati, Hamilton u. Dayton	60	—

Dayton und Western	—	35½
Dayton und Xenia	—	15
Greenville und Miami	—	40
Hamilton und Eaton	—	36
Hillsboro'	—	37
Iron	—	50
Junction	—	110½
Ohio und Indiana	—	125
Ohio und Mississippi	—	20
Ohio und Pennsylvania	81	104
Ohio Central	25	125
Scioto und Hocking Valley	—	120
Steubenville und Indiana	—	121
Pittsburg und Cincinnati	—	110
Dayton und Michigan	—	25
Eaton und Piqua	—	30
Hudson und Akron Zweigbahn	—	50
Franklin und Warren Zweigb.	—	30
	828	1892½

23. Indiana.

Neu Albany und Salem (mit Zweigbahn um den Michigan von 54 Meilen)	117	279
Jeffersonville	50	16
Madison und Indianapolis	86	—
Shelbyville Zweigbahn	16	—
Rushville Zweigbahn	20	—
Knighstown Zweigbahn	27	—
Lawrenceburg und Indianapolis	—	90½
Indiana Central	—	71½
Richmond	—	4
New Castle und Richmond	—	27
Indianapolis und Bellfontaine	43	41
Peru und Indianapolis	23½	50
Lafayette und Indianapolis	—	68
Crawfordwille	26	—
Terre Haute und Indianapolis	72	—
Evansville und Illinois	26	24¾
Martinsville Zweigbahn	—	29
Indiana Northern	100	35
Extension of the Grenville and Miami	—	10
Ohio und Mississippi	—	160
	600½	905

24. Illinois.

Illinois Central	—	699
Galena und Chicago	94	88
Rock Island und Chicago	—	180½
Central Military Tract	—	125
Peoria und Oquawka	—	100
Ohio und Mississippi	—	145
Northern Croß road	—	54
Sangamon und Morgan	54	—
Alton und Sangamon	—	72
Aurora Zweigbahn	13	—
St. Charles Zweigbahn	7	—
O'Fallon's Coal road	8	—
	176	1463½

25. Michigan.

Central	228	—
Southern	133	—
Pontiac	25	—
Tecumseh Zweigbahn	8	—
Erie und Kalamazoo	33	—
	427	—

26. Wisconsin.

Milwaukee und Mississippi	20	180
Fond du Lac und Rock Island Valley	—	241
	20	241

27. Texas.

Buffalo Bayou und Brazos	—	32

Wir haben schon im Westlande, Bd. III. S. 202, eine Zusammenzählung der Eisenbahnen in den verschiedenen Staaten gegeben, stellen aber der Uebersichtlichkeit und Vollständigkeit halber das Total der Meilenlänge noch einmal her.

Namen	Meilen im Betrieb	Meilen im Bau	Total
Maine	315	127	442
Neuhampshire	489½	47	536½
Vermont	380	59	439
Massachusetts	1089	67	1156
Rhode Island	50	32	82
Connecticut	547	261	808
Total	2870½	593	3463½
Neuyork	1826	745	2571
Neu Jersey	226	111	337
Pennsylv.	1146	774	1920
Delaware	16	11	27
Maryland	376	125	501
Virginia	478	818	1296
N. Carolina	249	385	634

S. Carolina	340	298	638
Georgia	754	229	983
Alabama	121	189½	310½
Mississippi	93	273	366
Louisiana	63	—	63
Texas	—	32	32
Tennessee	112	748	860
Kentucky	93	404½	497
Ohio	828	1892½	2720½
Michigan	427	—	427
Indiana	600	905	1505
Illinois	176	1409	1585
Missouri	—	515	515
Wisconsin	20	421	441
Total	10,814½	10,878½	21,693

Das Parteiwesen in den Vereinigten Staaten während der letzten Zeit vor der Präsidentenwahl.

Während diese Zeilen die Presse verlassen, hat eben in den Vereinigten Staaten die Wahl des Präsidenten stattgefunden; es ist entschieden welche der beiden großen Parteien vom März 1853 an auf einen Zeitraum von vier Jahren im Besitze der Regierung des großen Landes sich befinden wird. Seit dem Juni ist Alles in fieberhafter Aufregung gewesen, Alles drehete sich um Wahlen und wieder um Wahlen, und wer mit den amerikanischen Verhältnissen nicht näher bekannt ist könnte fast glauben ein Bürgerkrieg stehe vor der Thür. Die Amerikaner freilich wissen sehr wohl daß dieser wilden Aufregung wieder tiefe Ruhe folgt. Sobald einmal das Ergebniß der Abstimmung vorliegt, gewinnen flugs alle Dinge einen ganz andern Anblick. Die siegreiche Partei macht ihrer Freude in jubelndem Triumphgeschrei Luft; die Besiegten grollen eine Zeitlang, und fassen den Entschluß bei der nächsten Wahl noch eifriger zu sein, inzwischen aber möglichst erfolgreiche Propaganda zu machen. Es ist einmal hergebracht daß von Zeit zu Zeit das Regiment wechselt, daß die Whigs den Demokraten und umgekehrt Platz machen. So geht keine Partei leer aus, keine darf sich der Hoffnungslosigkeit hingeben, sondern kann sich Erfolg versprechen wenn sie es versteht die Mehrzahl der Wähler zu gewinnen. Deshalb beruhigt sie sich und wartet zu. Ueber die Verfassung selbst ist ja gar kein Streit; sie ist der Boden in welchem Alle wurzeln, gerade wie in England. Das eben unterscheidet die amerikanischen Parteien von jenen in den constitutionellen Staaten des eurpäischen Festlandes, in denen es Parteien giebt welche geradezu verfassungsfeindlich sind.

In den Vereinigten Staaten kann somit das Parteiwesen den Grundkern, die Verfassung, nicht schädigen und nicht beeinträchtigen. Es handelt sich in dem Streite vielmehr nur um gewisse Maßregeln, sodann auch um die Aemtervertheilung, welche in die Hände der siegreichen Partei gegeben ist. Wir haben vor einigen Monaten (Westland, Band IV. Seite 10 bis 53) das poli-

tische Parteiwesen und die Vorbereitungen zur Präsidentenwahl geschildert, und unseren Lesern versprochen, daß wir mehrfach auf diese Parteiverhältnisse zurückkommen, alle diese interessanten Bewegungen scharf im Auge behalten würden. Gerade jetzt wird es nun an der Zeit sein, zu zeigen, in welcher Weise die beiden großen Parteien, Whigs und Demokraten einander befehden, wie sie ihre Ansichten und Grundsätze geltend machen, und welches die Männer sind, in denen diese Principien sich verkörpern. In unseren eben erwähnten Aufsätzen gaben wir eine ruhige, vollkommen gegenständliche Darstellung des amerikanischen Parteiwesens; der Leser hat somit einen Maßstab, vermöge dessen er die Uebertreibungen, welcher die einzelnen Parteien sich schuldig machen, selbst beurtheilen kann. Natürlich hebt jede Partei ihre Principien und ihre Staatsmänner in den Himmel, und ist wenig geneigt, jenen der andern einige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Die leitenden Männer erlassen vor der Präsidentenwahl Programme welche auf das Fassungsvermögen der großen Mehrzahl der Wähler berechnet sind. Wir haben mit dem letzten Dampfschiff sowohl den Aufruf der Whigs als jenen der Demokraten erhalten und theilen sie Beide mit. Im nächsten Hefte erörtern wir dann die Präsidentenwahl selbst ausführlich mit allen ihren Einzelnheiten.

1. Der Wahlaufruf der Demokraten.

Demokratie ist die wahre amerikanische Idee. Sie hat die Republik erzeugt, ihre Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet, ihre Revolutionskriege durchgefochten und ihre Constitution verfaßt. Bundessystem (federalism) ist von englischer Herkunft. Es gab den Rath, sich Georg dem Dritten zu unterwerfen, spielte den Anhänger der Hofpartei (tory) während des Unabhängigkeitskrieges und erklärte sich in der Nationalversammlung für eine fast monarchische Regierung. In diesem frühzeitigen Streite der Meinungen kamen unsere jetzigen politischen Parteien zum Vorschein. Wir wollen die Umrisse ihrer Grundsätze und ihres Verfahrens entwerfen.

Die Regierungstheorien der demokratisch-republikanischen Partei und der föderalistischen Whigpartei sind von Grund aus ungleichartig. Demokratie ist die Regierung durch das Volk. Ihre Beamten sind öffentliche Diener. Föderalismus ist eine Regierung des Volkes. Seine Beamten sind öffentliche Herrscher. Demokratie erklärt, daß alle Macht vom Volke herkommt und daß deßwegen Regierungen für Menschen eingesetzt sind. Föderalismus aber giebt vor, sie seien von göttlicher Herkunft, und daß deßwegen Menschen für Regierungen erschaffen wären. Demokratie behandelt das Volk als freie, von politischen Verträgen unabhängige und ihre Rechte eigen besitzende Männer. Föderalismus sieht das Volk als Untergebene an, deren Rechte von Regierungen gewährt und ausgestellt sind. Da Demokratie auf die Massen Vertrauen setzt, so läßt sie dem Volke das Recht, sich selbst zu regieren, und erhebt den Menschen zu gleichen Rechten und Privilegien. Da Föderalismus die Massen zur Selbstregierung unfähig hält, so gegebraucht er die Gewalt des Staates, um einen Menschen dem andern zu unterwerfen und unterzuordnen. Demokratie ermuthigt das Volk auf sich selbst Vertrauen zu setzen und für das Wohl Aller zu arbeiten, und findet unter dem groben Gewande und dem ungebildeten Aeußern ein eben so warmes und treues Herz mit edlem und freigebigem Gefühle, als das welches unter dem gestickten Rocke oder unter der mit Edelsteinen be-

setzten Krone schlägt. Föderalismus schreckt das Volk von allem Selbstvertrauen ab, legt Steuer auf die Mehrzahl zum Vortheile weniger Anderer, verachtet Krüppel, läßt die Menschheit Noth leiden, und verurtheilt sie, ihren Weg bis zum Grabe zu erbetteln. Aus diesen von Grund aus ungleichartigen Theorien sind die wetteifernden Systeme beider Parteien entsprossen.

Welche Früchte hat eine jede hervorgebracht?

Der erste Aufruf an das amerikanische Volk gegen Englands Uebermuth ging von einem Demokraten Virginiens aus. Die erste Verfassung, welche die Gleichheit und Würde des Menschen behauptete, wurde von einem Demokraten desselben Staates verfaßt. Der erste Nationalverein um die Rechte der Colonien zu erklären und ohne Vorstellung den ungerechten Steuerforderungen zu widerstehen, war das Werk James Madison's, eines der Apostel amerikanischer Demokratie.

Die Erklärung der Unabhängigkeit, dieser Magna charta unserer Vorrechte, das Textbuch der Freiheit, welches durch die ganze Welt bekannt ist, kam aus der Feder Jefferson's, des Stifters der demokratischen Partei.

In dem Verein in welchem die Constitution der Vereinigten Staaten verfaßt wurde, arbeiteten deren republikanische Häupter und ihre Genossen daran, eine allgemeine Regierung mit beschränktem und klar bestimmtem Mandate zu gründen, welche die Unumschränktheit einzelner Staaten anerkannte und dem Volke ein eben so großes Maaß von Freiheit gewährte, als es mit der damaligen socialen Ordnung übereinstimmte. Sie traten der Opposition von Adams, Hamilton und den Führern der föderalen Partei, welche die englische Constitution (mit kleinen Veränderungen) als den glänzenden Gedanken aller politischen Systeme ansahen, und unsere Institutionen nach jenen Englands zu verfassen trachteten, mit einem unfehlbaren Könige und einem allmächtigen Parlamente — ihnen traten diese Männer entgegen.

Der Föderalismus stritt für eine starke, vereinigte Centralregierung, und wollte die Gewalt so weit als möglich von dem Volke entfernt wissen; Demokratie arbeitete für eine allgemeine Regierung, welche für die Unumschränktheit der Staaten aus einem festgesetzten Mandate bestehen sollte, und wollte daß man die Verwahrung der regierenden Gewalt geradezu den Massen überlasse.

Dieser Streit dauerte bis auf unsere Tage; die Whigpartei bestrebt sich, die Funktionen der Centralregierung auszudehnen und zu verstärken, — die demokratische, die Municipalrechte und die persönliche Freiheit aufrecht zu erhalten.

Indem die föderale Whigpartei es versuchte, die Regierungsgewalt so viel als möglich den Massen des Volkes zu entreißen, begünstigte sie eine Beschränkung des Wahlrechts auf Grundbesitzer, weigerte sich, dieses Recht dem Arbeitenden, — dem Armen zu verleihen, vertheidigte den Eigenthumsbesitz als eine Qualifikation für ein Amt, opponirte der Abschaffung dieser aristokratischen Unterscheidungsfrage, verlangte Anstellung aller bedeutenden Beamten, die Wahlen der Räthe (Councils) und Gesetzgebungen durch besondere Körperschaften und kämpfte gegen jedes Streben, diese Macht auf die ganze Masse der Wähler zu übertragen.

Die Politik der demokratischen Partei war in dem Allen eine der föderalistischen Whigpartei entgegengesetzte.

Die Geschichte der Revision unserer verschiedenen Staatsverfassungen beweist, daß wo auch das Privilegium der Wahl sich auf die Gesammtheit des Volkes erstreckt, Wahlfähigkeit zum Amte mit dem Stimmrechte zusammenfiel, und daß das Recht, die Beamten aller Stufen vom Gouverneur ab bis herunter zum Constabler erwählen zu dürfen, unmittelbar den Volksmassen zufiel und diese Reformen durch das durch die

demokratische Partei wirkende demokratische Prinzip hergestellt wurden. Indem es diese kostbaren Privilegien dem Armen ebensowohl als dem Reichen ertheilte, dem Ungelehrten ebenso gut als dem Gelehrten, hat es seinen Glauben an die Menschheit und an ihre Fähigkeiten für die Selbstregierung bewiesen.

Das nämliche Mißtrauen in die Massen welches die föderalistische Whigpartei veranlaßt, eine starke Regierung zu begehren und das Volk von deren Leitung auszuschließen hat sie dazu verleitet, sich gegen jeden Zuwachs unseres Landesgebietes zu erklären. Da sie wohl wußte, daß ihr System, nebst dessen Beschränkung der politischen Rechte, nur über ein kleines Land sich ausdehnen könne, so hat sie der Erwerbung Louisiana's und Florida's sich widersetzt und war nahe daran die Linie der Verrätherei zu überschreiten, indem sie sich der Erwerbung von Texas, Californien, Utah und Neumexico widersetzte. Ihr höchst unpatriotisches Benehmen während dieser Epochen unserer Geschichte enthüllt eins der abscheulichsten Kapitel unserer Annalen.

Vergleichen wir dasselbe mit dem glänzenden Erfolg, welchen die große liberale Politik der Demokratie erworben hat. Unter ihrer Leitung hat sich die Nation von dreizehn schwachen Staaten mit drei Millionen Menschen Bevölkerung zu einer Bundisgenossenschaft von einunddreißig mächtigen Staaten erhoben, hat das feste Land von Carolina bis nach Californien und von den großen Seen bis zum mexikanischen Meerbusen mit Städten, Flecken und Dörfern geziert, und hat mit allen Elementen der Größe und des Ruhmes ihren Rang unter den ersten Mächten der Erde genommen. Im Innern durch die nämliche weitsehende Politik geleitet und die richtig gleiche Wage zwischen der Souveränetät der einzelnen Staaten und der Obergewalt des föderalen Hauptes mit fester Hand haltend, kann die Republik in ihrem Wachsthum zunehmen, bis sie vom Nordpol bis zu den Tropen sich ausdehnt, kann den hochmüthigen Briten aus dem Norden und den treulosen Spanier aus dem Süden vertreiben und ihre bedrängten Unterthanen unter den milden Schutz der demokratischen Institutionen bringen.

Neben dieser glänzenden und wohlthätigen Politik, wie klein und eingeschränkt nimmt diese Whigtaktik sich aus, welche die Ausdehnung dieser Republik verhindern möchte, indem sie immer folgende verkehrt angewandte Frage aufstellt: „Warum sollten wir unsern Grund verlassen um uns auf fremden Boden zu stellen?“

Die Erwerbung neuer Länder war nicht die einzige Gelegenheit bei welcher die Whigs als Feinde gegen ihr eigenes Land handelten und sich auf die Seite des Feindes stellten. Als legitime Nachkömmlinge der Tory-Fraction, welche während des Revolutionskrieges die Engländer und die Hessen unterstützte, hat diese Partei wie gewöhnlich während der finstern Stunde des Krieges mit unseren Feinden sich vereinigt, indem sie ihnen „Hülfe und Unterstützung“ gab. Bei jedem Entscheidungspunkte hat sie unfehlbar die englische Seite des Streitpunktes angenommen. In dem Kampfe für freie Gesetze, als England der Sammelplatz der Freiheitsfeinde war, hat sie stark daran gearbeitet, Adams in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln, als er mit England Krieg führen oder neutral bleiben sollte, und beschimpfte Jefferson, weil er französischen Republikanismus lieber als englischen Torysmus unterstützte.

Der Krieg von 1812—15 mit England entstand wegen der Freiheit der Schifffahrt. Englischer Einfluß im Regierungsrathe und die Blokade hatten unsern Handel vernichtet, unsere Flagge beschimpft, ja man schoß sogar auf unsere Kaufmannsschiffe und nahm unsere Matrosen unrechtmäßig fort. Föderalisten spotteten über Madison's Administration und nannten sie feige, weil man sie nicht zu einem Kriege bringen könne. Als aber der Krieg erklärt wurde, da stellten sich die Föderalisten auf die Seite des Feindes, schreckten das Volk ab, sich in der Armee oder Marine anwerben zu lassen,

und verschafften der Flotte und der Armee Englands Proviant, während sie sich zugleich weigerten Steuern zu bezahlen und unserer eigenen Regierung Geld vorzustrecken. Ihr Benehmen war während des Krieges so abscheulich, daß sie sich mehrere Jahre hindurch verstecken mußten.

Nachdem sie lange unter verschiedenen Namen herumgewandert waren, kamen sie unter der Administration Jackson's wieder zum Vorschein mit dem Titel „Whigs“. Und als nun der alte Patriot für den Verlust, welchen unsere Kaufmannsschiffe durch Frankreich erlitten hatten, Entschädigung forderte, und Frankreich auch zugab den Ersatz dieses Verlustes schuldig zu sein, aber nicht bezahlen wollte, da verrieth diese Partei ihre Identität, indem sie, mit einem neuen Namen kommend, die Vergehen des fremden Angreifers entschuldigte, den heldenmüthigen Präsidenten zum Schweigen brachte und im Innern des Landes murrte, währenddem wir nach Außen unsere verletzten Rechte erzwangen.

Während des Freiheitskampfes in Texas und unsers letzten Krieges mit Mexiko war diese nämliche Partei überall auf englischer Seite zu finden, wo von diesen Fragen die Rede war. Indem sie unsere Offiziere in dem mexikanischen Kriege mit dem Titel: „Oberschlächter der Seeräuberei zu Lande“ nannte und unsere Truppen „blutiger Thaten“ beschuldigte, zeigte sie, daß sie der nämlichen Fraction entstammte, welche in den Tagen John Adams schwarze Kokarden trug und blaue Lampen während des Krieges von 1812 anzündete.

Wie verschieden war nicht in dieser Krisis das Benehmen der Demokratie! In der dunkelsten Periode des Streites mit England, wo Verrath im Lande weit umher herrschte, hat sie die Patrioten des Volkes unter der Fahne des Landes gesammelt und mit Ehre und Ruhm die gemeinsame Sache vertheidigt. Als Frankreich mit unserm Minister stritt und unsern Handel bedrohte, schaarte sie sich um den Patrioten Jackson und ermunterte ihn. Als im Conflicte mit Mexiko die Hinterlistigkeit der Whigs sich mit der englischen Diplomatie gegen die Administration vereinigt hatte, legte die republikanische Partei das Complott der ersteren bloß und vereitelte die Pläne der letzteren, schützte die Rechte des Landes, munterte unsere braven Truppen auf und begehrte Entschädigung für das Vergangene und Bürgschaft für die Zukunft.

Die föderalistischen Whigs waren stets geneigt mit fremden Regierungen übereinzustimmen, wenn dieselben mit der unserigen Krieg führten, und haben unsere eigenen Landesbewohner immer kalt behandelt, wenn sie das Joch ihres eigenen Landes abzuschütteln versucht und dann an unseren Gestaden Schutz gefunden hatten. Seit dem Erlaß der „Gesetze über die Ausländer und den Aufstand“ (alien and sedition laws) unter der Administration John Adams bis zur Organisation der native-amerikanischen Partei unter dem Schutze des General Winfield Scott, haben sie eine große Klasse unserer Mitbürger gering geachtet oder sie verfolgt. Sie haben stufenweise jeden Versuch vereitelt, dessen Zweck war unsere Einbürgerungsgesetze zu verbessern und sie der Zeit sowohl als den bürgerlichen Verhältnissen mehr anzupassen. Vergleichen wir die Handlungen beider Parteien gegen Adoptivbürger. Die eine betrachtet sie noch als Unterthanen fremder Mächte, die andere als amerikanische freie Männer.

Als England während des Krieges von 1812 versuchte, Matrosen von unsern Schiffen zu rauben, um sie in seine Dienste zu nehmen, weil sie auf englischem Boden geboren waren, gaben die Föderalisten ihre Einwilligung zu diesem Unrecht. Aber die Demokratie erhob das strahlende Sternenbanner und donnerte Tausende von republikanischen Kanonenschüssen für die Vertheidigung freien Verkehrs und der Rechte der Matrosen. (Free trade and sailors' rights.)

Als unlängst dieselben Adoptivbürger ihr Stimmrecht ausüben wollten, ohne zuvor die Whigs um Rath zu fragen, da stifteten die letzteren einen Aufruhr an, um die Kirchen abzubrennen und vertrieben sie von den Stimmurnen. Die demokratische Partei aber kam ihnen zu Hülfe und erregte einen solchen Haß gegen diese Mordbrenner und Aufrührer, daß der Stifter der Partei, „ein Feuer gegen den Nachtrab befürchtend“, sich nun darnach sehnte, seinen eignen eingebornen Bankert für ein uneheliches Kind zu erklären!

Die Whig-Partei war eben so unedel in ihrer Politik gegen die unterdrückten Unterthanen der Monarchen, wenn dieselben unserm Beispiele nachfolgend sich erhoben, um ihre Unabhängigkeit zu erringen.

Als Fürsprecher „dauerhafter Regierungen“ und als Feind des Fortschrittes hat sie bei den jüngsten Kämpfen in Europa eben sowohl wie zu denen in Amerika die Stirn gerunzelt. Den Whigs entgegen handelt die demokratische Partei, welche „materielle Hülfe“ den Texanern in ihrem Streite mit Mexiko gab, mit dem größten Interesse und der wärmsten Sympathie das Streben der Irländer, Deutschen, Ungarn, Italiener, Cubaner und Canadier beobachtet, ihre Ketten zu brechen und ihre Unabhängigkeit zu erklären wünscht.

Die demokratische Partei war von jeher die Fürsprecherin der arbeitenden und erwerbsamen Klassen. Von dem göttlichen Gedanken der menschlichen Gleichheit ausgehend, ohne Rücksicht auf den Zufall der Geburt oder auf den der Stellung, und die Menschheit in Allen, welche eine menschliche Gestalt haben, erkennend, hat sie die arbeitenden Massen des Landes aufgefordert, sich ihr anzuschließen und ihre Unterstützung erhalten. Persönlichkeitsucht kennt sie nicht, sie hat gegen keine Klasse gefochten, hat aber gleiche Unterstützung Allen, dem Unterdrückten und dem Hochgestellten, dem Reichen und dem Armen, dem Unwissenden und dem Gelehrten, gegeben. Demokratie beschützt die Rechte des Kapitals, während sie die Lage der Arbeit verbessert, zerstört nicht Vermögen, aber vermindert Armuth, verhindert nicht den Reichen reicher zu werden, zerstört aber die Hindernisse, welche dem Armen im Wege stehen um reich zu werden. Sie nimmt dem Landbesitzer keines seiner Rechte hinweg, giebt aber gleiche Rechte dem Arbeiter, beraubt den Kaufmann keines seiner Privilegien, gewährt aber die nämlichen Privilegien dem Comptoirdiener, beraubt den Fabrikanten keines seiner Vorrechte, ertheilt aber die nämlichen Vorrechte dem Handwerker, öffnet allen Klassen ein freies Feld für Mitbewerbung, läßt einen Jeden seinem Beruf folgen und betrachtet vor dem Gesetze Alle gleich.

Die Sittenlehrer der föderalistischen Whig-Partei haben gegen dieses demokratische Evangelium den Degen gezogen. Da sie das Kapital höher anschlagen als die Arbeit, und das Eigenthum höher schätzen als die Menschlichkeit, so haben sie gesagt: „Lasset die Regierung für den Reichen sorgen und der Reiche wird für den Armen sorgen“, ernähre den Gutsbesitzer und er wird den Todtengräber ernähren, begünstige den Kaufmann und er wird den Handlungsdiener begünstigen, beschütze den Fabrikanten und er wird den Arbeiter beschützen, fördere das Kapital und es wird die Arbeit fördern, schmeichle und belohne Hohepriester und Pharisäer, und sie werden Zöllner und Sünder zurückhalten und bestrafen.

Aus diesem schmutzigen Moraste aristokratischer Ketzerei sind, wie man sieht, üppig und fruchtbar emporgewachsen: beschützende Tarife, Gesetze gegen den Luxus, Einschränkung des Stimmrechtes, Eigenthumsbesitz um zu einem Amte zu gelangen, Gesetze gegen die Einwanderer, Testakte, Monopole rc., welche unter der föderalistischen Whig-Kultur Knospen getrieben haben.

Aus derselben verpesteten Quelle kommt die Vorliebe derselben Partei für eine verschwenderische Regierung.

Da sie glauben, daß der Beamte eher als das Volk das regierende Element des Landes se.n sollte, und daß Geld der Hauptpunkt für den Menschen sei, so begünstigen sie die Errichtung zahlreicher Aemter, die Bezahlung hoher Besoldungen und die verschwenderische Verschleuderung der Einkünfte. Sie werben sich für ihre Dienste eine Armee Spürhunde um Stellen aufzujagen, Mäkler, Plünderer von allen Gattungen an, die immer bereit sind ihrem Befehl zu gehorchen und begierig, Belohnung zu erhalten. Dieses gilt besonders, wenn von den Whig-Föderalisten die Rede ist. Niemals, bis zu ihren Tagen, war die Verwaltung der Finanzen so nachlässig und die Schatzkammer eine solche Beute für Gauner und Betrüger.

Der mehr gewissenhafte Theil der Partei würde sich begnügen, seiner Geldsucht zu fröhnen, indem er den arbeitenden Klassen Taxen auflegt und theuere öffentliche Arbeiten für den Profit der aristokratischen Kapitalisten anordnet, wenig darum bekümmert, ob sie nützlich seien, gleichgültig über verfassungsmäßiges Verbot, wenn sie nur Geld bekommen können, um ihre Lieblingsbauten auszuführen.

Wenn deswegen ein hoher Tarif nothwendig ist, um eine erschöpfte Schatzkammer wieder zu füllen, so ist die wahre Whig-Idee für politische Oeconomie erreicht, mit einer Hand Geld in die Schatzkammer zu werfen und mit der andern es wieder herauszunehmen.

Dieses Verfahren beschäftigt eine große Anzahl von Beamten und darin sucht der Whig das Glück!

Der andere Theil der Partei begünstigt seine Finanzliebhaberei auf eine ganz besondere Weise. Er besteht aus Wucherern und Spürhunden der Partei, aus Speculanten, welche mit fetten Verträgen oder Kassendieben, die mit plündernden Forderungen Handel treiben; — Galphin und Gardiner sind ihre Muster. Sie werden nicht auf der Landstraße rauben, weil sie die Halfter fürchten. Sie werden lieber die Schatzkammer plündern, und die Auszeichnung als „live whigs" verdienen.

Gegen dieses ganze Finanzsystem und dessen unbesonnene Ausgaben und schändliche Plünderungen hat die demokratische Partei zu jeder Zeit entschieden angekämpft. Sie laßt das Volk nach seinem eigenen Gutdünken und mit seinen eigenen Mitteln alle jene öffentlichen Arbeiten vollenden, deren Errichtung nicht ausdrücklich der Regierung anheimgestellt ist; sie legt nie eine Steuer auf eine Geschäftsklasse um eine andere zu bereichern, noch versucht sie die Massen zu betrügen, indem sie ihnen vorspiegelt, die Regierung wolle sie reich machen, indem sie mit einer Hand unter ihnen Geld austheilt, welches sie ihnen mit der andern wieder aus der Tasche zieht. Sie hat niemals gezögert, einen Staatsverbrecher vor Gericht zu stellen, noch einen mit Kassendiebstahl beschuldigten Beamten abzusetzen. Sie hat immer von ihren Angestellten über Einnahme und Ausgabe die genaueste Rechnung gefordert und eine einfache und sparsame Regierung mit wenig Aemtern und niedrigen Besoldungen angerathen.

Die finanzielle Hauptlehre der Whig-Partei: Capital höher zu stellen als Arbeit, und Eigenthum über Menschen, hat sie zu Sclaven des Geldes und zu Fürsprechern des Monopols gemacht. Dadurch gerieth sie oft in heftigen Streit. Die denkwürdigsten Kampfe unserer Zeiten, zwischen Capital und Arbeit, zwischen Geld und Menschen, welche die ökonomischen Systeme der Demokraten und der Whigs in einen erbitterten Zwist brachten, war der Kampf Jackson's mit der Vereinigten Staaten-Bank, und das Streben Van Buren's eine unabhängige Treasury (Schatzamt) zu errichten. Die Geldmacht der Nation wurde in beiden Gelegenheiten durch Aufstachelungen der Whigführer angereizt, sie wollten beispiellose Mittel anwenden um seine Obergewalt zu behaupten. Allein die Rechtschaffenheit und der Patriotismus der Massen gab den Sieg dem Heldenmuthe Jackson's und der Standhaftigkeit Van Buren's. Hätte die Demokratie sich dessen berauben lassen, so würde man Jahre gebraucht haben, um den verlorenen Grund wieder zu erobern.

Die finanziellen Thaten der Whigs können folgenderweise zusammengestellt werden: Wenn auch eine Whig-Regierung für eine Zeitlang scheinbar, das Wohl des Landes befördert, so erschöpft sie doch endlich den Schatz, bringt dessen Geldumlauf in Verwirrung und drückt die Arbeit nieder; — dann jagt ein verrathenes Volk die Partei von der Regierung hinweg, ruft die Demokratie herbei, um den Finanzzustand wieder

in Ordnung zu bringen, die Lücken zu füllen, den Umlauf zu ordnen und den politischen Körper wieder in Gang zu bringen.

Wir haben hiermit einen Umriß einiger Hauptprincipien und Maßregeln gegeben, welche die demokratische und Whigpartei trennen. Eine Frage bleibt zu entscheiden:

Welcher von diesen Parteien wird das Volk, die patriotischen Massen, welche weder Aemter wünschen noch erwarten, seine Stimme geben?" —

So weit der Wahlaufruf, der voll ist von absichtlichen Verdrehungen und schiefen Ansichten. Demselben ist eine Empfehlung des demokratischen Candidaten Pierce beigefügt.

Franklin Pierce, der Sohn eines Revolutionshelden, welcher sein Vaterland zu Bunker-Hill vertheidigte und während des Krieges das menschliche Herz geprüft hat, wurde geboren in Hillsborough, N. H., den 23. November 1804. 1824 im Bowdoin College mit ausgezeichnetem Lobe graduirt, in 1827 am Gerichtshofe als Advocat zugelassen. Er nahm eine erhabene Stellung in seinem Fach ein und erwarb sich eine ausgedehnte Kundschaft.

1829 in die Gesetzgebung gewählt, zeichnete er sich dermaßen aus, daß seine Constituenten, um ihm ihre Zufriedenheit zu beweisen, ihn wieder erwählten für drei aufeinander folgende Termine.

1832 wurde er zum Vorsitzer ernannt durch allgemeine Zustimmung der Demokraten im Repräsentantenhause von Neu-Hampshire.

1833 zum Congreß-Mitglied ernannt.

1835 neuerdings in das Repräsentantenhaus gewählt, zeichnete er sich so sehr durch seine Beredsamkeit und seine Dienste aus, daß er

1837 zum Senator der Vereinigten Staaten erwählt wurde. Er saß während fünf Jahren mit Ehre für ihn selbst und mit Ansehen für seinen Staat im Senat.

1842 entsagte er diesem hohen Amte und zog sich ins Privatleben zurück. Seine Dienste im Senat waren jedoch so geschätzt, daß nach dem Abtreten des Levi Woodbury

1843 man ihn zum Gouverneur von Neuhampshire ernennen wollte. Das lehnte er ab und wurde im nämlichen Jahre ernannt zum District-Attorney der Verein. Staaten für Neuhampshire.

1845 wurde er neuerdings zum Senator der Vereinigten Staaten durch den Gouverneur von Neuhampshire erwählt, schlug aber diese Ehre aus.

1846 wurde ihm durch Präsident Polk die Stelle eines Attorney-General der Vereinigten Staaten angeboten, er lehnte ab und äußerte wiederholt, daß er aus dem Privatleben nur dann treten wolle, wenn sein Vaterland in Kriegszeiten ihn dazu auffordern würde.

1847, als der Krieg gegen Mexiko erklärt wurde, kam er augenblicklich als gemeiner freiwilliger Soldat in die Reihen und exercirte als solcher.

Im nämlichen Jahre wurde er von Präsident Polk zum Brigadiergeneral ernannt. Er focht mit Tapferkeit in den Schlachten von Contreras, Churubusco, Molino del Rey und Garita de Belen, und erhielt den Beifall der Generäle Scott, Worth und Pillow ebensowohl als den seiner Mitofficiere und Soldaten, für seine Aufführung und Tapferkeit. Nach der Einnahme der Stadt Mexiko und nach dem Ende des Krieges nahm er seinen Abschied und kehrte nach seinem Wohnorte und zu seiner Kundschaft zurück, wo er beliebt, beehrt und geschätzt von allen die ihn kannten, fortlebte, bis er

1852 einstimmig durch die Nationalconvention in Baltimore zum Präsidenten der Vereinigten Staaten bezeichnet wurde. Er hat reichlich alle die Ehre, welche seine Mitbürger ihm ertheilt, durch ausgezeichnete Dienste in seinem Staate und in dem ganzen Lande verdient. Die große Aufrichtigkeit seines Privat- und öffentlichen Charakters, sein klares und tiefes Urtheil, seine männliche freie Festigkeit in der Vertheidigung seiner politischen Grundsätze; seine cordiale Freigebigkeit, sein warmes und thätiges Streben für die großen Principien der demokratischen Partei, — Alles durch eine Beredsamkeit unterstützt, welche zugleich reizend, überzeugend und kräftig ist, — haben alle dazu beigetragen, ihn einstimmig in seinem Lande als Neuhampshire's Lieblingssohn zu betrachten.

Es ist zu hoffen, daß er 1853 am 4. März in Washington feierlich eingesetzt werde zum Oberhaupt der Republik!

II. Wahlaufruf der Whigs.

Ein Wort an die Deutschen Amerika's.

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?

„Die Revolutionen, welche vor wenigen Jahren die Völker Europa's bewegten, haben auf einige Zeit dem starren Regimente des Despotismus Platz gemacht. Noch schien die Zeit der allgemeinen Völkerbefreiung nicht gekommen zu sein. Noch haben die Nationen nicht den Kampf des Leonidas gekämpft. Abermals ruhen ihre Geschicke in den Rathschlüssen der Cabinette; und uns, die wir weit vom Kampfplatze entfernt wohnen, bleibt nichts übrig, als den Pulsschlägen der revolutionären Bewegung ein achtsames Ohr zu leihen. Viele von denen, welche für die Freiheit gekämpft haben, sind unter dem Beile des Henkers gefallen und ruhen in heimathlicher Erde; Viele fristen ein kümmerliches Dasein in der Verbannung und manche von diesen weilen unter uns, ängstlich die Stunde des Ausbruchs einer neuen Revolution erwartend. Aber Monate und Jahre vergehen und die ersehnte Stunde schlägt nicht. Sich in das unvermeidliche Geschick ergebend, beginnen Tausende, welche durch die politischen und socialen Verhältnisse in der alten Heimath an die Gestade dieses freien Landes getrieben worden, sich hier eine neue Heimat zu gründen. Das deutsche Element wird nach Verlauf von wenigen Jahren schwer wiegen in den Verhältnissen dieses Landes; und es wäre, der Deutschen wie der Union wegen, zu bedauern, wenn dieses Element die einseitige falsche Richtung verfolgte, welche es bisher leider größtentheils eingeschlagen hat. Unbekannt mit der Sprache dieses Volkes, hat der Deutsche, nachdem er sich hier niedergelassen, fast kein anderes Mittel, sich über die politischen Zustände dieses Landes zu unterrichten, als die Blätter, welche in seiner Muttersprache zu ihm sprechen. Diese sind nun meistens in den Händen von Leuten, welche ihre Leser einseitig belehren, und sie mit Vorurtheilen gegen diese oder jene Partei inspiriren. Wie drüben die Presse in den Banden des Despotismus, dem Despotismus dient, so vertritt sie hier in gewissenloser Weise die Interessen einer Partei, über welche das gesunde Urtheil längst den Stab gebrochen hat.

Demokratie! welch ein schöner Name! Um ihr Banner schaarten sich die Völker aller Jahrhunderte, die nach Freiheit und Unabhängigkeit rangen; ihrem Rufe folgten die Weisen aller Zeiten, die Unterdrückten auf dem dunklen Pfade eines freudeleeren Lebens. Demokratie ist ein Wort, welches selbst der Unwissendste versteht, in welchem der Betrübte Hoffnung und Sympathie findet, und welches der bescheidene Einwanderer, wenn er nach einer Reise von Beschwerden und Gefahren über den Ocean an den Gestaden Amerika's landet, als das Feldgeschrei der Freiheit erkennt; denn er selbst ist ja ein Geächteter für die Freiheit. Was ist natürlicher, als daß er seine Vorurtheile, seine europäischen Begriffe von Aristokratie und Demokratie in die Wagschale dieser Partei wirft, obgleich er ihre Principien und Tendenzen noch nicht kennt, obgleich er nicht weiß, worin sie sich von einer andern unterscheidet? —

Um zwei große Ideen — sagt ein amerikanischer Philosoph — dreht sich die politische Welt. Auf der einen Seite ist die Freiheit, auf der andern die Ordnung die Parole, um welche die politischen Kämpfer sich schaaren. Die Freiheit sowohl wie die Ordnung haben ihre Herrschaften — ja, ihre Schreckensherrschaften gehabt.

Die Republiken haben nicht weniger ihre Gefahren als die Monarchien. Was der Sycophant, der Höfling dem souveränen Fürsten, das ist der Demagoge dem souveränen Volke. [Der Grundsatz, „daß der König unfehlbar sei,“ ist so gefährlich in einem Freistaate wie in einer Monarchie: die Völker haben sowohl ihre Schwächen, ihre Laster und Versuchungen, wie die Könige: auch sie sollten sich oft der Worte des großen Macedoniers erinnern: „Bedenke, Philippus, daß Du sterblich bist! Auch sie sind der Illusion falschen Ruhmes unterworfen. Sie tödten oft ihre Nachbaren, oder machen sie zu Sclaven, unter dem Vorwande sie zu befreien. Sie verwechseln oft die Regungen des Ehrgeizes oder der Eroberungssucht mit denen der Philantropie oder der Bestimmung. Nirgends ist ein gewisser Konservatismus nöthiger, als in einer jungen, mächtigen und kriegerischen Republik. Es war daher kein Zufall, daß Washington, Knox, Hamilton und die große Mehrheit Derer, welche tapfer und ausdauernd während der amerikanischen Revolution für die amerikanische Unab-

hängigkeit gekämpft hatten, später die Gründer und Kämpen der conservativen und weniger populären Partei unter der Föderalconstitution wurden. Jene Männer standen auf dem Posten der Pflicht und der Gefahr, als das Vaterland gegen fremde Tyrannei der Vertheidigung bedurfte und wiederum, als es galt, dasselbe durch die Gefahren der innern Anarchie zu führen. Es ist wahrscheinlich, daß sie in beiden Fällen Irrthümer begingen, aber das patriotische Gefühl, welches sie zur Vertheidigung der bedrohten Ordnung rief, war dasselbe, welches sie früher für die bedrohte Freiheit in die Schlacht geführt hatte. Während es sehr leicht möglich ist, auf der Seite der Ordnung sowohl wie auf der Seite der Freiheit zu irren, ist die Tendenz, die Versuchung in einer Republik wie der unsrigen, fast stets auf der Seite der letztern. Wo der Fürst „die Quelle der Ehre“ ist, schmeichelt der Hoffschranze dem Monarchen, wo das Volk die Quelle der Macht ist, wird der Höfling zum Demagogen und strebt darnach, seinen Interessen zu fröhnen, dadurch, daß er sich mit jener gewissenlosen und pflichtvergessenen Minorität verbindet, welche in den öffentlichen Schenken den Ton angiebt, dort die Stimmen sammelt, die Parteimaschinerie leitet und sich anmaßt, die Stimmung des Volkes zu vertreten. Die Gefahr des Irrens liegt unzweifelhaft auf derselben Seite, wo die Versuchung ist.

Die Partei, welche sich die demokratische nennt, hat bei jedem Kampfe den Klang des Namens und des in Folge dessen gewonnenen Anhanges — also ungeheure Vortheile für sich. Nicht ein Viertel der von Europa Eingewanderten erwägte je vorher die Berechtigung der Ansprüche, welche die respektiven Parteien auf ihre Unterstützung haben; sie geben nie vorher ein unparteiisches Urtheil über dieselben ab, und kommen nicht in die Lage es zu können. Hier ist also eine halbe Million Stimmen, womit die sogenannte demokratische Partei von vornherein beginnen kann. Außerdem giebt es wenigstens eben so viele Eingeborne, welche, durch den Namen getäuscht, für das reguläre Ticket stimmen. Dieses große todte Gewicht zieht, in eine Wagschale geworfen, natürlich eine große Masse junger Advokaten und anderer Aspiranten an, welche lieber auf der Seite der Macht als auf der des Rechtes sein wollen, und deren ganzes Streben nach den von dieser Partei schneller in Aussicht gestellten Aemtern geht. Nur unsere deutschen Landsleute werden bei der demokratischen Partei für billige Preise benutzt, indem einzelne unter ihnen als besondere Belohnung für ihre der Partei geleisteten Dienste zu Nachtwächterposten, Constablergehülfen und so herab zugelassen werden. Auf diese Weise und mit diesen Rekruten beginnt die sich selbst so nennende demokratische Partei mit einem Drittel der sich zu ihrer Fahne zählenden Stimmen, und nicht durch ein erleuchtetes, vorurtheilfreies Urtheil gewinnt sie ihre Macht. Die gegnerische Partei zählt nur wenige Stimmen, die nicht lesenden und denkenden Männern angehören, Männern, deren Urtheil durch die Erfahrung gereift worden, und die der Ueberzeugung sind, daß der Sieg der selbstgenannten demokratischen Partei nur mit Nachtheil und Uebel für die Nation begleitet sein kann. Und doch, trotz der ungeheuern Vortheile für ihre numerische Stärke, trotz des Blendwerks früherer Triumphe ist die demokratische Partei in zwei der letzten Präsidentenwahlen geschlagen worden und hat nur mit großer Mühe in der dritten gesiegt. Hätte das der Fall sein können, wenn ihre unterscheidenden Principien sich nicht praktisch und theoretisch der öffentlichen Wohlfahrt schädlich gezeigt hätten? Laßt uns sehen, welche diese unterscheidenden Principien sind.

Die Tendenz der demokratischen Partei ist die der Negation, während die der Whigpartei positiv ist. Die praktische Politik unserer Zeit und unseres Landes unterliegt einer Meinungsverschiedenheit bezüglich der richtigen Sphäre der Regierung. Auf der einen Seite wird die republikanische Regierungsform als der natürliche Freund und Diener des Volkes betrachtet, deren Aufgabe es ist, seine Lasten zu erleichtern, die Bequemlichkeiten der wechselseitigen Verbindungen zu vermehren und durch alle praktischen Mittel zu seinem Fortschritt, seinem Comfort und Glücke beizutragen. Auf der andern Seite wird die Regierung mit Eifersucht und Mißtrauen betrachtet, als ein Feind, der bewacht werden, als ein Uebel, welches in die engsten Grenzen zurückgedrängt werden muß. Die Motti dieser letztern Schule sind bezeichnend: „die Welt wird zu viel regiert,“ „die beste Regierung ist die, welche am wenigsten regiert.“ Sie vertritt die bloße Individualität und in ihr hat das kalte, herzlose amerikanische Wort: help yourself seinen Ursprung. Nach der Meinung der demokratischen Partei hat der Staat nur eine polizeiliche Aufgabe, hat nur das Sicherheits-Departement zu regeln und läßt

das Volk für die Förderung seines Wohles, seiner Erziehung u. s. w. selbst sorgen. Die demokratische Partei will nur einen Polizeistaat, der keine weiteren Pflichten gegen die Bürger übernimmt, als die einer europäischen Sicherheitsbehörde. Die europäische Demokratie will gerade das Entgegengesetzte von dem, was unsere demokratische Partei will. Jene ist construirend, schaffend, während diese kalt, zurückstoßend, ein Haufen von Negationen und Restrictionen ist; jene will freie Erziehung und das Recht auf Arbeit, diese ist gegen die Gemeindeschulen, Verbesserungen durch den Staat und gegen den Schutzzoll. „Die beste Regierung ist diejenige, welche am wenigsten regiert.“ Arme „Demokratie,“ daß du zu solcher Parole herabgesunken! Wie niedrig der Zustand, wie schmal und enge die Aussichten einer Partei, welche zu ihrem Glaubensbekenntnisse diesen alten abgetragenen Vorwand des schlauen Despotismus wählt! In dieser Republik der Verein. Staaten haben wir im wirklichen Sinne des Wortes keine Unterthanen, wir werden nicht regiert, sondern wir sind alle Selbstregierer. Wenn keine Grundsätze für die Regierung der verschiedenen progressiven Maßregeln vorgeschrieben wären, wenn die verschiedenen Glieder aus ihren Verhältnissen wachsen oder mit einander in Collision gerathen dürften, und wenn alle herkömmliche Stabilität mißachtet und die gesellschaftlichen Zustände dem Anstoße jedes politischen Aberwitzes ausgesetzt wären — dann möchte eine Republik am glücklichsten sein, wenn sie am wenigsten regiert würde.

Armer, getäuschter Landsmann, der du dich der hiesigen demokratischen Partei in die Arme wirfst, du stehst Jahrhunderte hinter der Zeit zurück! Die Idee deiner Partei ist eine monarchische; sie fand ihren Ursprung unter einem Despotismus, und unter dem Despotismus allein ist sie anwendbar. Der Despotismus, welcher am wenigsten regiert, ist der beste, und warum? Einfach, weil je weniger wir von einer schlechten Sache haben, desto besser ist es. „Der beste Despotismus ist der, welcher am wenigsten empfunden wird.“ Sehr wahr, aber was hat dieses mit dem Republikanismus zu thun? Ist das der beste Republikanismus, der sich am wenigsten fühlbar macht, der am mindesten Einfluß auf das Volk ausübt?!

Einer der Hauptgrundsätze der Whigpartei ist der Schutz für die amerikanische Industrie, Schutz, direkt den Fabriken und den Gewerben und so auf tausendfältige wohlthätige Weise dem amerikanischen Ackerbau und Finanzwesen zugewandt. Der Gegner dieser Doctrin ist der Freihandel und dieser dient der demokratischen Partei als ein Täuschungsmittel; denn, wenn sie sich in der That zu dem Freihandelssystem bekennte, müßte sie konsequent sein, alle Tarife niederstimmen und damit ihrem Principe Geltung verschaffen. Aber warum ist der Demokrat in Süd-Carolina ein Antitarifmann, warum vertheidigt er in Neuyork einen Revenuen-Tarif und warum ist er ein entschiedener Freund des Schutzzolles in Pennsylvanien? Deshalb, weil die demokratische Partei die Verderblichkeit des Freihandels einsieht, weil sie weiß, daß die Nation eine solche Politik auch nicht einen Tag dulden würde. Ihre Politik ist auch hier wieder eine rein negative, die sich nach irgend einer Richtung, wo die größte populäre Gunst für den Augenblick errungen werden kann, drehen und wenden läßt. Dein Nachbar, lieber Leser, ist ein Demokrat, und hat die Phrasen seiner Partei-Orakel aus dem demokratischen Zeitungsblatte — ein Whigblatt hält er nicht, denn das wäre ketzerisch und könnte dem Unglauben Nahrung geben — auswendig gelernt, den Spektakel mit Fabriklords, Monopolen u. s. w. Und doch kann man diesem Nachbar vielleicht begreiflich machen, daß, wenn heute Freihandel zwischen Amerika und anderen Nationen eingeführt, wenn alle Zölle abgeschafft würden, unsere Eisenwerke zu Grunde gehen würden; er weiß, daß drei Viertheile aller Fabriken und Gewerbe über Bord gehen müßten, und daß uns Allen binnem Kurzem nichts übrig bliebe, als Farmer zu werden.

Landwirthschaft ist nun eine edle und männliche Beschäftigung, aber sie ist nur nutzbringend, wenn man einen Markt besitzt; fraget nun einmal Eure Freihandelsfreunde, wo der Markt der amerikanischen Farmer sein würde, wenn der Consument, den er jetzt versorgt, gleich ihm Produzent werden würde? Was würde ihm alles billige Eisen, alles billige Tuch und dergleichen nützen, wenn er seine Erndte nicht verkaufen könnte?! Welchen möglichen Vortheil würde er durch den Freihandel gewinnen, wo der Handel alle auf einer Seite wäre, wo Alles zu kaufen sei, aber Niemand von ihm kaufen würde, und all seine Fähigkeit, ein Verkäufer zu werden, von der Convenienz einer fremden Nation abhinge, deren Selbstsucht natürlicher Weise sie zuerst nach ihrem eigenen Interesse schauen läßt? Man hört täglich die Klagen unsrer Farmer, daß unser einheimische Markt zu unserer Bevölkerung in keinem Verhältnisse stehe.

So wie unsere Bevölkerung zunimmt, vermehrt sich der Vorrath unserer Ackerbauproducte in weit höherm Maße, als das Bedürfniß derselben. Dies wird unvermeidlich sein, so lange England mit den Producten seiner billigen Arbeiten unser Land überschwemmt, und dadurch die Errichtung von Fabriken hier verhindert. Der amerikanische Farmer gewinnt ersichtlich keineswegs durch den Ruin der amerikanischen Fabrikanten. Großbritannien macht hier nie seine Einkäufe in Weizen, Mehl u. s. w., wenn es diese Producte selbst hervorbringen oder von anderswo beziehen kann. England kauft von uns nur, wenn es muß. Die Millionen von baarem Gelde und amerikanischen Actien, welche jährlich von hier verschifft werden, um die Bilanz gegen unser Land zu decken, beweisen, daß, wenn wir nichts hätten als amerikanischen Weizen, amerikanisches Mehl oder Fleisch, um die englischen Manufacturen und Eisen- und Stahlwaaren zu bezahlen, wir bald banquerott sein würden. Nur ein sehr geringer Theil der Provisionen, welche in der Fabricirung der hierher versandten Artikel verbraucht werden, wird hier gekauft. Das große Deficit, welches sich bei diesem Tausche herausstellt, müssen die Vereinigten Staaten mit californier Gold und Staats- oder Eisenbahn-Actien decken.

Ein Schutzzoll ist zum Vortheil aller Bewohner des Landes, mit Ausnahme einiger weniger Importeure. Die Gegner desselben behaupten, das Volk bekäme die Waaren billiger wenn Freihandel existire. Dem ist nicht so. Die Waaren werden trotzdem zu denselben Preisen verkauft und der große Profit fließt in die Taschen der wenigen reichen Kaufleute, während die ganze übrige Bevölkerung darunter leidet. Daher sehen wir den ewigen Kampf des Kleinbürgerthums und der ackerbauenden Klasse gegen den Import, der Whigs gegen die sogenannten Demokraten. Bedarf es noch eines fernern Beweises daß die Whigs in diesem Punkte im Rechte sind?

Viele Jahre ist es her daß Henry Clay, dessen Tod das ganze Land betrauert, den großen Lehrsatz der innern Verbesserungen zuerst als einen unterscheidenden Grundsatz der Whigpartei vorschlug. Von dieser Zeit an sah jeder Präsidentenwahlkampf die eifrige Verfolgung innerer Verbesserungen immer mehr und mehr unter den Glaubensartikeln der Whigpartei hervorragen, bis die ganze Existenz derselben mit diesem Artikel verbunden ist. An allen Gestaden der großen Seen müssen Häfen eingeschlossen und vertieft, Dämme aufgeworfen, gefährliche Sandbänke weggeräumt werden. Die Flüsse sind mit Hemmnissen jeder Art besäet, die weggeschafft werden müssen. Die Wasserverbindungen müssen erweitert und die Schifffahrt vom St. Lorenz nach dem Golfe von Meriko beschleunigt werden. Die wohlthätigen Folgen eines solchen Operationssystems wären unberechenbar. Ein ungeheurer Verlust an Eigenthum und Menschenleben würde dadurch vermieden und die Kosten würden nicht die Hälfte dessen betragen was der merikanische Krieg in einem Jahre verschlang. Solche nationale Verbesserungen sollten von der Bundesregierung unternommen werden. Die Interessen, welche sie berühren, sind weder örtlicher noch vorübergehender Art, sondern kommen der ganzen Nation gleichmäßig zu gut, die ganze Nation muß sich also dabei betheiligen. Vortheil und Pflicht erheischen es von ihr die „demokratische" Partei — wir behalten den Namen „demokratisch" bei, obgleich wir der Partei jeden Anspruch auf denselben absprechen — ist gegen die innern Verbesserungen auf Kosten und unter Leitung der Bundesregierung. „Die beste Regierung ist die, welche am wenigsten regiert", sagt unser „demokratischer" Gesetzgeber. Er willigt in jeden agressiven Kriegszug, um der Sondergelüste eines Theils der Union willen und überläßt es der Bundesregierung die Rechnung zu bezahlen, mag dieselbe noch so groß sein. Aber seine rechtschaffene Seele hat Alles an einem friedlichen System der innern Verbesserungen auszusetzen. Sein gerühmter „Fortschritt" ist ein Marsch über ein erobertes Gebiet, nicht die Entfaltung der Reichthümer dessen was er schon besitzt. Er dürstet nach Vergrößerung und Erweiterung und vergißt die Bereicherung seines Landes.

Ueber die Opposition gegen die Principien der Whigs geht die Thätigkeit der demokratischen Partei nicht. Selbst wenn sie Verdienste hätte, wären dieselben nur negativ. Wenn wir in der That die beiden Parteien mit den wenigsten Worten charakterisiren wollten, würden wir sagen: „die Whigs unterstützen ihre Partei wegen ihrer Maßregeln, die Demokraten unterstützen die Maßregeln der Partei wegen." Keine der bestehenden Parteien kann Anspruch auf eine exclusive Fortschritts- oder Freiheitsliebe machen. In einer freien Nation wie die amerikanische, deren Gebiet sich täglich mehr ausdehnt, deren Segnungen und Einflüsse jeder Art mit stets größerer Gewalt ausströmen, kann nur der verworfenste Demagogismus den Geist des Fortschritts für eine

der politischen Parteien reklamiren und der andern absprechen wollen, und nur der gedankenloseste und unwissendste Theil des Volkes kann durch solche lächerliche Prätensionen, die fast des Beweises ihrer Richtigkeit unwerth und den bessern Theil jener Partei, welcher sie erhebt, so sehr anekeln, als sie zum Bestande der untern Schichten nothwendig, deren Händen die verschiedenen Maschinerien der Kniffe, Lügen und Korruption übergeben sind, welche die Außenwerke der republikanischen Institutionen Amerika's entstellen, getäuscht werden. Mit weit größerm Rechte möchte eine Partei sich als den alleinigen Vertheidiger der freien Rede, der unabhängigen Presse und der religiösen Toleranz ausgeben, als jenes progressive Geschick, welches Amerika zu einer Höhe des Ruhmes und der Macht tragen wird, wovon die Geschichte noch kein Beispiel geliefert hat, für sich monopolisiren zu wollen. Wir behaupten jedoch daß die Whigpartei, weil sie die Mehrzahl ihrer Anhänger unter der intelligentern Bevölkerung zählt, mehr Fortschrittselemente unter sich zählt als die demokratische, deren Haltpunkt in dem rohern Theile des Volks ruht.

Wir wollen nun die demokratische Partei selbst über ihre Principien reden lassen. Die jüngste Konvention derselben hat eine Platform (Erklärung ihrer Principien) entworfen, die, von einem unserer tüchtigsten Schriftsteller in verständliches Deutsch übersetzt, folgendermaßen lautet:

1) Die „Partei" verwirft die allgemeinen „inneren Verbesserungen" durch die Unionsregierung, also sollen die inneren Verbesserungen entweder unterbleiben oder von den einzelnen Staaten im Sinne kantonaler Beschränktheit ausgeführt werden.
2) Kein Theil der Union darf zum Nachtheil eines andern begünstigt werden, doch hatte es kein Bedenken durch einen andern Artikel dieses Princip Lügen zu strafen und den einen Theil zum Diener des andern herabbzuwürdigen.
3) Der Kongreß hat nicht das Recht sich in die Fragen der Sklaverei zu mischen, und doch hat er das Recht darüber Gesetze zu erlassen.
4) Der Erlös der öffentlichen Ländereien soll zu nationalen Zwecken verwendet, folglich sollen die öffentlichen Ländereien nicht freigegeben werden. Denn die Freigebung der Ländereien würde, von andern Gefahren abgesehen, bei der steigenden Einwanderung, namentlich aus Deutschland, im Westen bald die Bildung neuer, freier Staaten zur Folge haben, und dadurch würde die Freiheit im Kongreß das Uebergewicht erhalten über die Unfreiheit.
5) Sollte die im Repräsentantenhause passirte Landbill im Senate später durchgehen, was während des Regiments des Herrn Fillmore möglichst verhütet werden muß, so kann Herr Pierce sein Veto dagegen einlegen. Deshalb besteht die demokratische Partei ausdrücklich auf ungeschwächter Beibehaltung des (allen demokratischen Begriffen widerstrebenden) Veto, welches überdies gegen jeden Anti-Kompromißbeschluß eingelegt werden wird.
6) Die demokratische Partei betrachtet das Kompromiß und dessen Bestimmungen als eine „Finalität" für alle Ewigkeit, sie bindet das Roß der Zeit auf alle Zukunft mit der der demokratischen Kette an den Pfosten des Stillstands, und sie „wird ,— so heißt es wörtlich — sich jedem Versuch widersetzen, die Agitation der Sklavenfrage, sei es innerhalb oder außerhalb des Kongresses, zu erneuern, möge der Versuch gemacht werden unter welcher Gestalt oder Farbe es immer sei."

Diese Platform, oder besser russischer Ukas, wurde von sämmtlichen versammelten demokratischen Delegaten, das ist einstimmig, angenommen. Der letztere Passus namentlich enthält die stärkste Verurtheilung, die jemals über die demokratische Partei ausgesprochen worden. Es ist ein Bannspruch gegen alle Freiheit, eine Drohung gegen alles Recht, ein Vernichtungsurtheil gegen alle Demokratie. Diese Sprache ist nicht republikanisch, sie ist russisch. Die Consequenzen desselben können nichts anders sein, als Beschränkung des Versammlungsrechtes und die Pöbelherrschaft. Wer gegen etwas Bestehendes seine Stimme erhebt, gegen ein Institut, welches, abgesehen von der eigenen Verwerflichkeit, alle Sitten, alle Rechtsbegriffe, alle Freiheit, alle Humanität vergiftet und allen Fortschritt unmöglich macht, — der ist von der nordamerikanischen Demokratie von nun an feierlich in den Bann gethan, zum Verbrecher gestempelt und dem Mob denuncirt. Der Mob bildet in der That das Bollwerk der demokratischen Partei. In der Stadt Neuyork z. B. ist die sechste Ward die sogenannte Bannerward der Demokraten, dieselbe Ward, in welcher die Five Points liegen, in welcher alle Verbrecher der ganzen Stadt sich concentriren; in den demokratischen Meetings geben notorische Räuber und Mörder, Menschen, die kaum dem Galgen entronnen sind, den

Ton an, und die Anführer, die leitenden Politiker, bilden den Auswurf der Menschheit. Doch kommen wir auf die Platform zurück. Wir haben gesagt, was sie will, wir fügen hinzu, was sie nicht will; sie will nicht, daß Amerika den Freiheitskämpfen in Europa seine Sympathie ausdrücken, daß es ihnen ein Wort der Ermuthigung zurufen soll; sie will nicht, daß die öffentlichen Ländereien an wirkliche Bebauer freigegeben werden. Ueber die beiden Lieblingsmaßregeln der Deutschen hat sie also den Stab gebrochen, der Deutschen, die mit den Irischen die Hauptarmee der demokratischen Partei bilden. So viel von der demokratischen Platform. Die von der Whigconvention drückt die Sympathie ihrer Partei aus für die kämpfende Freiheit überall und setzt hinzu, daß sie sich an den Rath Washingtons halten wolle. Sie ist nicht, wie wir und wie der größte Theil der Mitglieder der Whigpartei sie gewünscht hätte.

Die Kandidaten für die nächste Präsidentenwahl sind auf Seite der demokratischen Partei Herr Franklin Pierce von Neuhampshire zum Präsidenten und William Rufus King von Alabama zum Vicepräsidenten. Beide Demokraten sind aus der Wahl der retrograden Glieder der demokratischen Partei hervorgegangen und huldigen deren Ansichten. Selbst der Ultrasklavenstaat Südcarolina ist mit Herrn Pierce zufrieden, und ein hervorragender Politiker aus Georgien, Herr Forsyth, hat geradezu erklärt, daß er mit den Demokraten der südlichen Rechte deshalb Hrn. Pierce unterstütze, weil dieser gegen die vom General Caß ausgesprochenen Ansichten über die Interventionsfrage sei und diese Interventionspolitik unsinnig nenne. Herr Pierce war vor der Nomination kaum außerhalb der Grenzen seines Gebietsstaates bekannt. In diesem seinem Staate Neuhampshire soll er jedoch einen nicht unbedeutenden Einfluß besitzen, und ihm verdankt der Staat wahrscheinlich das Gesetz, daß dort kein Katholik, kein Jude und kein Ausländer irgend ein öffentliches Amt bekleiden kann. Sobald er ernannt war, machten sich die servilen Blätter der demokratischen Partei ein Geschäft daraus, seinen Namen in allen Winkeln der Union bekannt zu machen, und ein deutscher Schriftsteller sagt ironisch: „General Pierce, der künftige Nimrod unter den Menschenjägern, war ein großer Mann schon zur Zeit seiner Geburt, welche 46 Jahre eher bekannt war als er selbst.“

Der Generalmajor Winfield Scott, der Kandidat der Whigpartei zum Präsidenten, ist nicht allein diesseits, sondern auch jenseits des Oceans als ein großer Feldherr bekannt. Sein ganzes Leben steht mit der Geschichte seines Landes in so inniger Verbindung, und die Dienste, welche er seinem Vaterlande geleistet hat, sind so weltberühmt geworden, daß wir uns der Mühe überheben können, sie hier auch nur andeuten zu wollen. Man lese seine jüngst in deutscher Sprache erschienene Biographie und man wird sich überzeugen, daß seit den Tagen Washingtons wohl kein Mann dem Vaterlande treuer gedient, kein Mann staatsmännische mit militärischen Kenntnissen so harmonisch verbunden entwickelt hat wie General Scott. Seine Gegner suchen die Deutschen dadurch gegen ihn einzunehmen, daß sie auf Grund eines Briefes, den er geschrieben haben soll, ihn nativistischer Gesinnungen anklagen. Nur eine Partei, so gewissenlos wie die demokratische, kann solche Insinuationen auf ihn werfen. Die Echtheit des angeblichen Briefes ist nie bewiesen worden; trotzdem beschränkt sich die pöbelhafte Opposition, namentlich unserer deutschen demokratischen Blätter, auf dieses falsche Zeugniß. Die treffendste Widerlegung der Anschuldigung liegt schon darin, daß die Konvention der Nativisten, welche unlängst einen Candidaten für ihre Partei ernannt hat, dem General Scott nicht eine einzige Stimme gab. Während der Sitzung der Konvention von Baltimore zeigte jedes Nativejournal die bitterste Feindschaft gegen Scott und gab deutlich zu erkennen, daß es jeden andern Candidaten ihm vorziehen würde. General Scott war nie ein Nativecandidat und gab nie eine Nativestimme ab. Nichtsdestoweniger gesteht der greise Feldherr selbst zu, daß er zu einer Zeit, als mit den eingewanderten Bürgern an den Wahlurnen der größte Mißbrauch getrieben wurde, geglaubt habe, es solle eine Veränderung in den Naturalisationsgesetzen gemacht werden. General Scott ist nicht der Mann, der etwas leugnet, um Stimmen zu fischen. Er hat, wie gesagt, es selbst zugestanden, daß er besagte Meinung gehegt habe und zwar in demselben Briefe, in welchem er seine Nomination annimmt, ausdrücklich, daß er keine Veränderung in den Naturalisationsgesetzen vorschlagen werde, es sei denn, um sie für diejenigen Eingewanderten, welche ihr Leben im Dienste ihres neuen Vaterlandes gewagt haben, noch liberaler zu machen. Es ist Niemand in den Vereinigten Staaten, der in der That an dem Versprechen des alten Kriegers zweifelt, und sein ganzes vergangenes Leben bürgt uns dafür, daß er sein Wort zu halten weiß. Welcher Mensch wäre nicht

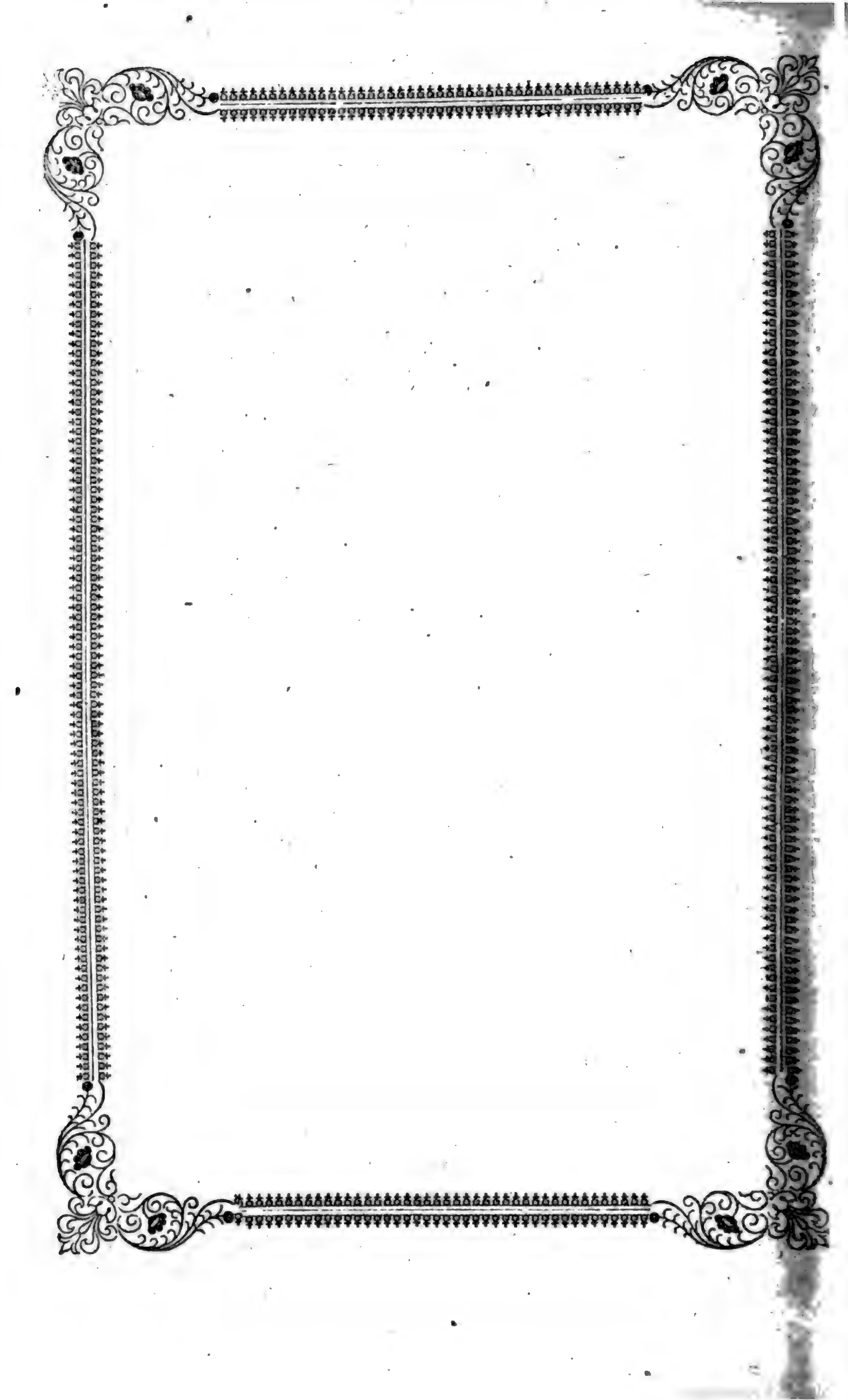
in seinem Leben einmal diesem oder jenem Irrthum unterworfen gewesen, welcher Mensch wird in seinem Leben nicht anderen Ideen zugänglich? Niemand ist von der Wiege bis zum Grabe in allen Dingen einer und derselben Meinung. Falsche Urtheile nähren, bloß um consequent zu sein, ist thörigt, seine Irrthümer eingestehen ist männlich. General Scott hatte im mexikanischen Kriege Gelegenheit, die eingewanderten Deutschen, Franzosen, Schweizer, Irländer u. s. w. kennen zu lernen, und er zauderte nicht, sobald er vom Kriegsschauplatze heimgekehrt war, ihnen Allen seine Anerkennung zu zollen. „Da — sagte er bezüglich dieses Gegenstandes in einer am 25. Mai 1848 in Elisabethtown gehaltenen Rede — „da auf den heißgewonnenen Schlachtfeldern war kein Raum für ungerechte, nationale wie persönliche Auszeichnungen; Deutsche, Franzosen, Schweizer, Engländer und Irländer, Alle bewiesen sich als treue Söhne unseres geliebten Vaterlandes, und jeder Beobachter mußte allenfallsige Vorurtheile, welche er gegen Adoptivbürger gefaßt hatte, schwinden lassen. Als ein Repräsentant Aller kehre ich jetzt in die Heimath zurück, um dieses Zeugniß für meine heldenmüthigen Waffenbrüder abzulegen.“ So sprach der moderne Cortez, der Washington unserer Tage, und diese seine Worte mögen zeigen, mit welchem Fug und Recht gewissenlose Partisane einen solchen Mann beschränkter nativistischer Gesinnungen anklagen. Wir könnten noch eine Menge Beweise für seine Gesinnungstüchtigkeit über diesen Punkt anführen, doch die Sache ist zu einfach, zu klar, als daß wir glauben können, die Insinuationen seiner Gegner fänden auch nur bei einem gerechtigkeits- und wahrheitsliebenden Manne Eingang.

Im Herbste v. J. landete der große Freiheitsapostel Ludwig **Kossuth** an unsern Gestaden. Die hervorragendsten Blätter der Whigpartei, die „Neuyorker Tribune,“ die „Times“ und Andere hatten ihm den Weg zu dem Herzen des Volkes geöffnet, der Whig-Stadtrath von Neuyork empfing ihn mit offenen Armen, der Whig-Präsident sandte seinen Sohn ab, um ihn zu bewillkommnen. Aber die Blätter der demokratischen Partei schwiegen, der demokratische Kongreß zauderte, ihn zu empfangen, und **Kossuth reiste später durch die demokratischen Staaten wie ein Aussätziger.** Nur bei den Whigs schlugen ihm Millionen warme Herzen zu. Als nun die Wahl näher rückte und **Kossuth** sich anschickte von Amerika wieder abzureisen, da waren die Demokraten bei der Hand, um durch ihn politisches Kapital zu machen; und leider waren es Deutsche, die sich zu diesem schmutzigen Handwerke gebrauchen ließen. **Als Kossuth, leider zu spät, ihre Absichten erkannte, machte er ihnen Vorwürfe und wies sie ab, wie sie es verdient hatten.** Diejenigen aber, welche sich zur Ausführung dieser Parthei-Intrigue hergegeben hatten, suchten bald und suchen noch heute die fälschliche Nachricht zu verbreiten, **Kossuth** habe den Deutschen Amerika's gerathen, für den demokratischen Präsidentschafts-Kandidaten zu stimmen. Wir warnen hiermit unsere Landsleute, dieser Aussage Glauben zu schenken. Keine Partei hat das ausschließliche Recht, auf den Namen Freiheits- oder Fortschrittspartei ausschließlich Anspruch zu machen; keine Partei hat sich in ihrer Platform für die Lehren **Kossuths** ausgesprochen. Ungeachtet dessen hoffen wir, daß, wenn Zeit und Umstände diese Politik begünstigen, das **Volk** dieselben ausführen werde, trotz Platformen und Konventionen. General **Scott** nimmt gewiß ein so lebhaftes Interesse an der allgemeinen Völkerbefreiung, wie es sich von jedem wahren Republikanern erwarten läßt. Das lebhafte Interesse, welches er an den Unabhängigkeitskämpfen der südamerikanischen Republiken nahm, ermuthigte die Führer jener Kämpfe, und auf seine Veranlassung hin wurden drei Söhne des Generals Paez von Columbia in der Militär-Akademie zu West-Point erzogen. Er wurde damals von der Föderal-Regierung, welche seine tiefe Sympathie für jene Befreiungskämpfe kannte, nach England geschickt, um die geheimen Negociationen bezüglich der Unabhängigkeit Süd-Amerikas zu leiten. General **Scott** wird, wenn er an die Regierung kommt, entschiedener als je ein anderer Staatsmann den europäischen Despoten entgegen treten. Als ein echter Republikaner, der stolz ist auf den Ruhm seines Vaterlandes, wird er der Würde der Republik nichts vergeben.

Wir haben nun flüchtig eine Charakteristik der Parteien gezeichnet. Unsere größtentheils charakterlose deutsche Journalistik hat Stoff und Arbeit bekommen. Möge sie bei Benutzung derselben ehrlicher zu Werke gehen, als wir geneigt sind zu erwarten! Wir würden uns glücklich schätzen, wenn uns die Erfahrung lehren sollte, daß der Leser dieser Blätter sie nicht ohne Nutzen für sich aus der Hand gelegt habe.

Druck von C. Schünemann in Bremen.

Digitized by Google



Das Westland.

Magazin

zur

Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Fünften Bandes, zweites Heft.

Inhalt.

Daniel Webster als Staatsmann und als Redner.
Geschichte des Aufblühens einer Stadt im amerikanischen Binnenlande. (Louisville am Ohio). Erste Mittheilung.
Die Republik Ikaria, im Staate Illinois.
Chronologische Geschichte des Mormonenthums.
Der deutsche Harugari-Orden.
Zustände im Kaiserreich Haiti.
Die Convention emancipirter Frauen zu Syracuse, im Staate Neuyork.
Das Gebäude der Neuyorker Gewerbeausstellung.
Ein großer Gasthof in Neuyork.
Der Weinbau zu Hermann, im Staate Missouri.
Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten.
Die Freischulen in Philadelphia.
Zustände in Merico.

Bremen, 1852.
C. Schünemann's Verlagshandlung.
Neu-York: Bernh. Westermann & Comp.,
290 Broadway, corner of Reade-St.

Druck von C. Schünemann.

Daniel Webster
als Staatsmann und als Redner.

Am 24. Oktober starb Daniel Webster zu Marshfield in Massachusetts. In ihm haben die Vereinigten Staaten ihren ausgezeichnetsten Redner und einen großen Staatsmann verloren, mit welchem nach Calhoun's und Clay's Tode kein Anderer an Geist sich messen konnte.

Bevor wir ihn als Redner und in seinem staatsmännischen Wirken schildern, wollen wir einige biographische Angaben vorausschicken. Webster stammte aus einer Puritanerfamilie, welche schon 1636 nach Neuengland gekommen war. Daniel war am 18. Januar 1782 zu Salisbury im Staate Neuhampshire geboren; sein Vater hatte sich im Unabhängigkeitskriege vortheilhaft ausgezeichnet. Der Sohn erhielt anfangs eine dürftige Schulbildung; sein Lehrer wohnte anderthalb Stunden weit von des alten Webster's Behausung. Im Mai 1796 wurde Daniel auf die lateinische Schule nach Exeter gebracht und bezog ein halbes Jahr später eine höhere Lehranstalt, das Dartmouth-College zu Hannover im Staate Neuhampshire, ging darauf zu einem Advokaten in die Lehre, wurde nachher eine zeitlang Lehrer an der lateinischen Schule zu Freyburg in Maine und versah zugleich eine Schreiberstelle. Dann arbeitete er abermals, und zwar anderthalb Jahre lang, bei einem Advokaten in seiner Vaterstadt, und studirte in seinen Mußestunden lateinische Klassiker und geschichtliche Werke, las auch mit Eifer seinen Shakespeare. Im Juli 1804 ging er nach Boston, wo er 1805 als Advokat auftrat, aber gleich nachher sich nach Boscawen in Neuhampshire begab. Dort praktisirte er einige Zeit, bis er nach Portsmouth übersiedelte, und dort neun Jahre seinem Beruf oblag, der ihm zwar großen Ruf, sonst aber nicht mehr als den nothdürftigsten Lebensunterhalt einbrachte. Schon zu jener Zeit hat sich Webster als Redner ausgezeichnet, und die Föderalisten, deren Partei er ergriffen, wußten seine Dienste so wohl zu schätzen daß sie ihn 1812 in den Congreß wählten. Heinrich Clay, damals Sprecher im Repräsentantenhause, ernannte ihn zum Mitgliede des Ausschusses für die auswärtigen Angelegenheiten. Am 10. Juni 1813 hielt er seine Jungfernrede, die so ausgezeichnet war, daß schon damals Webster als ein großer „Debater" gepriesen wurde, und daß Lowden, ein angesehenes Mitglied aus Südcarolina, erklärte: „der Norden hat Webster's Gleichen nicht, und der Süden Keinen der ihm überlegen wäre." Der junge Staatsmann wählte nun wieder in Boston seinen Wohnsitz und wurde dort

bald der gesuchteste Advokat, befestigte zugleich auch im Congreß mehr und mehr sein Ansehen, war Mitglied in Staatsconventionen von Massachusetts und überhaupt schon ein einflußreicher Mann. Seinen Ruf erhöhete er bedeutend durch eine in der That musterhafte Gedenkrede welche er 1820 zu Plymouth hielt, zur Erinnerung an die Pilgerväter, welche dort auf nacktem Felsen zuerst ihren Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt hatten. Nicht geringern Beifall brachten ihm andere Gedenkreden, z. B. jene am Bunker-Hill-Denkmal 1825 und 1848, seine Lobrede auf Jefferson und Adams, und jene bei der Grundsteinlegung des Capitols in Washington 1851; diese letztere haben wir den Lesern des Westlands im Auszuge mitgetheilt (Bd. I. S. 105).

Unter seinen Congreßreden zeichneten sich namentlich jene zu Gunsten der Unabhängigkeit Griechenlands und über den Tarif aus. Im Juni 1827 trat er in den Senat und war von vorne herein ein hervorragendes Mitglied in diesem Körper, welcher damals eine Menge ausgezeichneter Männer besaß. Unter Harrison und Tyler bekleidete er das Amt eines Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten, eine Stelle, die er auch unter Fillmores Präsidentschaft inne hatte. Er war zu allen Zeiten ein Hauptführer der Whigpartei, von welcher ein Theil ihm eben jetzt ihre Stimmen bei der Präsidentenwahl geben wollte.

Aber Websters Tod hat nicht bloß die Whigs betrübt; sein Verlust ist als eine amerikanische Calamität empfunden worden, gerade wie das Hinscheiden Clays, der ihm vier Monate früher voranging. War Webster ein größerer Redner als der Senator von Kentucky, so war dieser ein mehr concentrirter Charakter; beide aber waren einander darin gleich, daß ihnen, als durchaus nationalen Männern, die Aufrechterhaltung der Union für die Lebensfrage galt, und diese ihnen über Alles ging. Webster war ein ausgezeichnet klarer und leidenschaftsloser Politiker; nur in den letzten Zeiten scheint er reizbarer geworden zu sein, wenigstens hielt er nicht mehr wie sonst die Linie der Bedächtigkeit inne. Davon zeugt seine Correspondenz mit dem österreichischen Geschäftsträger Hülsemann, seine Haltung in der Frage wegen der Fischerei an den Küsten der englischen Colonien und jene in Bezug auf die Lobos-Inseln, welche ganz unbestreitbar Eigenthum der peruanischen Regierung sind.

Die Engländer sind nicht selten geneigt, die Verdienste amerikanischer Staatsmänner nicht allzuhoch anzuschlagen; aber gegen Clay und Webster sind sie gerecht, sie stellen beide neben ihren Peel und Wellington. Sie geben willig zu, daß Webster unbedingt der größte Redner der Gegenwart gewesen sei, der gesundeste Staatsphilosoph unserer Zeit, worin doch Uebertreibung liegt, — richtig ist aber, daß er ein durch und durch nationaler Mann war. Webster hat es mehr als einmal in seiner Hand gehabt, den Gang der amerikanischen Politik nach Außen vorzuzeichnen. Eine Rede aus seinem Munde war ein Ereigniß auf beiden Seiten des atlantischen Oceans, und die europäische Diplomatie wußte, daß sie es mit einem Manne zu thun hatte, der ihr in jeder

Hinsicht völlig gewachsen war. Die letzten Monate abgerechnet, war Webster allzeit den Extremen entgegen. Man hat ihm vorgeworfen, daß seine Auffassung der Dinge eine nüchterne gewesen sei, aber der Erfolg hat ihm allemal recht gegeben, und diese Nüchternheit sogar einigemal den Frieden der Welt aufrecht erhalten. Mitten in dem Parteitreiben der Amerikaner, in welchem Alles leicht auf die Spitze getrieben wird und die Leidenschaft den höchsten Grad erreicht, sind gerade Männer wie Clay und Webster eben sowohl eine Nothwendigkeit als eine Wohlthat, wenn sie ihre großen Talente, ihre einflußreiche Stellung, ihr Ansehen bei ihrer Partei und im ganzen Lande vorzugsweise geltend machen, um eine Ausgleichung und Verständigung zu erzielen. Wir Deutschen urtheilen über manche amerikanischen Angelegenheiten weit vorurtheilsfreier als die Engländer, welche den Amerikanern als Nebenbuhler gegenüber stehen und andere Interessen verfolgen. Dahin gehört die Frage der Sklaverei, über welche eben jetzt wieder die seichte Allerweltsphilanthropie so unendlich viel Albernes zum Besten giebt.* In unseren Augen ist es gerade ein Hauptverdienst Websters, daß er in dieser brennenden Frage seinen Einfluß zu Gunsten von Clays bekannter Compromiß-Maßregel geltend machte, und den hohlen Fanatikern das Spiel verderben half, um die Union zu retten. Die Engländer sind aber zu sehr Partei, um hier ein richtiges Urtheil zu haben; doch heben sie andrerseits mit Anerkennung hervor, daß Webster, der ein Gegner des Demokraten Jackson und zugleich später dem Beginn des Krieges mit Mexico abgeneigt war, im Jahre 1832 als es sich um die Unionsfrage handelte, den Präsidenten aufrichtig und wirksam unterstützte, und eben so Gelder bewilligte als der Krieg gegen Mexico einmal beschlossen war. Nun, in der Frage über die Sklaverei handelte er eben so verständig. Die Abolitionisten wollten etwas durchaus Verfassungswidriges, der Süden war in seinem guten Rechte, die Union und deren Fortbestand erschien gefährdet; — sollte ein Mann wie Webster sich auf die Seite der nördlichen Fanatiker stellen? Als specifischer Amerikaner konnte er es nicht. Ganz richtig sagt der „Globe“ von ihm: „er war ein Whig bis in sein innerstes Mark, aber vom Wirbel bis zur Zehe war er auch, und das ganz vorzugsweise, Amerikaner.“ Er war gegen Jackson wie gegen Pierce; aber sobald seinem Vaterlande von Außen her Gefahr drohete, war er ganz der Mann um Schulter an Schulter neben Jackson zu fechten; und wir zweifeln nicht, daß er ebenso auch neben Pierce gefochten haben würde. Manche Züge die wir bei unseren Stammverwandten auf der andern Seite des atlantischen Oceans finden, mögen Tadel hervorrufen, daß aber bei ihnen das Gefühl der Nationalität allmächtig ist, über alles Andere hervorragt, das verdient unsere volle Bewunderung und sollte uns zum Nacheifern veranlassen.“

Die „Times“ erklärt Webster „für den größten Staatsmann der Neuen Welt, und rechnet es ihm hoch an, daß er die Gewalt seiner Rede haupsächlich dazu gebraucht habe, um einer verständigen Politik Bahn zu brechen. Webster, sagt das englische Blatt, vertrat Amerika, Europa gegenüber, und er war ein

Amerikaner der die Welt kannte. Er war ausgezeichnet als Rechtsgelehrter und Schriftsteller, ein triumphirender Redner, in aller parlamentarischen Taktik wohl erfahren. In den Fragen über die Vereinigung von Texas mit der Union, den Krieg mit Mexiko, die Nordostgrenze, Oregon, die Auslieferung von Verbrechern, das Durchsuchungsrecht auf hoher See, die Aufnahme neuer Staaten in den Bund und das Compromiß über die Sklavenangelegenheiten — in allen diesen Fragen stand er auf Seite der Mäßigung, der Billigkeit, der Vernunft, und wo er etwa irrte und fehlte that er es, weil er von den Fehlern seiner Landsleute nicht ganz frei war. —

Die Amerikaner haben seit vierzig Jahren den Mann aus Massachusetts als großen Juristen, Staatsmann, Redner und Schriftsteller geehrt und anerkannt, und wenn auch die Demokraten von ihrem Parteistandpunkt aus ihn oftmals bekämpften, so ließen sie seinen glänzenden Eigenschaften doch allemal Gerechtigkeit wiederfahren. Webster's Schriften sind gerade ein Jahr vor seinem Tode in sechs Bänden zu Boston erschienen. Er selber hat sich nicht die Zeit genommen sie zu sammeln; sein Freund Eduard Everett besorgte die Herausgabe des Werkes, das schon in sofern merkwürdig erscheint, weil ein großer Theil des Inhalts niemals von Webster selbst niedergeschrieben worden ist; seine Reden zum Beispiel wurden von Stenographen nachgeschrieben und manche derselben von ihm selbst nicht einmal wieder durchgesehen. Die North-American Review vom Juli 1852 weist darauf hin, wie sehr englische Staatsmänner, namentlich Burke, nachträglich an ihren Reden gefeilt haben; Webster dagegen, obwohl rhetorisch im höchsten Sinne des Wortes, machte aus der eigentlichen Rhetorik niemals ein Studium; sie galt ihm viel mehr als Mittel denn als Zweck. Von ihm könne man sagen, daß seine Worte Thaten gewesen seien, und in der Eigenthümlichkeit, mit welcher er als Redner zu Werke gegangen sei, habe das Geheimniß des mächtigen Eindrucks gelegen, welchen er durch seine Rede allemal erreichte.

Webster wird unter den großen Rednern sicherlich einen Platz behaupten; es verlohnt sich daher der Mühe, daß wir näher auf seine Werke eingehen. Wir nehmen dabei den Aufsatz des neuengländischen Reviewers zum Leitfaden. Everett schrieb zu den Werken seines Freundes eine biographische Einleitung von nicht weniger als 160 Seiten; sie ist das vollständigste und beste, was in dieser Hinsicht erschien. Die letzten Worte derselben lauten: „In Bezug auf innere Politik wird Jedermann zugeben müssen, daß Webster weit weniger als irgend ein anderer öffentlicher Mann seinen Standpunkt auf dem Boden der Partei genommen hatte. Der Hauptzweck, welchen er stets verfolgte, war kein anderer als das große Verfassungswerk immer mehr zu kräftigen und zu befestigen. Durch die Weisheit und die patriotische Voraussicht der Gründer unserer Verfassung sind wir mit einem System gesegnet, welches die verschiedenen Staaten in eine so bewunderswürdig abgewogene und im Gleichgewicht erhaltene Union gebracht hat, daß sie weniger als ein Werk menschlicher Klugheit erscheint, denn

als ein Werk, welches durch die Vorsehung geschaffen wurde.*) Webster hat sich nie verhehlt, welche unglücklichen Folgen die Anarchie nach sich zieht, wie unheilvoll innere Zwietracht und Bürgerkrieg wirkt und wie sehr dadurch ein Volk nach Außen hin geschwächt wird. Vor all solchem Unheil hat uns die **Union** bewahrt. Er begriff aber auch sehr wohl, welche Hindernisse zu überwinden waren, welche Gefahren uns drohten, welche Prüfungen wir zu bestehen hatten, bevor dieses wunderbare Regierungsgebäude fest stand. Er war vollkommen überzeugt, daß sich dasselbe niemals wieder aufbauen läßt, wenn es einmal zerstört worden ist. Im Hinblick darauf war sein ganzes politisches Leben der Aufrechterhaltung der Bundesconstitution gewidmet und in seinem ganzen staatsmännischen Wirken ging er von der Ansicht aus: hat man einmal die Union aufgelöst, so sind der innere Friede, das kräftige Gedeihen, das Wohlergehen der Staaten, das Glück ihrer Bewohner für immer dahin; so lange aber die Union dauert, lassen alle etwaigen Unglücksfälle und Heimsuchungen sich verhältnißmäßig leicht ertragen, und für jedes Uebel ist ein Heilmittel vorhanden. In dieser Ueberzeugung wurzelt sein Verfahren, und so ist er ein Wohlthäter des ganzen Landes geworden."

Websters Werke sind auf die amerikanische Politik von großem Einfluß gewesen, weil sie häufig die öffentliche Meinung leiteten und bestimmten. Bei jeder Krisis in diplomatischen Angelegenheiten oder wenn es sich um Krieg und Frieden handelte, um Geldwesen oder Tarif, ließ er seine Stimme hören, gab er Erläuterungen und Rathschläge, redete er zu oder warnte; immer aber horchte ihm die ganze Nation. Dann stand ihm die allgemeine Wohlfahrt höher als die Meinung seiner Partei, und deshalb gab er in wichtigen Dingen mehr als einmal den Ausschlag. Und allemal hat der Erfolg ihn gerechtfertigt, — seine allerletzten Maßregeln ausgenommen. Man giebt willig zu, daß seine Politik eine specifisch amerikanische gewesen sei. Er hielt die Leidenschaften im Zaum und beseitigte Mißverständnisse, wie in der bekannten Streitfrage wegen der Nordostgränze und in dem Vertrage mit Lord Ashburton, wo Frieden oder Krieg auf dem Spiel stand. In allen wichtigen Angelegenheiten hatte er den Vorurtheilen der Parteien gegenüber einen heftigen Stand, auch in der Streitfrage über Oregon, und doch bezeichnete Webster lange Zeit im Voraus, wie dieselbe allein in billiger Weise gelöst werden könne. Und die Ausgleichung erfolgte auch hier in seinem Sinne.

*) Das ist eine Hyperbel, dergleichen der gute Geschmack sich ersparen könnte. Die Eigenthümlichkeiten der amerikanischen Union, welche die Staaten unirt, nicht consolidirt, sind übrigens in folgenden Versen sehr gut bezeichnet:

Not, chaos-like, together crushed and bruised,
But, like the world, harmoniously confused,
Where order in variety we see,
And where, though all things differ, all agree.

Webster war kein Deklamator, kein Rhetoriker und nicht einmal das, was man in Amerika einen Volksredner nennt. Er wollte seinen Zuhörern nicht gefallen, es lag ihm vielmehr daran, sie zu überzeugen. Er gab keine sorgsam ausstudirte Reden und feilte seine Perioden nicht, und gerade seine besten Reden waren jene, auf welche er kaum Zeit gehabt hatte sich vorzubereiten. Um seine volle Kraft und Fähigkeit zu entfalten, bedurfte er jener Aufregung, welche eine lebhafte Debatte, zum Beispiel im Senat, mit sich brachte. Aber auch dann focht er mit seiner Rede nicht etwa wie ein Gladiator, sondern hielt sich immer in einer höhern Sphäre und nie verließ ihn eine gewisse Strenge; er behandelte die Sachen mit tiefem Ernst. Bei hochwichtigen Fragen drang aber warme Leidenschaft aus ihm hervor. Er war zu sehr Geschäftsmann, zu viel im praktischen Leben geschult, als daß er auf Schmuck und Zier der Rede viel Gewicht hätte legen sollen. Nur selten ließ er sich herbei etwas zu verallgemeinern; hochtrabende Worte und philosophische Sentenzen, welche ihm so gut zu Gebote standen wie jedem Andern, ließ er bei Seite. Aber wo Sentenzen am rechten Orte waren, wie bei der Jubelfeier von Plymouth oder in der Convention von Massachusetts als es sich um Revision der Verfassung handelte, da ließ er es auch in dieser Hinsicht nicht an sich fehlen. Im Uebrigen liebte er die einfache und methodische Entwickelung eines Gegenstandes; er sprach nicht, wie Sir James Macintosh, Essays, er hielt auch keine glänzenden, philosophisch ausstaffirten Reden, wie Burke, sondern schloß mit großer Strenge Alles aus, was nicht unmittelbar zur Sache gehörte. Darin lag auch Zauber und Macht, und die Wirkung war sicherer. Die Natur hatte ihn reichlich mit Körpergaben ausgestattet; seine Gestalt war imponirend, seine Stimme voll und kräftig tönend, und sein klares Auge blitzte hell und tief dringend unter den buschigen Brauen hervor. Das Alles half seinen Worten Nachdruck geben, besonders wenn er eindringlich an die höheren und edleren Gefühle im Menschen sich wandte. Seine kurze, gedrungene und, wenn man so sagen kann, nervenstarke Logik überwältigte die Hörer und riß sie mit fort. Die Einfachheit und Körnigkeit im Ausdruck verfehlte nie ihre Wirkung, und wenn Webster sich einmal zur Heftigkeit hinreißen ließ und die Rede wie ein Katarakt aus seinem Munde strömte, dann war jedes Mannes Brust erschüttert, und man lauschte ihm ehrfurchtsvoll in lautloser Stille. Keine Lücke, kein ungehöriges Abschweifen, kein überflüssiges Bild schwächte die Harmonie im Vortrage; die Wirkung war immer voll und ganz, so wie nur eine überwältigende Kraft und mächtiger Ernst sie erzeugen können. Die Rede floß ohne alle Unterbrechung von seinen Lippen wie aus einem tiefen unerschöpflichen Born. Erat in verbis gravitas, et facile dicebat, et auctoritatem naturalem quandam habebat oratio.

Vermöge seiner ganzen geistigen Eigenthümlichkeit paßte Webster vorzüglich zum Diplomaten, und die Schriftstücke, welche er als solcher verfaßte, haben mit Recht allgemeine Anerkennung gefunden. Er war Meister nicht nur im diplomatischen Briefstyl, sondern auch in ruhiger, klarer Beweisführung in staats-

und völkerrechtlichen Streitpunkten. Insbesondere zeigte sich dieses damals, als die Frage über das Durchsuchungsrecht auf hoher See erörtert wurde. Mit schlichtester Einfachheit bewies er, daß jedes Schiff einen Theil des Gebiets der Nation bildet, welcher es angehört, und die Souverainetät seines Staates auf hoher See sowohl wie in einem befreundeten Hafen an sich trägt, daß somit die Rechte und Pflichten aller am Bord Befindlichen nur bestimmt werden können nach den Gesetzen eben jener Nation, ohne Einmischung eines fremden Gesetzes.

Webster war aber kein politischer Taktiker und hat es daher nicht bis zum erklärten Haupte einer Partei gebracht oder bringen wollen. Allerdings war er einer der hervorragendsten Männer unter den Whigs, hütete sich aber wohl, allezeit mit seiner Partei blindlings zu gehen; in manchen wichtigen Angelegenheiten ging er seinen eigenen Weg und folgte seinem eigenen Urtheil. Dafür ist er in der Partei nicht selten heftig getadelt worden, namentlich als er in Tylers Cabinet blieb, während seine Collegen ausschieden; ihm aber lag Alles daran, den Ashburton-Vertrag abzuschließen und dem Lande eine Krisis zu ersparen. Nach einigen Jahren dankte man ihm freilich allgemein dafür, daß er nicht durch Dick und Dünn mit seiner Partei gegangen war. Ihm lag, wie gesagt, Alles an der Union, er war vorzugsweise national, und auch vor dem Obergerichtshofe der Vereinigten Staaten sprach er am liebsten und am besten über Fragen von nationalem Belang. Im Senat eiferte er einst gegen den Particularismus in folgender Weise:

„Durch Particularismus wird der klare Verstand des Menschen irre geführt, und ein Gefühl der Abneigung oder Feindseligkeit der einen Abtheilung des Landes gegen die andere wach gerufen. Es ist erklärlich daß in aufgeregten Zeiten der eine Theil zum andern sagt: Thust du das, so thue ich jenes, — und daß dadurch die Reizbarkeit sich nur noch mehr steigert. Dann folgt wohl die Wahl einer kriegerisch gesinnten Legislatur und ein Aufruf zu den Waffen. Hier handelt es sich vor Allem darum, ob wir die ächte Vaterlandsliebe haben, den Amerikanismus, welcher uns fähig macht solche Prüfungen zu bestehen. Die ganze Welt hält mit gespannter Aufmerksamkeit ihren Blick auf uns gerichtet. Was mich anbelangt so werde ich bei meinen Grundsätzen unwandelbar beharren. Ich stehe auf Seiten der Union und mit Allen welche zu ihr halten. Ich werde gerecht sein gegen das ganze Land soviel meine Fähigkeiten irgend gestatten, und Alles was ich rede und thue soll nur gesagt und gethan sein für das Wohlergehen der Gesammtheit. Ich stehe auf dem Boden der Verfassung und ich bedarf auch gar keiner andern Platform. Ich kenne nur ein Land; mein Land, mein Gott, meine Treue und Wahrheit — die sind mein einziges Ziel. Ich bin als Amerikaner geboren, als Amerikaner will ich leben, und als Amerikaner will ich sterben, und die Pflichten welche diese Eigenschaft mir auferlegt, will ich erfüllen, ohne Rücksicht auf Folgen die meiner Person daraus erwachsen. Denn was wollten solche persönliche Folgen bedeuten? Was ist der einzelne Mann mit allem Bösen oder Guten das ihm

zu Theil wird, im Vergleich zu dem Glück oder Mißgeschick wovon ein großes Land in einer Krisis wie der gegenwärtigen heimgesucht werden kann, und inmitten von Verhandlungen wo das Schicksal dieses Landes auf dem Spiele steht? Mag für mich erfolgen was da wolle, ich kümmere mich nicht darum. Kein Mann kann zu viel leiden, kein Mann kann zu schnell fallen, wenn er in der Vertheidigung der Freiheiten und der Verfassung dieses Landes fällt." So sprach er im Jahre 1850.

Schon dreißig Jahre früher hatte er nachdrücklich ganz in demselben Sinne geredet, und mit Recht kann der Bostoner Reviewer bemerken: „Kein anderer Staatsmann war in höherm Grade so durchaus mit den Grundsätzen, Bestrebungen und Zwecken seines eigenen Landes zusammengewachsen; Keiner begriff umfassender und tiefer den Geist unserer Staatseinrichtungen, Keiner kannte die Geschichte derselben besser oder war wirksamer und erfolgreicher thätig sie in richtiger Weise weiter zu entwickeln. So ist denn vieles von Webster's Gepräge in unserer Gesetzgebung, Rechtsgelehrsamkeit und der Art und Weise unseres Verkehrs mit auswärtigen Staaten. Durch seine meisterhafte Auseinandersetzung und Vertheidigung der wahren Grundsätze der Verfassung hat er sich einen Platz neben den hochgeehrten Gründern der Republik erworben, und zu gleichem Rang mit Hamilton, Madison, Marshal und Jay erhoben.

Ein wahrer Wohlthäter für die Union war Webster, als er die Nullifiers von Süd-Carolina bekämpfte. In diesem Staat ist der Satz aufgestellt worden, die Verfassung sei lediglich ein Vertrag, ein „Compact" zwischen souveränen Staaten; jeder einzelne Staat habe dieselbe angenommen unter Vorbehalt des Rechts wieder auszuscheiden, wenn Ausscheidung — Secession — ihm angemessen und räthlich erscheine, und jedes Gesetz für ihn als nichtig und unverbindlich zu erklären, — dasselbe zu „nullificiren" — wenn er ein solches als mit jenem Compact unverträglich erachte. Man sieht auf den ersten Blick, wie sehr durch eine solche Lehre die Union gefährdet war. Diese „Nullificationstheorie" fand geistvolle und gewandte Fürsprecher an Männern wie Calhoun und Hayne, und wurde von der ganzen Partei, welche den Rechten der Einzelstaaten möglichste Ausdehnung geben wollte, nicht ohne Beifall aufgenommen; sie schmeichelte ja dem Particularismus und hatte einen demokratischen Anstrich. Deshalb schien es eine Zeitlang, als ob diese höchst gefährliche und widersinnige politische Ketzerei Aussicht auf Erfolg hätte; es war aber auch klar, daß es um die Union geschehen sei, wenn sie zur Geltung kam; die Bundesregierung und der Congreß wären von dem Augenblick an zu einem Schatten herab gesunken. Glücklicher Weise nahm diese Ketzerei ein schmachvolles Ende; sie fand außerhalb der Grenzen von Süd-Carolina keinen Anklang mehr, als das Volk begriff, worauf es dabei eigentlich ankam. Und daß es bald zu dieser Einsicht gelangte, war in nicht geringem Maße Websters Verdienst. Es handelte sich zu jener Zeit in der That um etwas Großes; ein ganzes Regierungssystem stand auf dem Spiele, das damalige und künftige

Wohlergehen von Land und Volk lag in der Waagschale; Fortbestand und Macht der großen Republik waren gefährdet. Vor nicht weniger als vierundzwanzig „souverainen“ Staaten, wie die Männer von Süd-Carolina sich ausdrückten, wurde der Kampf entschieden. Als Demosthenes sich selbst und Ktesiphon vertheidigte, als Cicero den Verres anklagte und Burke in der Westminsterhalle seine Donnerkeile gegen Warren Hastings schleuderte, handelte es sich um weit geringere Interessen. Es war Daniel Webster, dem es gelang, die Ketzerei der Nullificationslehre nicht nur für den Augenblick unschädlich zu machen, sondern sie so völlig zu zermalmen, daß sie niemals wieder auch nur einen Schein von Berechtigung für sich wird in Anspruch nehmen dürfen. Zum ersten Male erhob er sich 1830 gegen sie im Senat; im Februar 1833 sprach er zum zweiten Male gegen Calhoun, der damals die Stelle eines Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten niedergelegt hatte und nach Hayne's Tode sich in den Senat hatte wählen lassen, um seine Doctrin zu vertheidigen. Webster sprach unter anderm:

„Unter den Gefühlen, welche in diesem Augenblick meine Brust erfüllen, ist nicht das schwächste ein Bedauern über die Stellung, in welche der Gentleman (Calhoun) sich selbst versetzt hat. Sir, er läßt sich selber keine Gerechtigkeit wiederfahren. Die Sache, welche er zu der seinigen gemacht, findet keine Grundlage in der Verfassung, keine Unterstützung durch Sympathie im Volke, keinen Beifall in einem patriotischen Gemeinwesen. Er hat keinen festen Boden, auf welchem er Fuß fassen könnte, wenn er sein anerkannt großartiges Talent entfalten möchte. Alles unter seinen Füßen ist hohl und trügerisch. Er gleicht einem starken Manne, der sich im Morast abmühet; durch jede Anstrengung sich hinaus zu retten, sinkt er nur immer tiefer ein. Und dieser Vergleich könnte leider noch weiter sich fortführen lassen; ich besorge, daß kein Freund ihm zu Hülfe kommen kann, ohne sich selber in Gefahr zu bringen; niemand darf ihm nahe kommen und eine helfende Hand ihm entgegenstrecken; er muß ja für sich selbst ein Untersinken im Moore befürchten.“

„Das ehrenwerthe Mitglied spricht von einem „verfassungsmäßigen Compact“, es fügt aber hinzu, derselbe sei ein Vertrag unter souverainen Staaten. Was für eine Bedeutung hat hier für ihn der Ausdruck verfassungsmäßig? Auf Compacte zwischen souverainen Staaten angewandt, giebt der Ausdruck constitutionell dem Worte Compact keinen bestimmtern Begriff. Spräche man uns von einem constitutionellen, verfassungsmäßigen Bunde oder einem dergleichen Vertrage zwischen England und Frankreich oder einer constitutional convention zwischen Oesterreich und Rußland, so würden wir nicht begreifen, was unter einem solchen Bündnisse, einem solchen Vertrage oder einem derartigen Uebereinkommen zu verstehen sei. Das Wort hat in einer solchen Zusammenstellung gar keinen Sinn, und doch sieht man leicht ab, weshalb der ehrenwerthe Gentleman es in den von ihm beantragten Resolutionen gebraucht hat. Er kann in das vor ihm liegende Buch keinen Blick werfen, ohne zu sehen,

daß es sich um eine Verfassung der Vereinigten Staaten handelt. Das aber muß ihn stutzig machen, denn schon durch den bloßen Ausdruck Constitution ist seine ganze Lehre von einem Compact bedroht, und was er so kühn aus derselben ableitet, nämlich Nullification und Secession, die finden von vorneherein ihre Widerlegung. Wenn er zugiebt, daß unser Regierungsinstrument eine Constitution ist, so muß ihm klar sein, daß sie eben deshalb nicht ein Compact zwischen Souverainen sein kann; denn eine Verfassung nach welcher regiert werden soll, und ein Compact zwischen souverainen Mächten sind Dinge die in ihrem ganzen Wesen vollkommen ungleichartig erscheinen und niemals ein und dasselbe sein können. Indessen das Wort Constitution steht vornean in dem Instrument, es läßt sich gar nicht übersehen. Er sucht deshalb eine Ausgleichung zu treffen und die wesentliche Bedeutung des Wortes zu verdecken, während er ein anderes, scheinbar ziemlich dasselbe bedeutend, an die Stelle setzt. Dieses neue von ihm eingeschobene Wort lautet Compact; auf dieses legt er den Hauptschwerpunkt, es spielt bei ihm die Hauptrolle, und Constitution wird zu einem müssigen bedeutungslosen Nebenworte. So kommt ein „constitutioneller Compact“ heraus. So glaubt er mit den in der Verfassung stehenden Worten sich abfinden zu können. Aber er wird sich enttäuscht finden.“ Webster geht dann in scharfe grammatische Auseinandersetzungen ein, und zeigt, daß der Ausdruck „constitutioneller Compact“ sinnlos sei. Dann ruft er: „Wir wissen was die Verfassung ist; wir wissen was das klar und verständlich geschriebene Grundgesetz ist; wir wissen was das Unterpfand und Band unserer Union und die Sicherheit unserer Freiheiten ist, und wir sind entschlossen sie in ihrem klaren Sinne und ihrer unverkünstelten Bedeutung aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen. War es nicht Mirabeau oder irgend ein anderer Gebieter menschlicher Leidenschaften, der gesagt hat, daß Worte Sachen seien? Jawohl sind sie Sachen, Sachen von gewaltigem Einfluß, nicht bloß dann wenn man sich an die Leidenschaften und stark aufgeregten Gefühle der Menschen wendet, sondern auch bei Erörterung legaler und politischer Fragen; denn oft gelangt man nicht zu einer richtigen Schlußfolgerung oder man kommt zu einer falschen, wenn geschickt ein Ausdruck, ein Wort, einem andern untergeschoben wird. Wir haben, meine ich, davon hier ein Beispiel.“

„Die erste Resolution erklärt: das Volk der verschiedenen Staaten sei der Constitution oder, wie gesagt wird, dem constitutionellen Compact, beigetreten (acceded). Das Wort beitreten (accede) steht aber weder in der Verfassungsurkunde noch in der Genehmigung derselben von Seiten der verschiedenen Staaten. Es wird hier uns gegenüber nicht ohne wohlerwogene Absicht gebraucht. Der natürliche Gegensatz von Beitreten (accession) ist Ausscheiden (secession); wenn man nun annimmt das Volk der verschiedenen Staaten sei der Union beigetreten, so könnte man mit einem Anschein von Recht folgern, es dürfe auch wieder ausscheiden. Die Sache verhält sich jedoch anders. Das Wort Accession, auf politische Verbände angewandt, bedeutet einen Hinzu-

tritt zu einem Bunde oder einem Vertrage von Seiten eines bis dahin demselben Fremden, eines nicht demselben Angehörenden. Secession bedeutet das Ausscheiden aus einem solchen. Nun aber hat das Volk der Vereinigten Staaten als es seine Regierung gründete, sich keines solchen Ausdruckes bedient. Es sagt nicht daß es einem Bunde beitrete, sondern daß es eine Verfassung gründe und einsetze (ordain and establish). So lauten die Worte in der Urkunde, und die Conventionen der verschiedenen Staaten, ohne jegliche Ausnahme, „genehmigten die Verfassung“ (ratified the Constitution); einige fügten noch hinzu: „genehmigt“ oder angenommen; alle aber bedienten sich des Ausdrucks „ratifying“. Diese Sätze führte der Redner dann weiter aus und erdrückt seinen Gegner vollständig.

Von nicht minderm Belang als im Congresse waren seine Reden vor dem höchsten Gericht der Vereinigten Staaten in Washington, auf dessen Entscheidungen Websters Argumente großen Einfluß übten. Man wird leicht begreifen, was das bedeuten will, wenn man sich erinnert, daß dieser Gerichtshof entscheidet und das letzte, endgültige Wort spricht, sobald über Verfassungsangelegenheiten Zweifel obwalten. Innerhalb der ihm zugewiesenen Sphäre gilt seine Entscheidung unbedingt, sie überwiegt nicht nur jene der Legislaturen in den Einzelstaaten, sondern auch die Macht des Congresses; denn das höchste Gericht kann die Gesetzgebungsmaßregeln der einen wie der andern für verfassungswidrig und null und nichtig erklären. Kein Tribunal in irgend einem andern Lande hat eine so hohe, umfangreiche und bedeutungsvolle Stellung, denn in England besitzt das Parlament absolut höchste Gewalt, es erkennt Niemand über sich an. Das höchste Gericht in Washington dagegen legt das Gesetz aus und seine Aussprüche und Entscheidungen sind verpflichtend, bindend und endgültig. Die Praxis vor einem solchen Gerichte ist eine gute Vorbereitungsschule für den Senator und Staatsmann. Webster trat vor demselben schon 1817 auf; er vertheidigte damals die in einer Urkunde verbürgten Rechte des Dartmouth College gegen ein von der Legislatur von Neuhampshire gegebenes Gesetz, demgemäß diese höhere Lehranstalt als eine Schöpfung des Staates betrachtet und dessen Verfügungen unterworfen sein sollte. Das höchste Gericht entschied, in diesem Acte liege eine Beeinträchtigung der constitutionellen Verfügung, der zufolge kein Staat ein Gesetz erlassen darf, durch welches Verträge beeinträchtigt werden. Und in Folge dieser Verfügung hat nun jedes gestiftete Colleg, jede gestiftete Academie oder Schule in den Vereinigten Staaten ihre unabhängige Existenz. Webster machte damals geltend, daß alle dergleichen Anstalten milde Stiftungen von corporativer Art seien, über welche die Gesetzgebung des Staates keine fernere Controle besitze, nachdem sie dieselben einmal durch Ertheilung eines Freibriefs genehmigt habe; für angebliche Verletzungen dieses Freibriefs seien dergleichen Anstalten lediglich den Gerichten verantwortlich.

Noch wichtiger war eine Entscheidung, welche Webster 1824 hervorrief. Sie sprach einem Staate die Befugniß ab, irgend einer Person oder Körper-

299965

schaft das ausschließliche Recht zur Beschiffung seiner Gewässer zu ertheilen, weil die Befugniß „den Handel zu reguliren", dem Congresse vorbehalten worden sei. Und vier und zwanzig Jahre später, als es sich um die Constitution von Rhode Island handelte, entschied derselbe Gerichtshof auf Websters Antrag, daß die Bewohner eines Staates nicht willkürlich ihre Verfassung abändern oder ihr Fundamentalgesetz modificiren können, wenn sie nicht die Formen beobachten und die Restrictionen gelten lassen, welche von ihnen selbst festgestellt wurden, oder welche dem Wesen jeder nicht despotischen Regierung von selbst anhaften. Webster gab das republikanische Princip zu und stellte sich auf republikanischen Boden; das Volk sei die souveräne Macht; nichts desto weniger erscheine ein Fundamentalgesetz nothwendig, in welchem bestimmt werde, wer das Volk sei und in welchem dessen Befugniß zur Geltendmachung seiner Gewaltsumme und seines Willens in vorgeschriebene Bahnen gewiesen und durch beglaubigte Vollmachtinhaber geltend gemacht werde. Er argumentirte unter Anderem in folgender Weise:

„Niemand stellt in Abrede, daß in diesem Lande das Volk die einzige und alleinige Quelle politischer Machtbefugniß sei. Es ist allerdings souverain, das heißt das Gemeinwesen im Ganzen, der Collektivwille des Volkes ist souverain. Oberrichter Jay sprach nicht philosophisch, sondern paradox, als er behauptete, dieses Volk biete darin ein außerordentliches Schauspiel dar, daß es viele Souveraine und keine Unterthanen habe. Das ganze Volk ist souverain, sprach er, und die Eigenthümlichkeit liegt darin, daß es keine Unterthanen habe mit Ausnahme einiger farbigen Leute. — Das ist in keinem Falle richtig. Das Gemeinwesen im Ganzen ist souverain, das ist aber nicht die Souverainetät, welche in der täglichen Ausübung der souverainen Gewalt wirksam erscheint. Das Volk kann nicht täglich als Volk handeln oder wirksam sein. Es muß eine Regierung einsetzen, und diese mit so viel souverainer Gewalt ausstatten, als die Sache erforderlich macht; und da nun diese souveraine Gewalt übertragen und in die Hände der Regierung gelegt worden ist, so wird die Regierung das was man insgemein den Staat nennt. Ich liebe die altmodige Art und Weise, die Dinge so zu bezeichnen, wie sie in der Wirklichkeit sind, und dies hier ist die richtige Idee von einem Staate. Es ist eine organisirte Regierung, welche den Collectivwillen des Volkes vertritt, insoweit dasselbe es für angemessen erachtet diese Regierung mit Machtbefugnissen auszustatten. Und so ist es denn allerdings wahr, daß diese Regierung souveraine Gewalt besitzt, aber freilich nicht alle souveraine Gewalt, und so sind auch die Regierungen der Staaten in gewisser Hinsicht souverain, aber nicht in all und jeder. — — — Die Gewalt ist beim Volke, dasselbe kann aber dieselbe nicht in Masse, nicht per capita ausüben, sondern lediglich durch seine Vertreter, und dieses System ist bei uns allezeit in Geltung gewesen. Die Grundlage der Repräsentation ist das Stimmrecht. Das Recht Vertreter zu wählen, ist Jedermanns Antheil bei Ausübung der souverainen Gewalt, und eine Stimme

zu haben, wenn er im Uebrigen die erforderlichen Eigenschaften besitzt, ist der Antheil von der politischen Gewalt, welche jedem Wähler zusteht. Das ist die Art und Weise, in welcher die Gewalt von ihrer Quelle ausströmt, und in die Hände von Conventionen, Gesetzgebenden Versammlungen, Gerichtshöfen und vollziehenden Behörden kommt. Sie beginnt mit Abgabe der Stimme; diese ist Uebertragung der Gewalt von Seiten eines Einzelnen an irgend ein Agens.«—

Wir bemerkten schon oben, daß Webster nur selten als Tags- und Gelegenheitsredner auftrat, that er es aber, so leistete er allemal Großartiges; und war auch dann ganz specifisch-amerikanisch.

Zum Schluß geben wir eine Probe aus einer der Reden, welche Webster vor Gericht als Vertheidiger hielt. Ein Capitain, Joseph White, war von einem gewissen Knapp ermordet worden. Es kam darauf an, die Geschworenen zu erwärmen und anzuregen, bevor er die Belastungszeugnisse gegen den Angeklagten der, sich selbst ermordet hatte, im Einzelnen erörterte.

»Die That wurde mit einem hohen Grade von Kaltblütigkeit und Sicherheit verübt; nur die Abscheulichkeit, mit welcher der Plan dazu entworfen war, kam derselben gleich. Wir kennen nun alle Einzelnheiten des grauenvollen Auftritts. Der zum Opfer Erkorene lag in tiefem Schlafe, wie alle anderen unter demselben Dache. Ein gesunder alter Mann, dem der Schlaf so süß ist, ruhet im ersten erquickenden Nachtschlummer sanft aber fest. Der Mörder dringt durch das Fenster ein, an welchem er schon zu diesem Behufe Vorkehrungen getroffen, und tritt in ein Zimmer, welches Niemand bewohnt. Leisen Trittes schreitet er durch die einsame Halle, welche durch den Mond schwach erhellt ist; er schleicht die Treppe hinauf und steht dann vor der Thür des Gemachs. Vermöge sanften aber oft wiederholten Drucks hebt er Schloß und Thür empor, welche sich dann geräuschlos in ihren Angeln dreht. Jetzt tritt er ein, sein Schlachtopfer sieht er vor sich. In dem Gemach herrscht Dämmerschein. Das Gesicht des Unschuldigen ist vom Mörder abgewandt; die eindringenden Strahlen des Mondes, welche auf die greisen Locken der Schläfe fallen, zeigen an, wohin der tödtliche Streich geführt werden kann. Dieser tödtliche Streich fällt, und das Schlachtopfer geht ohne irgend einen Kampf, ohne jede Regung, hinüber aus der Ruhe des Schlafes in die Ruhe des Todes! Der Mörder aber will sicher gehen, und er bedient sich auch noch seines Dolches, obwohl er die Gewißheit haben kann, daß er durch den Schlag mit dem Knüttel dem Leben des alten Mannes schon ein Ende gemacht hat. Er hebt ihm sogar noch den Arm empor, damit er ja das Herz richtig treffen könne, und legt dann denselben wieder hin, damit die Dolchwunde bedeckt werde. Und dann fühlt er noch an den Puls, um sich zu überzeugen, ob dieser noch schlage. Alles ist vorüber. Die That war vollendet. Dann geht der Mörder fort, steigt aus dem Fenster, durch welches er eindrang, und entflieht. Kein Auge hat seinen Mord gesehen, kein Ohr hat ihn gehört; er allein weiß um das Geheimniß und er hält es für sicher.

Aber, Gentlemen, das war ein schrecklicher Irrthum. Solch ein Geheimniß kann nie und nirgend sicher sein. In Gottes weiter Schöpfung giebt es keinen Fleck, keinen Winkel wo der Schuldige es sicher verwahren könnte. Ich will nicht von dem Auge reden welches alle Verstellung durchdringt und alle Dinge so klar erschaut als lägen sie da im sonnenhellen Mittag; — solche Geheimnisse einer Frevelthat sind auch vor dem Auge des Menschen nicht sicher. Der Mord kommt aus, die Vorsehung hat es so angeordnet und leitet die Dinge in der Weise, daß die welche des Himmels Gebote verletzen und Menschenblut vergießen selten unentdeckt bleiben. Insbesondere mußte in einem Falle wie der vorliegende ist, der so großes Aufsehen machte, früher oder später die Entdeckung folgen. Tausend und aber tausend Augen späheten umher um den Thäter ausfindig zu machen; auf alle Menschen, alle Sachen, jeden Umstand welcher sich auf Zeit und Ort bezog, war die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet; tausend Ohren können jedes leise Flüstern erhorchen; die aufs Höchste gespannte allgemeine Aufmersamkeit ist der Scene zugewandt, und Jeder möchte Licht in das tiefe Dunkel bringen. Inzwischen vermag die schuldige Seele ihr eigenes Geheimniß nicht verwahren; sie verräth sich selbst, oder vielmehr sie fühlt einen unwiderstehlichen Drang des Gewissens sich selber treu zu sein. Sie ist niedergedrückt vom Bewußtsein der Schuld, sie weiß nicht was sie damit anfangen soll. Das menschliche Herz ist nicht geschaffen einen solchen Insassen zu bewahren; es ist zur Beute einer Qual geworden, welche es weder vor Gott noch vor Menschen eingestehen darf. Es wird von einem Geier zernagt und es kann weder vom Himmel noch auf Erden Theilnahme oder Beistand fordern. Das Geheimniß welches der Mörder besitzt, nimmt bald ihn in Besitz, es wird sein Gebieter, gleich einem der bösen Geister von welchen man erzählt; es leitet ihn wohin es will. Es schlägt und klopft an sein Herz, es steigt ihm in die Kehle, es will heraus. Er glaubt die ganze Welt müsse es ihm im Gesicht ansehen, aus seinen Augen lesen, er hört es sogar arbeiten in der Stille seiner Gedanken. Es ist sein Herr und Meister geworden. Es bricht ihm seinen Muth, verräth ihn in seinem Schweigen, überwältigt seine Klugheit. Und als nun der Verdacht auch von Außen her auf ihn fällt und in eine Kette von Umständen und Verhältnissen ihn verwickelt, da drängt das unheilvolle Geheimniß mehr und mehr mit einer gesteigerten Heftigkeit; es will und will herausbrechen. Ein Geständniß soll und muß erfolgen; es giebt aber kein anderes Mittel dem Geständniß zu entgehen als Selbstmord, und Selbstmord ist Geständniß!“

Websters Ableben wurde in der ganzen Union als ein Nationalverlust empfunden und betrauert; man hat es wohl überall gefühlt, daß der Tod des ausgezeichnetsten amerikanischen Bürgers eine große und schmerzliche Lücke lassen werde, die nicht so leicht wieder ausgefüllt werden kann. Der Tod löscht alle Zornesflammen aus, deshalb war bei den Demokraten die Trauer nicht minder

aufrichtig als bei den Whigs, die wahrscheinlich das Auseinanderfallen ihrer Partei vom 2. November 1852 zu datiren haben, da sie in der Präsidentenwahl so entschieden auf das Haupt geschlagen wurden, daß sie von einer so empfindlichen Niederlage sich kaum wieder erholen können.

In allen großen Städten fanden zu Ehren des Dahingeschiedenen Trauerversammlungen Statt; Boston, das Webster als seine zweite Vaterstadt betrachtete, ging voran. Tausende hatten sich in Faneuil-Hall versammelt, in welcher Eduard Everett, Websters Freund und Herausgeber seiner Werke und zugleich sein Nachfolger im Ministerium, die Gedenkrede hielt. In Philadelphia sprach der vormalige Vicepräsident Dallas zu Ehren des erlauchten Todten; in Neuorleans, Charleston, Bangor, Syracus, Albany, Newbury &c. waren am Begräbnißtage die Läden geschlossen, die Stadthäuser mit Flor behangen, die Gerichtshöfe hielten nur früh Morgens Sitzung; in allen Häfen waren die Zollhäuser geschlossen; die Schiffe flaggten am halben Mast. Besonders großartig war auch die Trauerfeierlichkeit in Neuyork; die historische Gesellschaft hatte eine außerordentliche Sitzung anberaumt; über der ganzen Riesenstadt, die eben noch vom wildesten Wahlgetümmel durchrauscht war, lag plötzlich feierliche Stille; auch hier flaggten die Schiffe aller Nationen am halben Mast, selbst die Dampffähren hatten Trauerzeichen, und die Schellenzüge an tausend und aber tausend Häusern waren mit Krepp umwunden. Um Mittag zog das Veteranencorps der Artillerie nach der Batterie und feuerte zu Websters Ehren siebenzig Kanonenschüsse; alle großen Gasthöfe waren mit Flor behängt. Ueberall lag in diesen Feierlichkeiten etwas Ungezwungenes; sie waren ohne allen amtlichen gebotenen und steifen Pomp; sie waren eine aufrichtige Huldigung, welche man freiwillig einem großen Bürger erwies.

Am 29. Oktober wurde Websters Leiche zu Marshfield beigesetzt in einem einfachen Familiengrabe, das er sich bei Lebzeiten hatte bauen lassen und in welchem schon mehrere seiner Theueren vor ihm die letzte Ruhestätte fanden. Dieses Grabmal liegt auf einer Stelle, wo vor mehr als zweihundert Jahren die puritanischen Pilger ihre zweite Kirche baueten, von welcher nun längst keine Spur mehr übrig ist. Von dem Hügel herab sieht man in weiter Ferne das blaue Meer schimmern. Tausende waren herbeigekommen, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, voran Bürgermeister und Stadtrath von Boston', Abgeordnete der Generalausschüsse der Whigs und der Demokraten aus Neuyork; sodann kam, gerade als der Leichenzug sich in Bewegung setzen wollte, Franklin Pierce, der einige Tage später zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt wurde. Er vergoß Thränen, als er am Sarge des großen amerikanischen Staatsmannes verweilte. Wenige Minuten später schloß sich das Grab über Websters Leiche, nachdem Ebenezer Alden, ein Abkömmling der Pilgerväter, die geistliche Rede gehalten hatte.

Geschichte des Aufblühens einer Stadt im amerikanischen Binnenlande.

Louisville am Ohio.

Erste Mittheilung.

Es ist ohne Zweifel allen unseren Lesern bekannt, daß die Städte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in ganz anderer Weise entstanden und eine ganz andere Geschichte haben als die europäischen Städte. Bei uns in der alten Welt sind manche Städte Jahrtausende alt, seit Jahrhunderten sind nur wenig neue Ortschaften entstanden und das Aufblühen ging nur allmälig von Statten. In Amerika dagegen ist Alles noch jung, wenigstens insofern als weiße Menschen dabei betheiligt sind; kaum sind vierthalbhundert Jahre verflossen, seit Columbus dieses „westliche Indien“ entdeckte. Vor nun hundert Jahren zählte das Gebiet, welches jetzt die Vereinigten Staaten einnehmen, wenig mehr als eine Million Bewohner; jetzt leben dort nahe an fünf und zwanzig Millionen. Wenn der atlantische Küstensaum sich rasch entwickelt hat, so ist im letztverflossenen halben Jahrhundert der Westen nicht weniger schnell emporgekommen. Von einem solchen Gedeihen giebt es anderwärts kein Beispiel. Wir wollen hier erzählen, wie aus schwachen Anfängen sich eine Stadt emporarbeitete, welche einst im Westen eine große Rolle spielen wird und schon jetzt für ein Hauptquartier unserer deutschen Landsleute gilt, deren nahe an zwanzig Tausend in derselben leben.

Wir meinen Louisville in Kentucky. Die Stadt liegt am südlichen Ufer des Ohio, da wo der Fluß Stromschnellen bildet, in 38° 3′ nördlicher Breite und 85° 30′ westlicher Länge von Greenwich. Die Lage ist ganz vortrefflich; dort ist ein natürlicher Anhalte- und Hafenplatz; auf zwei Stunden Weges bildet der Fluß zu Berg eine breite herrliche Fläche mit stillem Wasser, in welches einige kleinere Flüsse sich ergießen, die hier geräumige Buchten und gute Ankerplätze für Barken, Kielboote und Flachboote bilden, die hier weder vom Winde noch vom Eisgang irgend etwas zu besorgen haben. Zu beiden Seiten der Stromschnellen, welche man sich nicht etwa als einen Wasserfall denken muß, — denn sie werden durch eine unter dem Wasser quer über den Fluß ziehende Kalksteinbank gebildet, — liegt weite fruchtbare Ebene, und dieses bildet den sogenannten Garten von Kentucky.

Hoch oben am Ohio hatten die Engländer da, wo jetzt Pittsburg liegt, das Fort Pitt gegründet; von dort kamen zuerst 1770 Soldaten flußabwärts bis zu diesen „Fällen“; doch weiß man darüber nichts Näheres, wohl aber daß 1773 aus Virginien ein Capitain Thomas Bullit in dem damaligen Territorium Kentucky erschien, um Vermessungen vorzunehmen. Die Vortheile, welche Land und Wasser an den Stromschnellen darboten, entgingen ihm nicht,

und er würde dort eine Niederlassung gegründet haben, wenn er nicht plötzlich Todes verblichen wäre. Ein Theil der Ländereien war schon vor seiner Ankunft als Vergütung für geleistete Kriegsdienste an andere Männer vergeben, aber noch nicht in Besitz genommen worden; bis 1778 durchstreiften nur einzelne Jäger und Handelsleute jene Gegend, dann aber wurde ein Versuch zur Gründung einer Niederlassung gemacht. Ein in der Geschichte der Abenteuer im Westen wohlbekannter Mann, Oberst Georg Rogers Clark, tritt auf den Schauplatz. Er stammte aus dem Albemarlebezirk in Virginien, war, wie Washington, anfangs Feldmesser und ein Mann von ungewöhnlicher Klugheit. Schon 1772 hatte er einmal Kentucky besucht, 1774 in dem bekannten Lord Dunmores-Krieg Dienste gethan und war als Major nach Virginien zurückgegangen. Kentucky hatte ihm wohl gefallen; er wollte sich in diesem neuen Lande ansiedeln, welches damals einen Zubehör des virginischen Bezirks Fincastle bildete, doch ohne daß die in Kentucky lebenden Weißen auf Schutz und Unterstützung von Seiten des Staates hätten rechnen können. Nicht einmal Pulver wollten die Virginier den Ansiedlern geben und erst nachdem Clark vielfach gedroht hatte, erhielt er etwas. Sie wollten Kentucky nicht einmal zugestehen, daß das Land einen besondern Bezirk bilde; aber auch das wurde am Ende durchgesetzt. Während des Unabhängigkeitskrieges leistete Clark erhebliche Dienste gegen die Engländer; vom Fort Pitt schiffte er den Ohio bis zu den Stromschnellen hinab, nahm dort von Corn-Island, dem heutigen Louisville gegenüber, Besitz und legte ein Fort an, in welchem dreizehn Familien Schutz fanden. Diese Leute waren ganz allein mitten in Feindes Lande; die nächstwohnenden Weißen mochten wohl vierhundert englische Meilen weit entfernt sein; die Indianer lagen stets auf der Lauer, um den Eindringlingen, welche ihnen ihr Jagdgebiet verkümmern wollten, das Lebenslicht auszublasen. Nichtsdestoweniger gingen diese Kentucky-Schanzgräber an's Werk und brachen den Acker um. In der einen Hand hielten sie die Büchse, in der andern Hacke und Pflug, säeten, pflanzten und brachten eine Maiserndte ein; daher der Name Corn-Island. Der Geschichtschreiber der Stadt meint, wenn es billig sei, daß man alljährlich den Landungstag der neuengländischen Pilgerväter feiere, so sei es auch recht, dieser westlichen Pioniere nicht zu vergessen. Aber man kennt nicht einmal ihre Namen;*) man weiß nur, daß Capitain James Patton der erste war, welcher ein Boot durch die Stromschnellen lootsete, und von den ersten Ansiedlern der Stadt kennt man nur die Namen von Vieren: Richard Chenoweth, John Tuel, Wm. Faith und John M'c. Manus.

Die Ansiedler auf der Korninsel sahen sich vorzugsweise auf den Ertrag ihrer Gewehre angewiesen, denn bei der Feindseligkeit der Indianer stand die Erndte immer in Gefahr. Glücklicherweise war Wild in Menge vorhanden;

*) The history of Louisville from its earliest settlement, till the year 1852. By Ben Casseday. Louisville 1852. 8.

aber bald fühlte man wie unbequem es sich auf der Insel lebte, da man am Ufer und in den Wäldern jagen und die Beute allemal über das Wasser schaffen mußte. Deswegen baueten im Herbst 1778 oder im Frühjahr 1779 die Ansiedler am östlichen Ufer des Flusses ein kleines Fort. Da war der Anbeginn der Stadt Louisville.

In jenem Jahre kehrte auch schon der Luxus ein. Man hatte ein kleines Stück Acker mit Weizen bestellt, der vortrefflich gedieh. Er wurde auf einer einfachen Handmühle gemahlen, und da glücklicherweise die Mutter eines der Ansiedler ein Gazetuch besaß, so konnte man das Mehl durchbeuteln und Kuchen backen, der durch reichliche Zuthat von Waschbärenfett äußerst schmackhaft wurde! Die Frauen hatten damals beschwerliche Obliegenheiten und durften keinen Augenblick müssig sein. Sie mußten melken, kochen, den Flachs zubereiten, spinnen, weben, Kleider für sich selbst und für die Männer verfertigen; diese gingen auf die Jagd und schafften die Beute heim; pflügten, säeten, erndteten, dreheten die Handmühle oder stampften das Getreide in einem Mörser, wobei auch die Frau mithalf, wenn anders ihre Zeit es erlaubte; der Mann hatte außerdem die Indianer abzuwehren, mußte die Hütte im Stande halten und am Fort bauen helfen. Von auswärts durch den Handel kamen noch keine Vorräthe; der Ansiedler mußte Alles selbst beschaffen. Man hatte fast nur hölzerne Geschirre, und Zinnteller oder Näpfe waren so selten wie eiserne Gabeln. Jeder Jäger führte sein Messer bei sich; oft mußte die ganze übrige Familie sich mit einem einzigen Messer behelfen. Tische und Stühle waren von der einfachsten Art; der Familienvater hatte sie mit der Axt zurechtgehauen, und nicht minder einfach war auch die Bettstelle.

Aber die Speisen waren kräftig und nahrhaft; man hatte die fetteste Milch, saubere Butter, saftiges Fleisch, und wer in die Hütte trat wurde gastlich bewirthet. Pelzwerk gab es in Hülle und Fülle; aber außer einigem entwertheten Papier hatte man kein Geld im Lande; ein Biberfell wurde in diesem Courant mit fünfhundert Dollars berechnet.

Das Fort bestand aus Hütten, Blockhäusern und Pfahlwerk; eine Reihe der ersteren bildete die eine Seite des Festungswerkes. Die Mauern an der Außenseite waren zehn bis zwölf Fuß hoch, das Dach fiel nach Innen zu ab. Die Blockhäuser standen da wo das Fort Winkel bildete, so daß man von ihnen aus die ganze Mauer bestreichen konnte; diese war kugelfest. Bei alledem ist wohl in Obacht zu nehmen, daß eine solche Festung auch nicht einen einzigen Nagel hatte, überhaupt war kein Stückchen Eisen daran, denn wo sollte man dergleichen hernehmen?

Bei Hochzeiten ging es lustig her, und ein Hausstand für das junge Paar ließ sich bald herrichten. Man suchte irgend einen passenden Fleck Land aus, und die Nachbarn verabredeten einen Tag an welchem sie gemeinschaftlich den Neuvermählten ein Haus bauen wollten. Einige hieben Bäume um und zertheilten die Stämme; Andere schleppten diese letzteren an Ort und Stelle, wo sie

zurecht gelegt wurden, während einige im Zimmerhandwerk Erfahrene Bretter und Schindeln hieben, denn ein Dach mußte das Haus doch haben. Manchmal war am Abend des ersten Tages der Palast nahezu vollendet, jedenfalls wurde am zweiten Tage gerichtet und am Abend stand das Ganze fertig da. Am dritten Tage machte man Tische, Stühle, Bettstellen, und dann war die Zeit das „Haus zu wärmen“, d. h., man tanzte darin die ganze Nacht. Am vierten Tage hielt das Paar seinen Einzug. Ganz dicht mochte freilich solch eine Wohnung nicht sein; glücklicherweise war aber an Holz zur Feuerung kein Mangel, und so konnte man den harten Winter von 1779 auf 1780 in Kentucky wohl ertragen. Damals erfror das Wild im Forst. Und gerade in jenem strengen Winter waren viele Familien unterwegs, welche sich in dem neuen Lande ansiedeln wollten; und als die Flüsse ihre Eisdecke verloren hatten, kamen binnen wenigen Wochen wohl an 300 Boote mit Einwanderern den Ohio hinab, um sich unter dem Schutz des Forts anzusiedeln.

Im Mai des Jahres 1780 ging in der Gesetzgebung von Virginien eine Acte durch „zur Gründung der Ortschaft Louisville an den Fällen des Ohio“. Nun wurde der Stadtplan entworfen; demzufolge sollten öffentliche Plätze und schattige Spaziergänge innerhalb der Ortschaft bleiben, und hätte man sich nach dem Plan gerichtet, so wäre Louisville jetzt vielleicht die hübscheste Stadt in Amerika; aber die Geldgier der Bauspeculanten nahm auf das Schöne keine Rücksicht.

Jetzt gilt Louisville mit vollem Recht für eine sehr gesunde Stadt; während der ersten fünfzig Jahre ihres Bestehens war sie jedoch das Gegentheil. Damals befanden sich in der Stadt selbst viele Teiche und stehende Sümpfe, welche schädliche Dünste aushauchten, besonders nachdem man die schattenspendenden Bäume niedergehauen hatte. Es galt damals für so ungesund wie heute Neuorleans im Sommer oder wie die Westküste von Afrika; man nannte es nur den Kirchhof am Ohio. Da wo jetzt ausgedehnte Stadttheile ganz mit Häusern und Gärten bedeckt sind, lag Sumpf neben Sumpf, und eine Charte der Stadt glich noch vor dreißig Jahren einer Charte von einem Archipelagus. Aber 1805 machte man mit dem Austrocknen der Sümpfe den Anfang, fuhr 1822 und 1823 damit fort, und als die Sümpfe entfernt waren, verschwanden auch die todtbringenden Fieber.

Im Jahre 1780 als, wie bemerkt, die Stadt gegründet wurde, kamen unter den Ansiedlern auch mehrere gebildete und wohlhabende Leute aus den atlantischen Staaten um sich in dem „wilden Westlande“ niederzulassen. Doch waren nicht alle Ankömmlinge so willkommene und nützliche Bürger. Schutz gegen die Indianer hatte man hinlänglich, seit 150 Mann Soldaten unter Oberst Slaughter nach Louisville verlegt worden waren; aber gerade nun wurden die Ansiedler sorgloser und deshalb oft von den Indianern überrascht. Diesen gehörte nämlich zu jener Zeit noch alles Land auf dem rechten Ufer des Ohio; dieser Fluß schied Freund und Feind. Nichts war für den rothen Mann

leichter als nach Kentucky hinüberzukommen, denn unbemerkt schlich er sich bis an sein Ufer und setzte bei nächtlicher Weile über das Wasser wo er wollte, überfiel eine Ansiedelung und war vor Tagesanbruch schon wieder innerhalb seiner eigenen Gränzmarken, wohin man ihn nicht verfolgen konnte. Es darf somit gar nicht Wunder nehmen daß Soldaten ganz in der Nähe des Forts von den Indianern erschossen wurden, daß diese Gefangene wegschleppten und Pferde stahlen. Begreiflicherweise üben die Weißen das Vergeltungsrecht aus.

So hat auch Louisville viele romantische Erinnerungen, und die Kinder und Enkel der ersten Ansiedler besitzen einen nicht geringen Familienschatz an solchen, die reichlich so interessant sind wie die mittelalterlichen Erzählungen und Sagen vom Raubadel, der zecht, mordet, auf der Landstraße stiehlt und minniglich koset. Die Vorfahren der Kentuckyer sind zum größten Theil respectablere Leute als jene Stegreifritter der euopäischen Vorzeit; jedenfalls sind sie nicht minder tapfer und unerschrocken. Hier ein Beispiel. Vier Knaben — zwei Brüder Linn, Wells und Brashears — gehen auf die Jagd an einem Sumpfe der etwa zwei Wegstunden südwestlich von Louisville lag. Das Glück ist ihnen günstig und sie erlegen unter andern auch einen jungen Bären. Sie legen ihre Gewehre einen Augenblick ab, weil sie den Bären dem ältern Linn fest auf die Schultern binden wollen. Da werden sie plötzlich von Indianern überfallen, auf die andere Seite des Ohio geschleppt und in ein Indianerdorf am Whiteriver gebracht, wo sie mehrere Monate in Gefangenschaft bleiben. Einer der Knaben wurde in ein anderes Dorf geführt; die drei welche zurückblieben faßten im Herbst den Entschluß zur Flucht. Bei nächtlicher Weile stehen sie vom Lager auf, versetzen der alten Indianerin, in deren Hütte sie wohnten, einige Schläge mit einer kleinen Axt, um sie zu betäuben, eilen dann aus dem Wigwam und brechen gen Louisville auf. Gegen Tagesanbruch suchten sie Schutz in einem hohlen Baum, in dessen Nähe mehrfach Indianer vorübergingen. Am Abend setzten sie auf gut Glück ihre Wanderung fort; die Richtung nahmen sie an den Sternen ab. Nach einiger Zeit, während welcher sie sich von dem genährt hatten was der Wald darbot, gelangten sie an den Fluß auf der Stelle wo jetzt Jeffersonville liegt, dort riefen und schrieen sie, um den Weißen auf dem andern Ufer dadurch ein Zeichen zu geben. Aber Niemand hörte sie. Und doch war keine Zeit zu verlieren; die Indianer waren ihnen auf den Fersen, und wurden die Knaben eingefangen so war es um ihr Leben geschehen. Da zwei von ihnen nicht schwimmen konnten so wurde in aller Eile eine Art von Floß aus allerhand Treibholz das man am Ufer fand, vermittelst der im Walde abgebrochenen Weinreben zusammengebunden. Die zwei, welche nicht schwimmen konnten, setzten sich auf das Floß; Brashears aber sprang ins Wasser, schwamm mit der einen Hand und gab mit der andern dem gebrechlichen Fahrzeuge die Richtung. Bevor dasselbe auf dem andern Ufer anlangte, wollte es sinken, und die beiden Knaben wären verloren gewesen, wenn nicht eben noch, als es schon die allerhöchste Zeit war, ein Boot gekommen wäre.

Im Mai des Jahres 1780 wurde der bisherige Bezirk (County) Kentucky nun in drei Bezirke getheilt; so verordnete die Gesetzgebung von Virginien. Im folgenden Jahre erhielt Clark seine Bestallung als Brigadier-General und ließ eine Art von Rudergaleere zimmern, die aber keine erheblichen Dienste gegen die Indianer geleistet hat. Viel größere Aufmerksamkeit erregte zu jener Zeit ein anderer Umstand. Es kam nämlich in das Land Kentucky, wo es an jungen heirathsfähigen Männern keineswegs fehlte, eine ganze Schaar junger Mädchen eingewandert. Darob ist denn großer Jubel gewesen.

An den Stromschnellen bauete man ein neues Fort, gegenwärtig weiß aber Niemand mehr, auf welchem Platze dasselbe stand; es war keinen Falls so bedeutend, als Fort Nelson, welches 1782 von den Truppen und der Miliz errichtet wurde; dieses lag mitten in der heutigen Stadt, zwischen der sechsten und achten Straße, war mit einem zehn Fuß tiefen Graben umzogen, hatte Pfahl und Brustwerk und mehrere Sechspfünder. Das Jahr war für die Ansiedler in Kentucky sehr verhängnißvoll, nicht sowohl für jene an den Fällen, welche unter dem Schutze des Forts wohnten, sondern für die im Lande zerstreuten Ansiedler. An der Spitze der Indianer standen kriegserfahrene weiße Landläufer, wie Mackee und Girty, und Clark sah sich genöthigt, eine Streitmacht von mehr als tausend Mann gegen sie aufzubieten.

In jene Zeit fällt der Anfang einer Art von Verkehr zwischen den Ansiedlungen am Ohio und Neu-Orleans. Zwei Franzosen, Tardiveau und Honoré, von welchen der letztere noch vor ein paar Jahren in Louisville am Leben war, machten die Reise von Brownsville bis Neuorleans, und später fuhren sie von Louisville nach den französischen und spanischen Plätzen am Mississippi. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß schon einige Jahre früher Oberst Richard Taylor nebst seinem Bruder Hancock Taylor von Pittsburg bis zur Mündung des Yazoo die Ströme befahren hatten; auch waren 1776 Gibson und Linn bis nach Neuorleans hinabgeschifft, um von dort nach Pittsburg Kriegsvorräthe für die Truppen zu holen; es gelang ihnen auch 156 Faß Pulver zu bekommen, die im Herbst 1777 bei Louisville anlangten.

Nachdem einmal Bahn für den Verkehr mit dem Unterlande gebrochen war, gestaltete sich derselbe bald ziemlich regelmäßig, seit Barken den Strom zu befahren angefangen hatten. Das Schiffsvolk auf denselben, die sogenannten Barkenmänner, waren eine merkwürdige Menschenklasse, die ein Vierteljahrhundert lang im Westen eine bedeutende Rolle spielten und viel von sich reden machte.*) Auch sie charakterisiren das Mittelalter im Stromgebiete des Mississippi, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen. Sie waren ein Menschenschlag, der keine Furcht kannte, roh, gewaltthätig, ausschweifend, aber ehrlich gegen die Kaufleute, welche ihnen Güter anvertrauten. Ihr Beruf war mit den größten Gefahren verbunden; denn nicht nur hatten sie sich der In-

*) Eine Schilderung in Andree, Nord-Amerika S. 510 ff.

dianer zu erwehren, sondern auch völlig organisirter Räuberbanden, welche am Strom ihr Unwesen trieben und die Ladungen der Schiffe als gute Beute ansahen. Dazu kam, daß die spanische Regierung den Amerikanern die Beschiffung des untern Mississippi verboten hatte. So mußte der Boot- und Barkenmann immer auf seiner Hut sein und durfte die Waffe niemals ablegen; tagtäglich schlug er sein Leben in die Schanze, deshalb wollte er es auch in seiner Weise in vollen Zügen genießen. Man erzählt im Westen noch jetzt hunderte der interessantesten Abenteuer aus jener Zeit, die unglaublich klingen und doch buchstäblich wahr sind.

Audubon, der „Mann der Wälder und Savannen," der die Barkenleute sehr wohl kannte und genau beobachtete, hat eine anziehende Schilderung derselben entworfen. Er erzählt, mit wie vielen Schwierigkeiten die Bergfahrt verbunden war. Ein Boot, das am 1. März Neuorleans verließ, erreichte oft nicht vor dem Juli die Stromschnellen des Ohio und manchmal gar erst im Oktober. Und nach so unsäglichen Mühen, Beschwerden und Gefahren hatte es dann nur so und so viel Sack Kaffee und höchstens einhundert Faß Zucker am Bord. Das dauerte so bis etwa 1808; die Zahl der Barken überstieg 25 oder 30 nicht und die größte hielt nicht über einhundert Tonnen Last. Eine Barke, welche binnen drei Monaten von Neuorleans bis Louisville hinauffuhr, hatte das Ungewöhnliche geleistet und man sprach lange davon.

Zu den gefährlichsten Feinden der Barkenmänner gehörten namentlich die schon erwähnten Räuberbanden, die sogenannten Boatwreckers. Das Land an beiden Ufern des Ohio von Louisville bis zur Mündung war eine damals noch völlig unangebauete Einöde. Auf der rechten Seite des Flusses vom Fort Massac bis zum Mississippi hauseten jene Banditen; es gab unter ihnen wundersame Charaktere, die sich um Leib und Leben wenig kümmerten, heitern Muthes die wildesten und gefährlichsten Abenteuer aufsuchten und bestanden, und denen, wie Cassedav meint, nur die Feder Schillers fehlte um weltberühmt zu werden. Im Allgemeinen waren sie indessen Räuber der verworfensten Art, es war gar nichts vom Gentleman in ihnen. Am liebsten lockten sie die Mannschaft eines vorüberfahrenden „Broad-Horn" an's Land, um mit derselben Karten zu spielen. Die Bootsleute waren dem Kartenspiel mit Leidenschaft ergeben und wurden fast allemal von den Boatwreckers unbarmherzig betrogen. Gelang aber wider Vermuthen ein beabsichtigter Betrug dieser Art nicht, so lootseten sie wohl das Boot nach gefährlichen Stellen, oder gaben dem Steuermann vom Ufer ab Winke und Fingerzeige, welche eine falsche Richtung andeuteten; das Schiff lief dann gegen verdeckte Baumstämme oder auf Sandbänke. Hüteten sich die Barkenleute auch davor, dann suchten die Räuber sich bei Nacht und Nebel dem Fahrzeuge zu nähern und bohrten es an oder zogen den Werg heraus, damit es voll Wasser lief. Kam es dann zum Sinken, so ruderten sie mit ihren Nachen heran und halfen eifrig die Ladung in Sicherheit zu bringen, nämlich für sich selbst, denn sie steuerten in die nur ihnen bekannten

Bäche hinein, die tief in das bewaldete Land führten und ließen nichts wieder von sich sehen.

Der berüchtigtste unter diesen Boatwreckers war ein Oberst Flüger aus Neuhampshire, dem Namen nach zu schließen von deutscher Abkunft, welcher er freilich keine Ehre machte; im Westen nannte man ihn gewöhnlich Colonel Plug. Dieser Biedermann war längere Zeit Hauptmann und Anführer der Räuberbande, welche sich in der Nähe der Mündung des Cash Creek festgesetzt hatte. Er besaß Schlüssel zu allen Lagerhäusern zwischen jenem Punkte und Louisville und hat nicht selten Gebrauch von ihnen gemacht. Seine Ehehälfte hatte den Spitznamen Pluggy, war aber leider in ihrer Treue nicht standhaft und Flüger hatte sie im Verdacht, daß sie gegen seinen Lieutenant mit Gunstbezeugungen nicht gerade spröde sei. Besagter Lieutenant war dem Volk als Neunauge (Nine Eyes) bekannt. Zwischen Beiden entspann sich folgendes Gespräch:

„Verdammt sei Deine Seele! Glaubst Du daß ich so eine geheime Liebschaft (candlestick ammer statt clandestine amour) so hingehen lasse? By gosh, ich will es Dir eintränken, oder Du sollst es mir eintränken!“

So sprach der würdige Oberst, und Neunauge entgegnete: „Ich bin mit Allem zufrieden.“ Beide griffen nun zu ihren Büchsen und maßen nach allen Regeln des Zweikampfes die Entfernung ab. Dann schossen sie einer dem Andern eine Kugel ins Bein, und erklärten nun, daß Genugthuung geleistet worden sei.

You are al gril! sprach Oberst Plug, und Nine-Eyes entgegnete: And you waded in like a raal Kaintuck.

Jetzt wurde des Obersten Sohn und Erbe, über dessen Abkunft von väterlicher Seite Flüger einige bescheidene Zweifel hegte, herbeigerufen, und mußte eine Flasche mit Branatwein Mitte Wegs zwischen beide Kämpen stellen. Bis zu dieser Stelle hinkten sie einander entgegen, umarmten sich über der Branntweinflasche, und schworen einander zu, sie seien doch zu gute Freunde als daß ein bischen kaltes Blei sie zu Feinden machen solle. Ohnehin war ja durch den Zweikampf Pluggys Ehre und Unbescholtenheit über allen Zweifel hergestellt.

Wir müssen leider gestehen, daß das rohe und rauhe Volk der Barkenleute einen so großartigen und chevaleresken Gentleman, wie Colonel Plug, mehr als einmal äußerst unsanft behandelte. Die würdigen Gefährten des Obersten hatten einst einem „Broadhorn“ aus Louisville übel mitgespielt, die Barkenleute wollten aber diese Beraubung nicht ruhig dulden, sondern sich im nächsten Jahre rächen und entschädigen. Und das geschah. Als die Barke während der nächsten Fahrt in den Bereich von Colonel Plugs Herrschaft kam, verließen einige von der Mannschaft das Boot und gingen am Ufer voraus bis zum Landungsplatz, doch so daß sie von Niemand gesehen wurden. Das Boot selbst mit seiner nur schwachen Bemannung lief ruhig zum Landungsplatz, wo die Barkenleute von Plugs Bande äußerst freundlich empfangen und zu einem

Digitized by Google

Spielchen eingeladen wurden. Sie setzten sich nieder und zogen ihr Geld hervor. Da ertönte Colonel Plugs Signalpfeife, sie gab seinen Leuten das Zeichen zum Ueberfall. Aber auch die versteckten Barkenmänner wußten was der Pfiff zu bedeuten hatte, kamen den ihrigen zu Hülfe und so entstand ein Kampf, der nicht lange dauerte. Drei von Plugs Bande wurden kurz und gut in den Strom geworfen, während die übrigen flohen und ihren tapfern Widerstand leistenden Anführer im Stiche ließen. Aber was half ihm sein Muth? Die rohen Bootsleute entkleideten ihn bis auf die Haut, banden ihn an einen Baum, nahmen rechtschaffen derbe Ochsenziemer und peitschten ihn unbarmherzig so lange bis er keinen heilen Fleck mehr am Leibe hatte. So ließen sie ihn blutig am Baume und er blieb angebunden bis Pluggy ihn erlöste.

Der biedere Oberst hat es dann nicht lange mehr gemacht. Er starb in seinem Beruf. Einst war eine Barke angelangt und die Bemannung derselben auf eine Weile ans Land gegangen. Da fuhr Flüger in seinem Nachen an das Boot, um den Werg aus den Fugen zu ziehen und es anzubohren. Das Boot begann zu sinken, es sank sehr rasch, eben erhob sich ein Sturm, Colonel Plug sank mit und wurde nicht mehr gesehen.

Unter den Bootsleuten erscheint als der bei weitem berühmteste Michael Fink, ein Deutscher aus dem Alleghany-Bezirk in Pennsylvanien. Er ist gleichsam der Herkules des Ohio und Mississippi, an den sich schon ein ganzer Sagenkreis knüpft. Er hat leibhaftig gelebt und noch haben Viele die Augen offen, welche ihn persönlich gekannt; im Westen wird aber so Wundersames von ihm erzählt, daß Manche ihn für eine fabelhafte Person halten.

Schon in früher Jugend diente Michael, oder wie man im Westen sagt, Mike Fink als Späher gegen die Indianer und leistete als solcher erhebliche Dienste. Später ging er auf das Boot und zeichnete sich bald in einer andern Weise aus. Die Bootsleute bliesen gern auf dem Waldhorn, und Michael konnte mit dem Munde alle Töne des Horns nachahmen. Als er in Neuorleans die Leute französisch sprechen hörte und sah, daß sie alle Tage „Sonntagskleider“ trugen, fand er sich in eine ganz neue für ihn wunderbare Welt versetzt. Bald schwang er sich zu Berühmtheit empor, denn schon war am Ohio und Mississippi kein besserer Schütz als Mike Fink, und wenn irgendwo ein Freischießen anberaumt war, und Fink erschien, so erhielt er ohne Weiteres den fünften Theil vom Preisochsen, nämlich Haut und Fett, ohne daß er nur ein Gewehr abzufeuern brauchte. Da er sich allemal freigebig zeigte und Anderen reichlich einschenken ließ, so gönnte Jeder ihm gern seinen Gewinn und über seine „Streiche“ lachte man von Pennsylvanien bis Louisiana. Als er einst den Ohio hinabfuhr sah er am Ufer eine Heerde Schafe weiden. Ihm fehlte es gerade am frischen Fleisch, und Geld wollte er dafür nicht ausgeben. Bald wußte er Rath, nahm spanischen Schnupftaback, ließ sich ans Ufer setzen und rieb einem halben Dutzend Schafen den Taback in die Nasen. Das Schnucken und Prusten der Thiere wollte nun kein Ende nehmen. Mike Fink schickte in

aller Eile einen von seinen Leuten zum Besitzer der Heerde und ließ diesen herbeiholen. Er erzählte daß weit und breit unter den Schafen eine Krankheit, und zwar die sogenannte schwarze Seuche, ausgebrochen sei, und daß ihm, Fink, es ganz den Anschein habe, als sei dieselbe auch in dieser Heerde. Dafür sprach allerdings der Augenschein. Am Ende ließ sich Fink erweichen die angeblich kranken Thiere niederzuschießen und warf sie ins Wasser, wo sie von einem seiner Leute aufgefischt wurden und ein leckeres Mahl abgaben.

Dergleichen Eulenspiegelstreiche Fink's erzählt man sich im Westen mit großem Behagen und jedes Kind kennt sie. Eine andere Geschichte ist auch nicht löblich. Am Ufer des Mississippi stand ein Neger und sah das Boot vorübergleiten. Die Afrikaner haben bekanntlich zumeist weit nach hinten hinausstehende Hacken am Fuße, der so etwas affenartig wird. Mike fand dergleichen an einem Menschen ganz unsymmetrisch, beschloß dem Uebel abzuhelfen, nahm flugs sein Gewehr und schoß dem Schwarzen den Hacken weg. Der Neger schrie ganz entsetzlich. Fink wurde wegen dieses „Streiches“, wie er sich ausdrückt, in Saint Louis vor Gericht gestellt und verurtheilt, man weiß aber nicht, ob eine Strafe an ihm vollzogen worden ist. In der Registratur des Gerichts zu Saint Louis befinden sich die Akten; Fink vertheidigte sich damit daß er sagte: „der Bursch konnte ja nicht einmal einen anständigen Stiefel über seinen Fuß ziehen, und man mußte es so machen, daß es ihm möglich wurde!“

Einst sah er im Walde, daß ein Indianer auf einen Hirsch angeschlagen hatte, wartete bis der Schuß fiel, drückte in demselben Augenblick sein Gewehr ab, erschoß den rothen Mann, lud den Hirsch auf und hatte nun, wie er sich nachher rühmte, zwei Vögel mit einem Steine getödtet. Auch mit anderer Leute Eigenthum scheint er es in seiner „scherzhaften“ Weise nicht allemal genau genommen zu haben. Aber die Gerichte konnten ihn nicht zum Verhör bringen, bis er endlich in Louisville selbst einwilligte sich zu stellen. Man hatte nämlich einen Preis für den Mann ausgeschrieben, der ihn zur Haft liefern würde. In Louisville nun traf Fink einen alten Bekannten, der Constabler geworden war und den berühmten Mann mit vollem Rechte für äußerst gefällig und gutmüthig hielt. Er stellte ihm vor, daß der ausgesetzte Preis einen armen Familienvater aus aller Verlegenheit helfen könne und daß ein Mann wie Fink doch am Ende auch wohl Mittel und Wege finden werde, dem Gefängniß den Rücken zu kehren. Mike willigte ein, doch nur unter der Bedingung, daß er bei seinen Leuten und in seinem Schiffe bleibe. Wenn man ihn in seine Jölle setze, so habe er nichts dagegen vor Gericht gestellt zu werden. Somit richtete man einen großen Wagen her, auf welchem die Jölle Platz fand und spannte Ochsen vor, um den Angeklagten nach dem Gerichtsgebäude zu fahren. Der Weg war damals noch nicht gepflastert und die Auffahrt steil. Von der Jölle aus halfen Finks Leute den Ochsen, sie schoben den Wagen vermittelst ihrer dicken Bootsstangen mit hinauf; aber Mike machte sich das Vergnügen, dreimal ein Zu-

rück zu befehlen und der Wagen sammt den Ochsen rollte wieder bis an's Ufer. Endlich war es ihm genehm, in seiner Jölle vor Gericht zu erscheinen, das ihn aus Mangel an hinlänglichen Beweisen laufen ließ. Anderweitig wurde er auch wohl verurtheilt, es fand sich aber Niemand, um dem Ausspruch der Gerichte Kraft zu geben und es mit Finks Bootsleuten aufzunehmen.

Als die Dampfboote auf dem Mississippi erschienen, war es mit den Barkenmännern vorbei. So verließ auch Michael Fink die Ströme und schloß sich mit seinen Busenfreunden Carpenter und Talbot einer Trappergesellschaft in Missouri an. Mit dieser zog er an die Mündung der Yellowstone, wo sie ein Fort baueten. Fink erzürnte sich damals mit seinen Freunden wegen einer Indianerin, doch wurde der Zwist ausgeglichen. Aber Mike trug es dem Carpenter nach, der übrigens ein eben so guter Schütz war als er selbst. Sie pflegten zur Ergötzlichkeit einer dem andern eine mit Branntwein gefüllte Schaale auf den Kopf zu stellen und diese auf siebenzig Schritt herunterzuschießen. Mike schoß dem Carpenter gerade vor den Kopf und rühmte sich später in berauschtem Zustande dieser That vor Talbot, der im Nu sein Pistol zog und dem Mörder eine Kugel ins Herz jagte. Vier Monat später war auch Talbot nicht mehr, er ertrank im Titanflusse, und mit ihm war der letzte „Boatman" von der Erde verschwunden.

Man sieht, die erste Periode in der Geschichte der Stadt Louisville ist wesentlich romantisch, sie bleibt es auch noch längere Zeit, obwohl der Frieden mit England längst abgeschlossen war. Allmälig wuchs nun die Zahl der Einwanderer in Kentucky; man dachte an behaglichere Einrichtung der Wohnungen, gründete auch schon einige Schulen, und bei Louisville wurde ein Acker nach dem andern mit Weizen bestellt. Das Jahr 1783 machte Epoche für die Stadt, denn bei den „Fällen" kam die erste Waarenladung direct aus Philadelphia an, und Daniel Broadhead eröffnete einen Kaufmannsladen. Jetzt konnten Frauen und Mädchen auch einmal modische Kleider tragen, Stoffe welche nicht von ihnen selbst gesponnen und gewebt waren; ja bei Festlichkeiten trugen sie nun bunten Calico und Hornkämme. Damals erhielt man auch die ersten Glasfenster; bis zu jener Zeit war ein solcher Luxus in Louisville wie überhaupt im Lande Kentucky unbekannt gewesen. Ein Knabe dessen Vater Brillen trug, sah eines Tages mit äußerster Verwunderung Glasscheiben an einem Hause, lief zu seiner Mutter und sprach: „M'a, da ist ein Haus, das hat Brillen auf."

Im Jahre 1784 ereignete sich für Louisville nichts von Bedeutung. In Danville wurde eine Convention abgehalten, welche in Erwägung zog, ob Kentucky nicht von Virginien sich abscheiden und einen eigenen Staat bilden solle. Man ließ aber die Sache noch einige Zeit beruhen. Eine Buchdruckerpresse gab es im Staate noch nicht; Neuigkeiten erfuhr man nur auf mündlichem Wege. Ein Reisender berichtete, daß 1784 Louisville 63 fertige Häuser hatte, 37 waren zum Theil fertig, 22 waren gerichtet aber noch nicht gedeckt, auch gab es schon über 100 Hütten, Cabins.

Im Januar 1786 erklärte Virginien, es sei mit der Unabhängigkeit Kentuckys einverstanden, falls der Congreß seine Genehmigung ertheile. Diese erfolgte 1791. Inzwischen hatte Clark die Schahni-Indianer zu Paaren zu treiben, und die Frage über freie Fahrt auf dem Mississippi regte die Gemüther im ganzen Westen nicht wenig auf. Spanien hatte 1781 erklärt, der Mississippi sei sein Eigenthum und vom Nordwesten Besitz ergriffen, suchte auch die Amerikaner nicht nur zu einer Verzichtleistung auf jedes Anrecht am Mississippi zu bewegen, sondern auch zu jener auf einen Theil der Besitzungen im Westen. Es wurde dabei von Frankreich unterstützt. So lagen die Dinge bis 1785 und 1786, als ein spanischer Bevollmächtigter vor dem Congreß erschien. Jay, welcher die Unterhandlungen führte, war geneigt, das Anrecht der Amerikaner auf Beschiffung des Mississippi fallen zu lassen. Darüber entstand so große Aufregung im Westen, daß man im Ernst davon sprach sich von der Union zu trennen, denn auf Antheil am Mississippi, in welchen der Ohio und alle anderen westlichen Gewässer fallen, konnte und wollte man nicht verzichten. Man belegte spanisches Eigenthum mit Beschlag, warb Soldaten an, traf noch sonst kriegerische Vorkehrungen, wollte überhaupt zwanzigtausend Mann ins Feld stellen, und drohte, im Nothfall sich den Engländern in die Arme zu werfen. Nach vielen Unruhen und Irrungen wurde dann 1795 ein Vertrag mit Spanien geschlossen, in welchem den Vereinigten Staaten das Recht den Mississippi zu befahren gestattet wurde; auch durften die Amerikaner in Neuorleans eine Niederlage halten. Das letztere wurde jedoch vorerst nur auf drei Jahre bewilligt, doch sollten sie im Fall der Aufkündigung an einem andern Platze unweit der Mississippimündung dasselbe Recht haben. Im Jahre 1802 entzog der spanische Intendant den Amerikanern das Niederlagsrecht, ohne ihnen einen andern Platz anzuweisen. Spanien hatte offenbar den Vertrag verletzt, und der Westen war darüber wieder in voller Gährung, die sich erst später legte als Napoleon Louisiana an die Vereinigten Staaten abtrat.

Louisville hatte auch unter den Münzwirren, von welchen die Vereinigten Staaten heimgesucht wurden, viel zu leiden. Im Oktober 1786 wurde der „Neger Tom, ein Sklave, Eigenthum des Robert Daniel, zum Tode verurtheilt, weil er zwei und drei Viertel Yards Cambric und etwas Band und Zwirn, Eigenthum des James Patton, gestohlen hatte.“ Der Werth der gestohlenen Sachen mochte damals wohl nicht ganz unerheblich erscheinen, denn es ist ein Inventarium vorhanden, daß in dem Nachlaß eines Verstorbenen ein Rock samt Weste zu 250 Pfd. Sterl. taxirt wurde, ein alter blauer Rock mit 50 Pfund, ein Theil von einem alten Hemde 3 Pfund, ein Taschenbuch 6 Pfund, 2 Buschel Salz 480 Pfund Sterl.; dieses zusammen also auf 789 Pfund Sterling abgeschätzt wurde. Damals wurde der Preis für eine Pinte Whiskey auf 30 Pfd. Sterl. gesetzlich festgestellt; ein Nachtlager kostete 6, ein Frühstück 12 Pfd. Sterling — Alles nach der damals schon sehr entwertheten Colonialmünze berechnet.

Im Jahre 1787 erschien die erste Zeitung in Kentucky, zu Lexington, wöchentlich einmal auf einem halben Bogen; 1788 wurde im Lande eine lateinische Schule eröffnet, ein Kalender gedruckt, der erste Tanzunterricht gegeben. Alles in Lexington, und 1789 wurde das erste Backsteinhaus in Louisville gebaut, um dieselbe Zeit als der Stadtplan von Cincinnati ausgelegt wurde; 1796 wurde die erste Papiermühle in Kentucky in Betrieb gesetzt, und von 1797 sind einige statistische Angaben über Louisville vorhanden. Die Stadt zahlte damals 31 Pfd. 15 Schill. 6 Pence Eigenthumssteuer. Die Einwohner besaßen 50 Pferde, jedes zahlte 1 Sixpence; 65 Neger zu je 1 Schill.; zwei Billardtafeln, jede zu 20 Schill.; 5 Schenkgerechtigkeiten, zu je 6 P.; 5 Detailläden, je 10 Schill.; 80 Zehntpflichtige, jeder zu 3 Schilling. Doch kostete es den Steuererheber nicht geringe Mühe diese Taxen einzutreiben. Im Jahre 1809 betrug die Steuer schon 991 Dollars. Im Jahre 1797 wurden auch Piloten für die Stromschnellen ernannt; 1799 wurde Louisville zum Eingangshafen erhoben und erhielt ein Zollhaus.

Es ließ sich nun schon ganz gemächlich dort wohnen, die Umgegend war angebauet, Alles sah einigermaßen civilisirt aus. Zu Anfang des neuen Jahrhunderts zählte der Ort achthundert Einwohner!

Die Republik Ikaria im Staate Illinois.

In den Vereinigten Staaten finden alle möglichen Christen- und Nichtchristenmenschen ihren Platz. So lange sie der Verfassung und den Gesetzen der Union oder der einzelnen Staaten nicht zuwiderhandeln, läßt man sie treiben was sie mögen und denken was ihnen beliebt. Auch die Mormonen würden schwerlich in ihrem Glauben gestört worden sein, wenn sie nicht einzelnen ihrer Lehrsätze eine praktische Anwendung gegeben hätten, mit welcher ihre Nachbarn, die „Heiden“, sich unmöglich einverstanden erklären konnten, weil es sich dabei in sehr handgreiflicher Weise um Mein und Dein handelte. Die Kommunisten zum Beispiel, mochten ihre Gemeinden nun eine religiöse Unterlage haben oder nicht, sind nirgends auf Hindernisse gestoßen, und wenn fast alle ihre Unternehmungen scheiterten, so konnten sie mit Fug und Recht auf niemand anders die Schuld werfen als auf sich allein; in keinem Falle durften sie über Beeinträchtigung von Seiten des Staats klagen, der sie experimentiren läßt so viel sie mögen. So legt er auch jetzt den Bestrebungen der Ikarier, jener bekannten Communistengemeinde, welche von dem Franzosen Cabet gegründet wurde, nicht das Mindeste in den Weg. In Europa machte sie zu jener Zeit als die öffentliche Meinung noch die Communisten für gefährlich hielt, viel von sich reden und Bürger Cabet galt für einen namhaften

Mann. Allein in der alten Welt scheiterten seine Bestrebungen gründlich und er suchte einen geeignetern Schauplatz, ein dankbareres Feld für dieselben in den Vereinigten Staaten, wo er den verlassenen und ausgebrannten Tempel der Mormonen zu Nauvoo ankaufte. Dort sind nun seine Anhänger am Werke um ihr Ideal zu verwirklichen.

Ein Deutscher, Eduard Wiebe, zu Hoboken bei Neuyork, scheint den Ikariern zugethan zu sein, und hat Anfang Novembers einen Bericht über die gegenwärtige Lage der „Kolonie oder Republik Ikaria in den Vereinigten Staaten“ veröffentlicht. Er ließ nämlich Folgendes drucken:

„Unter obigem Titel ist in der Ikarischen Buchdruckerei zu Nauvoo, Illinois, eine Schrift erschienen, die für Jeden, der sich für Cabet und seine Gesellschaft interessirt, oder sich über diese zu unterrichten wünscht, hohe Wichtigkeit besitzt. Dieselbe verbreitet sich in populärer Sprache zuerst über die 20jährigen Bestrebungen des Gründers und jetzigen Präsidenten der Gemeinschaft, Cabet, zur Realisirung seines Planes; dann über die zu allen Zeiten ihm entgegengetretenen Hindernisse, giebt Nachricht über sämmtliche von demselben verfaßten Werke, die Abreise der verschiedenen Ikarischen Avantgarden aus Frankreich, Cabet's Nachfolge im December 1848 und seine Ankunft in Neuorleans am 19. Januar 1849.

Von den aus Frankreich überhaupt emigrirten ca. 500 Ikariern zogen am 15. März 1849 in Nauvoo etwa 300 Mitglieder ein. Man wählte diese Stadt, da sie günstig an einem schiffbaren Strom und gesund gelegen, fruchtbares Land und vor Allem die zur nöthigen ersten Niederlassung erforderlichen Gebäulichkeiten darbot, welche kurz zuvor von den Mormonen verlassen waren.

Nach der Ankunft in Nauvoo mietheten die Ikarier mehrere Wohnhäuser, pachteten eine Farm und anderes Land, kauften sodann die Ruinen des Mormonen-Tempels (welcher 2 Jahre vorher abbrannte und nur noch als Gemäuer dastand) um denselben zu Unterrichtsanstalten einzurichten. Man schritt schnell zur Reparatur der alten Häuser, verfertigte das nöthige Mobiliar, organisirte 2 Schulen, 2 Krankensäle, eine Apotheke, stellte eine große Küche, eine Speisehalle, eine Bäckerei, eine Schlächterei und Wasch- und Plätthäuser her. Auf den Farmen begannen landwirthschaftliche Arbeiten, Gärtnereien wurden ausgelegt, Ställe für Rindvieh und Pferde gebaut ꝛc. Kurz darauf erwarb die Gemeinschaft eine Dampfmahlmühle, welcher seit der Zeit noch eine Sägemühle angefügt wurde. Darauf wurden Böte und Fischereigegenstände angefertigt. Nachdem Werkstätten angelegt für Tischler, Schuhmacher, Matratzenmacher, Steinhauer, Maurer, Zimmerleute, Drechsler, Wagner, Schmiede, Weber, Uhrmacher, sowie für fast sämmtliche andere Zweige der Arbeit. Auch für die Frauen wurden gemeinschaftliche Arbeitsräume zum Nähen, Waschen, Bügeln u. s. w. eingerichtet. Nach Organisation dieser nothwendigsten Erfordernisse hat man auch nicht versäumt, für Erholung und Belustigung zu sorgen. Es sind

ländliche Promenaden ausgelegt, Instrumental- und Vocalmusik ist eingeübt, man hat Theater und Concert besuchen können, es sind Vorlesungen gehalten x.

Weiter ist eine Kohlenmine geöffnet, eine Druckerei, eine Lithographie errichtet worden, und jetzt veröffentlicht die Kolonie bereits zwei Zeitschriften, deren eine in englischer Sprache „The Popular Tribune“ alle Woche, die andere in deutscher Sprache: „Der Kommunist“, alle Monat erscheint.

Außerdem besitzt die Colonie eine Bibliothek, ein kleines physikalisch-chemikalisches Kabinet und ein kleines Arsenal für Jagdwaffen.

Jedes Mitglied der Gemeinschaft arbeitet in einer der großen Werkstätten, welche jede ihren eigenen Director hat. Jede dieser Werkstätten giebt, falls der Ackerbau ungewöhnlich viele Arbeit verlangt, für diese Zeit die entbehrlichsten Kräfte ab. Im Sommer ist während des heißesten Theiles des Tages jede Arbeit eingestellt. Alle gehen zur selben Zeit zur Arbeit, und Alle verlassen sie zur selben Zeit. Frauen, welche Säuglinge nähren, oder wenn sie durch besondere Zustände verhindert werden die Arbeitsräume zu besuchen, arbeiten während dieser Zeit in ihren eigenen Zimmern. — Frühstück, Mittag- und Abendessen wird gemeinschaftlich eingenommen und während derselben wirken die Mitglieder des Vorstandes der Gesellschaft als Aufwärter ihrer Brüder. Nach dem Abendessen finden Erholungen verschiedener Art statt.

Die Gesetzgebung des Staates Illinois hat einen Beschluß passirt, wodurch die Ikarische Gemeinschaft als solche incorporirt wird.

Cabet wurde dreimal einstimmig zum Präsidenten der Colonie gewählt.

Nicht genug, daß jenseits des Oceans vor der Realisirung seines Planes Cabet die verschiedenartigsten Hindernisse zu besiegen hatte, man setzte seine Verfolgung auch während seiner Abwesenheit von Frankreich fort und Louis Napoleon's Gouvernement klagte ihn der Schwindelei an, indem behauptet wurde, seine Colonie sei nirgends vorhanden, und das Unternehmen nur begonnen, um die Ikarier zu beschwindeln, weshalb auch bereits seit 10 Jahren die verschiedenartigsten Schriften, wie die „Reise nach Ikarien,“ „das wahre Christenthum“ von Cabet herausgegeben seien. Man ging sogar so weit, in der Anklage zu behaupten, Nauvoo sei nicht einmal vorhanden, und Cabet wurde in contumaciam zu zwei Jahren Gefängniß unter Verlust aller bürgerlichen Rechte verurtheilt. In Folge dessen reiste Cabet am 15. Mai 1851 selbst nach Frankreich, obgleich alle seine Freunde ihm dies zu widerrathen ernstlich bemüht waren. Sofort nach seiner Ankunft in Paris wanderte er auf einen Monat ins Gefängniß, und erschien alsdann vor dem Gerichtshof. Nach viertägigem Verfahren und einer eigenen vierstündigen Vertheidigungsrede aber annulirte der Gerichtshof das Urtheil, und selbst Journale, die früher gegen Cabet geschrieben, konnten nicht umhin, anzuerkennen, „daß er mit allen Ehren rühmlich das Schlachtfeld behauptet habe.“

Während darauf Cabet sich anschickte, nach Amerika zurückzukehren, fand der Staatsstreich des 2. December statt. Seine Bureaux in Paris wurden

durchsucht, zerstört und er selbst mußte sich länger als einen Monat verborgen halten. Zuletzt wurde er am 26. Januar 1852 in seinem eignen Hause arretirt und in ein geheimes Gefängniß des Bicetre geschleppt. Von hier wurde er am 1. Februar nach England geführt, von wo er am 31. Juni wieder in Neuyork und am 23. Juli zu Nauvoo anlangte, wo die Gemeinschaft mit ihrer Musikbande an der Spitze ihn empfing.

Cabet beabsichtigt nunmehr durch Herausgabe seiner vorzüglichsten Werke in englischer und deutscher Sprache die in Europa begonnene Propaganda „für das Glück der Menschheit“ diesseits des Oceans fortzusetzen und wendet sich daher an alle Gleichgesinnte zur Unterstützung dieses heiligen Zweckes.

Der „Kommunist“ vom September theilt folgenden „Bericht über die sechs Monate Januar bis Juni 1852“ mit:

Am 1. Juli bestand das Personal der Ikarischen Gemeinschaft aus 364 Personen, 176 Männer, 101 Frauen und 88 Kindern. Viele konnten in Ermangelung des erforderlichen Eintrittsgeldes nicht aufgenommen werden.

Die Kolonie hat 3 Farmen von zusammen ca. 460 Acker Land in Pacht. Sie besitzt 8 Pflüge, 11 Pferde, 8 Joch Ochsen, 12 Milchkühe, 300 Schweine, 8 Kähne und die nöthigen anderen Geräthschaften zu Fischerei, Jagd u. s. w. Bebaut hat die Kolonie: mit Weizen 150 Acker, welche mehr als 1500 Buschel ausgezeichneten Weizen lieferten; mit Welschkorn 240 Acker, von denen 8000 Buschel erwartet wurden; mit Kartoffeln 30 Acker, die einen Ertrag von 1500 Buschel in Aussicht stellten, und mit süßen Kartoffeln 2 Acker, welche eine Erndte von 200 Buschel zu liefern versprachen; mit Hülsenfrüchten und Kohlarten waren 25 Acker bestellt, und 12 Acker zu Gärten ausgelegt und zur Erzielung anderer Gemüse benutzt. Es wurden unter anderm 20,000 Köpfe Kohl gewonnen; 8 Gärtner besorgten den Gartenbau, 24 Männer gewanen Heu. Die Versuche, Taback, Färberröthe und Weberdisteln zu gewinnen, waren sehr erfolgreich. Weinstöcke, Apfel- und Pfirsichbäume gewährten befriedigenden Anblick.

30 Männer schlugen 740 Klafter Holz, außer dem Bauholz und den in den Gärten verwendeten Stangen. Die Mühle und die Brennerei lieferten, erstere allen nöthigen Bedarf für die Gesellschaft, sowie Mehl, und letztere Whiskey für den Verkauf in die Umgegend und St. Louis.

Die Küferwerkstatt lieferte alle Geräthe für die Gemeinde, so wie alle Fässer für Mehl und Whiskey. Die Gerberei der Colonie, obgleich noch nicht recht im Gang lieferte 51 Rindshäute und 14 Kalbfelle. Die Weberei producirte Stoffe zu Arbeitskleidern. An Hausgeräthen wurden 90 Tische, 36 Bettstellen, 20 Stühle rc. angefertigt. Das im Frühjahr begonnene geräumige Schulhaus von behauenen Steinen hoffte man noch vor Einbruch des Winters für den Gebrauch eröffnen zu können. Der erforderliche Kalk wird in der Colonie gebrannt. Außerdem ist angefertigt worden: eine Drahtmaschine, mehrere Wagen mit eisernen Axen, ein Stall, geräumig genug für 30 Ochsen, ein

Framehause, ein Blockhaus für die Holzfäller auf der Insel im Mississippi, ein Brunnen. Die Schneider und Schuhmacher versahen die Gesellschaft mit Kleidern und Schuhen. Die Frauen besorgten das Anfertigen und Ausbessern ihrer eigenen Kleider, sowie das Bleichen und Ausbessern der Wäsche der Gesellschaft. Die Kinder machten in beiden Klassen der Schulen merkliche Fortschritte, und Musik und Theater haben sich zu einem befriedigenden Grade ausgebildet. Die Colonie zählt 22 Musiker. Die Schauspieler sind im Stande, republikanisch-volksthümliche Stücke aufzuführen.

Am 1. Januar 1852 schloß die Rechnung der Colonie ab:

Credet	41,402 Doll.
Debet	4,822 "
Balance	36,580 Doll.

Am 1. Juli beliefen sich die Schulden der Gesellschaft auf 5017 Dollars. Dagegen war ihr Guthaben gestiegen durch den Werth der neu errichteten Bauten, durch Acquisition und Anfertigung von Maschinen, durch den Erwerb der Mühle und den Werth der vielversprechenden Kornerndte, so daß das reine Vermögen am 1. Juli sich auf mehr als 40,000 Doll. belief.

Die Ikarische Gemeinschaft beabsichtigt ihren jetzigen Aufenthaltsort Nauvoo nur als Sammelplatz für aus andern Ländern Ankommende zu behalten, welche hier ihre Probezeit (4 Monate) zu verleben haben, und es ist daher schon am 18. September ein erster Zug von 10 auserlesenen Männern, mit 3 Wagen, 12 Ochsen, Werkzeugen, Kleidern u. s. w. nach dem westlichen Iowa zur Begründung einer neuen Niederlassung daselbst aufgebrochen, welchem im nächsten Frühjahr ein zweiter zu folgen bestimmt ist. Wer sich näher über Ikaria zu unterrichten gewillt ist, dem empfehlen wir die den obigen Mittheilungen zu Grunde liegende Schrift: Colony or Republic of Ikaria in the U. St. of America; its History etc. by Mr. Cabet. — Price 10 Cents. — Icarian Printing Office. Nauvoo (Illinois) 1852."

Cabet scheint es ganz besonders auf die Deutschen abgesehen zu haben, denn mit seinen Franzosen hat er, wie die Erfahrung ihn lehrte, nicht viel anfangen können. In den Köpfen mancher von unseren Landsleuten spuken bekanntlich auch dann noch communistische Grillen, wenn sie längst schon den Boden der neuen Welt unter ihren Füßen haben. Daß auch dort alle communistischen Gesellschaften, falls sie nicht auf religiös-patriarchalischer Gemeinschaft beruhten, bald wieder zu Grunde gingen, und daß gerade in Nordamerika, wo Alles auf den Individualismus gestellt ist, solche Communistenvereine man möchte sagen mit Nothwendigkeit auseinanderfallen — das beirrt die Schwärmer nicht. Jeder hofft es besser machen zu können als seine Vorgänger.

"Bürger" Cabet hat einen "Aufruf an die Deutschen in Amerika" bis nach Texas hin verbreiten lassen. Der Leser wird aus dem Actenstücke ersehen, wie der Begründer von Ikaria seine Sache auffaßt:

"Brüder! Die Liebe zur Freiheit und der Wunsch arbeitend als Mensch

leben zu können, hat eine große Anzahl von Euch nach Amerika gebracht und bringt täglich mehr Eurer Landsleute und von allen anderen Ländern hierher. -- Aber überall seid ihr zerstreut und abgeschlossen, während, wenn wir uns vereinigten, wir bald eine neue demokratische Republik gründen könnten, in welcher die Vereinigung, gegründet auf die evangelische Bruderliebe, die Solidarität, Gleichheit und Freiheit, die Macht hervorbringen würde, welche nothwendig ist, um das Glück und Wohlergehen aller Familien und jedes Einzelnen zu sichern.

Ihr Deutschen habt, vielleicht mehr als irgend ein anderes Volk Europas, den Charakter und die Eigenschaften welche für das Leben in Gemeinschaft nothwendig sind.

In Eurem Vaterlande ist es, wo in neuerer Zeit der Geist der Philosophie mit der größten Energie für freie Nachforschung, für wahre Reform, für Rückkehr zu den Grundsätzen der brüderlichen, gleichheitlichen Vereinigung im Sinne des Christenthums in seiner ersten Reinheit, aufgetreten ist. — Eure Vorfahren waren Socialisten, ja selbst Communisten, welche auf die fortschreitende Verbesserung des Schicksals des Menschengeschlechts hofften. (!!)

Viele unter Euch haben diese Grundsätze in Frankreich, welches sie bereist, wiedergefunden. Sie haben gesehen daß das französische Volk socialistisch (!) und daß der Socialismus die große Bewegung der Geister in Eurem Deutschland, in England und selbst in Amerika ist.

Aber die Despoten, verbunden mit den Privilegirten, mit den Conservativen und den Aussaugern aller Art, haben es für den Augenblick erreicht ihn zu ächten, zu verbannen, und die demokratisch-sociale Republik ist gezwungen sich nach dem Westen zu flüchten, nach Amerika, dem Lande der Freiheit, unter den Schutz der freiesten Constitution welche in der Welt existirt, indem wir uns auf die Wohlthaten der Natur und die väterliche Freigebigkeit des Schöpfers des Weltalls verlassen.

Dort wollen wir, indem wir Amerika als unser neues Vaterland betrachten, uns seinen Gesetzen unterwerfen, seine Ruhe achten, aber von unserer natürlichen Freiheit Gebrauch machen, auf unsere Rechnung und Gefahr, im Interesse der ganzen Menschheit wie in unserm eigenen Interesse, friedlich einen praktischen Versuch des Systems der Vergesellschaftung oder der socialen Organisation machen, das uns als dasjenige, welches das Glück Aller ohne Ausnahme am sichersten stellt, erscheint.

Wenn Ihr unser System noch nicht kennt, so sucht Euch mit demselben bekannt zu machen.

Denjenigen, die unsere Gefühle und Ansichten nicht theilen, rufen wir zu: kommt nicht, denn ihr könnt euch unter uns nicht glücklich fühlen und vielleicht den Erfolg unseres Unternehmens verhindern.

Aber denjenigen, die unsern Plan vollständig annehmen und die noth-

wendigen Bedingungen erfüllen, sagen wir: kommt und vereinigt Euch mit uns wie Brüder, und Alle zusammen im Herzen und im Geiste vereinigt, laßt uns unsern guten Willen, unsere Arbeit, unsere Mittel und unsere Anstrengungen gemeinschaftlich anwenden und der Erfolg kann uns nicht fehlen.

Wir werden in der Wildniß gen Westen, im Mittelpunkt, eine Strecke Landes aussuchen die groß genug ist um dort eine neue Colonie zu gründen. Dorthin werden wir unsere Brüder aus allen Ländern rufen.

Wir werden damit anfangen eine Gemeinde von ungefähr tausend Familien zu bilden, dann eine zweite, dann eine dritte u. s. w.

Wir werden unsere jetzige Niederlassung in Nauvoo beibehalten, hauptsächlich als vorbereitende Station, als Schule, und um dort das viermonatliche Noviziat zu machen. Seht außerdem unsern Prospectus, der in deutscher und mehreren anderen Sprachen veröffentlicht worden ist.

Unter 400 Personen, die wir jetzt ungefähr sind, zählen wir schon 46 Deutsche und Schweizer, und wir wissen daß noch Viele unter Euch gesonnen sind sich uns anzuschließen. Aber kommt lieber nicht vor dem nächsten Frühjahr (1853), damit wir gehörig vorbereitet sind Euch in großer Anzahl zu empfangen. Für jetzt schlagen wir Euch vor: Tretet in Verbindung mit uns. Macht uns durch besondere oder vielmehr durch Collectivschreiben mit den Absichten die Ihr in Hinsicht auf uns hegt, ob Ihr ledig oder verheirathet seid, wie groß Eure Familie, mit Euren pecuniären Mitteln, und auf welche Weise Ihr uns nützlich zu werden gedenkt, bekannt.

Und um schneller und sicherer zu gehen, bildet brüderliche Gesellschaften allenthalben wo solche noch nicht existiren. Diese Vereine würden den Zweck haben 1) Euch brüderlich und gegenseitig zu helfen und zu unterstützen; 2) würdet Ihr Euch einander genau kennen lernen; 3) zusammen zu kommen, zu discutiren, Euch gegenseitig zu unterrichten, den Socialismus und Ikarischen Communismus zu studiren; 4) nach Außen eine friedliche und gesetzliche Propaganda zu machen, unsere Bücher und Grundsätze zu verbreiten suchen und dieselben in deutschen und amerikanischen Journalen anzuzeigen.

Wir schlagen Euch vor, Nauvoo als provisorischen Mittelpunkt der Correspondenz anzunehmen. Sobald wie möglich werden wir einen socialistischen oder communistischen Congreß organisiren. Wir werden zusammen die Propaganda in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, England, Amerika und allenthalben organisiren.

Aber eine große Colonie vorzubereiten und zu gründen in der Wildniß, wenn man dort alles schaffen soll, dessen eine Gesellschaft, ein Volk bedarf, erfordert viel Land und viel Geld. Wir werden unentgeldliche Concessionen von Land oder Verkauf auf Credit, Gaben und Unterschreibungen oder Anleihen (Vorschüsse) fordern. Und um diese zu erhalten werden wir uns an die Regierungen, an die bestehenden Vereine, an alle Freunde der Menschheit wenden.

Wir fordern selbst diejenigen von Euch, welche wirklich entschlossen sind sich nächstes Frühjahr an uns anzuschließen, auf: uns von jetzt an zu helfen, indem sie, sei es unter dem Namen einer Vorausbezahlung auf den gesetzlichen Einschuß, sei es als Darlehn, der Colonie das Geld, über welches sie verfügen und das sie entbehren können, zu schicken. Im Herzen schon mit uns vereinigt, liegt ihr Interesse auch darin, daß sie ihre Mittel mit den unsrigen vereinen, um unsern Erfolg zu beschleunigen und zu sichern.

Wohlan denn, Brüder! Die Civilisation und der Fortschritt sind fast immer von Osten nach Westen gekommen: Vorwärts! gen Westen, um einen Staat zu gründen, der sich immer mehr und mehr vervollkommt.

Cabet, Gründer und Präsident der Ikarischen Gemeinde.

Chronologische Geschichte des Mormonenthums.

In den früheren Bänden des Westlandes haben wir mehrfach so ausführliche Mittheilungen über die Secte der Mormonen gegeben, daß wir wohl annehmen dürfen, unsere Leser seien nun mit den wunderlichen „Heiligen des jüngsten Tages“ hinreichend bekannt geworden. Es bleibt uns jetzt nur noch übrig die Hauptdaten ihrer Geschichte chronologisch zusammen zu fassen.

1823. Verkündigt Joseph Smith zu Palmyra im Staate Neuyork, der Engel Moroni habe ihm einen Besuch abgestattet.

1827. Der Engel übergiebt Joseph Smith zur Verdolmetschung 8 Zoll lange 4 Zoll breite goldene Platten, die durch Ringe mit einander verbunden sind, und Inschriften mit ägyptischen Buchstaben haben.

1830. Das Buch Mormon wird veröffentlicht. Die Kirche wird organisirt. Gemeinde zu Kirtland in Ohio.

1831 und 1832. Man wählt eine Stätte für Neu-Jerusalem aus, in Jackson County, Staat Missouri, nennt dasselbe Zion und legt den Grundstein zu einem Tempel.

1833 bis 1835. In Zion erhebt sich ein „Mob“ und vertreibt die Mormonen. Sie ziehen sich nach Clay-County. Kirtland erhält bei den Mormonen den Namen Shinahar; sie bauen dort einen Tempel und Magazine; auch wurden Zehnten eingeführt und Handlungshäuser eröffnet.

1836 und 1837. Die Mormonen werden von Clay nach Coltwell, Missouri, vertrieben. Sie gründen dort Far West. Gründen eine Bank zu Kirtland.

1838 und 1839. Ihre Bank wird zahlungsunfähig. Die Gesellschaft der Daniten gegründet. Dritte Verfolgung in Missouri. Die Mormonen flüchten nach Illinois.

1840 und 1841. Sie vermessen den Plan zur Stadt Nauvoo am Mississippi. Der Staat Illinois gewährt ihnen mehrere Privilegien; das Volk zeigt sich feindselig gegen die Mormonen.

1842 und 1843. Beginn des Tempelbaues zu Nauvoo. Man beschuldigt sie, daß sie »spiritual wives« haben; diese Beschuldigung weisen sie als unbegründet zurück. Doch beginnt die Vielweiberei unter ihnen. Sie gerathen in Irrungen mit den bürgerlichen Gerichtshöfen.

1844 und 1845. Der Prophet Joseph und sein Bruder Hyrum werden nach Carthago gebracht, um sich gegen criminelle Anschuldigungen vor Gericht zu vertheidigen. Ein Pöbelhaufe dringt in das Gefängniß und erschießt sie. Brigham Young wird zum Seher erwählt.

1846. Die von allen Seiten bedrängten Mormonen verlassen Nauvoo und ziehen nach dem Missouri Bottom. Sie bebauen das Land zwanzig Meilen oberhalb Plata Junction. Sie stellen ein 520 Mann starkes Bataillon für den Krieg gegen Mexico, und die Frauen verrichten die Feldarbeiten. Krankheit und Seuchen; man gräbt Löcher in die Erde, um sich gegen die Strenge des Winters zu schützen.

1847. Entbehrungen und große Sterblichkeit. Die Mormonen werden von den Indianern heimgesucht. Sie beschließen weiter nach Westen in die Wüste zu ziehen. Am 8. April bricht der Seher mit einem Vortrabe von 143 Mann „nach den Gebirgen“ auf; alle haben Sämereien und Arbeitsgeräthe. Am 21. Juli erblicken sie den großen Salzsee, wo am 24. Juli auch die Präsidentschaft anlangt. Sie weihen eine Stätte um darauf eine Stadt zu gründen. Nachher langt die Invalidencompagnie des mexicanischen Bataillons an; im October kommen 4000 Personen.

1848. Im Januar ist ein Fort vollendet das 7788 Fuß im Umfang hält. Sie haben dreizehn Meilen Zäune angelegt und damit 6000 Acres Landes eingehegt. Im Juni kommen Heuschrecken und fressen die Pflanzen ab. Schwere Hungersnoth; Wurzeln, die man in der Wüste gräbt und alte Häute dienen zur Nahrung. Fünf Mühlen im Gange. Der Seher kommt mit einer Schaar Einwanderer zurück. Man gründet neue Niederlassungen. Der Tempel zu Nauvoo brennt aus.

1849. Die Mormonen nehmen das Utahthal in Besitz. Sehr ergiebige Erndte. Eine Verfassung für das Gebiet wird entworfen, aber zurückgenommen und eine Staatsverfassung dem Congreß eingesandt. Capitain Stansbury und Lieutenant Gunnison kommen im Auftrage der Vereinigten Staaten nach Utah um das Land zu vermessen. Die Mormonen gründen Ansiedelungen im Tuilla- und San Petethale. Sie schicken Sendboten nach Europa, namentlich nach Frankreich, Dänemark und Schweden.

1850. Die Universität von Deseret wird incorporirt; man eröffnet Schulen und gründet Ortschaften in den Distrikten Ogden, San Pete und Timpanogos, auch das Thal des kleinen Salzsees wird colonisirt. Eisengruben werden in Betrieb gesetzt; der Bau des Staatshauses ist vollendet. Der Gouverneur löst die provisorische Staatsregierung auf; das Gebiet Utah wird von den Vereinigten Staaten anerkannt. Präsident Fillmore ernennt den Seher Brigham Young zum Gouverneur. Ein Zehntenvorrathshaus wird gebaut; man verfertigt Luftziegel für Privatgebäude. Allgemeines Wohlergehen, überall Wohlstand.

1851. Zählung. Die aus den Vereinigten Staaten nach Utah geschickten Richter finden bei den Mormonen Nichts zu thun, verlassen das Land und erheben schwere Anklagen gegen die Heiligen. Sechszehn Mühlen im Betrieb. Ueber die Vielweiberei wird öffentlich gesprochen. Die Heiligen des jüngsten Tages werden eingeladen aus aller Welt Enden nach Utah zu kommen.

1852. Große Ausbreitung des Mormonenthums in allen fünf Erdtheilen. Tausende folgen dem Rufe und ganze Scharen ziehen nach Neu-Jerusalem am großen Salzsee.

Der deutsche Harugari-Orden.

In den Vereinigten Staaten, dem Lande unbedingtester Oeffentlichkeit, giebt es doch eine Menge von Geheimbünden verschiedenster Art, die eben auch, wie alles Andere, auf amerikanischem Boden auch amerikanische Eigenthümlichkeiten gewinnen und nach und nach ein ganz anderes Gepräge erhalten als ähnliche Vereine in Europa. In der neuen Welt wo Jedermann einer politischen Partei angehört, bekommen namentlich die Verbindungen einen politischen Anstrich, und während zum Beispiel die Freimaurerei in Deutschland ihr humanes Streben mit Ausschluß all und jeder politische Controverse verfolgt, hat gerade die Maurerei in den Vereinigten Staaten und Mexico zu wichtigen politischen Bewegungen Anlaß gegeben.

Wir sind mit diesem Vereinswesen nicht näher bekannt und daher außer Stande ins Einzelne einzugehen. Wir finden aber in Neuyorker Zeitungen einen Bericht, welcher einiges Nähere über den Orden der Harugari enthält. Derselbe scheint unter den Deutschen Amerikas eine große Verbreitung gewonnen zu haben, und es interessirt vielleicht manche unserer Leser diesen Bericht zu kennen.

Herr Friedrich Germann, G. B., erläßt den Bericht „in Freundschaft, Liebe, Humanität, nebst Brudergruß an alle Ordensbrüder", zunächst aber „an die Hw. Großloge des A. D. O. H. der Vereinigten Staaten". Datirt ist derselbe Neuyork, 4. October 1852.

„Der gegenwärtige Augenblick, meine Hw. Beamten und Repräsentanten, der für uns alle eine besondere Feierlichkeit haben muß, erregt insbesondere in mir ganz eigenthümliche Gefühle. Die Stelle, welche ich in dem A. D. O. H., die wirksamste, aber auch zugleich die ehrenvollste, und welche mir ihre gütige Wahl einst anvertraut hatte, wird jetzt laut unserer Constitution, die jedem Bruder heilig sein muß, von einem andern Bruder angetreten, und ich soll nun Ihnen und mir Rechenschaft ablegen und in gewissem Sinne wenigstens Worte des Abschieds und des Dankes aussprechen. Da ergreift mich das Gefühl der menschlichen Schwachheit, und das Bewußtsein meiner Unvollkommenheit tritt lebendig in meinem Innern auf. Schaue ich auf die zwei Jahre und drei Monate zurückgelegte Laufbahn in meinem Amte, so dürfte ich mir ja wohl das erquickende Gewissen gönnen, allezeit nach meiner besten Ueberzeugung und mit den gedeihlichsten Wünschen für den A. D. O. H. gehandelt zu haben. Aber ich sehe auch, daß, was meine schwache Einsicht erkannt und geleistet hat, die Früchte nicht hätte bringen können, wenn Sie nicht, würdige Brüder, mir immer so bereitwillig entgegen gekommen wären und den treuesten Beistand geleistet hätten. Nehmen Sie dafür meinen aufrichtigsten Dank hin. Unter solchen Unständen war es denn auch nicht anders möglich als daß unser alter und ehrwürdiger Orden so freudig zugenommen hat. Er vergrößerte sich in den letzten zwei Jahren bedeutend; er dehnte sich nicht blos im ganzen Staate Neuyork aus, sondern er hat auch den Staat Pennsylvanien überzogen und daselbst eine Staatsgroßloge gegründet, welche in den zwei ersten Jahren den Sitz in der Stadt Philadelphia und die kommenden zwei Jahre den Sitz in der Stadt Reading hat. Auch im Staate Neujersey wurde eine Staatsgroßloge gegründet, welche ihren Sitz in der Stadt Newark hat, und ein Großcomitee, welches seinen Sitz in der Stadt Boston, Staat Massachusetts, nahm. Lieben Brüder, es freut mich jetzt Ihnen anzeigen zu können, daß während meiner Verwaltung folgende untergeordnete Logen verbrieft und installirt wurden:

1) Ficklerloge No. 32 in Newark, N. J.
2) Hamburgloge No. 33 in Hamburg; Pa.
3) Thuiscologe No. 34 in Philadelphia, Pa.
4) Detroitloge No. 35 in Detroit, Mich.
5) Hertaloge No. 36 in Buffalo, N. Y.
6) Kossuthsloge No. 37 in Rarbuy, Mass.
7) Venusloge No. 38 in Neuyork, N. Y.
8) Adolph Trütscherloge No. 39 in Philadelphia, Pa.
9) Mühlenbergsloge No. 40 in Reading, Pa.
10) Neuyorkloge No. 41 in Neuyork, N. Y.
11) Tremontloge No. 42 in Tremont, Pa.
12) Wittekindloge No. 43 in Philadelphia, Pa.
13) Philadelphialoge No. 44 in Philadelphia, Pa.
14) Schillerloge No. 45 in Baltimore, Maryland.

15) Dufourloge No. 46 in Newark, N. J.
16) Wilhelm Tellloge No. 47 in Philadelphia, Pa.
17) Augusta Teutonia No. 48 in Philadelphia, Pa.
18) Kossuthloge No. 49 in Mauch-Chunk, Pa.
19) Deutsche Eichenloge No. 50 in Mittelport, Pa.
20) Lake Superiorloge No. 51 in Eagleriver, Mich.
21) Jeffersonloge No. 52 in Neuyork, N. Y.
22) Ohiologe No. 53 in Dayton, O.
23) Deutsche Bundesloge No. 54 in Williamsburg, N. Y.
24) Miamgesburghloge No. 55 in Miamgesburgh, O.

Folgende Mannien des A. D. O. H. wurden verbriest und installirt:

1) Schiller-Mannie No. 1 in Neuyork.
2) Walpod-Mannie No. 2 ebendaselbst.
3) Vereinigte Brüder-Mannie No. 3 ebendaselbst.
4) Deutsch-Meister-Mannie No. 4 in Williamsburgh, N. Y.

Eine Groß-Mannie, welche den Sitz in der Stadt Neuyork hat.

Es macht mir Vergnügen, Ihnen mittheilen zu können, daß unser Orden noch in zwei Staaten Wurzel gefaßt hat, nämlich im Staate Michigan und im Staate Ohio, und es steht zu erwarten, daß im Staate Indiana durch unsern Ex. B. Frickmann unser Orden Früchte tragen wird. Unser würdiger Dep. G. B Dhein im Staate Ohio zeigte an, daß es in Aussicht stehe, eine dritte Loge in Ohio errichten zu können, und die Brüder vom besten Geiste beseelt sind. Mit Stolz fühle ich jetzt und gewiß Sie Alle, meine Brüder, die Würde und Einigkeit unseres Ordens, die uns stärken soll zu neuer lebendiger Wirksamkeit, das Bewußtsein treulich mitgeholfen zu haben an dem Fortgange unserer ruhmwürdigen menschlichen Sache. Aber auch in Neuyork baute sich unser Orden besser aus. Nicht nur daß er durch Errichtung neuer Logen eine festere Gestalt und bessere Organisation erhalten hat, es haben auch die verschiedenen Mannien wesentlich zu einer lebensvollen Ordnung beigetragen und unserm Orden gleichsam eine höhere Ordnung verliehen. Denn so wie wir als Harugari im Allgemeinen unsere Pflichtea erkennen und ausüben müssen, wie auch einst unsere Vorväter als einen Theil der altgermanischen Priesterschaft, in den Volksgerichten, im Kriege zur Aufrechthaltung der Ordnung thätig und die Träger und die Verbreiter der Cultur waren, so sollen wir uns insbesondere noch in den Mannien zur höchsten Menschlichkeit entwickeln. Noch mehr, meine Brüder, beweist uns unsere so ruhmvolle Thatsache, welche die Logen an dem edlen Kossuth bewiesen haben, der von uns gehört worden ist, und wir den alten Harugaries treu blieben; gewiß wird auch die Stimme unserer Brüder, eines Kinkel und Gögg, sowie auch anderer Freiheitshelden, nicht ungehört an uns vorübergehen. Denn wer sein Vaterland nicht liebt, wie mag der Menschen oder seine Brüder lieben können, und sind wir nicht deutsche Harugari die auf dem alten Grunde der Heimath wo einst unsere Vorväter im Walde

Digitized by Google

oder auf heiliger Waldstätte sich versammelten und sich berathen über das Wohl der Menschheit?

Wohl mögen manche Brüder selbst mit gutem Willen sagen, daß die Politik sich fern halten sollte von unsern Mauern; denjenigen Brüdern antworte ich mit aller brüderlichen Liebe: wären wir da nicht des Namens unserer Vorväter unwürdig, und schreit nicht auch das Elend vieler Tausend und Tausend unserer Brüder an unser Ohr und unsre Herzen? O, wer könnte da schweigen, wo die Stimme redet? Wer wollte da nicht helfen, wo Tausende im Elend verkümmert sind? Ich wiederhole also, daß ich diese angeführte Thatsache als eine innere Erstärkung unseres Ordens, als ein tieferes Eindringen in seinen Zweck und Wesenerkennen betrachte, und freue mich jetzt im Augenblick, wo ich meine Stelle einem andern Bruder einräume, daß uns so Großes gelungen ist; was so klein im Jahre 1847 den 9. März von zwölf Brüdern angefangen wurde, und es zum Grundsatz gemacht, niemals ruhig und zufrieden zu sein, so lange noch nicht alle Deutsche mit uns vereinigt sind. Lassen Sie uns in solchem Geiste fortfahren und wir werden der freudigen Erscheinungen immer mehr erleben, wir werden die Früchte unsers Ordens sich bald ausdehnen sehen von Osten nach Westen, von Norden nach Süden. Meine Mithülfe werde ich nach wie vor bereitwillig der guten Sache des A. D. O. H. angedeihen lassen, und mich bemühen, den Pflichten eines Bruders treulich nachzukommen, wie wir alle uns bemühen werden. Möge es meinem Nachfolger gelingen, unsern Orden auf die höchste Stufe des Glanzes und Ruhmes emporzuheben, dann werden wir nicht blos Thränen der Wittwen und Waisen trocknen, nicht blos hülflosen Brüdern die Hand der Rettung reichen, sondern auch entfernte Völker werden wir hören, wir werden die Deutschen zu unserm ächten freien glücklichen Orden erheben und unsere Constitution stets in der Wahrheit fest auf die ewigen Grundsätze der allgemeinen Wohlthätigkeit, Freundschaft und Humanität!

O, möcht einmal die Zeit kommen, wo alle deutsche Orden, Gesellschaften und Logen sich mit einander zu einem Bunde vereinigen! Dann könnten wir vieles Gute wirken, nicht nur in unserem Orden, sondern auch im bürgerlichen Leben. Die Zeit verlangt es, daß wir uns auch um die politischen Wahlen bekümmern.“

Zustände im Kaiserreich Haiti.

Kaiser Faustin der Erste, Soulouque, und sein Neger- und Mulattenreich bilden auch eine wunderliche Erscheinung, und einige Bemerkungen über Haiti mögen hier gleich nach den Ikariern, den Mormonen und den Harugari einen Platz finden.

Der schwarze Kaiser fühlt das Bedürfniß, sich mit der öffentlichen Meinung in's Reine zu setzen, und vor ihr von seinem Schalten und Walten Rechenschaft abzulegen. Zu diesem Behuf hat er von seinen Ministern einen Bericht über die Lage seines Reiches entwerfen lassen, und dem Senat überschickt.

Dem gemäß herrschen Ruhe und Ordnung in allen Theilen des Kaiserreiches, das bekanntlich zwei Drittel der Insel Haiti in sich begreift, denn der östliche Theil gehört den Dominicanern, welche eine Republik für sich bilden. „Die Ordnung wird besonders gekräftigt durch die brüderliche Verwaltung, welche Seiner Majestät Regierung sich zur Pflicht macht; sie erweckt Vertrauen und entwickelt Gewerbfleiß und Ackerbau. Die in verschiedenen Landestheilen mit Erfolg versuchte Cultur des Tabacks hat bereits eine solche Ausdehnung gewonnen, daß sie dem Staatseinkommen einen beträchtlichen Zuwachs gewährt. Auch wird der früher vernachlässigte Baumwollenbau, welchen man jetzt mit Sorgfalt zu betreiben anfängt, demnächst einen ansehnlichen Betrag liefern. Es fehlt aber noch überall an Mühlen zum Auskörnen. Aber Seiner Majestät Regierung in ihrer Fülle wohlwollender Sorgfalt zu Gunsten des Gemeinwesens wird nicht ermangeln den fleißigen Landmann, welcher sich dem Wohl der Gesellschaft weihet, Belohnung und Aufmunterung angedeihen zu lassen, besonders da er durch seine Betriebsamkeit die Finanzquellen des Landes steigert. Denn wenn die Landleute fleißig sind, so gelangen sie zu Wohlstand.

In den öffentlichen Bauten zeigt sich Regsamkeit; es ist vieles geschehen; der Staat läßt überall, wo es nöthig erscheint, ausbessern und bauen." —

Nun folgt in dem Bericht eine Anklage gegen die verstockten Dominicaner, welche der Kaiser schon einigemale vergeblich mit Krieg überzogen hat. „Wenn aber Alles fortschreitet, und Alles eine noch segensreichere Zukunft in Aussicht erscheinen läßt, dann kann der Ministerrath nicht umhin sein Bedauern darüber auszusprechen, daß unsere Brüder im Osten immer noch Anstand nehmen, sich herzlich mit uns zu verbünden und die Bande zu knüpfen, von denen alle Söhne Haitis umschlungen sein sollten. Mit der Begründung des Kaiserthums hat ein neuer Zeitabschnitt des Wohlergehens und Vertrauens angefangen. Erfahrung und Nachdenken triumphiren allemal über Irrthümer, wenn sie mit denselben in nächster Nähe kämpfen. Wir erwarten daher, daß die Bewohner im Osten ihr wahres Interesse begreifen und nach reiflichem Erwägen einsehen, wie ihr einzig mögliches wahres Wohl darin besteht, daß sie sich uns anschließen.

Die Weihe und Krönung des Kaisers ging mit vollkommener Ruhe von Statten. Das ganze Land hatte zu der festlichen Feier seine Vertreter gesandt, und die Ordnung welche überall herrschte, spricht ein günstiges Zeugniß aus für eine glückliche Zukunft und für die Liebe des Volkes zu dem Herrscher, welchen es sich durch freie Wahl gegeben hat.

Die obere Verwaltung erfüllt alle ihre Verpflichtungen; seit 1849 zahlt sie jährlich 400,000 Francs von der auswärtigen Schuld ab. Auch die Ausgaben für den innern Bedarf werden mit Leichtigkeit bestritten, und die Aus-

gabe von Papiergeld nimmt so sehr ab, daß jene von 1851 nur halb so viel beträgt als jene von 1849. Der Handel hat an Zuwachs gewonnen, und fortwährend entstehen neue Firmen und Consignationshäuser. Die Erzeugnisse der Zollhäuser werden mit großer Regelmäßigkeit eingesammelt; daraus ergiebt sich eine nicht unerhebliche Aufbesserung der Einkünfte, und dieser Aufbesserung verdankt es die Staatsverwaltung, daß sie die Interessen der Finanzen besser wahrnehmen kann.

Die politischen Unruhen, deren Schauplatz das Land gewesen, und welche so großen Nachtheil brachten, schädigten das Staatseinkommen gar sehr, die Patentabgaben, die Landsteuer und die Häusersteuer wurden gar nicht mehr erhoben, und auch jetzt geht es mit der Eintreibung dieser Steuern noch immer nicht so wie es billig wohl sollte; doch wird nichts verabsäumt, um den daraus entstandenen Schaden gut zu machen. Aus den Finanznachweisungen, welche dem Senat vorgelegt werden, ergiebt sich, daß die Einfuhrzölle im Jahre 1850 fast doppelt so viel eingebracht haben als 1849, wie denn auch überall die Erndte einen weit größern Ertrag lieferte, so zum Beispiel ergab die Kaffeerndte von 1850 zwölf Millionen Pfund mehr als 1849, und 1851 eine Million mehr als im Vorjahr.

Landheer und Kriegsflotte befinden sich in einem achtunggebietenden Zustande, und wenn sie allerdings dem Lande große Kosten verursachen, so gleichen sich doch diese reichlich aus durch die Dienste, welche die bewaffnete Macht dem Lande leistet, und die kostbaren Vortheile, welche sie dem Lande noch einbringen können*).

*) Das scheint auf feindselige Absichten gegen die Dominikaner hinzudeuten. Nordamerikanische Blätter spötteln über Seiner schwarzen Majestät Kriegsmacht; so finden wir z. B. in einer zu St. Louis erscheinenden Zeitung folgende Ausfälle: „Kaiser Faustin von Haiti brütet wieder einmal über einen Ausrottungskrieg gegen die Dominikaner, die seine schwarzen Krieger bekanntlich schon mehr wie einmal mit blutigen Köpfen heimgeschickt haben. Diesmal sollen sie aber nicht so davon kommen. Faustin läßt alle waffenfähigen Männer von 18 bis 60 Jahren rekrutiren. Das meiste hofft er aber von drei neugeschaffenen Eliteregimentern — einem Cavallerie- und zwei Infanterieregimentern. Das Cavallerieregiment wird den Titel „Dragoner des Todes“ führen. Niemand wird in dasselbe aufgenommen, der nicht mindestens 6 Fuß hoch und ein Fanfaron, ein wahrer Teufelskerl ist. Diese Fanfarons erhalten einen Stahlhelm mit rother Mähne, grüne Röcke mit rothen Aufschlägen und Hosen wie die pariser Municipalgarde. Ihr Chef ist der neugeschaffene Herzog v. d. Castagnette. Derselbe schwor bei der letzten Musterung, die der Kaiser anstellte, 7 Dominikaner mit eigener Hand zu erlegen; die Offiziere und Soldaten wollen das Gleiche thun. Die beiden Infanterieregimenter heißen Zephyrs des Berges und Zephyrs der Ebene. Ihr Costüm gleicht dem der Vicenner Schützen, nur daß sie gestreifte Zwillichhosen und Espadrillen tragen. Was das Dragonerregiment an Teufelskerls übrig gelassen hat, findet hier Aufnahme. Der Chef des neuen Regiments ist ein Schwager Sr. Durchlaucht des Herzogs von Troubonbon, das andere commandirt General Mann, neuerdings zum Baron von der Patate creirt, weil er einen sinnreichen Apparat er-

Das Heer wird gut verpflegt, es hält Mannszucht, es ist begeistert für die Ordnung und immer bereit sie wieder herzustellen, falls sie irgendwo gestört werden sollte. Es hat jüngst neue Uniformen erhalten und es sind Adler an sie vertheilt worden. Das schöne Aussehen trägt nicht wenig dazu bei, die noble Haltung des Soldaten zu erhöhen, indem es ihm das Gefühl der Nationalität giebt. (!)

Die Beziehungen der Regierung zu den auswärtigen Mächten sind zufriedenstellend. Es wird stets Alles was mit der Ehre und Würde unsers Landes sich verträgt, geschehen, um diese Beziehung auf dem bestmöglichen Fuße zu erhalten.

Die Gerechtigkeitspflege wird für die Regierung allzeit ein Gegenstand größter Aufmerksamkeit sein. Kaiserliche Majestät wünschen, daß dieselbe allen rasch und mit Unparteilichkeit werde. Sie wünschen auch, daß achtbare, einsichtsvolle und vaterlandsliebende Männer sich finden, welche Richterstellen bekleiden, damit die Justiz werde ein Orakel der Wahrheit; was sie eigentlich immer sein sollte. Eben jetzt machen die Procureurs der kaiserlichen Gerichtshöfe die vom Gesetz vorgeschriebenen Rundreisen, und forschen nach, ob alle Gerichtsbeamten ihre Obliegenheiten umsichtig, genau und rechtschaffen erfüllen, die Clienten keine Klage über die Richter zu führen haben, und ob die Gesetze beobachtet werden. Eine aus sachverständigen Männern zusammengesetzte Commission hat vor einigen Monaten den Auftrag erhalten sich mit unseren Gesetzbüchern zu beschäftigen, um das in ihnen etwa unvollständig behandelte oder was ohne Zusammenhang ist anzumerken; auch soll sie ihr Gutachten abgeben, in wiefern das Verfahren sich etwa abkürzen lasse. In der nächsten Session wird ihre Arbeit dem Senate vorgelegt werden.

Die Regierung läßt es, so viel an ihr liegt, nicht fehlen, um unter den Massen Schulbildung zu verbreiten; sie hat Elementarschulen in den verschiedenen Gemeinden eingeführt, das Lyceum in Aux Cayes, welches längere Zeit geschlossen war, ist wieder eröffnet worden. Ist es aber nicht peinlich, gestehen zu müssen, daß es mit dem öffentlichen Unterricht sehr schlecht bestellt sei? Leider müssen wir das gestehen, um einer Gewissenspflicht zu genügen. Als Seine Majestät eine Rundreise in Norden, Nordwesten und Artibonite unternahm, war es für uns eine schmerzliche Pflicht Bericht darüber abzustatten, daß die größte Anzahl der Aeltern in Bezug auf die Schulbildung ihrer Kinder eine strafbare Gleichgültigkeit zeigt. In einer sehr großen Menge von Ortschaften sind die Schulen, auf welche die Regierung doch große Ausgaben

---

funden hat, die Pataten zu Mehl zu quetschen. Wer Gardezephyr werden will, muß im Stande sein, täglich 20 Stunden Wegs mit Waffen und Gepäck zu machen, eine Eigenschaft, die sich besonders beim Davonlaufen empfehlen wird. Einige Zephyrs haben es bis zu 30 Lieues gebracht und sind dafür in einem Tagesbefehl sehr belobt worden.“

verwendet fast ganz verödet; die Aeltern setzen die Kraft der Trägheit dem Anstoß entgegen, welchen die Regierung giebt. Und doch ist der Schulunterricht frei, der Familienvater braucht dafür kein Geld auszugeben, und der Senat hat eingewilligt, daß sämmtliche Lehrer Gehaltszulage erhalten. Von nun an werden Aeltern, welche ihre Pflicht so weit vergessen, daß sie ihre Kinder ohne Unterricht aufwachsen lassen, zur gesetzlichen Strafe gezogen werden.“

Man sieht, diese Rechenschaftsablage der haitischen Minister ist eine Art Thronrede und nach französischen Mustern abgefaßt. Im Ganzen geht indessen daraus hervor, daß die schwarzen oder kaffebraunen Minister es gut mit dem Lande meinen. Aber an dauernde Ruhe auf Haiti ist schwerlich zu denken. Einmal wegen der gespannten Verhältnisse zur dominicanischen Republik, sodann weil Faustin Soulouque ein Mann ist, der den Siebenzigen nahe steht; und von einer erblichen Dynastie kann auf der Insel keine Rede sein.

Die Convention emancipirter Frauen zu Syracuse im Staate Neuyork.

Wir haben schon früher im Westland (Band I. S. 144 ff.) auf die „Bewegung der Geister“ unter den amerikanischen Frauen hingedeutet und nachgewiesen, wie die „am weitesten vorgeschrittenen“ keineswegs mit ihrer Lage zufrieden sind. Europäischen Frauen würde sie wahrscheinlich sehr beneidenswerth erscheinen; denn in keinem Lande der Welt wird das weibliche Geschlecht mit so äußerster Rücksicht und Aufmerksamkeit behandelt als in den Vereinigten Staaten. Das ist aber den Starken unter dem schwächern Geschlecht bei weitem nicht genug; sie verlangen Gleichstellung mit ihren Tyrannen, den Männern. Um diese zu erringen lassen sie es an rastloser Thätigkeit nicht fehlen; sie bilden eine weit verzweigte Verbindung und haben eigene Zeitschriften gegründet, nachdem sie erfahren, daß ihr ganzes Bemühen von den Tyrannen, welche auch in der Zeitungspresse das große Wort führen, nur als Narrenspiel betrachtet wird. Das eben steigert ihren Eifer und auf der Convention der Frauen, welche im September 1852 zu Syracus abgehalten wurde, fielen wieder scharfe Reden in Menge. Die nächste Convention soll zu Cleveland in Ohio abgehalten werden.

Von den Vorgängen zu Syracus wird nachstehender Bericht ein Bild geben. Unter den anwesenden Vertreterinnen der Weiberrechte nennen wir Frau Lucretia Mott (die Präsidentin), Frau E. Oakes Smith, Frau Paulina Davis, Frau C. L. H. Nichols (Herausgeberin des Windham County Democrat in Vermont, der für Hale und Julian in die Schranken tritt), Frau Lucy Stone, Frau L. M. Fowler (Neuyork), Frau Ernestine Rose, eine Polin (Neuyork). Unter den Anwesenden sind auch namentlich Frau Coe und Frau Swisshelm zu erwähnen. Die meisten Mitglieder der Versammlung waren unverheirathet.

Die Verhandlungen, welche vor einem sehr zahlreichen Auditorium stattfanden, (man nahm 260 Doll. Entree ein, 25 Cents für die Person) boten manches Interessante dar. Mehrere dieser Frauen würden durch ihren Geist, ihre Rednergabe und ihre Repliquenfertigkeit in jedem Parlament sich auszeichnen. Durch Energie scheint namentlich Frau Oakes Smith (Verfasserin eines Buchs „Das Weib und seine Bedürfnisse“) sich hervorzuthun. Sie wurde am Schluß der Convention für die Redaktion eines in Neuyork herauszugebenden Journals „Egeria“, vorgeschlagen.

Die in den vorgelegten Beschlüssen ausgesprochenen Bestrebungen waren, amerikanisch-praktisch, hauptsächlich auf folgende Punkte gerichtet:

1) Das Weib hat dasselbe Recht zu stimmen wie der Mann und es ist ein unsinniger Widerspruch, daß eine amerikanische Frau weniger Recht haben soll, als jeder ungebildete Eingewanderte, der von den hiesigen Zuständen nicht das Mindeste weiß, aber doch seinen Namen in die Wahlurne wirft.

2) Jede Frau, die Eigenthum besitzt, soll so lang die Steuerzahlung verweigern, bis sie das Stimmrecht erhält; denn es ist eine ganz widersinnige Forderung, daß eine Republikanerin nur Pflichten und keine Rechte haben soll. In Bank- und Eisenbahngesellschaften darf das Weib mitstimmen, weil man auf andere Weise ihr Geld nicht erhalten kann; weshalb soll sie nicht stimmen in der Staatsgesellschaft, die ihr Geld als Steuer in Anspruch nimmt?

„Wir verlangen nicht, sagt Frau Oakes Smith in einer der Versammlung vorgelegten Adresse, daß die Frau einen Beruf erhalte oder in Stellungen erscheine, zu welchen ihre Natur und ihre Fähigkeiten sie nicht qualifiziren; aber wir verlangen für sie, wie für den Mann, Gleichheit vor dem Gesetz und die Freiheit, ihre Kräfte und Eigenschaften zu entwickeln und anzuwenden nach ihrem eigenen Urtheil und Willen.“

„Laßt uns protestiren gegen Gesetze, auf die wir keinen Einfluß haben, gegen Gesetzgebungen, in denen wir nicht repräsentirt sind, gegen eine Demokratie, welche der Hälfte der Bevölkerung das Bürgerrecht abspricht.“

Als Beispiel der Ungleichheit vor dem Gesetz, führt sie ferner an, daß, wenn die Frau sterbe, man den Mann frei schalten lasse mit der Hinterlassenschaft und den Kindern; sterbe aber der Mann, so falle gleich die Behörde ins Haus und behandle die Frau wie eine rechtlose Fremde u. s. w. Man reiße sie ohne Rücksicht los, nicht blos von Gegenständen die ihr durch Gewohnheit theuer geworden, sondern trenne sie auch nach Umständen von ihren Kindern und schicke sie heimathslos fort. Ferner hebt Frau Smith hervor, daß für die nämlichen Dienste die Frau weniger erhalte als der Mann. Alles sei darauf berechnet, sie rechtlich zurückzusetzen und abhängig zu machen. Frau Smith will eine würdige Stellung für das Weib. „Eine Modepuppe, oder eine Klatschbase, oder ein Zierrath der Visitenzimmer, oder eine Sklavin in der

Küche zu sein und als bloßes Anhängsels eines männlichen Wesens zu figuriren, kann keinem Weibe genügen, das zum Bewußtsein seiner Fähigkeiten und Ansprüche, sowie zur Erkenntniß der weitreichenden und mächtigen Interessen gekommen ist, die sich um ihre Existenz herumbewegen. Das Weib muß der Regenerator, der Erlöser dieser Welt werden. Wir müssen diese verdorbenen und unvollkommenen Institutionen niederreißen und sie auf einer neuen breitern Basis zu einem vollkommenen, harmonisch gestaltenen Tempel aufbauen helfen."

Dem "Exklusivismus", welcher die Weiber in eine separirte Welt verweist, weil die Theilnahme an den Bestrebungen der Männer für sie nicht passe, tritt Frau Smith mit der Logik entgegen: "wenn es irgend eine Stellung in der Gesellschaft giebt, welche nothwendig die weibliche Delicatesse besudelt, so müssen die Männer in solchen Stellungen ebenfalls sich beschmutzen und erniedrigen." Als Beispiel, daß die Weiber sich für manche Stellungen eignen, von denen man sie ausschließe, führt Frau Nichols an, daß es in der Union 122 Postmeisterinnen gebe, die ihr Amt untadelhaft verwalteten.

Frau Palmita, eine Bibelfeste, trat den Anspielungen eines Redners auf die Schwäche und Inferiorität der Weiber mit der passenden Bemerkung entgegen: "Eine Rippe des Mannes wurde in ein Weib verwandelt und empfangen als Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch. Wenn nun eine einzige Rippe ein solches Produkt der Schwäche geliefert hat, welch eine Masse von Schwäche muß dann der ganze Mann sein!"

Frau Rose scheint in religiöser Beziehung die Freieste der Versammlung gewesen zu sein. Sie erklärte sich wiederholt gegen die Hereinziehung der Bibel, welche das dritte Wort im Munde amerikanischer Freiheitsmänner und Freiheitsfrauen sei. Frau Rose sagt: Grundsätze müssen stehen oder fallen durch ihren eigenen Werth."

Was wir, sagt ein Blatt, an den Verhandlungen zu Syracuse namentlich vermissen, ist eine Erörterung der sittlichen Zustände der beiden Geschlechter, der Eheverhältnisse, der Einwirkung der Sklaverei auf die sittlichen und Rechtsbegriffe u. s. w. Es scheint, die amerikanische Prosa macht sich auch in den Frauen so weit geltend, daß sie ihr Interesse ausschließlich den "praktischen" Fragen, dem "Voten", dem Eigenthum und den Stellungen zuwenden.

Auf der Convention fehlte es auch nicht an schlechten Witzen. Ein Herr Hatch, ein Geistlicher, drückte am Schlusse eines längeren Vortrags die Hoffnung aus, es werde eine solche Verschmelzung der beiden Geschlechter vor sich gehen, daß sie einen Hermaphroditen-Charakter annehmen und man bei einem Todesfalle anatomisch untersuchen müsse, ob ein Mann oder ein Weib gestorben sei. Sr. Ehrwürden erndteten aber für seine geistreiche Chikane wenig Beifall, die ganze Versammlung gerieth in Aufruhr und er mußte die Versammlung verlassen unter einem allgemeinen »Hiss«.

Das Gebäude der Neuyorker Gewerbeausstellung.

Auch die Amerikaner wollen einen „Krystallpalast“ haben, in welchem Gegenstände der Industrie und Kunst aus beiden Erdhälften einen Platz finden sollen. Der Nutzen großer Ausstellungen ist so klar hervorgetreten, daß es dem Londoner Unternehmen gar nicht an Nachfolgern mangeln konnte. Die Nordamerikaner begriffen im Augenblick, wie groß und unberechenbar der praktische Nutzen sein müsse, den eine solche Entfaltung aller bedeutenden Gewerbserzeugnisse der alten und neuen Welt ihnen ganz nothwendig einbringt. Ohne alle Frage wird der europäische Gewerbestand das Feinste und Beste was er zu leisten vermag, nach Neuyork senden, weil er sich durch Ausstellung seiner Erzeugnisse einen Markt in Amerika zu erwerben hoffen darf, und nicht bloß in den Vereinigten Staaten, sondern auch in anderen Ländern jenes Continents. Denn es läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß aus allen Staaten Beschauer und Spekulanten herbeiströmen, theils um sich zu unterrichten, theils um die verschiedenen Produkte zu durchmustern und zu erwägen, in wie weit durch den Ankauf gewisser Waaren sich Vortheile im Handel erzielen lassen. Den Yankees aber wird eine Auswahl von Mustern und Erfindungen gleichsam ins Haus gebracht, und sie werden nicht säumen, daraus ihren Nutzen zu ziehen. Sie haben namentlich im Maschinenbau außerordentliche Fortschritte gemacht, ihre gewerbliche Entwickelung ist ungemein rasch, und sie werden sich, obwohl sie in manchen Industriezweigen selbst schon Meister sind, ohne Frage als gelehrige Schüler der Europäer überall da zeigen, wo ihr Vortheil ins Spiel kommt.

Sie haben die hohe Bedeutung einer solchen Ausstellung auf amerikanischem Boden auch recht wohl begriffen. Das ganze Unternehmen entspricht durchaus ihrem vorzugsweise auf das Nützliche gerichteten Nationalcharakter und fand allgemeinen Anklang. Am ersten Sonnabend im November wurde auf dem Reservoir Square zu Neuyork, auf welchem der „amerikanische Krystallpalast“ sich erheben soll, die erste eiserne Säule errichtet und das Gebäude gleichsam eingeweiht. Der Gouverneur des Staates, der Bürgermeister, der katholische Erzbischof Hughes, protestantische Geistliche, der Präsident der Ausstellungsgesellschaft, Senatoren und andere angesehene Männer waren zugegen. In den verschiedenen Reden wurde hervorgehoben, wie wohlthätig diese friedliche Concurrenz in Geschmack und Kunstfertigkeit auf den amerikanischen Gewerbsmann einwirken müsse, und indem man ein so mächtiges Gebäude aus Eisen aufführe, zeige man unwiderleglich die Vortheile, welche dieses Metall gegenüber dem Stein habe; eiserne Gebäude würden von nun an häufig aufgeführt werden, denn sie seien leichter, dauerhafter und billiger. Gegenwärtig sind zwölf Gießereien in Neuyork, Pennsylvanien, Neujersey und Delaware Tag und Nacht ununterbrochen thätig um das nöthige Material für das Gebäude zu liefern,

welches im Maimonat 1853 eröffnet werden soll. Da es allerdings in der amerikanischen Industrie Epoche machen wird, von zwei Deutschen, den Herren Gildemeister und Carstensen, entworfen ist und ausgeführt wird, da ferner von Seiten des deutschen Gewerbestandes eine lebhafte Betheiligung zu erwarten steht, so wird eine specielle Beschreibung dieses Neuyorker Industriepalastes von Interesse sein. Wir entlehnen sie einer Bekanntmachung der Neuyorker Direktion.

„Die großen Erfolge, welche die Industrieausstellung in London hatte, machten die industrielle Welt darauf aufmerksam, daß eine Wiederholung dieser Schaustellung auf verschiedenen Punkten Europas passend und erwünscht sein würde. So eröffnete man denn eine Industriehalle in Oesterreich, eine andere in Irland, während die französische Regierung große Zurüstungen macht, im Jahr 1854 eine Gewerbschau im großen Maßstabe in Paris ins Leben zu rufen. Die Bürger der Ver. Staaten, welche im Sommer 1851 London besuchten, mußten natürlich auf ähnliche Gedanken kommen. Sie sahen und fühlten die Siege, welche unser Volk in jenem Jahre errang, sie erkannten den volksthümlichen Charakter solcher Ausstellungen, und ihren wohlthätigen Einfluß auf die arbeitenden Klassen, und faßten demnach den Plan, die große Industrieausstellung auch auf dieser Seite des atlantischen Meeres zu wiederholen.

Bei der politischen Verfassung dieses Landes, bei den der Regierungsgewalt verfassungsgemäß gesetzten Schranken im Gesammt- wie im Einzelstaat, war es nicht möglich, daß diese Angelegenheit hier, wie in England geschehen, von der Regierung aufgenommen und durchgeführt wurde; es war daher nothwendig, sie der individuellen Thätigkeit und Unternehmungslust anzuvertrauen.

Neuyork, die commercielle Metropole der Union, wurde als Ort der Ausstellung festgesetzt.

Am 3. Jan. 1852 überließen die Stadtbehörden dieser Stadt die Benutzung von Reservoir Square für die projektirte Ausstellung, überzeugt, daß eine solche Unternehmung, wenn sie gut geleitet wird, unberechenbare Vortheile nicht nur für den Handel und das Gedeihen dieser Stadt, sondern auch für die Bildung des Volks und eine heilsame Erholung desselben nach sich ziehen müsse. Die Legislatur dieses Staates ertheilte am 11. März der Gesellschaft für die Ausstellung der Industrieerzeugnisse aller Nationen, einen Charter of Incorporation. Nach dieser Urkunde wird die Association mit einem Kapital von 200,000 Dollars, das auf 300,000 Dollars erhöht werden kann, incorporirt und zugleich ermächtigt, ein Gebäude für die Ausstellung zu errichten, Preise für die Aussteller festzusetzen, und überhaupt Alles zu unternehmen, was zur Vollendung ihrer Aufgabe führen kann. Am 17. März wurde Herr Theodor Sedgwick zum Präsidenten und Herr William Whetten zum Sekretär der Association gewählt. Die Association erhielt darauf in Folge der von ihr gemachten Schritte die Zusicherung von dem betreffenden Departement der Bundesregierung, daß die eingesandten Erzeugnisse der Industrie während der Dauer ihrer Ausstellung abgabenfrei zugelassen werden sollen.

Es war nun nothwendig die Vertretung der Gesellschaft im Auslande zu organisiren. Da es sehr wesentlich nothwendig erschien, die Angelegenheiten der Association in Europa, im Interesse strenger Ordnung, durch einen geeigneten Geschäftsträger leiten zu lassen, so erwählte die Association zu diesem Zwecke Hrn. Karl Buschek in London, den seine umfassende Erfahrung als österreichischer Commissär bei der 1851 in London stattgehabten Ausstellung ebenso wie sein Charakter und seine ausgezeichnete gesellschaftliche Stellung zu dieser Mission im hohen Grade befähigen. Hr. Buschek ist ermächtigt, die Mitwirkung der europäischen Producenten zu sichern. Bald darauf wurden Hr. C. E. Detmold als erster die Oberaufsicht über den Bau des Krystallpalastes führender Architekt und Ingenieur, sowie Herr Horatio Allen als berathender Ingenieur und Hr. Edmund Hurry als berathender Architekt angestellt.

Nun suchte die Association einen Plan für das Gebäude zu erhalten. Zwar hatte Herr John Paxton mit großer Zuvorkommenheit einen Plan von ausgezeichneter Schönheit geliefert, aber die eigenthümliche Beschaffenheit des Baugrundes machte die Benutzung desselben unmöglich. Downing überreichte einen andern vortrefflichen Plan, derselbe konnte aber nicht benutzt werden, weil das Gebäude nach den Bestimmungen der Verleihungsurkunde von Seiten der Stadt blos von Eisen und Glas aufgeführt werden muß. Außerdem wurden noch viele andere Pläne von großer Schönheit und Originalität überreicht. Aus diesen wählte der Verwaltungsrath nach vielen Berathungen den Plan der Herren Carstensen und Gildemeister. Herr Gildemeister war einige Zeit in Amerika ansäßig; er ist nicht nur ein Architekt, sondern auch Künstler. Herr Carstensen lieferte die Pläne zu den vorzüglichsten öffentlichen Gebäuden in Kopenhagen, dem Tivoli und Casino dieser Stadt, und hat vor Kurzem unter dem starken Schirm unserer Republik seine neue Heimath gegründet. Der genannte Plan wurde am 26. August angenommen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf den Baugrund und dann auf den Plan selbst. Reservoir-Square liegt am nördlichen Ende der Stadt, und zwischen den Steinmassen der Crotonwasserleitung, und der 6. Avenue. Der Grund, nahezu ein Viereck bildend, ist architektonischen Entwickelungen nicht günstig, aber in anderen Beziehungen konnte in der Stadt kein besserer Platz für die Ausstellung gefunden werden. Die Eisenbahn der 6. Avenue läuft direkt vorüber, die Eisenbahn der 4. Avenue ist in der Nähe, und der Platz liegt in der Nachbarschaft der 4., 5. und 6. Avenue, der Hauptmündungen des Verkehrs in diesem Stadttheile.

Das Gebäude wird, mit Ausnahme des Fußbodens, ganz aus Eisen aufgeführt. Die allgemeine Idee des Werkes ist ein griechisches Kreuz, im Durchschnittspunkte von einer Kuppel überragt. Jeder Durchmesser des Kreuzes hält 365 Fuß 5 Zoll. Drei Vorhallen von gleicher Größe führen in das Innere, eine an der 6. Avenue, eine an der 40. und eine an der 42. Straße. Jede dieser Vorhallen hat eine Breite von 47 Fuß; zu der Vorhalle an der

6. Avenue führt eine breite Treppe von 8 Stufen. Ueber jeder Front wölbt sich ein halbkreisförmiges Fenster, 41 Fuß breit, 21 Fuß hoch, den Verhältnissen des Bogens entsprechend. Jeder Arm des Kreuzes ist in der Grundfläche 149 Fuß breit und zerfällt in ein Mittelschiff mit einem Nebenschiff auf jeder Seite. Das Mittelschiff ist 41, jedes Seiten= oder Nebenschiff 54 Fuß breit. Das Mittelschiff erhebt sich zu einer Höhe von 76 Fuß, und der halbkreisförmige Bogen, den es überspannt, hat 41 Fuß in der Breite. Es sind also eigentlich zwei Bogenschiffe vorhanden, die einander in rechten Winkeln schneiden, 41 Fuß breit, bis zur Dachfirst 67 Fuß hoch und 365 Fuß lang. Auf jeder Seite dieses Schiffes ist ein Seitenschiff, 54 Fuß breit, 45 Fuß hoch. Die Dachfirst des Mittelschiffes erhebt sich 71 Fuß hoch über das Niveau der Straße. Jedes der Nebenschiffe ist seiner ganzen Breite nach von einer Gallerie bedeckt, die sich 54 Fuß über den Fußboden erhebt. Die Kuppel in der Mitte hat 100 Fuß im Durchmesser und ist vom Fußboden des Palastes bis zum Anfänger des Bogens 68 Fuß, bis zum First 118 Fuß, und von Außen, die Laterne inbegriffen, 149 Fuß hoch. Die äußern Winkel des Kreuzes sind sinnreich mit Dreiecken von 149 Fuß Grundlinie ausgefüllt, welche im ersten Stockwerke in Verbindung mit dem Kreuze dem Gebäude eine achteckige Grundfläche geben. Diese Dreiecke sind 24 Fuß hoch. An jedem Winkel erhebt sich ein achteckiger Thurm, 8 Fuß im Durchmesser und 75 Fuß hoch. Vier Haupttreppen und acht Wendeltreppen verbinden das Hauptstockwerk mit der Gallerie, die mit drei Balcons über den Eingangshallen zusammenhängt und hinlänglichen Raum zu Verzierungen durch Blumen, Statuen, Vasen darbietet. Die vier Haupttreppen bestehen aus zwei Treppenarmen, deren jeder zwei Ruheplätze hat. Die acht Wendeltreppen sind in den achteckigen Thürmen angebracht sie führen zu kleinen Balcons an der Spitze der Thürme und auf das Dach des Palastes.

Das Gebäude enthält in seinem Hauptstockwerke 111,000 Quadratfuß und in seiner 54 Fuß breiten Gallerie noch weitere 62,000, zusammen also an Raum für die Ausstellung selbst eine Gesammtfläche von 173,000 Quadratfuß. Das Hauptstockwerk enthält also $2\frac{1}{2}$ englische Acres oder genau $2{,}_{52}$ Acres und in den Gallerien $1{,}_{44}$ Acres, also bis auf einen unbedeutenden Bruchtheil 4 englische Acres oder 6 preußische Morgen. In das Hauptstockwerk kommen 190 achteckige Säulen von Gußeisen, deren jede, vom Fußboden gerechnet, 21 Fuß hoch ist und 8 Zoll im Durchmesser hat. Diese Säulen sind hohl gegossen, ihre Metallstärke beträgt $\frac{1}{2}$ bis 1 Zoll. Die Säulen nehmen die gußeisernen Träger auf, die, $26\frac{1}{3}$ Fuß lang und 3 Fuß hoch, dazu dienen, die Gallerien und das Dach von Schmiedeeisen zu stützen, und das Gebäude nach allen seinen Richtungen zu verstreben. Sowohl die Träger, als die Säulen des zweiten Stockwerkes hängen mit den Säulen im ersten Stockwerk durch Verbindungsstücke zusammen, welche denselben achteckigen Durchschnitt wie die Säulen und eine Höhe von 3 Fuß 4 Zoll nebst geeigneten Lappen und Vor-

sprüngen haben, um alle Theile durch Schraubenbolzen zu verbinden. Die Träger im untern Stockwerke sind 252, ungerechnet 12 Träger von Schmiedeeisen über einem Theile des Hauptschiffes von derselben Höhe und 41 Fuß Spannung. Das zweite Stockwerk enthält 148 Säulen von demselben Durchschnitt, wie die im Hauptstockwerke und einer Höhe von 17 Fuß 7 Zoll. Sie empfangen eine andere Reihe von Trägern, 160 an der Zahl, welche die Dächer der Seitenschiffe stützen. Jedes Hauptschiff wird durch 16 halbkreisförmige gußeiserne Bogen bedeckt, deren jeder aus 4 Theilen zusammengesetzt ist. Die Kuppel wird von 24 Säulen getragen, welche sich über das zweite Stockwerk zu einer Höhe von 62 Fuß, vom Fußboden gerechnet, erheben, und ein System von schmiedeeisernen Bogen und Trägern stützen, auf welchen eine gußeiserne Grundplatte ruht, die darauf eingerichtet ist, die 32 Rippen der Kuppel aufzunehmen. Die Kuppel empfängt ihr Licht sowohl durch die Laterne, als von den Seiten, an welchen 32 Schilder, die auf gefärbtem Glase die Wappen der Union und ihrer Einzelstaaten, oder die Wappen der verschiedenen Nationen enthalten werden, angebracht sind.

Die für den Krystallpallast bestimmte Eisenmasse beträgt ungefähr 1250 Tonnen. Das Dach wird sich über einen Flächenraum von 144,000 Quadratfuß ausdehnen, an Glas werden 39,000 Quadratfuß in 9,027 Glasplatten verwendet. Sämmtliche Dächer werden mit Metall eingedeckt, um der drückenden, bei Glasdächern nicht zu vermeidenden Hitze, und der zu großen dem Auge wehethuenden Lichtstärke vorzubeugen. Alle Fenster werden mit emaillirtem Glas versehen, welches denselben Effekt wie matt geschliffenes Glas hervorbringt.

Ein großer Gasthof in Neuyork.

In der Hauptstadt Amerika's hat nach und nach Alles einen mehr oder weniger colossalen Zuschnitt gewonnen. Das gilt insbesondere auch von den Gasthöfen, z. B. vom Astor-Hause; dem Tremont-Hause und anderen. Den Hunderttausenden von Fremden welche im nächsten Jahre nach Neuyork strömen werden um die große Ausstellung zu besuchen, wird es in keinem Falle an Obdach fehlen, da gegenwärtig zu den prächtigen Herbergen noch eine neue hinzugekommen ist, welche an Großartigkeit die schon vorhandenen noch übertrifft.

Es ist das Metropolitan-Hotel, welches Herr P. S. van Rensselaer in Niblos Garten aufführen ließ. Dieser Gasthof nimmt auf der Hauptstraße von Neuyork, dem Broadway, eine Länge von nicht weniger als dreihundert Fuß ein, und an der Prince-Street zweihundert Fuß, ist massiv und sechs Stockwerke hoch. Aber volle drei Viertheile des untern Stockwerks sind zu Läden

eingerichtet, und für die Bedürfnisse des Gasthofes nur fünf und siebenzig Fuß frei, für Eintrittszimmer, Gepäckraum, Thürsteher und dergleichen. Daß die „Ladies" ein apartes Absteigezimmer haben, versteht sich in den Vereinigten Staaten von selbst. Sind doch auch von den fünf Eingängen des Riesengebäudes zwei ausschließlich für Damen und deren Dienerschaft bestimmt, zwei andere für Diener männlichen Geschlechts; der Haupteingang ist auf dem Broadway. Außer dem Speisezimmer für die Dienerschaft giebt es noch drei Speisesäle; jener, welcher allein den Damen vorbehalten ist, gewährt für zweihundert und funfzig Personen Platz; der zweite ist für Herren, der dritte für Kinder und Aufseherinnen. Die verschiedenen Gastsäle, public parlours, sind äußerst elegant und bequem eingerichtet. In jedem Stockwerk sind außer Gastsälen eine Anzahl von Wohnzimmern mit einem oder zwei Betten, Badegemächer, Ankleidezimmer und dergleichen. Einzelne haben eine so prächtige und comfortable Ausstattung daß eine solche Wohnung, die dann allerdings aus mehreren Gemächern besteht, wöchentlich fünf und siebenzig bis einhundert Dollars kostet, und es findet großer Andrang zu ihnen Statt. Das gilt von dem ersten Stockwerk; weiter nach oben werden die Zimmer kleiner und sind weniger luxuriös; jene im sechsten Stock kosten wöchentlich nur 2 Dollars. Der „Board" kostet sieben Dollars die Woche; Fremde, die nur ein paar Tage einkehren und auf keine „Extra-Accommodationen" Anspruch machen, zahlen zwei Dollars täglich für Kost und Wohnung.

Eine Reihenfolge sehr schön ausgestatteter Gemächer ist für Hochzeitsfestlichkeiten hergerichtet worden. Das Getäfel besteht durchweg aus polirtem Eichenholz. Ueberall ist für Bequemlichkeit gesorgt. Das ganze Haus wird durch Gas beleuchtet und durch warme Luft geheizt; indessen kann doch Jeder nach seinem Belieben sich auch noch ein Kohlenfeuer im Kamin halten. Die Art und Weise wie allen Theilen des Hauses frische Luft zugeführt wird findet viel Beifall. Der eine Flügel des Hauses ist ganz für Familien und Damen bestimmt, der andere für unverheirathete Männer und Geschäftsleute welche nur zeitweilig in Neuyork anwesend sind. Ueberall sind die Einrichtungen so getroffen daß kein Bewohner des Hauses den andern irgend behindert. Man hat das Kasernenmäßige, welches alle größeren Gasthöfe so widerwärtig macht, möglichst zu vermeiden gesucht.

Die Zahl der mit Nummern versehenen Zimmer beträgt 353, wovon etwa 100 Besuch- und Empfangzimmer; in den übrigen 250 stehen Betten. Das Ganze ist so eingerichtet daß in aller Gemächlichkeit fünfhundert Gäste Obdach und Kost finden, wiewohl mit Einrechnung der Dienerschaft eintausend Personen logirt werden können, ohne daß für Jemand Unbequemlichkeit daraus entstände. Im Erdgeschoß liegen, wie schon gesagt, die Magazine, sodann Bäckerei, Waschküchen, andere Küchen, Eiskeller rc., ferner zwei Dampfkessel mit je 25 Pferdekraft; die Dampfmaschine rollt und mangelt die Wäsche, drehet die Spieße, schafft Wasser bis in die höchsten Stockwerke, und kann

Holz sägen oder buttern, wenn das nöthig sein sollte. Die Kücheneinrichtungen scheinen nicht besonders gelungen zu sein, und ein Blatt meint: es sei eine Barbarei die Küchenmädchen zu kochen, da es sich ja doch nur darum handle, Speisen zu kochen.

In sanftem Halbdunkel hat man die „Groggery" und das Rauchzimmer angebracht; denn anderswo ist das Rauchen nicht erlaubt, damit Hallen, Lesezimmer und dergleichen nicht „abscheulich" gemacht werden. Die Groggery schämt sich gleichsam ihres Daseins und des Tageslichts; für diese wurde ein Winkel auserkoren, der nicht ins Auge fällt.

Der Bau hat eine Menge Geld gekostet; allein für Glas wurden 37,000 und für Blei mehr als 70,000 Dollars verausgabt. Wenn Reisende ankommen und ihr Gepäck am Eingang der Hausflur abgeben, so macht sich die Maschine ans Werk und schafft alle Packen in die verschiedenen Stockwerke; der Reisende selbst muß aber die Treppen vermittelst seiner Beine hinaufsteigen, und das ist ein Fehler.

Im Metropolitan-Hotel liegen Zeitungen aus allen Staaten der Union auf; vielleicht wird man demnächst auch ein Telegraphenbureau in diesem Riesengebäude anlegen. „Aber wann, o wann wird einmal ein Kapitalist eine Herberge für die Armen bauen? Die tausende und aber tausende von Einwanderern welche allwöchentlich in Neuyork landen, schlecht untergebracht und abscheulich geprellt werden, zahlen doch wahrlich so viel, daß sie wohl reine Luft, Sauberkeit und nahrhafte Speisen verlangen könnten. Man sollte Herbergen bauen, um auch diesen Menschen ein rechtschaffenes Obdach zu verschaffen."

So bemerkt ein Neuyorker Blatt. Wir können hinzufügen daß die Amerikaner, falls sie diesen Fingerzeig beherzigen wollen, sich das Auswandererhaus in Bremerhaven zum Muster nehmen sollen.

Der Weinbau zu Hermann im Staate Missouri.

Das deutsche Weinbauerdorf Hermann liegt am rechten Ufer des Missouriflusses, etwa 75 englische Meilen oberhalb St. Louis. Dort gewinnt der Anbau der Rebe allmälig eine immer größere Ausdehnung und ist schon jetzt Haupterwerbzweig der Bewohner geworden; im Jahre 1850 gewannen sie an 4000 Gallonen Wein, für welchen sie 1 bis 1½ Doll. erhielten. Zuerst machten sie Versuche mit der Isabellen- und Caprebe, nachher mit der Catawba; die einheimischen Reben, wenn sie veredelt sind, arten sich aber am besten. Gutedel- und Burgunder werden von der Ohio- und einheimischen Missourirebe übertroffen, namentlich von der Missouri Birdeye und der Halifaxrebe. In der

jüngsten Zeit ist mehr Methode in Anbau und Absatz des Weins gekommen. Wir finden darüber in deutsch-amerikanischen Blättern folgende interessante Notizen:

Weinprobe in Hermann, Mo. Wenn die Deutschen Amerika's sich in irgend einem Zweige der Industrie, namentlich der Landwirthschaft ausgezeichnet haben, so ist es der Weinbau. In dem alten demokratischen County Berks von Pennsylvanien, wie in der Nähe der Königin des Westens und in der ächt deutschen Ansiedelung Hermann sind es deutsche Namen, welche sich als würdige Nachkommen des Vaters Noah bewähren und das edle Gewächs der Rebe zur Erheiterung und Erhebung der Menschheit, zur Förderung der Wissenschaft und Kunst, zur Erweckung der Menschenliebe gepflanzt, gepflegt und veredelt haben. Es sind allein Deutsche die in diesem Lande singen dürfen:

„So laßt uns denn für jetzt und allewege
Uns freun und fröhlich sein,
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge.
Wir gäben ihm den Wein, wir gäben ihm den Wein!“

Wenn dem unsinnigen Treiben der Temperanz-Fanatiker irgend ein schlagender Grund entgegen zu halten ist, so ist es ein gutes Glas Wein, wie es unsere deutschen Landsleute in Pennsylvanien, Ohio, Missouri, Texas rc. bei treuer deutscher Pflege allein darzubieten vermögen, oder ein Humpen jenes edlen krystallhellen braunen Gerstensaftes, wie ihn nur deutsche Brauer in den Vereinigten Staaten auftischen, und den amerikanischen Natives eine längere Probezeit als die von ihnen für das Bürgerwerden der Ausländer verlangte anbieten, um es den eingewanderten „Grünhörnern“ gleich zu thun! Was ist der Hauptbeweisgrund jener Temperanzler gegen den Genuß berauschender Getränke? Ei, daß ein jeder Tropfen davon Gift sei. Das mag wahr sein von allen durch Amerikaner importirten Getränken, welche durch die Spekulationswuth der Importeurs oder durch die Schlauheit der europäischen Exporteurs, die den uneingeweihten Philistern dieses Landes irgend etwas aufhängen konnten, verfälscht wurden. Aber seit längerer Zeit sind wissenschaftlich gebildete Kennerzungen und Gaumen und wissenschaftlich gebildete Weinbauer und Bierbrauer eingewandert — und dieses nothwendige Gleichgewicht gebildeter Consumenten und Producenten hat der Sache eine andere Wendung gegeben! Wenn der Temperanzler den von deutschen Weinbauern und Bierbrauern erzeugten Stoff zu kosten bekommt, da geht ihm ein neues Licht — ja eine neue Welt auf — er muß eingestehen daß da von keinem Gifte, von keiner Verderbniß oder Entwürdigung seiner Menschheit die Rede sein kann, sondern von einem Lebensbalsam, einem Mittel zur Reinigung, Veredlung und Erhebung seines ganzen Wesens! Da findet er das Elixir das durch seinen erhabenen Gährungsproceß den Geldphilister zum Humanisten — den Feige zum Tapfern — den Aristokraten zum rothen Republikaner umstempelt!

Doch ich mache die Einleitung zu lang und muß auf das Thema kommen, welches die Ueberschrift dieses Artikels andeutet, und welches mir von Freund Wesselhöfft in St. Louis zu behandeln übergeben wurde. Am 28. Aug. d. J. versammelte sich nämlich in der deutschen Stadt Hermann, Mo., ein Ausschuß, um die von Herrn Alexander Kayser, von St. Louis, ausgesetzten Preise der besten Weinproben zuzuerkennen. Der Ausschuß bestand aus den Herren Friedrich Schulenburg, Wm. Glasgow jun., Wm. Warder, A. Böckling, Dr. E. F. Baumgarten, Stephan Rice und Christoph Schiller von St. Louis; C. J. Wolf und Karl Firnstein von Franklin County, und C. Umrath, F. Bergerdorf, W. Magnus, C. D. Eitzen, Ernst Mühl, Jakob Lessel und J. C. Staffhorst von Hermann.

Es wurden alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen um irgend eine Parteilichkeit zu vermeiden, und darauf wurden durch Abstimmung folgende Preise an folgende Personen zuerkannt:

Der erste Preis von 40 Dollars an Herrn Adam Ballet von Hermann; der zweite von 30 Doll. an Herrn G. L. Busch von Washington, Franklin County; der dritte von 25 Doll. an Herrn Friedrich Fricke in der Nähe von Hermann; der vierte von 20 Doll. an Herrn Michael Pöschell in der Nähe von Hermann, und der fünfte von 10 Doll. an Herrn Jakob Rommel, ebenfalls in der Nähe von Hermann.

Im Ganzen waren 32 Proben von Catawba, Virginia Setzling, Lenoir und Isabella eingesandt worden. Zu den Proben, welche von den Geschmackrichtern in die erste Klasse gesetzt wurden, gehörten diejenigen der Herren Georg Ackermann, Mathias Klink, Heinrich Rasche und C. Kneisel, von Hermann, und von F. Wilkens, von Franklin County.

Die Proben der zweiten Klasse gehörten den Herren Caspar Gries, Johann Siedler, G. Gronnau und Jakob Donner von Hermann, und Peter Weizenecker von St. Louis.

Unter den gefaßten Beschlüssen sind folgende hervorzuheben: — daß die Weinbauer der Staaten Missouri, Illinois und Iowa einen großen Weinbauerverein bilden sollen, um die Anpflanzung von Weinreben durch jährliche Preisvertheilungen und durch nützliche Schriften zu ermuntern; — ferner daß der Gouverneur von Neu Mexico, Herr William Carr Lane, ersucht werde, die besten dortigen Sorten Reben für die Erzielung von Trauben zur Bereitung von Wein und zum Tischgebrauche den Bürgern von St. Louis zu übersenden; — ferner ein wohlverdienter Dankbeschluß für Herrn Alexander Kayser, welcher sich für den Weinbau in Missouri unablässige Mühe gegeben und Opfer dargebracht hat; — ferner ein Dankbeschluß für die Anordnungs-Committee in Hermann, bestehend aus den Herren Burkhart, Nagelin, Pöschel, Rommel und Baing, welche mit ächt deutscher Gastfreundlichkeit den Ausschuß der Weinkenner aufgenommen hatten.

Nach der Weinprobe und der Zuerkennung der Preise wurde ein Ausflug

nach den Weinbergen der Herren Rommel, Fricke, Wilhelm und Michael Pöschel und des Herrn Eitzen, des „einsamen Whigs,“ unternommen und, wie der Berichterstatter in der englischen Whigzeitung, dem „Republican“ von St. Louis sagt, mit Gesang, der nach ächt deutscher Studentenart immer neuen Durst hervorrief, — der Wein bis zur Nagelprobe nochmals durchstudirt. Alle versprachen, in späteren Jahren ähnliche Feste wieder zu feiern.

Hermann wurde vor etwa 14 Jahren von Deutschen angelegt. Da der Boden für den Anbau von Welschkorn, Weizen und Taback sich nicht sehr eignete, so versuchten es unsere Landsleute mit dem Weinbau; im Jahre 1845 ließen sie 24,000 Catawba-Schnittlinge aus Cincinnati kommen. Im Jahre 1847 machte Herr Pöschel 24 Gallonen Wein; im Jahre 1848 war die Weinlese ausgezeichnet und gab einen gewaltigen Antrieb zur Ausbreitung des Weinbaues. Im letzten Sommer waren bereits 473 Acker in der Nähe von Hermann mit Reben bepflanzt, wovon mehr als die Hälfte bereits tragbar ist. Dazu kommen noch 20 bis 30 Acker unweit Washington, Franklin County, und Missouri schreitet demnach in diesem wichtigen Culturzweig wacker voran. In den Wunsch des englischen Berichterstatters des „Republican“ für das fernere Gedeihen des deutschen Hermann, das bereits 1200 Einwohner zählt, stimme ich von ganzem Herzen ein — um so mehr, als ich glaube, daß durch die deutschen Weinbauer und Bierbrauer unseres Landes nicht allein der Temperanzfanatismus wird verbannt, sondern eine wahre Temperanzreform eingeführt werden, welche einen weisen, mäßigen Genuß der herrlichen Gaben der Natur zum Heile der Menschheit erstrebt!

Ueber die diesjährige Weinerndte gab das zu Hermann erscheinende Wochenblatt folgenden Bericht.

Unsere Weinerndte ist so ausgefallen, wie wir schon früher einmal in diesem Blatte andeuteten. Nach einem vor uns liegenden Verzeichniß wurden nur 6000 Gallonen geerntet, ein im Allgemeinen genommen sehr geringer Ertrag, der sich vorzüglich mit daher schrieb, daß es viele Weinbauer gab, welche, bei ungünstiger Lage, dies Jahr gar nichts oder doch kaum Erwähnenswerthetes ernteten. Was die Güte des Weines anbelangt, so giebt dies Jahr ein Gewächs, welches dem 48ger wohl nichts nachgeben wird. Wir erfuhren, daß der beste Most 95 Grad wog.

Wenn auch die Ernte nächstes Jahr nicht ergiebiger ausfallen sollte als dies Jahr (was wir übrigens nicht hoffen wollen), so können wir doch nächstes Jahr, im Verhältniß der Stöcke, die mehr tragbar werden, an 15—16,000 Gallonen ernten.

Nach der von uns möglichst genau angefertigten Tabelle befinden sich in und um Hermann 200,000 Weinstöcke, welche den Flächeninhalt von etwa 200 Acker einnehmen mögen. Man kann annehmen, daß in zwei Jahren alle Stöcke tragbar sind. In einem günstigen Jahre könnten wir 50,000 Gallonen ernten, in einem mittelmäßigen 25,000.

Digitized by Google

Den Werth eines Ackers mit tragbaren Stöcken, nach dem bisher erzielten Ertrage, zu 6 Procent gerechnet, muß man zu 1000 Doll. anschlagen. Durch Anlegung von Weinbergen ist also unser Land um 200,000 Doll. mehr in Werth gebracht worden, wobei zu bemerken, daß zum Behuf des Weinbaues Land verwendet werden konnte, welches häufig zu keinem andern Agrikulturartikel, weil zu steinig, hätte verwendet werden können. Ein gewiß hervorzuhebender Umstand.

Unserm Weinbaue ist dies Jahr ein neuer Umschwung geworden und unsere Weinbauer haben neuen Muth bekommen und gehen vergnügt der Zukunft entgegen und flott an ihre Arbeit. Dieser neue Umschwung ward unsern Weinbauern durch das Weingeschäft von Longworth und Zimmermann in Cincinnati gebracht, welche durch Herrn Zimmermann sowohl alle alten Weine, die noch vorräthig waren, als auch den Most, aufkaufen ließen und das zu annehmbaren Preisen, mit denen unsere Weinbauer sehr wohl zufrieden sein konnten und es auch waren. Es wurde so von den Weinbauern in kaum 2 Wochen die Summe von mehreren Tausenden von Dollars eingenommen, die Herr Zimmermann durch Aufkauf verausgabte. Jeder wußte gleich seine Most ernte in Geld umzusetzen, ohne alle und jede Schwierigkeit, ohne im Preise gedrückt zu werden. Dies kam vorzüglich den kleinen Weinbauern zu Gute, welche sich weder um Fässer noch Keller zu bekümmern brauchten, sondern nur hinzugehen, den Most abzuliefern und das Geld einzustreichen. Das war aber eben was uns bisher fehlte, indem wir nämlich keinen bestimmten und reellen Markt hatten, für Most nun schon gar keinen Verkauf. Dieser sichere und reelle Markt, der uns durch Longworth und Zimmermann jeden Spätherbst eröffnet wurde, erscheint als die alleinige und nur einzig wirksame Unterstützung für unsern Weinbau, dem nichts Besseres geboten werden kann. Herr Zimmermann zeigte übrigens durch sein Handeln, daß es dem Hause Longworth und Zimmermann wirklich darum zu thun sei, unsern Weinbau zu unterstützen und zu ermuthigen, darum nahm er auch die kleinste Quantität Most an, ja wäre es selbst nur eine Gallone gewesen. Ja, er ging noch weiter, indem er für jeden Grad, den der Most über 90 wog, eine Prämie zahlte. Es würde keinem Weinbauer eingefallen sein, eine solche Anforderniß zu stellen, da er ja nicht einmal weiß, wie viel sein Most wiegt. Es zeigt sich hierin unverkennbar die Reellität Herrn Zimmermanns und der Firma, für welche er handelt. Das kann und muß nur Vertrauen erweckend auf unsere Weinbauer einwirken. Und in der That hat sich Herr Zimmermann auch dies Vertrauen durchaus gewonnen, der neben einem gewandten Geschäftsmann noch die Eigenschaft der Liberalität besitzt.

Unser Weinbau beginnt mit einem Worte dadurch die kräftigste Unterstützung und Anregung, daß unsere Producenten einen Markt durch das Haus Longworth und Zimmermann in Cincinnati gewonnen haben. Wir erfahren, daß genanntes Haus beabsichtigt, allhier einen großen Weinkeller zu erbauen.

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten.

Wer mit den amerikanischen Verhältnissen nicht näher bekannt war und die Reden gehört oder gelesen hätte, welche während der letzten Monate, vorzüglich aber im Laufe des Oktobers, in den Verein. Staaten zu tausenden gehalten wurden, hätte sich in ein Land versetzt glauben können das am Vorabend einer Revolution steht und in welchem Blut, Mord und Brandfackel an die Tagesordnung kommen müssen. Wir haben schon mehrmals darauf hingewiesen daß in Amerika Jeder, ohne Ausnahme, ein Parteimann ist, weil Keiner umhin kann Partei zu nehmen. Und werden schon die Wahlen zu örtlichen Aemtern mit großer Lebhaftigkeit betrieben, so darf es nicht Wunder nehmen daß eine Präsidentenwahl die ganze Union von Maine bis Texas in die leidenschaftlichste Aufregung versetzt. Denn es handelt sich dabei um den definitiven Sieg einer der großen Parteien im Lande. Die eine will im Besitz der von ihren Anhängern bekleideten Aemter bleiben und sich die Summe von Einfluß bewahren welcher stets in den Händen derer ist, die das Staatsruder halten; die andere ist durch langes Zuwarten immer ungeduldiger geworden und will um jeden Preis die Wahlurne erobern, aus welcher der Präsident hervorgeht. Es handelt sich um Personen und Systeme, und um einen Kampf der zu gleicher Zeit in vielen tausend Gemeinden geführt wird.

In großen Freistaaten ist ohnehin Alles in regem Zuge, Niemand legt sich Zwang auf, und am allerwenigsten würde der Amerikaner sich einen solchen gefallen lassen, wo es sich um Ausübung des Wahlrechts handelt, das von etwa drei Millionen Bürgern ausgeübt wird. Um den Sieg für die Partei zu gewinnen wendet man freilich oft Mittel an, die das Anstandsgefühl verwirrt und die vor der Moral nicht bestehen können. Man beschimpft die Gegner, verläumdet die einflußreichen Candidaten der andern Partei, verfolgt sie sogar bis in ihr geheimstes Privatleben, ist in der Wahl der Ausdrücke nichts weniger als delikat und bebt auch vor den plumpsten Lügen nicht zurück. Da giebt es keine öffentliche oder Privatsünde welche der Demokrat nicht auf den Whig häufte, keine Schandthat welche nicht der Whig den Demokraten zur Last legte. Ein wahrer Pfuhl von Gemeinheiten wird aufgerührt und über das ganze Land ausgesprützt. Darin haben indessen die Parteien einander nichts vorzuwerfen, in dieser Beziehung greifen beide zu gleich nichtsnutzigen Mitteln. General Scott sollte in Mexico an Deutschen und Irländern sich abscheulich versündigt, er sollte seine Nebengenerale planmäßig verrathen haben, um allein die Ehren des Siegs davon zu tragen; er sollte ein unfähiger Schwachkopf und auch als Soldat ganz kläglich sein, daneben ein geschworner Feind aller Einwanderer und Adoptivbürger. Es half ihm nichts daß er durchs Land zog und von Tischen, Bänken und Baumstümpfen herab als „Stumpredner" gegen solche

Anschuldigungen protestirte. Dafür rächten sich die Whigs, indem sie von Franklin Pierce sagten, er sei der unbedeutendste Mensch unter der Sonne, ohne alle geistigen und politischen Fähigkeiten, in religiösen Dingen unduldsam und im Kriege gegen Mexico, welchen er als Freiwilliger mitgemacht, habe er sich als verächtlichen Feigling gezeigt.

Zum Glück weiß man die Dinge zu nehmen wie sie wirklich sind, und gerade die ungeheuren bis ins Unfläthige gehenden Uebertreibungen brechen den Verläumdungen die Spitze ab. Wenn die Parteileidenschaft sich ausgetobt und jede Partei ihren Muth gekühlt hat, so glaubt Niemand an all diesen Wahlhumbug mehr. Steht einmal das Resultat fest, so nimmt jeder die vollendete Thatsache an und getröstet sich auf die Zukunft. Was heute ein vom wildesten Orkan gepeitschter bis in seine Tiefen aufgewühlter See war, ist morgen ein ruhiger Wasserspiegel, dessen helle Glätte kaum von einem leichten Winde gekräuselt wird. Und wenn wir mit Recht die oft niedrige und gemeine Art verdammen, in welcher bei einer Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten die Leidenschaften sich austoben, so dürfen wir andererseits ein sehr rühmliches Moment nicht verschweigen. Die Wahl selbst geht mit Ruhe vor sich, und bei dem Abstimmen von drei Millionen Bürgern kommt es kaum zu einigen Streitigkeiten, geschweige denn zu Kampf und Blutvergießen.

Wir haben in früheren Aufsätzen nachgewiesen um welche Streitpunkte und Personen, sodann um welcherlei Parteiinteressen es sich handelte, und können uns hier also in dieser Beziehung kurz fassen. Der rothe Faden, welcher sich durch alle diese Parteikämpfe hindurchzieht, ist die Negersklaverei. Die Schwarzen in den südlichen und einigen westlichen Staaten sind Eigenthum der Besitzer. Die Verfassung gewährleistet diesen Besitzern dieses Eigenthum, und das berühmte von Clay beantragte, vom Congreß angenommene, vom Präsidenten genehmigte Compromiß verordnet, im Sinn und nach dem Wortlaut der Verfassung, daß flüchtige Sklaven ihren Herren ausgeliefert werden sollen. Man begreift leicht daß es sich dabei um einen Punkt handelt der für den Fortbestand der Union eine Lebensfrage bildet. Der Süden hat einmal die Sklaven und er kann sie nicht plötzlich beseitigen oder freigeben, aus hundert Gründen, die hier zu erörtern nicht die Stelle ist. Die Abolitionisten und Freibodenmänner im Norden dagegen verlangen in ihrer Beschränktheit und übel angewandten Philanthropie etwas Unmögliches, indem sie die Beseitigung der Skaverei fordern. Sie sind erbittert gegen das heilsame Compromiß, sprechen offen der Billigkeit und der Verfassung Hohn, bringen Unfrieden in den großen Bund, werfen eine Brandfackel in die südlichen Staaten, reizen die Neger zur Flucht auf und rebelliren gegen die Gerichtshöfe wenn diese nach Recht und Gesetz die Entscheidung fällen daß die Sklaven ausgeliefert werden sollen. Der Verfassung und dem Compromiß setzen diese tollen Fanatiker eine Phantasterei entgegen, welche sie „höheres Gesetz“ (higher law) nennen Diese Demagogenpartei der Freibodenmänner ist höchst gefährlich; sie würd

die Union zertrümmern, sobald sie die Mehrheit im Lande erhielte. Denn da sie von Haß und Uebelwollen gegen den Süden erfüllt ist, so würde dieser schon im Interesse der Selbsterhaltung aus dem Staatenbunde scheiden müssen, und ein Theil der westlichen Staaten könnte nicht umhin sich ihm anzuschließen. Die große Union wäre zertrümmert, und die Negersclaven blieben doch was sie sind. Von welcher Seite man die Bestrebungen der Abbolitionisten auch betrachten mag, sie sind und bleiben unpraktisch, unverständig und sind geradezu frevelhaft, so sehr sie sich auch philantropisch verbrämen.

Diese gefährliche Partei hat einige hunderttausend Anhänger, besonders in den nördlichen und mittlern Staaten, im Westen besonders in Ohio. Durch sie ist das frühere Parteiwesen völlig verschoben worden. Die eigentlichen fanatischen Abolitionisten bilden einen Flügel der Whigpartei, der viel radicaler ist als der extreme Theil der Demokraten, unter denen eine Abtheilung zur Partei der Freibodenmänner, Freesoilers oder Libertynen, überging. Die früher zu den Whigs zählenden extremen Abolitionisten lehnten sich gegen die Whigplatform auf und stellten ihren eigenen Präsidentschaftscandidaten, Hale, auf, natürlich ohne Hoffnung auf irgend welchen Erfolg, und nur aus Trotz gegen ihre früheren Parteigenossen, die Whigs. Ein Gleiches thaten die Libertynen, um den Demokraten ihr Mißvergnügen kundzugeben; sie stellten als ihren Candidaten William Gordell auf. Ein Theil der Südländer, ärgerlich über das Treiben der Abolitionisten im Norden, warf sich gleichfalls ins Extrem. In Südcarolina und Mississippi namentlich bildete sich eine Partei, welche lieber die Ausscheidung der betreffenden Staaten aus der Union sähe als dieses ewige Zerren an der Sklavenfrage. Es sind die Seceders oder Secessionisten, welche, gleichfalls nur der Demonstration wegen, den Gouverneur Troupe als ihren Candidaten aufstellten.

Als die Whigs ihre, von uns ausführlich beschriebene Convention zu Baltimore hielten (Westland, Band IV.), bildete von vorne herein das Compromiß den Stein des Anstoßes. Wenn die Whigs aus dem Norden sich nicht offen, ehrlich und rückhaltlos zu dessen Durchführung verpflichteten, so konnten jene aus dem Süden nicht länger Hand in Hand mit ihnen gehen. Beide Parteien begriffen, daß nicht nur ihre Partei, sondern auch die Ruhe in der Union auf dem Spiele stand, und nach langen und heftigen Erörterungen gewann die Sache der Union entschieden das Uebergewicht und die Whigs erklärten sich als Union- oder Nationalwhigs für das Compromiß. Unter dieser Bedingung hatten die Südländer eingewilligt, den General Scott als Präsidentschaftscandidaten der Partei anzuerkennen, obwohl er ihnen im Uebrigen nicht genehm war, und sie auch dann kein Vertrauen zu ihm faßten als er die Platform von Baltimore angenommen hatte. Mit dieser aber waren die Freesoiler unter den Whigs nicht zufrieden, sie rebellirten gegen ihre eigne Partei, und Senator Seward aus Neuyork, der bedeutendste Mann dieser Partei, machte kein Hehl, daß er sammt seinen Anhängern die Sklavenfrage nicht ruhen

lassen werde. Da nun zugleich die Sewardleute anfangs Scott zum Candidaten empfohlen hatten, so kam noch größere Demoralisation in die Reihen der Whigs und im Süden wie in Neuengland zogen die aufrichtigen Freunde der Union ernstlich in Erwägung, ob es nicht im Interesse des Landes und der Partei ersprießlich sein werde, dem berühmten Daniel Webster, als aufrichtigen Unionswhig, ihre Stimme zu geben. Diese Webster-Bewegung griff im October immer weiter um sich, und bei der Wahl würden sich die Stimmen der Whigs arg zersplittert haben, wenn nicht, wenige Tage vor der Wahl, Nordamerika den Verlust eines seiner größten Bürger zu betrauern gehabt hätte. Aber auf seinem Sterbelager sagte er die Niederlage der Partei vorher, deren Hauptstütze er ein Menschenalter hindurch gewesen. Und hätte er dieselbe überlebt, so würde sie ihn kaum haben betrüben können.

Die Demokraten sind wie eine geschlossene Phalanx, man kann wohl sagen wie Ein Mann in die Wahlschlacht gerückt. In der Ueberzeugung, daß die Whigs im Jahre 1848 ihren Candidaten Taylor nur deshalb durchsetzen konnten, weil die Demokraten unter sich uneinig waren, reichten sich diesmal Old-Hunkers und Barnburners auf der Platform von Baltimore die Hand, um für die Verfassung und für die Union in die Schlacht zu gehen. Der Sieg war ihnen von dem Tage an gesichert, und es war zugleich eine vortreffliche Taktik, daß sie einen Mann wie Franklin Pierce als ihren Candidaten aufstellten. Eine bessere Wahl hätten sie schwerlich treffen können, denn sie war dem Süden wie dem Norden und Westen gleich genehm. Sie wußten, daß Pierce ein aufrichtiger Demokrat und Anhänger der Union, namentlich des Compromisses sei, dabei ein Mann von ruhiger, fester Haltung, von gemäßigten Grundsätzen, von scharfem Blick, von großer Gewandtheit und Erfahrung in Behandlung der Geschäfte.

Allem Anschein nach wird der neue Präsident eine schwierige Aufgabe zu erfüllen haben, da eine lange Reihe brennender Fragen auf Lösung harrt. Im Innern muß er mit fester Hand die Bestimmungen des Compromisses zur Geltung bringen und durchführen; er muß den unbändigen Geist kriegslustiger Freibeuter in Schranken halten, welche schon einmal die Vereinigten Staaten in Verlegenheit setzten, und nur den passenden Augenblick abwarten, um einen zweiten Flibustierzug gegen die Perle der Antillen zu unternehmen. Denn Cuba ist in einer schwebenden Lage, in der es nicht lange mehr bleiben kann; auf Haiti stehen Kaiser Soulouque und Präsident Baez von sich Domingo feindlich gegenüber; in Mittelamerika sind die Verhältnisse keineswegs geordnet und alle Tage können neue Schwankungen eintreten; Mexico bröckelt eben jetzt aus einander; die Indianer auf den Prairien müssen endlich zu Paaren getrieben werden; die Expedition nach Japan verwickelt in ein weitaussehendes Unternehmen, und was in Europa sich alles verwickeln wird, vermag Niemand vorauszusagen. Der Geist in den Vereinigten Staaten ist kühn und auch zu den gewagtesten Unternehmungen aufgelegt. Es wird keine leichte Aufgabe sein ihn zu meistern und in die rechten Bahnen zu lenken.

Nie hat eine große Partei in irgend einem Lande eine so entsetzliche, demüthigende Niederlage erlitten, als am 2. November die Whigs. Die Union zählt gegenwärtig 31 Staaten; in diesen ernennt das Volk 296 Wähler, welche ihrerseits den Präsidenten wählen. Von jenen 31 Staaten haben (so viel wir bis jetzt beurtheilen können, da noch nicht aus allen specielle Nachrichten vorliegen), nicht weniger als neun und zwanzig ihre Stimmen für Pierce abgegeben; allein Massachusetts mit 13 Stimmen und Vermont mit 5 Stimmen erklärte sich für Scott. Somit hatten die Demokraten von 296 nicht weniger als 278! Eine solche Majorität ist bei den Präsidentschaftswahlen noch nie vorgekommen. Seit 1828 stellten sich die Mehrheiten in folgender Weise:

Jackson, Demokrat	Mehrheit	1828 ...... Stimmen	95,
Jackson, "	"	1832 ...... "	152,
Van Buren, "	"	1836 ...... "	46,
Harrison, Whig	"	1840 ...... "	174,
Polk, Demokrat	"	1844 ...... "	65,
Taylor, Whig	"	1848 ...... "	36,
Pierce, Demokrat	"	1852 ...... "	278.

Zu diesem Siege haben insbesondere die Deutschen wesentlich beigetragen; in vielen Staaten haben ihre Stimmen den Ausschlag gegeben. Es ist von Interesse für uns zu sehen, wie die deutschen Demokraten in den Vereinigten Staaten sich über denselben auslassen; und wir rücken daher einen „Wahljubel-Artikel“ aus einem der verbreitesten deutschen Blätter in Neuyork hier ein:

„Das Getöse der Schlacht ist verhallt, der Pulverdampf hat sich verzogen und

„Hier will ich vom bemoosten Sitze
Diese Schädelstätte überschaun.“

Welcher Anblick! Hier liegen sie, die Trümmer der großen Scott-Armee — Dragoner, Artilleristen, Infanteristen, Kanonen und Bagage — in buntem Gemisch, und dort sieht man noch die letzten Nachzügler der Whig-Retirade über die Hügel dem Salzflusse zueilen. General Pierce saß hoch zu Roß und führte seinen Sturm meisterhaft aus; — er fiel diesmal nicht vom Pferde, obgleich das Terrain nicht weniger holperig wie bei Churubusco war. Wer ist General Pierce?

Woher dieser gewaltige Umschwung der öffentlichen Meinung, welcher gleich einer unwiderstehlichen Woge von Maine bis Texas und vom atlantischen bis zum stillen Meere über das Land gebraust ist? Den Beobachter befrembet diese Erscheinung nicht. Das Whigthum selbst wurde es müde, seine gefeierten Staatsmänner militärischen Uniformen nachgesetzt zu sehen, und das Volk im Allgemeinen wandte sich endlich entrüstet von einer Partei ab, die ihre Triumphe blos auf Geld und hohle Worte baut, die in einer 8jährigen Verwaltung der National-Angelegenheiten nicht die Ehre und den Interessen, sondern der Kasse des Volks mit gierigen

Habsucht ihre ganze Aufmerksamkeit zuwendete. Um den Galphinismus zu stürzen, um das »höhere Gesetz« Seward's nicht an die Stelle der Constitution zu setzen, um nach 4jährigem Stillstand wieder einmal einen demokratischen Schritt vorwärts zu thun. Deshalb hat das Volk so gesprochen, wie wir es vernommen haben.

Schon lange vorher tauchten für die Demokraten günstige Zeichen am Horizonte auf. Wie wurmstichige Birnen vom Baume fielen die undemokratischen Elemente, welche sich unter die demokratische Partei gemischt hatten, bei dem Glanze der Whigdollars ab und die Demokratie mußte siegen, sobald Abolitionisten und Communisten, Schnurrbartisten und Fantasten mit ihren Trommlern, wie Heinzen, Eickhoff und Consorten, mit langer Nase abzogen und die Demokratie von dem Vorwurfe befreiten, solches Geschmeiß in ihrem Schooße zu bergen. Der beste Elektionirer, den General Pierce hatte, war jedoch General Scott selbst, und zum Dank dafür wünschen wir ihm, daß er noch recht oft und recht lange den »fetten irländischen Dialekt« und den »süßen deutschen Accent« hören möge.

General Pierce hat nicht 2 Doll. per Tag und Rostbraten versprochen, dennoch aber glauben wir, daß er die Administration des Landes treu, furchtlos, charakterfest und patriotisch verwalten wird.

Seit den Zeiten Monroe's, als das amerikanische Volk durch das patriotische, männliche Verfahren und durch die wohlthätigen Maßregeln der demokratischen Partei, sich derselben mit ungeheurer Mehrheit zugewendet hatte und fast nur Eine Familie zu bilden schien, die ihr Hauptaugenmerk auf die Entwickelung des Wohlstandes und der Macht unseres Landes richtete — ist kein ähnlicher Sieg erfochten worden wie derjenige am 2. November d. J. Selbst Staaten welche seit langen Jahren unerschütterlich auf der Seite der Whigs standen und welche vor der Wahl von den Demokraten jener Partei zugestanden wurden, wie z. B. Rhode Island, haben sich für die demokratischen Candidaten Pierce und King erklärt. Im Congreß werden unsere Gegner nur durch eine winzige Minderheit vertreten sein, und das amerikanische Volk hat den demokratischen Maßregeln in der innern und auswärtigen Politik einen entschiedenen Vorzug gegeben, indem es alle Zweige der Nationalregierung in demokratische Hände gegeben hat. Es ist mehr als der Sieg einer Partei, es ist ein Sieg eines Volkes über die Führer einer Faktion.

Fragt man nach den Ursachen dieses über alle Erwartung glänzenden Siegs; so glauben wir vornehmlich folgende hervorheben zu müssen. Vor Allem war es der feste Wille des Volkes die Union durch strenges Festhalten an den feierlichen Vertragsbestimmungen der Constitution und an den darauf gegründeten Compromißmaßregeln aufs Neue zu einigen und zu kräftigen, und vor den Umtrieben ehrgeiziger oder fanatischer Faktionsführer sicher zu stellen. Obwohl General Scott durch die Annahme der Whigplatform nach Ehre und Redlichkeit zur strengen Aufrecht-

haltung jener Compromißmaßregeln eben so sehr verpflichtet war wie General Pierce, so mißtraute doch das Volk den einflußreichsten Führern der Scott-Faktion, welche die übernommenen Verpflichtungen ihres Bannerträgers offen verhöhnten, — und befürchtete daß diese denselben, wie das Galphin-Kabinet des schlichten redlichen General Taylor, zu ihrem blinden Werkzeug machen und die Bande der Union lockern, wenn nicht zerreißen möchten. Darum haben die Union-Whigs des Nordens wie starke Whig-Staaten des Südens entweder gar nicht oder für ein besonderes Ticket, oder geradezu für General Pierce gestimmt. Dieser hat sich stets als unerschütterlichen Freund der Constitution und Union bewährt, und obwohl er sich, wie in seiner Manchesterrede, offen für keinen Freund des Instituts der Sklaverei erklärte, so war er doch stets jener unsinnigen Agitation der Abolitionisten feind, welche nur geeignet ist die Sklavenhalter des Südens zu erbittern, das Loos der Sklaven zu verschlimmern und einer weisen Emancipation zum Heile aller Betheiligten hindernd in den Weg zu treten. Er hatte für die Aufrechthaltung der Compromißmaßregeln nicht allein offen und männlich gesprochen, sondern auch thätig gewirkt.

Das Volk der Vereinigten Staaten hat sich demnach in Bezug auf die Erhaltung seiner Constitution und Union, für deren Begründung seine Vorväter ihr Blut und ihr Leben gelassen, und woran die reinsten und größten Staatsmänner ihre Weisheit erprobt haben — ausgezeichnet conservativ bewiesen. Es steht so fest vereinigt als jemals, ohne Rücksicht auf sectionelle Unterscheidungen, als ein starker Bund gleichberechtigter Bruderstaaten vor der Welt da! Und hier finden wir eine zweite Hauptursache des glänzenden Sieges der demokratischen Nationalcandidaten, nämlich in dem Wunsche durch ein festes einiges Zusammenhalten dem immer mehr wachsenden Despotismus der alten Welt ein gewaltiges Bollwerk der Freiheit entgegenzustellen, und vornehmlich gegen die Anmaßungen des Auslandes in amerikanischen Angelegenheiten eine männlichere, republikanische Politik zu verfolgen als die Taylor'sche und Fillmore'sche Whig-Administration bisher gethan hat. Die Platform der Whigs hat in der auswärtigen Politik unser Volk von jeder thätigen Theilnahme am Schicksal der Menschheit abgeschnitten — hat es isolirt, während die demokratische Partei, obwohl sie es für unpolitisch hielt, unserm Volk für eine ungewisse Zukunft eine bestimmte Handlungsweise zu diktiren, in der auswärtigen Politik stets dem Drange der Volksstimme nachgab und keine Beschimpfung der Ehre und keine Kränkung der Rechte unserer Nation oder ihrer Bürger ungeahndet hingehen ließ, und wenn selbst jene Beschimpfung und Kränkung von unserm gefährlichsten Feind, dem stolzen Albion, ausging! Nur durch ein strenges Festhalten an der Union, nur indem unser Volk vor der Welt als großer, einiger Bund von Bruderstaaten dasteht, vermögen wir den Despoten Europa's zu imponiren, und unsrer Stimme zur Beschützung befreiter oder nach Freiheit ringender Völker gegen völkerrechtswidrige

Angriffe Geltung zu verschaffen. Die unmännliche Duldung und Nachsicht unsrer gegenwärtigen Whig-Administration gegen die Beschimpfung und Verletzung unserer Nationalflagge und Bürger durch die spanischen Henkersknechte auf der Insel Cuba, hat namentlich in unserer Weltstadt den Triumph des männlichen Vertheidigers der amerikanischen Ehre Franklin Pierce so überaus glänzend gemacht. Das Volk weiß, daß die demokratische Partei, wenn sie über die Macht dieser glorreichen Union gebietet, der Anmaßung irgend eines Despoten, und sei es der gewaltigste der Welt, die verdiente Strafe auf dem Fuß folgen lassen wird — es erinnert sich noch frisch an das Auftreten des alten und des jungen Hickory — und es weiß, daß es sich in Franklin Pierce nicht irrt, wenn es ihm die Bewahrung der Rechte unsrer Union und des Glanzes ihres Sternenschildes anvertraut.

Und hier wollen wir zu den persönlichen Rücksichten übergehen, welche ohne Zweifel einen großen Theil unsrer Mitbürger bestimmt haben, Franklin Pierce dem General Scott vorzuziehen. Vor Allem müssen wir hier das würdevolle, leidenschaftslose, offene, leutselige und joviale Benehmen des Erstern erwähnen, welches ihn da, wo er persönlich bekannt ist, mit Recht bei Allen Parteien so sehr populär gemacht hat. Diese persönliche Popularität hat ihm unstreitig in den Neu-England-Staaten eine ungewöhnliche Stimmenzahl erworben und zu seinem Siege in Rhode Island ohne Zweifel viel beigetragen. Die Beschimpfungen und Verdächtigungen einiger niedrigen Whigorgane und Redner gegen seinen Charakter, als Mensch, — die Verläumdungen daß er ein Trunkenbold, ein Feigling und bigotter Feind anderer Religionssekten als der seinigen sei — sind durch den glorreichen Wahrspruch des großen amerikanischen Volkes, das sich der ungerecht Mißhandelten stets hochherzig annimmt, von seinem Charakter abgewischt worden, und das Zeugniß seiner nächsten Nachbarn, ohne Unterschied der politischen Partei und religiösen Meinung, hat sich mit beispielloser Mehrheit für seine Ehrenrettung erklärt! Wir glauben nicht, daß seine Verläumder und Schmähredner nach einer solchen Niederlage je die freche Stirne haben werden, ihre Angriffe auf Franklin Pierce vor dem amerikanischen Volke zu wiederholen,

Außer einem makellosen Privatcharakter hat Franklin Pierce eine ehrenvolle staatsmännische Laufbahn aufzuweisen, in der sich seine unerschütterliche Anhänglichkeit an ächt Jefferson'sche Grundsätze glänzend und lauter bewährt hat. Strenge Sparsamkeit in allen öffentlichen Ausgaben, redliche Haushaltung mit dem Gelde des Volkes und Vermeidung wucherischer Kontrakte und der Bestechung und Bestechlichkeit in allen Zweigen der Regierung — eiserner Widerstand gegen alle Monopole und Privilegien, welche Wenige auf Kosten der Vielen bereichern, insbesondere eine Bank der Vereinigten Staaten — und eine männliche Behauptung der Ehre und Rechte unsrer Union, den Anmaßungen des Auslands gegenüber, sowie ein zur Behauptung einer kräftigen auswärtigen Politik nöthiges Festhalten an unsrer herrlichen Constitution und Union —

gepaart mit hohen Kenntnissen und Fähigkeiten und mit einer seltenen Freiheit von Eigennutz, Ehrgeiz und Aemtersucht — das sind die unbestreitbaren Vorzüge von Franklin Pierce als Staatsmann.

Dagegen mußten die bloß militärischen Verdienste von Gen. Scott, welchen die achtbarsten Männer der demokratischen Partei stets eine bereitwillige Anerkennung und Ehre gezollt haben, und welche bei dem ganzen amerikanischen Volke ohne Unterschied der Partei stets in dankbarer Erinnerung leben werden — in den Hintergrund treten, und das amerikanische Volk hat den ehrgeizigen Führern, welche es mit Kriegsruhm zu blenden und zur Mißkennung der wahren Streitpunkte bei der höchsten Civilwahl zu verleiten gedachten, eine warnende Lehre gegeben, welche nicht sobald wird vergessen werden! Staatsmännische Eigenschaften und politische Grundsätze und Maßregeln werden fortan bei der Ausstellung von Kandidaten zu den höchsten Regierungsämtern allein berücksichtigt werden.

Fragen wir, was die Folgen des demokratischen Sieges sein werden, so ist die Antwort einfach: eine strenge Ausführung der von Franklin Pierce in seiner ganzen politischen Laufbahn bekannten, oben angedeuteten Grundsätze und Maßregeln hinsichtlich der innern und äußern Politik, wenn ihm der Congreß redlich zur Seite steht. Wir hoffen, daß das Volk eine Mehrheit ächter, grundsatzgetreuer Demokraten in die National-Gesetzgebung gesandt hat, welche mit dem erwählten Präsidenten Hand in Hand gehen werden, um Verschwendungen der Volksgelder, wie sie von so manchen Mauldemokraten in bisherigen Congressen unterstützt und ausgeführt wurden, zu verhindern — um alle Regierungszweige von Corruption zu säubern — um alle Quellen des Wuchers, vor Allem die Spekulation im öffentlichen Lande, in Regierungs-Kontrakten und Banken, abzuschneiden — und endlich um dem Ausland, namentlich den übermüthigen Despoten gegenüber, die erhabene Stellung einzunehmen, welche unserer glorreichen Republik in der großen Völkerfamilie gebührt, und welche General Pierce bei mehren Gelegenheiten zu Gunsten der unterdrückten und nach Freiheit ringenden Völker würdig bezeichnet hat. Nur wenn der demokratische Congreß in diesem Sinne den glänzenden Volkssieg vom 2. November auffaßt und verfolgt, und dem Präsidenten Pierce auf der von ihm stets betretenen Bahn redlichen Beistand leistet, kann die demokratische Partei auf die fernere Unterstützung des Volkes rechnen. Demokraten, unterlasset darum nicht, eure Repräsentanten an ihre Pflicht laut, ernst und oft zu ermahnen. Ewige Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit!“

So weit die Expectoration der Neuyorker Deutschen Staatszeitung. Die Wahl ist allerdings einer Revolution gleich zu achten; das Volk der Vereinigten Staaten hat die Abolitionisten zu Paaren getrieben und gezeigt, daß die Whigs irre gingen als sie auf Scotts militärischen Ruhm speculirten. Was vor vier Jahren mit Taylor gelang, schlug diesmal fehl. Die Whigs hatten, als Partei, sich geweigert einen großen Mann wie Webster oder einen tüchtigen Präsidenten

wie Fillmore auf die Wahl zu bringen; es lag darin Koketterie mit den Abolitionisten. Diese hat nun ihre Strafe gefunden. Die Agitation gegen den Süden und die Attentate gegen die Union sind von der ganzen Nation gerichtet worden. Die Partei der Whigs ist gesprengt, und es geht nun wieder eine neue Parteibildung vor sich. Die Nationalwhigs im Süden und Norden können mit den Seward-Whigs keine Gemeinschaft mehr haben; ohnehin schickt dieselbe sich an, eine große Antisklavereipartei des Nordens zu bilden.

Die Whigs haben sich mit derselben Entsagung in ihre Niederlage gefügt, wie bei der frühern Wahl die Demokraten. Wir sahen eben wie ein Organ der letzteren jubelte; hören wir nun die Klagen eines sehr einflußreichen Organs der Whigpartei, der New York Daily Tribune, welche dem Sewardismus geneigt ist. — „Das „amerikanische System“ liegt zu Ashland (wo Clay begraben ist,) kalt im Grabe. Gewisse Magnaten hielten es für angemessen, um nur „Seward abzuthun“, die Whigpartei zu zermalmen, und das ist ihnen denn auch in der allerwirksamsten Weise gelungen. Sie sind einem Manne zu vergleichen, der seine Wohnung niederbrennt, um einen in derselben hausenden Kobold loszuwerden. Was sind aber die Folgen der Niederlage? In Bezug auf den Handel sind die Vereinigten Staaten nun wieder eine englische Provinz geworden. London ist jetzt wieder die Metropole unsers Verkehrs und controlirt unsere Industrie. Eine Abstimmung im Sitzungszimmer der Bank von England kann uns hier in jedem Augenblick in eine Handelskrisis schleudern. Die Besitzer der englischen Eisengruben und Hochöfen werden darüber zu verfügen haben, ob die amerikanische Eisenindustrie ferner arbeiten soll oder nicht; will sie aber fortarbeiten, so wird es nur gegen einen Arbeitsohn sein können, welchen die Engländer bestimmen. Die Schlacht, in welcher es sich wirklich und wahrhaftig um die Unabhängigkeit Amerika's handelte, ist verloren gegangen. Die Anführer der Gegner haben es trefflich verstanden die Besorgnisse vor dem Nativismus auszubeuten. Gerade die Furcht, daß die Whigs die Naturalisation der Eingewanderten verbieten oder die Zeit derselben weithin ausdehnen würden,*) hat uns die Stimmen von dreimal hunderttausend Adoptivbürgern entzogen, von denen sonst vielleicht zwei Drittel für uns votirt haben würden. Wäre Antwort auf die Frage verlangt worden: Sollen Eisen und andere Gewerbserzeugnisse für amerikanischen Gebrauch in Amerika oder in Europa fabricirt werden? dann würden drei Viertel von ihnen zu Gunsten der einheimischen Industrie gestimmt haben, und für den Schutz derselben, insoweit ein solcher nothwendig ist. Nun ist jede Aussicht auf eine Abänderung

*) General Scott galt für einen Freund der Nativisten, jener Partei, welche keinem Einwanderer volle Bürgerrechte, somit auch kein Stimmrecht gewähren wollte, bevor er nicht 21 Jahre im Lande wohnt. Gegenwärtig wird er schon nach 5 Jahren Vollbürger. Das Whigblatt hat recht wenn es annimmt daß diese Besorgniß den Demokraten hunderttausende von Stimmen zugeführt habe, besonders deutsche.

im Tarif zu Gunsten der amerikanischen Manufacturen weit hinausgerückt oder doch zweifelhaft. Wir müssen nun unsern Fortschritt durch unsern Erfindungsgeist und vervollkommnete Maschinen zu sichern suchen, und darin mit Nachdruck und unermüdlichem Eifer vorwärts gehen. Es wird uns ohne Schutz viel schwerer werden unsere Industrie zu vervollkommnen (— aber die amerikanische Industrie hat ja Schutz! —), allein wir glauben daß wir doch das Ziel erreichen, wenn wir uns nur recht anstrengen, und daß amerikanische Arbeit uns auch unsere Gewebe aus Baumwolle, Leinen, Wolle und Seide liefern werde, und daß alles Eisen, welches Amerika gebraucht und verbraucht, ein Erzeugniß unserer Gruben und Oefen sein können. Von der Gesetzgebung haben wir dermalen gar nichts zu erwarten, und können schon froh sein, wenn der Druck der Meinung auf den Congreß nur den gegenwärtigen Zoll auf Eisen, namentlich auf Schienen, bestehen läßt. Für letztere zahlen wir gegenwärtig mehr als wir zahlen würden, wenn der Eisenzoll während der letzten zwanzig Jahre ein wirklicher Schutzzoll gewesen wäre; und wird der Eingangszoll für Schienen aufgehoben, so werden sie uns noch viel theurer werden. Wenn dagegen der Eingangszoll für Eisen auf 25 Dollars für die Tonne festgestellt, und wenn dabei die Gewährleistung gegeben würde, daß er zehn Jahre lang auf diesem Satze stehen bliebe, so wollten wir frohen Muthes unsere Einwilligung dazu geben daß man uns mit Haut und Haar in einen glühenden Ofen würfe, falls dann nicht schon nach zwei Jahren das Eisen für unsere Consumenten weit wohlfeiler wäre.“ Die Tribune geht dann auf die Heimstättenbill über, und erörtert in einem folgenden Artikel die Sklavenfrage. Sie hebt hervor daß man vor 1852 der Whigpartei als solcher nie zugemuthet habe in Bezug darauf ein und derselben Ansicht zu sein; wie schon daraus hervorgehe, daß 1849, als die Herren Tombs und Stephens in einem Caucus der Whigmitglieder des Congresses einen derartigen Antrag stellten, die Partei darauf nicht eingehen wollte. Seit man aber in Baltimore einen unheilvollen Beschluß gefaßt, habe man in der Whigpartei selber, die doch sich selbst verrathen, allen möglichen Haß auf Seward gehäuft, und eine satanische Presse habe Alles gethan, um ihr ganzes Gift gegen ihn auszusprützen. Die „Whig-Potentaten“ brachten ein „Webster Union Ticket“ aufs Tapet, welches nicht sowohl gegen Scott als gegen Seward gemünzt war, und Tausende von Whigs, welche dem Handelsstande angehören, *) stimmten nun entweder gar nicht, oder für Pierce, und richteten die Whigpartei zu Grunde um nur Seward zu beseitigen, den Jeder, welcher Trafic mit Menschensehnen treibt, Jeder, welcher legalisirte Niederträchtigkeiten verübt, haßt und verabscheut. — „Gut denn; die Verschwörung der

*) Das Gedeihen des nordamerikanischen Handels hängt zum großen Theile von dem Fortbestand der Union ab, namentlich ist der Handel von Boston und Neuyork hauptsächlich auch auf den Süden angewiesen, dem die Abolitionsfanatiker so viele Sorgen verursachen. Die Kaufleute handeln somit ganz im Interesse der Union und des Handels wenn sie den Fanatikern keine Unterstützung angedeihen lassen.

Aristokraten mit den Jakobinern, der Sklavenhändler mit den Agrariern, der Pearl Street mit den Fife Points (— d. h. der Kapitalisten mit dem Pöbel —) ist mit unermeßlichem Erfolg gekrönt worden. General Scott hat eine entsetzliche Niederlage erlitten, und die Whigpartei ist nicht nur aufs Haupt geschlagen, sondern vernichtet worden. Wir rühmen uns keiner prophetischen Gabe, aber wir sehen nicht ab wie die Whighpartei als solche wieder zusammengebracht werden könnte. Jede Partei kann eine Niederlage erleiden, wo sie aber durch systematischen Verrath so herbeigeführt wird, wie wir es jetzt erlebten, da ist sie entscheidend." Es wird dann weiter ausgeführt daß die Whigpartei sich auch dann nicht wieder erholen könne, wenn sie die Sewarditen völlig ausscheide. "Die, welche ihr "Sewarditen" nennt, sind der Sache müde, wollen sich eine Zeitlang ausruhen und euch vorwärts gehen lassen wie es euch gefällt. Ob eure antiprogessive, Antisklaverei-Whigpartei stärker sein wird als die eben aufs Haupt geschlagene, oder ob sie dem Trauerspiel Hamlet gleicht, welches ohne die Rolle des Hamlet aufgeführt wird, das muß sich später entscheiden. Auf die von euch Verrathenen dürft ihr nicht mehr rechnen; wenn sie bei einer künftigen Wahl mit euch zusammentreffen, so werden sie es als Männer thun, die euch gleich stehen. Sie werden nicht wieder gemeinschaftlich mit euch eine Convention halten um ihren Candidaten von euch verrathen zu lassen, obschon er eure Platform annahm. Wenn sie doch einmal geächtet sein sollen, so wollen sie lieber von ihren erklärten Gegnern sich proscribiren lassen als von verrätherischen Parteigenossen."

Wir haben diese Stellen hervorgehoben weil sie zeigen, daß der Riß in der Whigpartei unheilbar geworden, und weil Seward bei der nächsten Präsidentenwahl als Candidat und Haupt einer eigenen sehr rührigen Schaar auftreten wird, die eben jetzt eine neue Partei bildet. Das wissen auch die Whigs recht gut, und mit der Rührigkeit, welche namentlich den Yankees in Neuengland eigenthümlich ist, hielt der Ausschuß, welcher in Boston für Webster's Wahl zusammengetreten war, eine Versammlung, in welcher die Gründung einer neuen Partei beschlossen wurde. Die Resolutionen lauteten dahin: daß die Freunde Daniel Webster's als treue Anhänger der politischen Doktrinen des großen Mannes von nun an eine amerikanische Unionspartei bilden. Als Grundprincip dieser Partei wird treue Anhänglichkeit an die Union und die Bundesverfassung aufgestellt; die Partei wird nur Männer von politischer Unbescholtenheit und gesunden Grundsätzen wählen. Die dritte Resolution lautet: "Als Unionspartei haben wir die Verpflichtung und Pflicht jede nationale Staatsverwaltung zu unterstützen, gleichviel welchen Namen sie trage, wenn sie nur gemäß den politischen Maximen geführt wird, zu welchen Washington und Webster sich bekannten."

In so praktischer Weise tröstet sich also die Partei über ihre Niederlage. Ein zu Albany erscheinendes Seward-Whigblatt ruft aus: "Die Locofocopolier werden nun die Siegesbeute theilen, der eigentliche und wahre Sieger ist

aber kein anderer als **England**. Die Erwählung von Pierce und King läßt auf weitere vier Jahre den Freihandel bestehen. Wenn aber erst die Amerikaner begreifen, daß **England unsere Präsidenten wählt**, — und das werden sie begreifen, — dann werden sie die politische Atmosphäre durch einen Sturm reinigen, vor welchem die Verräther erzittern müssen. Die Whigs können diesen Tag der Wiedervergeltung abwarten.“ Ein anderes, nicht zur Sewardpartei gehörendes Whigblatt, der Syracuse Star äußert: „Wir sind dem Feinde entgegen gezogen, und sind ihm erlegen, Reiterei, Dragoner, Fußvolk, alle. Die telegraphischen Drähte thaten lediglich ihre Schuldigkeit als sie verkündeten, daß wir besiegt seien. Für die nächsten vier Jahre bestimmen die demokratische Partei und Franklin Pierce unsere Geschicke. Die Progressiven im Lande haben die Gewalt, und nun Glück auf Freihandel, Mexico, Cuba, Sandwich-Inseln und „manifest destiny“. Doch geräth das Staatsruder in gute Hände, denn General Pierce ist ein Conservativer, und wenn er sich von der infamen Marcy- und Van Buren-Clique fern hält, so wird er die Verwaltung so führen, daß sie ihm und der Nation Ehre bringt. Nun, Brüder Demokraten, geht hinein und macht die Sachen so gut ihr könnt. Hekatomben von Whigbeamten müssen den Scheiterhaufen besteigen, und der Besen der Proscription wird all den Unrath ausfegen. Wir haben gegen Euch wie Tiger gekämpft, haben von vorne und von hinten in eurem Feuer gestanden, und übergeben uns nun ohne weiteren Kampf. Für die Demokratie wird es aber eine schwierige Aufgabe sein, alle Aemterjäger zufrieden zu stellen; doch das wird sich am Ende auch schon machen. So kommt denn, Gentlemen, nehmt eure Stellen ein, die wir euch mit so viel Anstand und Vergnügen als irgend möglich abtreten. Wir hoffen indessen die triumphirende Partei werde uns gestatten, unsere Flaggen zu trocknen, damit nicht ferner Mehlthau darauf falle. Wir hauen unsre Flaggenstangen ab und unterwerfen uns dem was das Geschick fügte. Das Urtheil des Volks ist gegen uns und wir unterwerfen uns demselben mit gebührender Achtung. Wir leben aber noch; freilich sind wir der Demokratie auf Gnade und Ungnade verfallen. Jetzt ist keine Hoffnung für uns, wir sind aus- und abgenützt. Die glücklichen Tage wie sie zu Monroe's Zeiten die Demokratie erlebte sind wiedergekehrt. Leben, Freiheit und Preßfreiheit lassen uns die Demokraten!“

In diesem etwas scherzhaft, aber wehmütig-scherzhaft ausgesprochenen Artikel zeigt sich, wie der Amerikaner die eigentliche Bedeutung einer Präsidentenwahl auffaßt; er findet es ganz natürlich daß nicht immerfort eine und dieselbe Partei das Staatsruder führe oder alle Aemter inne habe, auch andere muß ab und zu dasselbe Recht und dieselben Vortheile haben. Die geschlagene Partei unterwirft sich der Entscheidung des Volkes und wartet bessere Tage ab, eine Revolution macht sie aber nicht. Darin hat Amerika einen großen Vorzug vor den europäischen Staaten, und die Amerikaner rühmen sich desselben. Auf jeden Fall sind die Aeußerungen wilder Leidenschaften

wie sie bei den Wahlen vorkommen, weniger gefahrbringend oder unheilvoll als eine Revolution. Jeder hatte gleichen Boden und gleiche Sonne, wenn er im Wahlkampf unterlag, so ist es lediglich seine Schuld; Niemand hat ihm Zwang angethan. Und so sehen wir daß Sieger und Besiegte es, gleich nachdem die Schlacht entschieden war, nicht an mehr oder weniger harmlosen Scherzen fehlen lassen. General Scott hat gleich am 3. November öffentlich erklärt, er werde den neuen Präsidenten herzlich begrüßen, wie er denn ein vertrauter persönlicher Freund von Pierce sei. Wir wollen einige Wahlscherze mittheilen, wie wir sie in verschiedenen Blättern zerstreut finden; zum Theil müssen wir sie englisch hersetzen, damit die Spitze besser heraustrete.

Geburtsanzeige: Am 2. November wurde Frau Democratie von einem Präsidenten glücklich entbunden. Das Kind erhielt den Namen Franklin Pierce. Mutter und Kind befinden sich wohl.

»Sweet are the uses of adversity.« This may account for the licking (Lecken, aber auch Schläge) which the whigs received from the democrats on Tuesday.

»Uneasy rests the head that wears a crown!« Dies der Grund weshalb die Demokraten Dinstag Nachts nicht schlafen konnten.

An editor says, the caravan is in town. We shall not go, as we saw the elephant on Tuesday. (d. h. in seinen Erwartungen sich getäuscht sehen. Siehe den Aufsatz über die englische Sprache in Nordamerika, Westland Band IV. S. 87.)

Der „Richmond Whig“ schreibt, daß am Dienstag, fünf und zwanzig Minuten nach sieben Uhr in Richmond ein Erdbeben verspürt wurde. Die demokratischen Blätter melden nichts davon. Die Whigs in anderen Theilen der Union mögen jenes Erdbeben einige Stunden später verspürt haben.

Ein Mann mit einem Glasauge gab in Baltimore seine Stimme ab. Ein politischer Gegner trat zu ihm: I say, Mister, what are you doing here? You cant vote, You're not natural eyzed.

Fassen wir zum Schlusse noch einmal die Resultate zusammen. Es handelte sich bei der diesmaligen Präsidentenwahl um Verfassung und Union einerseits, um das sogenannte „höhere Gesetz“ und die Sklavenagitation andererseits. Das begriff die Nation, und sie entschied für die Demokraten, welche auf verfassungsmäßigem, conservativem und nationalem Boden standen. Sie waren einig, ihre Gegner getheilt und zersplittert. Webster erkannte, welchem Schicksal die Whigs anheimfallen mußten, und ihr Geschick hat sich erfüllt. Auf ihrer Convention zu Baltimore stimmten sechs und sechszig Delegaten, beinahe alle aus Neuyork, Pennsylvanien und Ohio, gegen Scott; sie gehörten den Anhängern Seward's. Die Partei als solche nahm indessen die Platform an, und die Mitglieder aus dem Süden ließen Webster und Fillmore fallen, und erkannten, wiewohl ungern, Scott als Candidaten an, um wo möglich den Bruch zu vermeiden. Scott erklärte die Platform der Whigs für sein Programm

War er nun aufrichtig, so mußte er im Sinne der südlichen Whigs handeln, falls er Präsident wurde; war er nicht aufrichtig, so konnten die Südländer ihm nicht trauen, und die aufrichtigen unter den nördlichen Abolitionisten, die bornirten Fanatiker unter ihnen, waren ihm ohnehin abgeneigt, weil er die Platform angenommen hatte. Seward, Johnston und Greeley, die als leitende Männer der Abolitionswhigs thätig waren, fügten sich, obwohl widerwillig, und wollten für Scott gehen; aber die eigentlichen aufrichtigen Abolitionisten, welchen die Agitation gegen die Sklaverei Gewissenspflicht ist, trennten sich und stellten in Hale ihre eigenen Candidaten auf. Da auch Seward's Organe äußerten, von ihnen werde die Baltimore-Platform der Whigs, welche keine Agitation in der Sklavenfrage verstattet, „verwünscht und angespieen", so rührten sich im Süden einerseits die Secessionisten, sodann in Georgien, Nordcarolina und zugleich in Massachusetts und Neuyork die Webstermänner. Damit war die Partei völlig demoralisirt und zersplittert. Außerdem hatten die Whigs den Fehler begangen, die Eingewanderten und Adoptivbürger zurückzustoßen, indem sie mit der Partei der Native Americans cokettirten; kurz sie begingen Fehler über Fehler, und viele unter denen, welche es mit Union und Verfassung redlich meinten, konnten nicht umhin diesmal ihren Gegnern, den Demokraten, den Sieg zu wünschen, der dann auch ein beispiellos glänzender war.

Die Freischulen in Philadelphia.

Wir entnehmen dem Jahresberichte der Aufseher der Freischulen für das vergangene mit Juni endende Fiscaljahr einige interessante Angaben über die Freischulen in Stadt und County Philadelphia.

Die Anzahl der Schulen ist während des Jahres um 9 vermehrt worden und beträgt jetzt 279, und zwar von folgenden Stufen: Elementarschulen 54; nichtclassificirte 40; Secundärschulen 31; Primärschulen 149; Hochschule 1; Normalschule 1. Die Anzahl der Lehrer ist ebenfalls vermehrt worden um 1 männlichen und 42 weibliche, wonach die ganze Lehrerzahl 83 männliche und 741 weibliche beträgt. Die Anzahl der die Schulen besuchenden Kinder hat um 1579 zugenommen. Die ganze Anzahl der Kinder, welche die Wohlthat des Schulsystems theilen, beträgt demnach am Schlusse des Jahres 49,635. Trotz dieser großen Anzahl konnten noch 3946 aus Mangel an Raum nicht aufgenommen werden, die sich gemeldet hatten. Es werden 180 Gebäude zu Schulzwecken verwandt, darunter 73 Eigenthum der Aufseher, d. h. des Volkes, und 107 sind gepachtet. Diese letzteren sind meistens die Erdgeschosse von Kirchen und die obern Stockwerke von Spritzenhäusern, die natürlich die noth-

wendigen Erfordernisse für ihren Zweck entbehren, während sie außerdem die Gesundheit der Kinder aus Ermangelung guten Luftzuges gefährden.

Um diese Uebel zu beseitigen und gegen einen derartigen Vorfall zu schützen, wie es kürzlich in Neuyork geschah, sind die Aufseher überzeugt, daß die Errichtung neuer und die zweckmäßige Aenderung alter Gebäude nothwendig ist. Während des Jahres sind Contracte für fünf neue Schulgebäude gemacht. Die innere Einrichtung der neuen Gebäude ist nach dem angenommenen Plane des Architekten Sam Sloon. Anstatt eines großen Zimmers mit kleinen Klassenzimmern, wie es in den alten Schulhäusern der Fall ist, sind Glasabtheilungen eingeführt, wodurch der ganze Raum auf jedem Stockwerk in Gemächer von passender Größe eingetheilt wird, um die für einen Lehrer erforderliche Anzahl Schüler zu fassen und zu gleicher Zeit dem Hauptlehrer zu allen Zeiten eine vollständige Uebersicht über alle Schüler und Hülfslehrer zu gewähren die zu den Schulen gehören, während jede Division von den Uebungen und Repetitionen der anderen geschützt ist. Die Rahmen der Abtheilungen sind auf Flaschenzüge gehängt und können deshalb fast augenblicklich geöffnet werden, wodurch die ganze Schule die Stimme des Hauptlehrers hören kann. Ferner ist Chilson's und Emerson's Heiz- und Ventilationssystem angenommen, und so auch in diesem für die Gesundheit der Kinder so wichtigen Punkte ein bedeutender Grad der Vollkommenheit erreicht worden.

Die Gesammt-Ausgaben des Aufseher-Rathes betrugen während des Jahres:

Für neue Schulhäuser	74,206 Doll. 49 C.
Für Gehalte, Miethen, Bücher, Schreibmaterialien, Reparaturen, Meubles u. s. w.	352,450 Doll. 57 C.
	426,657 Doll. 6 C.
Für die Abendschulen	17,542 " 33 "
Gesammtsumme	444,199 Doll. 39 C.

Von obiger Summe sind 352,450 Doll. 57 C. lediglich für die Erziehung von 49,635 Kindern anzusetzen, oder 7 Doll. 10 C. für jeden Schüler. Rechnen wir zu dieser Summe von 352,450 Doll. 57 C. noch die Zinsen von 896,607 Doll. 89 C., die Kosten des Grundes und der Gebäude, die jetzt im Besitze des Schulfonds sind, so erhalten wir 8 Doll. 18 C. als die Kosten für jeden Schüler. Die Kosten zur Erhaltung der Hochschule mit 514 Zöglingen sind 19,225 Doll. 71 C., oder 37 Doll. 40 C. für einen Schüler. Die Kosten für Erhaltung der Normal- und Musterschulen mit 525 Zöglingen sind 6479 Doll. 31 C., oder für jeden Schüler 12 Doll. 34 C. Die Kosten zur Erhaltung der übrigen Schulen mit 48,596 Zöglingen sind 329,645 Doll. 55 C. oder 6 Doll. 72 C. für jeden Schüler.

Die Abendschulen wurden am 20. October 1851 geöffnet und früh im März 1852 geschlossen, und beschäftigten 43 männliche und 150 weibliche Lehrer für 7961 Schüler. Das durchschnittliche Alter der Zöglinge war für die

männliche 17 Jahre 11 Monate, für die weiblichen 16 Jahre 11 Monate. Von den Schülern waren 4073 im Ausland und 3898 in verschiedenen Theilen der Union geboren.

Der Bericht schließt mit einer dringenden Aufforderung zur Unterstützung und Förderung der Erziehung unter den Massen, damit die künftigen Hüter der Freiheit und der Institutionen dieses Landes bei Zeiten für die hohen und verantwortlichen Pflichten ausgebildet werden, die ihnen einst obliegen werden, nämlich die Geschicke eines mächtigen und freien Volkes zu controlliren.

Zustände in Mexico.

I.

Wir haben im Westlande mehrfach gezeigt, wie trostlos allmälig die Lage der Republiken geworden ist, welche den mexicanischen Staatenbund bilden. Eben jetzt, gegen Schluß des Jahres 1852 ist die Verwirrung größer als je zuvor, und der Augenblick scheint nahe zu sein, in welchem das große aber völlig morsche Gebäude auseinander fallen wird. Dieses Schauspiel verdient die Aufmerksamkeit unserer Leser, denn es handelt sich um eines der wichtigsten, reichsten und interessantesten Länder der Neuen Welt. Wir wollen daher, unter theilweiser Benutzung des Annuaire des deux Mondes, versuchen, eine klare Schilderung der gegenwärtigen Lage von Mexico zu entwerfen.

Seit dem Frieden von Guadalupe Hidalgo, 1848, bildet der Rio del Norte in seinem untern Laufe die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico. Während Texas, gleich den übrigen Staaten der nordamerikanischen Union, rasch aufblühet und sich einer gesunden Entwickelung erfreut, gewahrt man auf der andern Seite des Stroms allgemeine Ohnmacht, ein unruhiges revolutionäres Treiben, durch welches der Staat immer näher an den Rand des Abgrundes kommt, eine allgemeine Anarchie, in welcher weder Sinn noch Verstand noch Zweck nachzuweisen ist; mit einem Worte Mexico hat die politische gallopirende Schwindsucht. Die Nation selbst scheint das zu begreifen, und trotz aller Prahlereien und hochtönenden Redensarten zu ahnen, daß sie dem Tode nahe sei. Und in der That ist auch gar kein Mittel abzusehen, wie ihr noch abzuhelfen wäre, denn die Rettung müßte von Innen heraus kommen; aber Niemand sieht ab woher. So drängt denn Alles dem Untergange zu.

Zu Anfang des verflossenen Jahres fand eine neue Präsidentenwahl statt, am 15. Januar. Drei Parteien standen sich gegenüber. Das Haupt der monarchischen Partei, welche sich einen spanischen Prinzen zum König gefallen

lassen würde, war Lucas Alaman; auf seiner Seite stand die Geistlichkeit; Candidat dieser monarchisch-clericalen Partei war erst Nicolaus Bravo, an dessen Statt man aber nachher einem Indianer, dem General Almonte, den Vorzug gab. Dieser hat in den Vereinigten Staaten seine Ausbildung erhalten, war schon einmal Staatssecretär und nachher bevollmächtigter Minister zu Washington. Die Liberal-Conservativen hatten einen vormaligen Präsidenten Manuel Gomez Pedraza als ihren Candidaten aufgestellt, und die zahlreiche demokratische Partei, welche sich auf nordamerikanische Sympathien stützte, brachte den General Don Mariano Arista in Vorschlag. Dieser siegte in der Wahl und wurde somit Nachfolger des General Joaquin Herrera. Seit den Zeiten Vittorias, der die mexicanische Republik eigentlich gegründet, war Herrera der erste Präsident, welcher seine Amtsdauer aushielt und nicht durch eine Revolution gestürzt wurde. Diese in Mexico auffallende Erscheinung erklärt sich daraus daß der damalige Kriegsminister Arista große Energie zeigte. Außerdem hatten die deutschen und französischen Kaufleute in der Hauptstadt Mexico eine etwa fünfhundert Mann starke Miliz gebildet, welche fest entschlossen war Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, und im Nothfalle die Leperos, jene Pöbelbanden der Hauptstadt welche aus Mischlingen der verworfensten Art bestehen, zu Paaren zu treiben. Diese Miliz bestand drei Jahre lang und flößte den Mexicanern große Achtung ein.

So war es möglich daß Arista ruhig das Amt antrat, welches Herrera geräumt. Der neue Präsident handelte indessen nicht im Sinne der Demokraten welche ihn gewählt hatten; er ließ den Geistlichen die Kirchengüter, verfuhr in Bezug auf die auswärtige Politik ähnlich wie sein Vorgänger und in inneren Angelegenheiten näherte er sich der Praxis der Liberal-Conservativen. Denn er mußte begreifen daß es sich in Mexico um etwas viel Wichtigeres handelte als um Parteistreitigkeiten. Von Außen drängten die Nordamerikaner, im Innern war Anarchie, die einzelnen Staaten hingen nur lose zusammen, die Beamten waren träg, willkürlich, bestechlich, die Finanzen befanden sich in der kläglichsten Lage, und zu alledem kam noch, daß die Indianer die Gränzlande auf eine entsetzliche Weise fort und fort plünderten und verheerten. Die Demoralisation war allgemein, Californien, Neu-Mexico und das Land zwischen dem Nueces und Rio Grande waren eben erst verloren gegangen; jetzt hieß es der alte Ränkeschmied Santa Anna wolle in Acalpulco landen, ein Mönch predige Anschluß an die Vereinigten Staaten und Nieder-Californien sei von einer Bande amerikanischer Freibeuter besetzt worden.

Am bedenklichsten waren die Feindseligkeiten der Indianer in den Staaten Chihuahua, Neu Leon, Durango und Zacatecas. Diese wilden Stämme sind die Apasches und Kamantsches, über welche wir im Westlande schon mehrfach Mittheilungen gemacht haben. Mit denselben verband sich eine Schaar amerikanischer Räuber, deren Hauptleute Leman und White, gewissermaßen

Methode in die Raub- und Mordzüge der Indianer brachten. Sie verheerten die Lande im Norden; im Westen schalten ebenfalls die verschiedenen Indianerstämme nach Wohlgefallen, so daß nur die atlantischen Staaten und jene in der Mitte von Raubzügen der Indianer verschont bleiben. Im Jahre 1851 und 1852 ist keine Woche vergangen, in welcher nicht Nachrichten von Missethaten der Indianer eingelaufen wären. An Aussöhnung ist nicht zu denken, da die Mexikaner zu ihrer Feigheit noch die schamloseste Treulosigkeit hinzufügen. Die den Verheerungen preisgegebenen Staaten wandten sich wie schon seit Jahren auch jetzt wieder vergeblich an die Bundesregierung in Mexico; sie konnte nicht helfen, wenn sie auch gewollt hätte; es fehlte ihr an Geld und an Soldaten. Unter diesen Umständen erinnerte Präsident Arista das Washingtoner Cabinet an den elften Artikel des Friedensvertrages von Guadalupe Hidalgo, dem gemäß Nord-Amerika die Verpflichtung übernommen habe, die nördlichen Gränzen Mexicos gegen Einfälle der Indianerhorden zu sichern. Allein die Vereinigten Staaten haben sich nicht beeilt ihren Verpflichtungen nachzukommen, weil es in ihrem Interesse liegt, den mexicanischen Staatenbund zu sprengen, und eben jene Grenzstaaten mindestens in ein abhängiges Schutzverhältniß zu bringen.

Auch im Süden, in Yucatan, sind die Indianer mit den Weißen in einem Kampfe, der mit einigen Unterbrechungen schon seit 1847 dauert. Diese schöne Halbinsel, auf welcher der Reisende Stephens im Laufe eines einzigen Jahres nicht weniger als vier und vierzig altindianische Ruinenstädte entdeckte, die zu den wunderbarsten Räthseln gehören, bildet zwischen den Buchten von Campeche und Honduras zwei Staaten, Tabasco und Yucatan. An der Hondurasbay hat England seit 1784 festen Fuß gefaßt, und dort zum Betrieb des Handels mit Mahagonyholz die Kolonie Balize gegründet. Später scheint in Großbritannien der Plan gereift zu sein, unter günstigen Umständen die durch Produktenreichthum und Weltlage so wichtige Halbinsel wenn nicht selbst zu erwerben, doch unter englischen Schutz zu bringen, der so viel als völlige Abhängigkeit bedeuten würde. Als 1840 Tabasco und Yucatan den Versuch machten, sich vom mexicanischen Staatenbunde zu trennen, leistete England ihnen insgeheim Vorschub und seitdem hat es, einen andern Operationsplan befolgend, nicht aufgehört die Indianer gegen die Weißen in Harnisch zu bringen. Die eingebornen Yukateken, die rothen Männer, sind an Zahl den Weißen und deren Mischlingen bei Weitem überlegen; diese Nachkommen der Mayas, welche noch die Sprache ihrer Väter reden, haben sich überhaupt dem Joche der Spanier immer nur widerwillig gefügt; und auch seit der Unabhängigkeit Mexico's als sie wenigstens auf dem Papier gleiche Rechte mit den Weißen erhielten, sind sie diesen widerwillig geblieben. Im Jahre 1847 diente ein an sich ganz unerheblicher Umstand ihnen zum Vorwand, um die Waffen zu ergreifen. Der Indianer zahlt nämlich doppelt so viel an Beerdigungs- und Taufgeld an den Pfar-

rer als der Weiße. Und deshalb erhoben sie sich gegen die „Tyrannei“ der Weißen, und stürmten zunächst gegen Kirchen und Pfarrer, eine Erscheinung die sich auch daraus erklärt, daß noch viel vom alten Heidenthum unter halbchristlichen Formeln sich erhalten hat. Wer Stephens Werke über Yucatan, Chiapas und Guatemala und Squiers Werk über Nicaragua gelesen hat, wird über diese Thatsache nicht in Zweifel sein. Diesen aufständischen Yucateken gingen die englischen Behörden in Balize hülfreich an die Hand, indem sie ihnen Waffen und Pulver abließen und auch anderweitig guten Rath ertheilten, wie das aus den aufgefangenen Briefen sich deutlich ergeben hat. Aber auch Nord-Amerika hat Absichten auf jene Halbinsel, und sie wird vielleicht einst einen weitern Streitpunkt mit England abgeben. Uebrigens sind die Yucateken Ackerbauer, nicht etwa umherschweifende Horden wie die Apasches und Kamantsches.

Ueberall in Mexico ist die Lage der Indianer eine falsche, und sie haben in mancher Hinsicht allerdings über die Tyrannei der Weißen oder derer die sich für Weiße ausgeben, zu klagen. Für alle jene welche auf den großen Landgütern, den Haciendas, arbeiten, haben die Verhältnisse ganz besonders seit der Unabhängigkeitserklärung sich verschlimmert; selbst zur Zeit der Spanier waren sie weniger gedrückt, und die alte spanische Gesetzgebung suchte sie nach Kräften zu schützen und zu schirmen. Sie standen zunächst unter ihren Kaziken und genossen eine gewisse Gemeindefreiheit. Sie mußten zwar, gleichviel ob gern oder ungern, katholisch sein; aber von willkürlichen Abgaben, mit denen man sie seit 30 Jahren quält, wußten sie nichts. Angeblich so frei wie die Weißen, sind sie doch argem Druck von Seiten der Gutsbesitzer unterworfen. Nachdem sie den Weißen die Unabhängigkeit hatten erkämpfen helfen, stellte man sie scheinbar diesen gleich, wie schon bemerkt ward; in der Praxis stellt sich aber die Sache anders. So gestattet zum Beispiel ein besonderes Gesetz dem Gutsbesitzer, daß er jeden ihm irgend verschuldeten Indianer als Zwangsarbeiter auf seinem Gute zurückhalten kann. Da er nun zugleich Grundbesitzer und Verkäufer aller derjenigen Dinge ist, welche der Indianer benöthigt, und da ferner diesem verboten wird seine Bedürfnisse anderswo zu kaufen, so sorgt der Hacendero schon dafür, daß der Indianer ihm verschuldet bleibe und ihm solchergestalt leibeigen werde. Diese Sünde wird sich rächen, und es mag wohl die Zeit kommen, da die Indianer in andern Staaten dem Beispiele ihrer Stammverwandten in Yucatan folgen. Ohnehin sind sie, wie bemerkt, zum großen Theil nur Scheinchristen, und in den Processionen würden sie keinen weißen Christus, keine weiße Mutter Gottes dulden; die Bilder oder Puppen bei den kirchlichen Aufzügen müssen indianische Hautfarbe haben, und die Geistlichkeit hat auch anderweitig dem Bedarf genügt, indem sie für rothhäutige Heilige und Heiligenbilder sorgte. Und doch hat der Indianer nicht vergessen wer es war, der seine Tempel zerstörte, seine Götzenbilder zertrümmerte, seine Priester mordete. Die alten Traditionen des heidnischen Cultus sind freilich

vergessen, nicht aber die heidnischen Gebräuche, die neben katholischem Kirchendienste fortbestehen. Fast bei allen Stämmen hat sich neben dem öffentlichen Gottesdienste ein geheimer einheimischer Ritus erhalten, man weihet den Neugeborenen dem Nagual *) oder dem Schutzgeiste des Geburtstages, ehe das Kind zur christlichen Taufe in die Kirche gebracht wird. In der Nähe von Tehuantepec feiern die Huabes alljährlich im geheimnißvollen Dunkel der Nacht, unter Opfern und Tänzen das Fest der Nachtgleiche nach der Altvorderen heiligem Brauch. In Chiapas und Yucatan werden alljährlich an bestimmten Tagen im dichtesten Walde mimische Spiele gehalten, die religiöse Beziehungen haben. Zu solchen Feierlichkeiten wird kein Weißer, überhaupt kein Uneingeweihter zugelassen; nur aus der Ferne vernimmt man das tönende Taukul, eine aus hohlem Holze verfertigte Trommel. Und nicht selten findet man unter dem christlichen Altar heidnische Götzenbilder versteckt. Der Pfarrer hat keine Macht öffentliche Tänze, welche heidnische Beziehungen haben und für eine Art historischer Dramen gelten können, zu verhindern. Man mag aus allen diesen Thatsachen über die moralische, religiöse und politische Lage der Indianer sich selber die Folgerungen ableiten. Aus unvermischtem indianischem Blute sind nicht viele Männer von Bedeutung hervorgegangen; wir erwähnen indessen der Generale Almonte und Avalos und des Licentiaten Don Faustino Galicia, der am Collegium San Gregorio zu Mexico die Stelle eines Professors der Jurisprudenz und der aztekischen Sprache bekleidet.

An Wetterzeichen für das was einmal von Seiten der Indianer in Mexico kommen wird, hat es auch außer Yucatan nicht gefehlt. Hier nur einige Beispiele. Als die Nordamerikaner in Mexico eindrangen erhoben sich die Indianer von Xuchitepú, im Bezirk Cuernavaca, und ermordeten eine beträchtliche Anzahl weißer Leute. Im Jahre 1850 bemächtigte sich ein Zapoteca-Indianer, Melindez, an der Spitze einer Schaar rother Männer, mehrerer Dörfer, nahm darauf die Stadt Tehuantepec mit Sturm, bedrohte Oaxáca, und leistete ein Vierteljahr lang den Streitkräften welche der Staat Oaxáca und die Bundesregierung gegen ihn ausgeschickt hatten, Widerstand. Endlich mußte er ins Gebirge flüchten, erschien aber 1851 wieder im Felde, als eben die Kammern in der Hauptstadt Mexico über den Tehuantepecvertrag und die Ansprüche der Amerikaner auf den Bau einer Eisenbahn in Erwägung zogen. Melindez nahm Partei für die Nord-Amerikaner. Im Mai 1851 erhoben sich dreihundert Eingeborene von Chalco, im Gebiete der Bundesstadt selbst, sodann die Indianer von Ameca im Staate Puebla, und jene auf dem großen Landgute San Gabriel bei Cuernavaca. Man sandte Truppen gegen sie, aber die Soldaten waren auch Indianer, und man mußte den Rebellen Amnestie ertheilen. Die mexikanischen Blätter sagten damals, es stecke in alle dem Socialismus. Wenn das

*) Siehe über den Nagualismus, die Briefe Brasseur de Bourbourgs im Westlande, Band II.

der Fall ist, so war er auf jeden Fall sehr urwüchsig; die deutschen oder französischen Theorien tragen wenigstens keine Schuld daran.

Man muß wohl erwägen, daß die Zahl der Weißen, d. h. der wirklich unvermischten, im ganzen mexicanischen Gebiete, gewiß nicht 800,000 Seelen übersteigt; wenn das Annuaire des deux Mondes zwei Millionen annimmt, so ist reichlich die Hälfte dieser Ziffer von gemischtem Blute. Wir meinen daß man für die Indianer, reine und nur wenig vermischte, mit Zuverlässigkeit fünf bis sechs Millionen Seelen annehmen kann. Eine genaue Zählung für das ganze Land ist gar nicht vorhanden. Wohl aber weiß man mit Bestimmtheit, daß von den etwa zweimalhunderttausend Einwohnern der Hauptstadt Mexico nicht mehr als ein Zwanzigstel ächteuropäischen Ursprungs ist; das Uebrige besteht aus reinen Indianern, Mestizen und Leperos. Wenn einmal die indianische Landbevölkerung sich erheben und in die Hauptstadt Mexico ziehen sollte, so wie es vor zehn Jahren in Guatemala der Fall war, dann würde sich zeigen, wie furchtbar dieses scheinbar todte indianische Element ist.

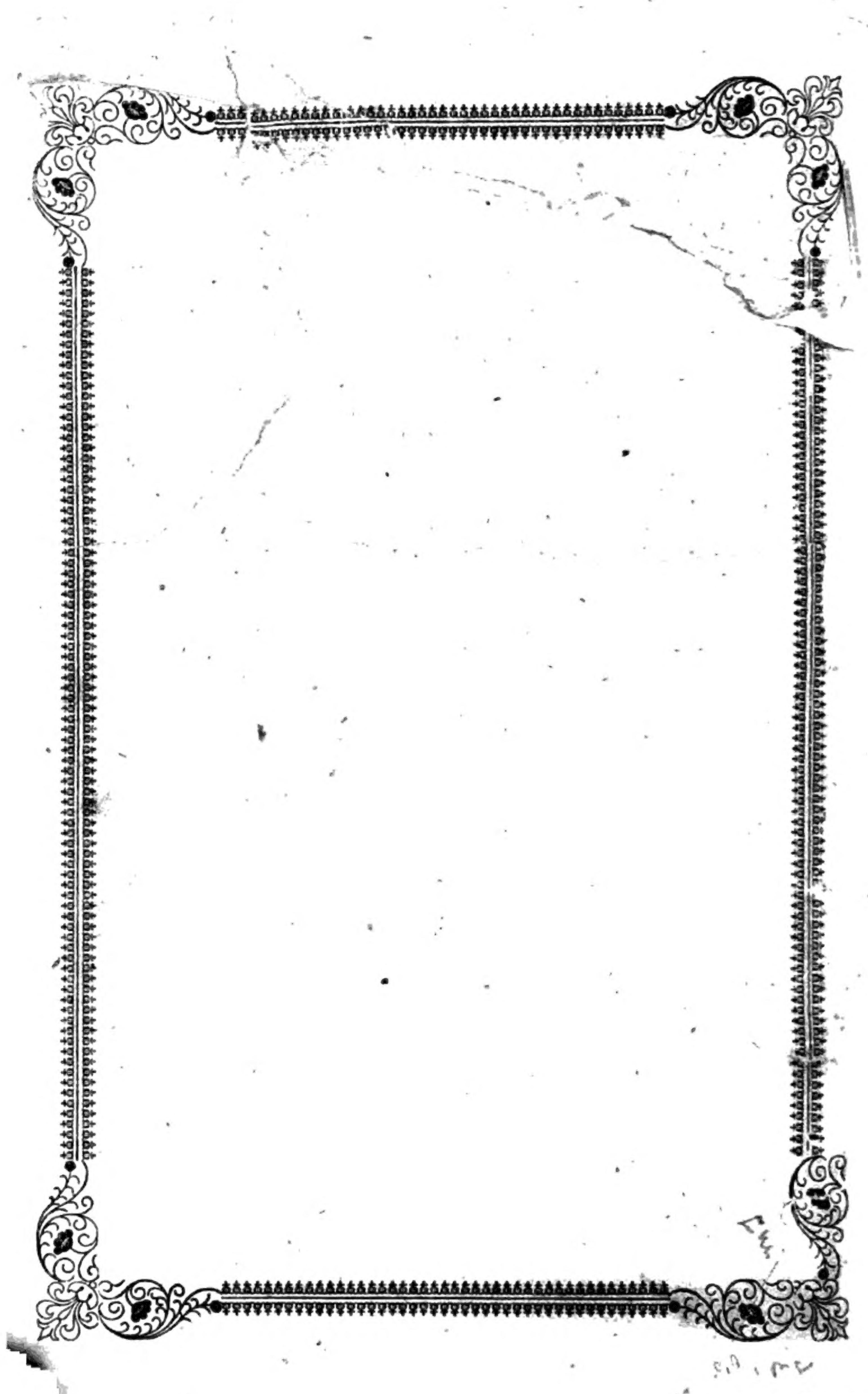
Während die mexicanische Regierung mit den Indianern alle Hände voll zu thun hatte, war sie 1851 am Rio del Norte gleichfalls von einer großen Gefahr bedroht. Dort an der amerikanischen Gränze brach im September ein Aufstand aus, an dessen Spitze ein sogenannter Guerillahäuptling, Carvajal, sich stellte. Seit langer Zeit ist es auch an dieser Gränze nicht geheuer, und die mexicanische Regierung muß immer besorgen, daß sich über kurz oder lang dieselben Erscheinungen wie in Texas einmal wiederholen. Schon oft kam in jenen Gegenden der Gedanke aufs Tapet aus den nördlichen Staaten eine unabhängige Republik zu bilden, und vor etwa acht Jahren soll auch der gegenwärtige Präsident Arista einem solchen Plane nicht im Mindesten abgeneigt gewesen sein. Nachdem die Amerikaner am untern Rio Grande einmal festen Fuß gefaßt hatten, fanden sich dort eine Menge von Abenteurern zusammen, die seit den Kämpfen in Texas und den Kriegen in Mexico mehr oder weniger verwildert waren, und in jener Gegend den Schleichhandel im Großen trieben. Nun traf es sich daß die Kaufleute eben zu jener Zeit sehr erbittert wegen der hohen Eingangszölle, über Finanzplackereien von Seiten der Regierung Klagen zu führen hatten. In Mexico finden sich überall Säbelträger die für ein gut Stück Geld eine Revolution machen, und so geschah es auch am Rio Grande. Carvajal hatte neben seinen mexicanischen Soldaten auch Abenteurer aus den Vereinigten Staaten unter der Fahne, marschirte mit ihnen auf Camargo los und nahm die Stadt. Bald nachher fielen auch Mier und Reynosa in seine Gewalt, während der General Avalos mit den Regierungstruppen in Matamoros stand. Aber diese, kaum dreihundert Mann stark, bildeten nur ein schwaches Häuflein, und auf Verstärkung war vorerst nicht zu rechnen. Ein Versuch die Bewohner von Matamoros zu wirksamer Beihülfe zu vermögen, blieb ohne Erfolg. Und wo man in der Hauptstadt die erste Kunde von allen diesen Vorgängen erhielt, als

hatte Carvajal in den Staaten Neu Leon und Tamaulipas schon große Fortschritte gemacht. Die Kammern in Mexico beriethen hin und her ohne doch etwas zu schaffen; nun fand ein Ministerwechsel statt und Ramirez übernahm die auswärtigen Angelegenheiten. Endlich erhielten die in Vera Cruz und Tampico liegenden Truppen Befehl gegen die Aufständischen zu marschiren; General Canales sollte alles aufbieten sie zu zerstreuen. Um dieselbe Zeit hatte der Präsident der Vereinigten Staaten einen Befehl erlassen, demgemäß kein Bürger der Vereinigten Staaten sich den mexicanischen Rebellen anschließen dürfe; die Abenteurer kehrten sich aber nicht daran, selbst von der Armee der Vereinigten Staaten rissen manche aus und machten mit Carvajal gemeinschaftliche Sache, der dann im November vor Matamoros stand, aber von Avalos mit Verlust zurückgeschlagen wurde. Diesem kam General Uraga mit fünfhundert Mann zu Hülfe, und Carvajal mußte am Ende über den Rio Grande flüchten. Seit dem Frühjahr 1852 hörte man von dem General Carvajal nichts mehr; er ist verschwunden; wahrscheinlich will er den Ertrag seiner Beute nun in Ruhe genießen. Die ganze Geschichte war eigentlich eine Schleichhandel-Insurrection. Matamoros nämlich ist eine Art von Stapel-Platz über welchen am untern Rio Grande fremde Waaren ins Innere von Mexico gehen, namentlich nach den Staaten Durango und Zacatecas. Waren die Schleichhändler, was hier so viel bedeutet wie die amerikanischen Kaufleute und deren Helfershelfer, auch nur kurze Zeit im Besitze jener Stadt, so konnten sie ungeheure Massen von Waaren, die längst zu solchem Behufe bereit lagen, nach Mexico werfen, ohne Zoll zu erlegen. General Avalos begriff worauf es eigentlich abgesehen war, und wagte einen kühnen Schritt um der Contrebande das Spiel zu verderben. Er veröffentlichte auf eigene Faust für Matamoros einen besondern Zolltarif, der niedrige Sätze aufstellte. Begreiflicherweise herrschte nun in Matamoros eine große Handelsthätigkeit, durch welche andere Einfuhrplätze sich benachtheiligt sahen; diese führten in Mexico beim Congreß Beschwerde und die Verwirrung wurde immer größer. Am Ende stellte die Regierung die alten Einfuhrzölle wieder her; aber der Schleichhandel geht am Rio Grande seinen alten Gang, und ganze Banden amerikanischer Schmuggler treiben nach wie vor am Rio Grande ihr Unwesen. Sehr bezeichnend für die Lage der Dinge ist eine Note welche die mexicanische Regierung unterm 20. December 1851 an die amerikanische erließ. Sie sagt darin ganz richtig: einerseits werde Mexico von seinen zahlreichen Gläubigern bedrängt, andererseits verkürze man ihm seine Einkünfte durch Unternehmungen wie man sie am Rio Grande erlebe. Unter solchen Umständen könne Mexico gar nicht leben.

Im nächsten Hefte setzen wir diese Betrachtungen über Mexico fort.

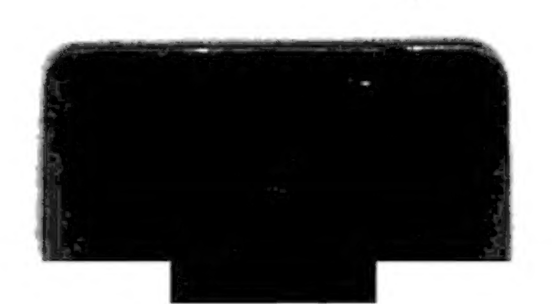
Druck von C. Schünemann in Bremen.

Digitized by Google



Digitized by Google

DEC 1 0 1937



Digitized by Google

Digitized by Google